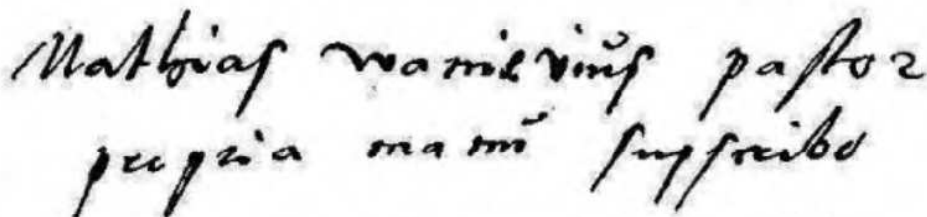


Vortwort.

„Die Geschichte der Familie Wannow (Wannovius)“ ist deutlich in zwei Abschnitte zu scheiden, worauf schon der Titel des Buches hindeutet.

Der eine behandelt das altpreussische Pfarrergeschlecht Wannovius, dessen erster Vertreter, unser Ahnherr Mathias Wannovius, von 1547—1589 Pfarrer in Sorquitten war, und im Jahre 1579 mit seinem Sohne, dem Diakonus Michael Wannovius zu Riesenburg die Konkordienformel unterschrieben hat.



Handwritten signature in cursive script: "Mathias wannovius pastor" on the first line and "pugia manu scripto" on the second line.

Unterschrift des Mathias Wannovius unter der Konkordienformel
im Staatsarchiv zu Königsberg.



Handwritten signature in cursive script: "Michael Wannovius".

Unterschrift des Michael Wannovius unter der Konkordienformel
im Staatsarchiv zu Königsberg.

Der zweite Abschnitt dieser Familiengeschichte behandelt die westpreussische Besitzerfamilie Wannow, die sich von der Stammfamilie Wannovius abgezweigt hat. Und zwar stammen die Wannows ab von dem Pfarrer Andreas Wannovius in Czuchen, einem der vier Söhne des Mathias Wannovius aus Sorquitten, die gleich dem Vater Pfarrer geworden sind. Ein Sohn des Andreas Wannovius nämlich, der am 19. Januar 1627 zu Czuchen geborene Schneidergeselle Christian Wannovius, hat sich

gegen 1650 in der Danziger Weichselniederung, und zwar in Liegenort, niedergelassen und ist der Stammvater der Wannows geworden, die sich allmählich über die Weichselniederung ausgebreitet haben. In Liegenort steht noch die 1700 von Christians Sohn Gottfried Wannow errichtete Windmühle, ein selbst für heutige Begriffe noch stattliches Bauwerk, mit ihrer interessanten Inschrift. Wahrscheinlich ist diese Mühle das älteste heute noch stehende Bauwerk der Familie Wannow.

Während die Zweigfamilie Wannow im Danziger Gebiet saß, blieb die Stammfamilie Wannovius in Ostpreußen. Ihre heute lebenden Mitglieder stammen im Mannesstamm wohl meist ab von dem Pfarrer Johann Wannovius zu Sturlack (* Lyck 1595, † 1676) und zwar von dessen Enkel, dem Pfarrer Johann Christoph Wannovius zu Arns (* 1684, † 1767), dessen Bildnis in der Kirche zu Arns hängt.

Schon diese kurzen Nachrichten ergeben, daß die Geschichte unserer Familie nicht alltäglich ist. Dabei denke ich weniger an die Tatsache, daß, — vom Hochadel abgesehen —, es nur wenige Familien gibt, die ihre Ahnen urkundlich lückenlos bis in das 16. Jahrhundert nachweisen können¹⁾. Viel denkwürdiger und seltener ist der Umstand, daß ein und dieselbe Familie durch Jahrhunderte als ein Pfarrergeschlecht, das im Ganzen dem Preußenlande 23 Pfarrer geliefert hat, eine gewisse Berühmtheit erlangt und andererseits in Gestalt der Zweigfamilie Wannow in anderer Gegend und Umgebung und unter ganz anderen Umständen und Verhältnissen, ohne irgend welchen Zusammenhang mit der alten Stellung der Familie, es auf neuer Grundlage zu neuem Ansehen und Gelten gebracht hat. Aus dieser besonderen Eigenheit unserer Familiengeschichte schöpfe ich die Hoffnung, daß nicht nur die Träger und Trägerinnen unseres Namens, zu denen ich auch diejenigen Frauen rechne, die den Namen nur noch als Geburtsnamen führen, an dieser Familiengeschichte Interesse nehmen werden, sondern daß sie auch interessant sein wird den vielen anderen Familien, die Wannowsches Blut in sich tragen. Geht man zurück bis auf Christian Wannow, so wird ihr Kreis wohl beinahe alle alten Werderfamilien umfassen. Ich benenne unter den Familien, in denen Wannowsches Blut fließt, ohne auch nur

¹⁾ Daß der Pfarrer Andreas Wannovius zu Czuchen ein Sohn des Pfarrers Mathias Wannovius aus Sorquitten war, wird an verschiedenen Stellen historisch berichtet. Hierüber berichte ich in den Lebensläufen dieser Beiden. Daß Christian Wannovius ein Sohn des Andreas Wannovius war, und sein Geburtsdatum ergibt sein Geburtsbrief und das Kirchenbuch Liegenort. Im übrigen ist die Nachkommenschaft durch Kirchenbücher bewiesen.

annähernd vollständig sein zu wollen und zu können, die Familien: Philipsen, Wessel, Stande, Litzemann, Störmer, Mix, Randt, Hoffmann, Hegn, Kleinau, Hannemann, Wunderlich, Prohl, Mierau, Friedrich, Gnonde, Glodde, Klemptner, Sellke, Ring, Doerksen, Nieß, Doering, Ziehm, Nickel, Bulcke, Thiel, Hinz, Wiebe, Claassen, Kesse.

Man braucht aber gar nicht bis auf Christian Wannow (1627—1682) zurückgehen; der Kreis unserer Blutsverwandten ist schon sehr groß, wenn man auch nur einbezieht die Nachkommen meines Großvaters, des Hofbesizers Andreas Wannow in Gütlland (1783—1852) und seines Bruders, des Hofbesizers Salomon Wannow in Fischerbabe (1786—1839). Um diesen engeren und doch schon recht großen Kreis anschaulich und weiteren Kreisen kenntlich zu machen, benenne ich nur einige aus Wannowschem Blut hervorgegangene Stammütter anderer Familien, so daß eine jedem Einheimischen sichtbare Brücke zwischen diesen uns blutsverwandten Familien und der Familie Wannow geschlagen wird.

Was die Abkömmlinge des Salomon Gottfried Wannow angeht, so erwähne ich nur drei seiner Enkelinnen, nämlich

Maria Claassen, geb. Wannow, Ehefrau des Richard Claassen,

Adèle Thiel, geb. Wannow, und

Auguste Hinz, geb. Glodde,

welche sämtlich viele Nachkommen haben.

Unter den Nachkommen meines Großvaters Andreas Wannow aus seiner Ehe mit seiner ersten Gattin Luise Renate, geb. Kraehing, verw. Stande, benenne ich seine Töchter:

Luise Charlotte Nieß, geb. Wannow, zu Damerau, und

Laura Sophie Doering, geb. Wannow, zu Klein-Lichtenau,

sowie seine Enkelinnen:

Ida Ziehm, geb. Nieß, zu Damerau,

Emma Ziehm, geb. Nieß, zu Adlig-Liebenau,

Mathilde Ziehm, geb. Nieß, zu Adlig-Liebenau, und

Laura Johst, geb. Doering, zu Bahrendt.

Mit diesen Namen ist die Brücke geschlagen zwischen Andreas Wannow und den meisten Abkömmlingen seiner Töchter erster Ehe.

Unter den Nachkommen meines Großvaters Andreas Wannow aus seiner zweiten Ehe mit Friederike Wilhelmine Neumann benenne ich seine Töchter

Friederike Bahrendt, geb. Wannow, zu Kohling, und

Mathilde Philipsen, geb. Wannow, zu Barlewitz,

sowie seine Enkelinnen

Therese Wessel, geb. Wannow, zu Groß-Zünder,
 Frau Reichshauptmann Toni Doerksen, geb. Wannow, zu Groß-
 Zünder,
 Frau Sanitätsrat Therese Wessel, geb. Wannow († 1914),
 Frau Pfarrer Elisabeth Collin, geb. Wannow,
 Frau Oberst Jenny Falck, geb. Wannow,
 Helene Wunderlich, geb. Wannow († 1903),
 Anna Hardt, geb. Philipsen, und
 Selma Witt, geb. Philipsen,

wельch letztere mit dem Reichstagsabgeordneten Karl Witt zu Klein-
 Nebrau verheiratet war. Mag die Auswahl dieser Namen nach Würdig-
 keit nicht richtig getroffen sein, sie reichen auf jeden Fall aus, und auch
 dies war der Zweck, jedem Blutsverwandten der Familie Wannow, der
 von Andreas Wannow oder von Salomon Gottfried Wannow abstammt,
 und jedem Familientkundigen überhaupt den Anschluß der blutsver-
 wandten Familien an den Stamm dieser beiden Brüder Wannow zu zeigen.

Der oben genannte Christian Wannovius (Wannow) war der erste
 Besitzer in der Weichselniederung, der den Namen Wannow führte.
 Während seine Vorfahren sich „Wannowicz“ oder „Wannovius“ nannten,
 bildete sich der Familienname bei Christian und seinen Nachkommen
 in die Form „Wannow“ um; und zwar wurde der Name „Wannoff“
 ausgesprochen, übrigens bis zum Ende des 18. Jahrhunderts auch in
 Kirchen- und Amtsbüchern oft so und noch häufiger „Wannhoff“ ge-
 schrieben. Allmählich bekam die Namensform „Wannow“ die Ober-
 hand und ist in der Besitzerfamilie Wannow üblich. Die Namens-
 aussprache war und blieb bis in die neueste Zeit
 „Wannoff“. Erst in den letzten Jahrzehnten hat sich die Aussprache
 „Wanno“ herausgebildet; leider haben sich die Meisten von uns diese
 Namensausprache aufreden lassen und sprechen nun selber ihren Namen
 so aus. Beiläufig gesagt, sind auch die schönen, alten, in der Familie
 hergebrachten Vornamen, wie Mathias, Andreas, Christian, Gottfried,
 Erdmann, Hilger, Salomon Gottfried und Johann Gottlieb, außer
 Gebrauch gekommen und haben modischen Vornamen Platz gemacht.
 Achtung der Vorfahren und Familienstolz machen die Wiederaufnahme
 der richtigen Aussprache unseres Familiennamens „Wannoff“ und die
 Verwendung der alten Vornamen, wie das in anderen alten Familien
 herkömmlich ist, zur Ehrenpflicht.

Man könnte auch die Frage aufwerfen, ob nicht der Name „Wanno-
 vius“ allgemein wieder aufzunehmen wäre; doch haben unsere Vor-
 fahren Wannow seit der Mitte des 17. Jahrhunderts in harter und land-

schaffender Tätigkeit, die in dem steten Kampf mit dem Weichselstrom beruhte, unseren Familiennamen in der von ihnen geführten Namensform zu Ansehen und Ehren gebracht. Es wäre Undank, wenn wir diesen Namen abändern möchten. Wird aber einmal ein Wannow Pfarrer, so mag er wie durch diese Berufswahl auch dadurch an die Überlieferung des alten Pfarrergeschlechts Wannovius anknüpfen, daß er den Namen „Wannovius“ wieder aufnimmt. Diesen Wunsch sprach mir der Baudirektor Johann Wannovius, ein Sohn des Pfarrers Constantin Wannovius aus Puzig, aus, mit dem leider eine Linie des alten Pfarrergeschlechts Wannovius aussterben wird. Übrigens gab es früher in Königsberg ein von einem Rechnungsrat Wannovius gestiftetes Stipendium für Studierende der Theologie, das in erster Linie der Familie Wannovius zugute kommen sollte. Leider ist dies Stipendium durch die Geldentwertung zerronnen.

Unserer Stammfamilie Wannovius wünsche ich, daß sie den alten Glanz des Pfarrergeschlechts Wannovius erneuern und wiederum die Kanzeln des Preußenlandes mit Pfarrern versorgen möge. Daß ich nichts dagegen einzuwenden hätte, wenn die Zweigfamilie Wannow dabei aushelfen würde, möchte ich nochmals unterstreichen. Den Wannows aber kann ich nichts Besseres wünschen, als daß sie wiederum bodenständig werden, wie es seit vier Jahrhunderten ihre Vorfahren gewesen sind bis zu der Zeit unserer Väter. Ihre Bodenständigkeit und der scheinbar unlösliche Zusammenhang des Namens Wannow mit dem Grund und Boden der Heimat sind es, die der Familie zu Ansehen verholfen haben. Noch mein Großvater Andreas Wannow und seine drei Söhne wären undenkbar gewesen ohne Grundbesitz und ohne das Lebensziel, ihre Söhne auf Grundbesitz anzusehen. Das ist leider anders geworden. Die Familie hat sich in den letzten Jahrzehnten vom Grund und Boden zu lösen begonnen. Wenn wir Wannows uns nicht wiederum allmählich mit dem Grund und Boden derart verbinden, daß Grund und Boden nicht ohne uns und wir nicht ohne Grund und Boden gedacht werden können, so wird unsere Familie sich künftig von beliebigen anderen Familien nur durch den selteneren Namen unterscheiden. Heute ist das Gott sei Dank noch anders. Das aber ist nicht unser Verdienst, sondern ausschließlich das Verdienst unserer Vorfahren, die mit breiten Beinen fest auf der Scholle standen. Freilich werden viele von uns wieder klein anfangen müssen. Aber das schadet nichts. Gerade eine Zeit wie die jetzige, ist dem zielbewußten und zugreifenden Manne förderlich. Unser Vorfahr Christian Wannow, der erste Besitzer Wannow im Danziger Gebiet, hat sich vom Schneidergesellen emporgearbeitet zu einem großen

Hofbesitzer, und vier Generationen später hat mein Großvater Andreas Wannow mit einem kleinen Besitz von fünf Hufen begonnen, der dazu noch durch fünf Stiefkinder und deren köllmische Hälfte belastet war, und hernach hinterlassen einen schuldenfreien Besitz von 25 Hufen, wenn man seinem Güttländer Besitz seine Besitzungen in Wedhornstampe und Schiemenhorst hinzurechnet.

Zum Schluß sage ich denen Dank, die mich bei diesem Buche durch Mitarbeit, Auskünfte und Geld unterstützt haben. Wenn ich meinerseits als Verfasser Dank beanspruchen kann, so bitte ich, diesen Dank durch Betätigung starken Familiensinns abzutragen. Im Allgemeinen stand es damit bisher gut in unserer Familie, und es war nicht zum Schaden ihres Ansehens. In dem Gedanken eines festen Verbandes zwischen allen Gliedern unserer Familie, den alten und den jungen, den gegenwärtigen, vergangenen und zukünftigen, rufe ich:

Die Familie Wannow
vivat! crescat! floreat.
9. 1. 1. 1927. Wannow

Erklärung der Zeichen und Abkürzungen im Text und auf den Stammtafeln: * = geboren, † = getauft, ‡ = gestorben, † = begraben, × = vermählt, u. s. G. = und seine Gemahlin, T. d. = Tochter des.

I. Einleitung.

Tagebuch des Andreas Wannow.

Mein Großvater, der Hofbesitzer Andreas Wannow zu Gütlland (* 1783, † 1852), schrieb im Alter von 16 Jahren, als sein Vater, der Hofbesitzer Johann Gottlieb Wannow zu Wedhornstampe, gestorben war, also in sein Tagebuch:

„Anno 1797 d. 21^{ten} Maerz Uhr 12 auf Mittag ist mein Vater Joh. Gottlieb Wannow gestorben. Er ward gebohren im Jahr 1736 d. 21^{ten} October. Sein Vater war der wohllehrbare Erdmann Wannow Bürger und Kaufmann in Danzig wie auch Mitnachbar und Eigenthümer des Mittel- und Rabenwerders oder Haus Kampe. Die Mutter war die Frau Elisabeth Renata gebohrene Hartschin.

Der Groß-Vater väterlicher Seite ist gewesen Gottfried Wannow Mit-Nachbar und Eigenthümer des Mittel- u. Raben-Werders oder Haus Kampe, die Groß-Mutter selbiger Seite ist gewesen die Frau Dorothea gebohrene Wittkeman. Der Groß-Vater mütterlicher Seite ist gewesen Salomon Hartsch, Prediger der Gemeinde zu Liegenort, die Groß-Mutter selbiger Seite ist gewesen die Frau Ursula Elisabeth gebohrene von Scholl.“

Ernst und nachdenklich fügt er hinzu:

„Aus diesem Geblütze war mein Vater.“

Ich nehme aber an, daß Andreas Wannow noch weitere Vorfahren gekannt hat; denn unter seinen nachgelassenen Papieren, von denen leider viele verbrannt und die übrigen schlecht verwahrt und hernach von unkundiger Hand gesichtet sind, befindet sich der Geburtsbrief des Schneidergesellen Christian Wannovius aus Czynchen, in welchem Christian als Sohn des Pfarrers Andreas Wannovius aus Czynchen ausgewiesen wird. Christian aber ist kein anderer als der Vater des in dem Tagebuch meines Großvaters vermerkten Gottfried Wannow. Diese Tatsache wird mein Großvater gekannt haben und nur deshalb nicht im

Tagebuch erwähnt haben, weil er nur bis auf die Großeltern seines Vaters zurückgehen wollte.

Einmalige Kenntnis, spätere Unkenntnis in der Familiengeschichte.

Im bedauerlichen Gegensatz zu der ausführlichen Kenntnis, die mein Großvater Andreas Wannow in der Geschichte der Familie Wannow besaß, steht die außerordentlich beschränkte Kenntnis, die wir selber über unsere Vorfahren hatten. Zwar waren wir alle von jeher sehr stolz auf den Namen Wannow und rühmten uns, eine alte Familie zu sein, wurden auch allgemein als solche angesprochen. Hätte man uns aber nach wirklichen Tatsachen gefragt, so hätten wir nicht mehr erzählen können, als daß mein Großvater der Sohn des Hofbesizers Johann Gottlieb Wannow aus Wedhornstampe war, und daß unsere weiteren Vorfahren längere Zeit in jenen Gegenden gewohnt hatten. Außerdem hätten wir nur berichtet, was Einer dem Andern nachsprach, daß nämlich die Familie aus Russisch-Polen eingewandert und vormals adelig gewesen sei. Die Unkenntnis in positiven Tatsachen war um so erstaunlicher, als doch der Geburtsbrief Christians und das Tagebuch meines Großvaters existierten. Diese wichtigen Urkunden bekam ich erst zu Gesicht, als in der Familie bekannt wurde, daß ich eine Familiengeschichte schreiben wollte. Bis dahin lagen sie unbeachtet irgendwo herum.

Geburtsbrief des Christian Wannovius.

Der Geburtsbrief Christians hat folgenden Inhalt:

„Vor allen und jedermannlichen, wes Würden oder Standes sie sein, insonderheit aber denen, so hieran gelegen und solches zu wissen von nöten, tun kund Wir Bürgermeister und Rathmannen der Churfürstlichen Stadt Marggrabowa, im Herzogtum Preußen und Amte Oletzky, nach Vorerbietung unserer freundwilligen Dienste einem jedern nach Hoheit und Standes Gebühr, daß vor uns in vollkommener Ratsversammlung erschienen die ehrenfesten und weisen Herren Richter und Schöppen eines gehegten Dinges dieser Stadt aus ihren Gerichtsbüchern vorbringende, wie daß vor ihnen gestanden der ehrwürdige und wohlgelahrte Herr Christianus Wannovius, dieser Zeit Pfarrer zu Ariz im Rheinischen Amt, Herr Johann Wirszbinszki der Elter, churfürstlicher Durchlaucht wohlbestallter Landschöppenmeister im Amte Oletzky, zu Babken sachhaft, und Andreas Ossa, Landrämer im Czichenschen Kirchspiel, alle glaubwürdige zeugbare Männer, welche ver-

möge ihren Eiden mit entblößten Hauptern, aufgehobenen Armen und ausgereckten Fingern vornehmlich und deutlich gezeuget, zu Gott dem Allmächtigen geschworen und wahrgemachet, so wie recht ist, daß ihnen allen und einem jedern insonderheit gar wol bewußt und wahr sei, daß Briefes Vorweiser Christianus Wannovius, ein Schneidergeselle, anno 1627 am 19. Januarii im Kirchdorf Czichen im Amte Oletzki von dem ehrwürdigen und wohlgelahrten Herrn Andrea Wannovio, damaligen Pfarrerem daselbst, seinem Vatern seeligen, und Barbarae, des seeligen Herrn Fabiani Staucovii, eines Freien, Tochter, von Puzniken außm Sehestschen Amte, seiner Mutter, so anizo noch im Leben und zu Czichen wohnhaft ist, nach Gottes Ordnung aus einem rechten, reinen, unbesleckten Ehebett ehrlichen gezeuget, guter deutscher Art und Zungen, frey und niemande mit Leibeigenschaft verwandt und von ihnen in der Czichenschen Wydem Kälte wegen am 2. Februar aus der Taufe gehoben sei, so war ihnen Gott helfe und sein heiliges Wort. Aldieweil demnach aus der Zeugen eidlichen Aussagen zu vernehmen, daß vorgemelten Christiani Wannovii seeliger Vater Andreas, und die Liebe Mutter, so noch im Leben, sich in wehrendem Ehestande sehr wol und friedlich begangen, daß im Grunde der Wahrheit ihnen nichts ungebührliches nachgesaget werden könne, als gelanget hiermit an jedermännliche unser diestund fleißiges Bitten, sie geruhen oftgedachten Christianum Wannovium wegen seines künftigen hoffentlichen ehrlichen Wolverhaltens alle Liebe, Gunst und Beförderung zu erweisen und ihn unserer Vorbitte fürchtbarlichen genießen lassen. Solches seind wir in gleichen und mehrern gegen jedermännlichen Standesgebühr und unserm Vermögen nach jederzeit zu verschulden willig. Urkundlich mit unserm gewöhnlichen Stadtsiegel befestiget und gegeben Marggrabowa, den ersten Monatstag Augusti im eintausend sechshundert vier und vierzigsten Jahre.“

Beschreibung von Grundbesitz in Liegenort an Christian Wannow im Jahre 1666.

Die Tatsache, daß sich der Geburtsbrief des Schneidergesellen und Pfarrersohnes Christian Wannovius im Besitz meines Großvaters befunden hatte, und daß, nach der Zeit gerechnet, Christian sehr gut der Vater unseres Vorfahren Gottfried sein konnte, machte mir im vorhinein wahrscheinlich, daß Christian Wannovius aus Czichen unser Ahnherr sei. Diese Annahme wurde mir beinahe zur Gewißheit, als mir mein

Neffe Kurt Wannow aus Kokoschen, der damals noch Jura studierte und schon damals Interesse für die Geschichte der Familie hatte, den Inhalt einer Beschreibung zeigte, die in Daniel Firchows 1755 in Königsberg erschienener Schrift „Die Mietsgerechtigkeit“ abgedruckt steht.

„Scharpau N. L. vol. 57 B demnach Christian Wannow von Peter Eggert eine halbe Hube Landes auf dem Rabenwerder gehandelt vor 800 Mark Bargeld und nochmals von der Dorfschaft Liegenort das Mittelwerder, Rabenwerder, die große Lasche, die kleine Lasche, Wedenkampe und andere Kampen mehr angenommen und ein gutes neues Gebäude darauf gebauet, als ist solches alles auf seinen Namen geschrieben worden den 20. Februar 1666.“

Kirchenbuch in Liegenort.

Nunmehr entschloß ich mich endlich zur Einsicht des Kirchenbuches in Liegenort und stellte dann schnell fest, daß Gottfried in der Tat der Sohn des „Christian Wannhoff, gewesenen Mitnachbar und Kirchenvorsteher allhie zu Liegenorth, so zur Ehe gehabt Fr. Catharinam geb. Massen“ gewesen ist; und es ergab sich ferner auch aus dem Kirchenbuch die Bestätigung, daß Christian ein Sohn war des „Wohl Erwürdigen, Borachtbaren und Wohlgelehrten Herrn Andreas Wannovij Treufleißigen Pfarrherrn im Kirchdorf Tschichen im Amte Oletzki“ und der Barbara Stancovii“).

Herr Mathias Wannovius.

So kannte ich nun sieben direkte Vorfahren im Mannestamm Wannow, eine gewiß sehr ansehnliche Zahl. Nun fing ich allmählich Feuer, unterrichtete mich über genealogische Methoden und begann mit systematischen Forschungen. Es gelang mir, alsbald in Arnoldts „Nachrichten von allen seit der Reformation an den lutherischen Kirchen in Ostpreußen gestandenen Predigern“ außer dem im Geburtsbrief Christians benannten Pfarrer Andreas Wannovius aus Czuchen noch einen weiteren Vorfahren zu finden. Arnoldt berichtet nämlich, daß Andreas Wannovius ein Sohn war des Mathias Wannovius, der von 1547—1589 in Sorquitten Pfarrer gewesen ist. Das Buch ergab ferner, daß es außer Mathias und seinen vier Söhnen, die, gleich dem Vater, Pfarrer gewesen sind, noch in derselben Gegend im 16., 17. und 18. Jahrhundert viele andere Geistliche des Namens Wannovius gegeben hat.

²⁾ Dies ergibt sich aus den Sterbeeintragungen der Söhne Christians vom 12. Oktober 1728, vom 28. Mai 1729 und vom 19. Januar 1713.

Einiges über Adel und Wappen der Familie.

Bei den eingehenden Nachforschungen über das Pfarrergeschlecht Wannovius, die ich in der presbyterologischen Literatur, in Archiven und Kirchenbüchern betrieb, stieß ich auf Mitteilungen, daß unser Vorfahr Mathias Wannovius ein polnischer Edelmann gewesen ist. Die in unserer Familie herrschende Überlieferung hatte also einen Boden. Da erinnerte ich mich, daß ich im Hause des Rechtsanwalts und Notars Wannowski zu Danzig, mit dessen Sohn ich als Schüler befreundet war, das Familienwappen der Familie Wannowski gesehen und dort von dem alten Adel der Familie Wannowski hatte sprechen hören. Ich besorgte mir also durch meinen alten Freund einen Abdruck des Wappens und erhielt zugleich von ihm eine am 7. August 1805 vom Adelsmarschall und den Adelsdeputierten des Gouvernements Minsk ausgestellte Urkunde, in welcher dem angeblichen Vorfahren meines Freundes, „dem hochwohlgeborenen Michael, dem Sohn des Michael, mit dem Wappen des Anker, Wannowski, Rektor der Schule zu Sluck, der seine adlige Abkunft durch fünf Geschlechter vom Ahnherrn Vladislaus herleitet“, der Adel bestätigt wird. Außerdem kam ich im Gange meiner Erkundungen in den Besitz zweier verschiedener Wappen, die von Pfarrern Wannovius geführt worden sind. Beide Wappen bestätigten meine Vermutung, daß unsere Familie mit der Familie Wannowski identisch ist, denn die beiden Wannovius'schen Wappen hängen offenbar mit dem Wannowski'schen Wappen zusammen. Ich lasse alle diese Wappen später im Bilde folgen und überlasse das Urteil dem Leser. Daneben stieß ich auf ein anderes Wappen, das der Oberpostkommissar Wannovius in Köln geführt hat. Auch dies Wappen bringe ich, aber nicht deshalb, weil ich es für ein altes Wannovius'sches Wappen halte, sondern weil es ein polnisches Wappen mit einem Stierkopf im Wappenbilde gibt, welches den an Wannow anklingenden Namen „Wieniawa“ führt. Das Wappen Wieniawa hat allerdings am Stierkopf einen Nasenring und andererseits kein Schwert, wohl aber drei Straußenfedern zum Helmschmuck, wie das Wannowski'sche Stammwappen. Nichtsdestoweniger möchte ich dies Wappen für eine willkürliche Konstruktion halten, zumal der Oberpostkommissar Wannovius, übrigens ein Enkel des Pfarrers Stanislaus Martin Wannovius zu Kaudnitz (1733—1801), dem Wappen aus Begeisterung für seinen Postberuf noch ein Posthorn hinzugefügt hatte.

Einiges über das Pfarrergeschlecht Wannovius.

Nun noch einiges über das Pfarrergeschlecht Wannovius.

Bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts hat es im ganzen 21 Pfarrer Wannovius gegeben, von welchen der letzte 1809 als Pfarrer in Gollub verstorben ist. Es folgen dann noch im 19. Jahrhundert ein Wannovius als Anstaltsprediger der Strafanstalt in Ragnit (Ostpreußen) und hernach in Insterburg, der dort 1839 verstorben ist, und als letzter der Pfarrer Wannovius Friedrich Wilhelm Constantin Wannovius; dieser war zunächst Hilfsprediger in Neumark und später Pfarrer in Puszig, bis er 1879 emeritiert wurde.

Festschrift von 1758.

Schon im Jahre 1758 war das Pfarrergeschlecht Wannovius bekannt und berühmt, wie eine Festschrift zeigt, die im Jahre 1758 dem Pfarrer Johann Christoph Wannovius aus Arns von seinem Sohn, dem Pfarrer Stanislaus Martin Wannovius in Strasburg, zum 50 jährigen Priesterjubiläum gewidmet ist, und in der es zum Ruhme des Pfarrergeschlechts Wannovius verlautet:

„Der Stamm Wannovius trägt siebenzehn Prediger,
Und alle sprießen nur aus einer Wurzel her.
Dein Vater wird im Licht der Auserwählten schweben
Wo ein Paar Enkel ihm als Prediger umgeben.
Drey dienen ihrem Gott nebst Dir auf der Welt,
Bis daß ihr Knie am Stuhl des Lammes niederfällt.
Dein Ahnherr hinterließ als Prediger vier Söhne,
Und zweene Deines Stamms in gleichen Aemtern zweene.
Bald nach dem Morgenroth der Reformation
War ein Wannovius Sorquittens Lehrer schon,
Der erste dieses Orts, . . .“

Sieben dieser Pfarrer Wannovius stammen, wie nachgewiesen ist, im Mannesstamm von Mathias Wannovius aus Sorquitten ab. Andere sieben dagegen sind Nachkommen des Pfarrers Johann Wannovius in Stürlach, der 1595 in Lnd geboren war. Alle Pfarrer Wannovius aber entstammen sicherlich einer Familie, wie schon die Festschrift betont. Bei der Seltenheit des Namens folgt dies schon zur Genüge aus der Tatsache, daß alle in denselben Gegenden wohnten und alle eines Berufes waren.

Sieben Generationen hintereinander Theologen.

In dem Pfarrergeschlecht Wannovius ist der seltene Fall geschehen, daß sieben Generationen hintereinander Theologen gewesen sind, und zwar sechs davon Pfarrer, nämlich:

1. Pfarrer Johann Wannovius zu Stürlach (* 1595, † 1676),
2. Pfarrer Stanislaus Wannovius zu Awenden (* 1629, † 1713),
Sohn des ersteren,
3. Pfarrer Johann Christoph Wannovius zu Arns (* 1684, † 1767),
Sohn des Stanislaus Wannovius,
4. Pfarrer Christian Wannovius zu Eidersberg (* 1711, † 1785),
Sohn des Johann Christoph Wannovius,
5. Pfarrer Christoph Martin Wannovius zu Neumark und Car-
winden (* 1736, † 1799), Sohn des Christian Wannovius,
6. Christoph August Wannovius (* 1769, † 1829), Konrektor zu
Neme, vorher studiosus Theologie,
7. Pfarrer Constantin Wannovius zu Puzig (* 1813, † 1889).

Vier Generationen Jubelprediger.

Nicht minder denkwürdig ist, daß die ersten vier dieser sieben Theo-
logen Jubelprediger geworden sind. Johann Wannovius hat 56 Jahre,
Stanislaus Wannovius und Johann Christoph Wannovius haben je
59 Jahre und des letzteren Sohn Christian Wannovius hat 53 Jahre
das Pfarramt versehen. Somit hat sich der Wunsch erfüllt, den der Fest-
dichter in der oben erwähnten Festschrift von 1758 an Johann Christoph
Wannovius richtet:

„Hochwohllehrwürdiger! Du stellst ein Jubel Jahr,
Den allerseeltensten der Jubel-Lehrer dar.
Ein Jubel-Lehrer ist Dein Vater schon gewesen,
Und dieses kann man auch von dessen Vater lesen.
Fürwahr, wenn ein Geschlecht in ungestörter Reih
Drey Jubel-Lehrer trägt, so ist mein Wunsch dabey:
Es mag Dein ältester Sohn dies Kleeblatt noch vermehren
Und als das vierte Blatt zur Seltenheit gehören.“

Übrigens hängt das Bild des Pfarrers Johann Christoph Wanno-
vius in der Kirche zu Arns³⁾.

³⁾ In Arns befand sich und befindet sich ein Grabstein mit verwitterten Buch-
staben und einem Schild, das offenbar früher ein Wappen gezeigt hatte. Es galt
dort als das Grabmal eines Pfarrers Wannovius. Ein Lichtbild der Platte hat
jedoch ergeben, daß es das Grabmal eines Adamus Hoinof ist. Grabsteine irgend
eines Wannovius habe ich nirgends ermitteln können, obwohl ich bei allen in
Frage kommenden Kirchen nach solchen gefragt habe.

Ein Dichter Wannovius.

Hervorzuheben ist, daß es einen Wannovius gegeben hat, der seinerzeit als Dichter eine gewisse Rolle gespielt hat, den Justizkommissar und Notar Johann Christoph Wannovius. Wahrscheinlich ist dieser ein Sohn des Pfarrers Johann Christoph Wannovius zu Arns.

Die Mutter des Dichters Max von Schenkendorf hat ihm bei seinem Tode einen Nachruf gewidmet. Näheres folgt im besonderen Kapitel.

Die neueren Wannovius.

Was die neueren Wannovius angeht, so muß leider festgestellt werden, daß die einst so blühende und angesehene Familie heute wenig verbreitet und bekannt, auch nur gering besetzt ist, und daß sie auch im geistlichen Stande nicht mehr vertreten ist.

Von den neueren Wannovius bringe ich:

- a) den Lebenslauf des Baudirektors a. D. und fgl. Baurats Johannes Wannovius (* 1855) zu Charlottenburg,
- b) den Lebenslauf des Rentanten Albert Wilhelm Wannovius (* 1772, † 1830), zu Ragnit, und einiges über seine Nachkommen,
- c) den Lebenslauf des Gelb- und Glodengießermeisters Swan Wannovius (* 1810, † 1889) und seiner Nachkommen im Mannesstamm,
- d) den Lebenslauf des Färbermeisters Friedrich Wilhelm Christian Wannovius (* 1803, † 1878) zu Pictupönen und seiner Nachkommen im Mannesstamm.

Swan Wannovius und Friedrich Wilhelm Christian Wannovius sind die Söhne des Anstaltspredigers Ludwig Reinhold Benjamin Wannovius (* 1774, † 1839).

Albert Wilhelm Wannovius ist ein Bruder des letzteren und wie dieser ein Sohn des Pfarrers Stanislaus Martin Wannovius (* 1733, † 1801).

Der Baudirektor Johannes Wannovius, der leider keine Nachkommen hat, ist ein Sohn des Pfarrers Constantin Wannovius aus Ruzig (* 1813, † 1889). Er kann auf sieben Vorfahren des Namens Wannovius im Mannesstamm zurückblicken, die sämtlich Theologen gewesen sind.

Alle diese Wannovius stammen ab von dem 1595 zu Dnß geborenen Pfarrer Johann Wannovius in Stürsack.

Weitere Wannovius habe ich an unsere Familie nicht angeschlossen, allerdings auch nach dieser Richtung hin nicht viele Mühe aufgewendet.

Hier ist noch ein reiches Arbeitsfeld. Es wäre nicht ohne Bedeutung, die Familie Wannovius, die von zirka 1770 bis 1805 das freiköllmische Gut Miodunsten (Miodunsten) besessen hat, an unsere Familie anzuschließen; ein Wannovius, der Besitzer dieses Gutes war, hat 1802 für sich und seine Söhne den Adel in Anspruch genommen. Ich komme auf diese Familie noch zurück. Gern würde ich auch die angesehene Bauernfamilie Wannovius in Eichmedien bei Sensburg an unsere Familie anschließen. Was ich über sie ermittelt habe, bringe ich später in kurzen Umrissen. Ich zweifle nicht daran, daß sie uns verwandt ist, zumal bei ihnen ähnliche Überlieferungen herrschen und sie auch in der Gegend wohnen, wo unsere Vorfahren gesessen haben.

Für die kurze Behandlung ihrer neueren Geschichte sind die heutigen Wannovius reichlich dadurch entschädigt, daß die eingehende Behandlung des Pfarrergeschlechts Wannovius den Trägern dieser Namensform in erster Linie zugute kommt.

Die Zweigfamilie Wannow.

Ich komme nun wiederum zur Zweigfamilie Wannow zurück. Ich habe alle direkten Vorfahren der Besthersfamilie Wannow ausführlich behandelt, — am ausführlichsten natürlich meinen Großvater und meinen Vater —, weil ich selber ihnen am nächsten verwandt war und auch die Quellen und Auskunftgeber zur Hand hatte. Bei den übrigen Verwandten habe ich mich hauptsächlich auf das gestützt, was sie mir berichtet haben, und das war oft nicht sehr viel. Zu weiteren Forschungen aber fehlte mir die Zeit.

Von unserem Stammvater, dem Pfarrer Mathias Wannovius aus Sorquitten, der zugleich der erste Pfarrer Wannovius war, heißt es in dem Festgedicht von 1758:

„Der erste dieses Stamms . . .“

und dann weiter, an die Adresse des Jubelpredigers gerichtet:

„ . . . ein Stamm, der ausgegangen,

Doch dessen Reiser noch in Deinem Stammbaum prangen“.

Der Festdichter irrt — wie wir schon wissen — in der Annahme, daß der Mannesstamm des Mathias Wannovius ausgegangen sei, und dieser Irrtum ist sehr verzeihlich. Wer konnte auch mehr als 100 Jahre später des um 1650 ausgewanderten und gewiß in der Heimat und in seiner Familie alsbald verschollenen armen Schneidergesellen Christian Wannovius gedenken? Schon von Anfang an wird er durch den frühen Tod seines Vaters, des Pfarrers Andreas Wannovius aus Czynchen, und durch

seinen bescheidenen Stand den vornehmeren Verwandten entfremdet gewesen sein. Und nun war noch die Abwanderung in ein entlegenes Dorf einer anderen Gegend und die Änderung des Namens in die Namensform „Wannow“ oder gar in die damals noch häufigere Form „Wannhoff“ hinzugekommen.

Und doch blühte der alte Stamm Wannovius in der Person Christians und seiner Nachkommen mächtig auf; das umgepflanzte Stämmchen übertraf sogar an Wachstum den Urstamm Wannovius, so daß heute in der Zweigfamilie „Wannow“ — so wurde sie fortan genannt — das Schwergewicht der Familie liegt.

Die Stammütter der Familie Wannow.

Natürlich ist in einer Familiengeschichte der Mannesstamm, da er der Familie den Namen und damit den Zusammenhang gibt, die Hauptsache. Das kann nicht anders sein, solange — äußerlich und der Rechtsform nach wenigstens — der Mann das Oberhaupt der Familie und auch ihr Namensspender ist. Wie aber ein Junggeselle den Mannesstamm, auf den es hier in erster Linie ankommt, nicht fortpflanzen kann, so verdorrt der ganze Mannesstamm, wenn den zu Stammhaltern berufenen Namensträgern sich nicht Stammütter zugesellen. Darum sei hier besonders der Stammütter gedacht.

Die erste Stammutter, welche in das Licht der Familiengeschichte tritt, ist die Frau unseres ersten Ahnherrn, des Pfarrers Mathias Wannovius aus Sorquitten. Als Mathias — so heißt es in der seinem Enkel, dem Pfarrer Michael Wannovius aus Sorquitten, gehaltenen Leichenpredigt — „mit Gottes Willen und Vorsehung in den Ehestand begab, erzeugte er mit seiner geliebtesten Frau vier Söhne. Diese hielt er alle aus väterlicher Pflicht eifrig zur Schule wie der christlichen Kirche an, um durch sie zuerst Gott Ehre und Lob und zuletzt seinem Alter Stütze und dankbare Freuden mit Gottes Hilfe vorzubereiten, welchen Wunsch und welches Begehren der ewige Gärtner, Gott himmlischer Vater gnädig erfüllte, so daß alle vier, namentlich Michael . . ., Mathias . . ., Salomon . . . und Andreas . . . ordentlicher Weise zum Predigeramte berufen, treue und würdige Diener Gottes wurden und ihr Leben in dem Predigeramte mit Ehren beendigten.“

Man wird nicht fehlgehen, wenn man das Verdienst der guten Erziehung der Söhne nicht allein dem Vater, sondern auch der Mutter zuschreibt. Dann aber sind diese vier so gut erzogenen Söhne für sie ein Ruhmesblatt und ein besseres Merkmal ihres Andenkens, als wenn uns

ihr Name berichtet wäre, der leider nicht bekannt ist. Von der Ehefrau ihres Sohnes, des Pfarrers Andreas Wannovius in Czynchen wissen wir nur, daß sie Barbara Stancovius hieß und „des seeligen Herrn Fabiani Stancovii, eines Freyen (d. h. eines freien köllmischen Gutsbesizers) Tochter von Fußnicken außem Sehestschem Amte“ war. Daneben war ihr Vater Kirchenpatron im Kirchspiel Sorquitten gewesen. Andreas hatte also die Tochter einer angesehenen, eingeseßenen und auch gelehrten Familie geheiratet, worauf die latinisierte Namensform „Stancovius“ hindeutet. Ähnlichen Kreisen wird auch die Ehe liebste des Mathias Wannovius entstammen. Heiraten mit Töchtern angesehener, eingeseßener Familien sind seit jener Zeit in der Familie Wannow regelmäßig. Der nach Tiegenort abgewanderte Christian Wannovius verheiratete sich, obwohl damals nur ein Schneider, „mit Jungfer Catharina Maassen, deß Michel Maassen Seeligen, weiland Nachbarn (d. h. Hofbesizers) undt Kirch Patron allhier zu Tiegenorth, eheleibliche hinterlassene Tochter“. Die Maass waren damals eine angesehene Familie, was schon daraus hervorgeht, daß Michel Maass Kirchenpatron war. Christians Sohn Gottfried heiratete Dorothea Vitteman, die Witwe des angesehenen und wohlhabenden Nachbarn Hans Hoffmann, die eine Tochter des Nachbarn und Schulzen Hilger Vitteman war; der Name Vitteman ist einer der ältesten der Danziger Niederung. Gottfrieds Sohn Erdmann wurde, wie der Brautvater, der Pfarrer Salomon Hartsch¹⁾ zu Tiegenort eigenhändig und wörtlich im Trauregister des Kirchenbuches schreibt, getraut „mit meiner herzgeliebtesten Tochter Jfr. (Jungfrau) Elisabeth Renata Hartschin“.

Während ich dies niederschreibe, denke ich meiner einzigen herzgeliebtesten Tochter Rosemarie, die am 1. April 1926 ein unerbittliches Schicksal ihrem kleinen Söhnlein und uns genommen hat.

Die nächstfolgende Stammutter im Mannesstamm Wannow ist meine Urgroßmutter Catharina Stande, die Frau des Nachbarn Johann Gottlieb Wannow aus Wedhornskampe; sie war die Tochter des Nachbarn und Waldreiters Ephraim Stande aus Steegen. Wie diese, so entstammten auch die erste und die zweite Frau meines Großvaters Andreas Wannow aus alten, reinblütigen Niederungsfamilien. Seine erste Frau war Luise Renate Kraezing verw. Stande, Tochter eines Hofbesizers in Güttland; seine zweite Frau war Friederike Wilhelmine Neumann, Tochter des Mitnachbarn, Kirchenvorstehers und Schulzen George Gabriel Neumann und einer geborenen Hader. Die Familie Hader wird vom Polizei-

¹⁾ Der Pfarrer Salomon Hartsch war verheiratet mit Ursula von Scholl. Ubrigens gab es damals auch einen Pfarrer Hartsch an der Kirche zu St. Jacobi.

präsidenten Wessel in der Wesselschen Familienchronik als eine der ältesten des ganzen Werders bezeichnet. George Gabriel Neumann entstammte ebenfalls einer alten Werderfamilie. Er war in Osterwick und Zugdam anjässig, ehe er nach Gütlland kam. Schon vor ihm waren sein Vater Johann Gottfried Neumann und sein Großvater Johann Neumann Mitnachbarn in Zugdam. Auch die Söhne des Andreas Wannow waren mit Töchtern alter Familien verheiratet: der Deichhauptmann Otto Wannow mit Johanna Dorothea Wessel, welche der alteingesessenen, in der eben genannten Chronik bezeichneten Familie angehört, der Hofbesitzer Eduard Wannow mit Auguste Randt, deren Familie nicht minder alt sein dürfte, und ebenso mein Vater, der Hofbesitzer Heinrich Wannow zu Gütlland, der mit Luise Bulcke verheiratet war. Wenn erst der Großvater der Luise Bulcke sich im Werder niedergelassen hatte, so waren doch die Bulckes schon seit Ende des 17. Jahrhunderts in Danzig; drei Ahnen meiner Mutter im Mannesstamm waren hintereinander Alterleute der Fleischer-gilde gewesen, und schon der Vater des ersten von ihnen, David Bulcke⁵⁾, hatte das gleiche Ehrenamt um 1654 in Gütstrow innegehabt, gewiß ein seltener Fall. Übrigens läßt sich annehmen, daß die Bulckes schon früher mit Danzig zusammenhingen, denn ihr Name findet sich schon vor meinem ersten Vorfahren in Kirchenbüchern und Steinbüchern Danzigs, und es gab auch schon im Jahre 1435 einen Rathsherrn Bulcke.

Die Mutter der Luise Bulcke, Emilie Deschner, war eine Tochter des Superintendenten Friedrich Deschner zu Gütlland, dessen Vater Kantor und Organist an der Marienkirche und Oberlehrer an der Oberpfarrschule zu St. Marien zu Danzig war, aus der Ehe mit Christiane Götz.

Der Vater der Christiane war der rühmlich bekannte Magister Götz, erster Pfarrer zu St. Barbara in Danzig.

Ein Sohn dieses Magister Götz war Oberarzt Dr. med. Götz vom

⁵⁾ Dieser David Bulcke verarmte hernach ohne eigene Schuld. Es war ein Hexenprozeß gegen seine Schwiegermutter Karnak (Karnakli) gewesen, und Verdächtigungen waren auch gegen David Bulcke und seine Ehefrau gefallen. Die Karnak hatte nun bei der ersten Tortur ausgesagt: „Sie hätte alles von sich gesagt, und wo sie mehr sagen sollte, so müßte sie auf unschuldige Leute belennen.“ Erst bei der zweiten Folter, auf dem Krankenbette, hatte sie, so schreibt David Bulcke, „endlich auch auf ihn und seine Frau gesaget, oder vielmehr gelogen und fälschlich vorgegeben, sie hätte es (das Hexen) ihnen vor den Toren vor drei Jahren gelehret, aber dabei gar keine Umstände anzeigen können, daß also überall erscheinet, daß sie aus großer Pein, und damit sie von der Marter abkommen möchte, solche Lügen vorgebracht.“ Die Verdächtigungen hatten aber ausgereicht, um David Bulcke aus der Gilde, deren Obermeister er bis dahin gewesen war, auszustoßen. Später finden sich jedoch seine Söhne im Zunungsbuch, und seiner, als des Vaters, wird bei diesen Eintragungen rühmlich gedacht.

Danziger Stadtlazarett; dessen Kinder waren sein Nachfolger im Amt, der kürzlich verstorbene Sanitätsrat Dr. med. Götz, Frau Luise von Frankius und Frau Großkaufmann Steffens aus der alten Danziger Familie Steffens.

Auch die Brüder meines Großvaters Andreas Wannow, Johann Gottlieb Wannow und Salomon Gottfried Wannow, sowie ihre Söhne — alle waren sie Hofbesitzer — haben ihren Nachkommen Töchter alteingesessener Besitzerfamilien zu Vorfahren gegeben. Johann Gottlieb war mit Elisabeth Doerksen verheiratet; sein Sohn Johann Gottlieb war mit Karoline Stande verheiratet. Salomon Gottfrieds Frau war Adalgunde Gnypte aus Wanzenkampe; sein Sohn Salomon Gottfried war verheiratet mit Karoline Friedrich aus Bröske. Des zweiten Salomon Gottfried Sohn, Albert Wannow, der Vater des Kurt Wannow in Adamsheide, war verheiratet mit Ida Mierau aus Paschenkampe. Gnyptes, Doerksens und Mieraus sind uralte Niederungsfamilien.

Man sah also in der Familie Wannow auf „Gebliit“, und so ist es bis auf den heutigen Tag geblieben. Es wird nicht zum Schaden der Familie sein, wenn es auch weiterhin der Fall sein wird.

Um den Nachkommen auch das Aussehen unserer Vorfahren zu übermitteln, bringe ich eine Anzahl von Bildnissen. Leider sind nur wenige solche aus älterer Zeit erhalten, von denen wohl die interessantesten die Bilder der beiden Pfarrer Wannovius sind. Aus neuerer Zeit werden vielleicht diejenigen Bilder am meisten interessieren, welche ich von einigen schönen Töchtern der Familie Wannow bringe. Ich füge einige davon in denjenigen Buchteil ein, der die altehrwürdigen Pfarrergestalten darstellt, um die strenge Reihe durch Zartes und Mildes zu beleben. Es wird auch schöne Pfarrertöchterlein Wannovius gegeben haben, nur sind sie nicht im Bilde erhalten.

Überhaupt habe ich in diesem Buche besonders den Frauen Gerechtigkeit wiederfahren lassen. So bringe ich nicht nur die Stammtafel meiner Frau Toni geb. Borchmann und ihrer Mutter Emilie geb. Philippsen, sondern auch die meiner Schwägerin Charlotte Wannow geb. Schulz-Fadenrecht und ihrer Mutter Helene geb. Enß, die Stammtafeln meiner Mutter Luise geb. Bulke und ihrer Mutter Emilie geb. Deschner sowie die der Mutter der letzteren, Christiane geb. Götz, die Stammtafeln meiner Großmutter Friederike Wilhelmine Neumann und ihrer Mutter Constantia Renate geb. Hader, die Stammtafel meiner Urgroßmutter Catharina Wannow geb. Stande und meiner Ururgroßmutter, der Pfarrertochter Elisabeth Renate Wannow geb. Hartsch, die Stammtafel unserer Stammutter Dorothea Wannow geb. Litkeman, welche die Gattin meines Urururgroßvaters Gottfried

Wannow gewesen ist, und endlich die Stammtafel der Frau meines seligen Ohms, des Deichhauptmanns Otto Wannow, der Johanna Dorothea Wannow geb. Bessel. Die Stammtafel meiner Schwiegermutter Emilie Philipsen ist zugleich erweitert zu Stammtafeln der Frau Olga Wannow zu Hansfelde und der Mutter der Frau Deichhauptmann Wannow, denn sowohl deren Mutter als Olga Wannow sind Töchter des Hauses Philipsen.

II. Allgemeines und Überblick.

Wannow — Wannovius — Wannowski.

Lange, bevor ich mit der Erforschung der Geschichte der Familie Wannow begann, begegneten mir Träger des Namens Wannowski und Wannovius. Die Träger des ersteren Namens waren mein Schulfreund Max Wannowski und sein Vater, der damals sehr bekannte Rechtsanwalt und Notar Constantin Wannowski in Danzig. Ein Träger des zweiten Namens war ein Kaufmann Hermann Wannovius, den ich bei meiner Niederlassung als Rechtsanwalt in Zoppot gegen 1900 kennen lernte und der ein Sohn des Pfarrers Constantin Wannovius aus Puzig war. Wegen der beinahe völligen Übereinstimmung der drei Namen nahm ich schon damals an, daß es sich im Grunde um ein und dieselbe Familie handele, zumal in den Familien Wannowski und Wannovius dieselbe Überlieferung herrschte wie in unserer Familie, daß wir nämlich ursprünglich aus Russisch-Polen gekommen und adliger Abstammung seien. Greifbare Anzeichen für letztere waren im Hause Wannowski. Da gab es ein altes Adelsdiplom und da gab es alte ererbte silberne Löffel mit der Adelskrone und der Aufschrift „v. W.“. Übrigens sprach auch der Rechtsanwalt Wannowski, eine sehr ernste und korrekte Persönlichkeit, von dem Adel der Familie und von seiner Verwandtschaft mit dem damals allmächtigen russischen Kriegsminister Wannowski, dessen Sohn übrigens zu Beginn des Weltkrieges russischer Heerführer in Galizien gewesen und gefallen ist. Ich habe mich damals nicht weiter um diese Sache gekümmert. Jedenfalls waren mein Schulfreund Max Wannowski, der übrigens später als Berliner Kriminalkommissar bekannt geworden ist, und ich der Meinung, daß wir verwandt seien, und so sagten wir mitunter im Scherz „Vetter“ zu einander.

Die Identität der Familien Wannow und Wannovius hat sich urkundlich nachweisen lassen. Aber es ist auch an ihrer Identität mit den Wannowskis nicht zu zweifeln; sie kann aber nur aus der Übereinstim-

mung der Namen, der Abstammung aus einer Gegend und aus dem Umstande gefolgert werden, daß offenbar die Wappen Wannowski und Wannovius im Grunde ein und dasselbe sind.

Die Ortschaften Wannow bei Muzig, Waniow, Waniowice, Wanowiz.

Später hörte ich von einer Ortschaft des Namens Wannow, die bei Muzig liegt. Ein Zusammenhang unseres Familiennamens mit dieser Ortschaft war zu vermuten, da um die Zeit, wo unser Ahnherr, der Pfarrer Mathias Wannovius, in Sorquitten auftaucht, nämlich im Jahre 1548, ein Auszug evangelisch gewordener Theologen aus Prag stattgefunden hat. Ich habe allerdings unter den Namen dieser Theologen den des Mathias Wannovius nicht finden können. Auch einen Zusammenhang zwischen der Ortschaft Wannow und unserem Namen habe ich nicht feststellen können. Nach einer Auskunft des Lokalhistorikers Dr. A. Marian zu Muzig ist die älteste Schreibweise dieser Ortschaft „Wanaw“, bis ins 17. Jahrhundert „Waniow“, von da an bis heute „Wannow“. Nach der Meinung des Dr. Marian soll der Name bedeuten: Siedelung des Wenzel, da Wanja (Wanjo) = Wenzel ist. Die Schriftleitung des Muziger Tageblatts dagegen schrieb mir, daß der Name der Ortschaft Wannow herzuleiten sei von Winow, dem slawischen Ausdruck für Weingartenanlagen.

An ähnlichen Ortschaftsnamen habe ich ferner gefunden:

Waniow, Gemeinde in Galizien, Bez.-Hauptmannschaft Sokal.

Waniowice, Gemeinde in Galizien, Bez.-Hauptmannschaft Hohenmauth.

Wanowiz, Dorf in Böhmen, Bezirks-Hauptmannschaft Pödehrad.

Wanowiz, Dorf in Mähren, Bezirks-Hauptmannschaft Boskowitz.

Wannowitz, Dorf in Schlesiens, Kreis Leobschütz.

Auch einen Zusammenhang unseres Namens mit diesen Ortsnamen habe ich nicht nachweisen können, freilich ihm auch noch nicht nachgeforscht.

Adelsdiplom Wannowski und die Wannovius'schen Wappen.

Das Adelsdiplom, welches mir mein Freund Max Wannowski einige Zeit vor dem Weltkriege zur Verfügung gestellt hat, ist am 7. August 1805 vom Adelsmarschall und den Adelsdeputierten des Gouvernements Minsk ausgestellt. Darin wird einem Vorfahren meines Freundes, nämlich „dem hochwohlgeborenen Michael, dem Sohn des Michael mit dem Wappen des Anker, Wannowski, Rektor der Schule zu Sluck, der seine adelige

Abkunft durch fünf Geschlechter vom Ahnherrn Wladislaus herleitet“, der Adel bestätigt. Der Adelsmarschall und die Adelsdeputierten waren für diese Bestätigung zuständig. Auf dem Diplom befindet sich als Wappen auf rotem Grund ein weißer senkrechter Anker mit einer Tauöse. Neben der Tauöse ist rechts und links je ein gelber Stern; als Helmschmuck hat es drei Straußenfedern.

Dies Wappen, dem in dem Diplom der Name „Kotwica (= Anker) gegeben ist, findet sich — allerdings ohne die Sterne rechts und links — in dem Buche „Die polnischen Stammwappen“ von Zernicki-Sceliga als eines derjenigen Wappen, die erst seit 1466 von Preußen nach Polen eingeführt sind. Danach wäre es ein altpreußisches Wappen. Nach Zernicki wird dies Wappen geführt von den Familien Strumberg, Jesiotrowski, Lopacinski (Lopacki), Ryhler und Sychowski. Was nun die beiden von mir in der Familie Wannovius ermittelten Wappen angeht, so ist das eine das in einem Siegelabdruck enthaltene Wappen des Christian Wannovius aus Ekersberg, der ein Urenkel des 1599 zu Lnd geborenen Pfarrers Johann Wannovius aus Stürlach und selber von 1785 bis 1790 Pfarrer zu Ekersberg war. Das andere Wappen ist dasjenige des Pfarrers Michael Wannovius aus Sorquitten (* 1590, † 1665), eines Enkels des Ahnherrn der Familie Wannow, des von 1547 bis 1589 in Sorquitten amtierenden Pfarrers Mathias Wannovius. Ersteres Wappen befindet sich in einem Siegelabdruck, den der Pfarrer Christian Wannovius unter einem im Jahre 1789 von ihm ausgefertigten Tausschein, welcher in meinem Besitz ist, gesetzt hat.

Das letztere Wappen befindet sich unter zwei Urkunden, die Michael Wannovius 1612 bzw. 1613 über ein vom Rat der Stadt Elbing ihm bewilligtes Stipendium ausgestellt hat, und ferner unter einem Schreiben, das er später als Pfarrer von Blumenau an seinen Kirchenpatron gerichtet hat.

Die Ähnlichkeit des im Siegelabdruck des Christian Wannovius dargestellten Wappens mit dem Wannowski'schen Wappen ist in die Augen springend und bedarf keiner besonderen Beschreibung.

Das Wappen im Siegelabdruck des Michael Wannovius ist komplizierter, zeigt aber, wenn man es näher betrachtet, in seinem unteren Teil das nur unerheblich abgeänderte Wappen des Christian Wannovius. Im ganzen gesehen, ist es eine Zusammensetzung aus diesem Wappen mit einem oder zwei anderen Wappen, wie man sie häufig findet.

Beide Siegel gehörten bestimmt den Ausstellern der Urkunden, d. h. dem Christian Wannovius bzw. Michael Wannovius, wie sich aus den neben den Wappen befindlichen Buchstaben „C. W.“ und „M. W.“ ergibt.

Ich halte das Wappen des Christian Wannovius für eine Verkirchlichung des Wannowstischen Wappens, letzteres also, das Ankerwappen, für die Urform des Wappens. Es scheint mir die Annahme naheliegend, daß die Familie, als sie sich dem geistlichen Stande in so vielen Gliedern zuwendete, ihr Wappen durch Aufnahme des christlichen Kreuzes statt des Ankerstabes verkirchlicht hat, wie sie den Familiennamen latinisiert hat.

Herr Ingenieur Eugen Janßen, 1. Vorsitzender der Gesellschaft für Familienforschung, Wappen- und Siegelkunde in Danzig, hat diese Auffassung abgelehnt. Auch er neigt zwar zu der Meinung, daß es im Grunde ein Wappen sei. Nur sieht er in dem Hufeisen mit dem aufrechten Kreuz Christi darüber die erste Form und in dem Anker des Wannowstischen Wappens eine Entstellung, die durch unkundige Beamte des Adelsmarschalls von Minst, der das betreffende Diplom im Jahre 1805 ausstellte, verschuldet ist. Obwohl ich unbedingt Herrn Ingenieur Janßen größere Sachkunde zutrauen muß, kann ich mich von meiner Auffassung nicht trennen.

Auf jeden Fall hat Janßen Recht, wenn er den beiden Wannoviuschen Wappen ausgesprochen polnischen Charakter beimißt; es kann ferner auch seine Annahme richtig sein, daß die Familie Wannovius ursprünglich zu den vom Ritterorden angesiedelten deutschen Familien gehört habe, die hernach von dem polnischen Adel adoptiert worden sind und polnische Wappen übernommen haben. Hierfür kann, worauf Janßen hinweist, die hernach im Danziger Gebiet auftauchende und sogar lange überwiegende Namensform „Wannhoff“ sprechen, die auf eine ursprüngliche Namensform „van Hoff“ und auf ursprünglich holländische Herkunft hinweisen mag. Freilich ist das alles ungewiß, und es wird sich auch kaum die geschichtliche Wahrheit ermitteln lassen. Hat Janßen Recht, so wäre die Namensform „Wannow“ eine Anlehnung an die pommerellische, pommerische und mecklenburgische Endsilbenform und aus „van Hoff“ entstanden.

Über das Wappen des Michael Wannovius hat mir Janßen folgendes geschrieben: „Bei genauem Hinsehen erkennt man im Michael Wannoviuschen Wappen drei verschiedene polnische Stammwappen:

a) Ein aufwärts gefehrtes Hufeisen, in den Stollen ein kleines Kreuzchen einschließend. Es erinnert dies an das sehr alte Wappen „Lubicz“ (in blau ein aufwärts gefehrtes silbernes Hufeisen, begleitet unten und oben von je einem silbernen, zuweilen auch goldenen Kreuzchen; Helmzier: drei weiße Straußfedern — nach Jernicki-Szeliga „Der polnische Adel“ —). Ein ähnliches Wappenbild zeigt „Bobog“.

b) Das polnische Stammwappen „Koszielska“ in rot eine silberne Hausmarke oder Rune; im Schildesfuß ein aufrechter Sparren, der sich

nach oben in ein Kreuz fortsetzt und in einem Sparren oder Pfeilspitze endet; Helmzier: drei weiß-silberne Straußfedern.

c) Das polnische umgekehrte (gestürzte) Stammwappen „Ruż I“ in rot ein silbernes Kreuz mit zwei Querbalken, dessen unteres rechtes Querstück jedoch abgebrochen ist — fehlt —; man könnte auch an das ganz ähnliche polnische Wappen „Pilawa“ denken (in blau ein silbernes Kreuz, wie bei „Pruß I“, jedoch nicht eineinhalb, sondern zweieinhalb Querbalken).

Offenbar hat der Siegelinhaber Michael Wannovius die Wappen von drei Familien in geschickter Weise in ein Siegelfeld durch einen geschickten Siegelstecher zusammenkomponieren lassen. Die zwei sechsstrahligen Sterne seitlich des Hufeisens weisen auf eine Abart des Stammwappens hin. In ähnlicher Form finden wir solche Beizeichen auch bei den polnischen Wappen „Sas“, „Kownia“ und „Trzywdor“.

Von dem Wappen des Pfarrers Christian Wannovius zu Eidersberg schreibt mir Janzen: „Durch seine Formgebung bekommt das Wappen große Ähnlichkeit mit den polnischen Wappen „Belina“, „Jastrzebiec“, „Nowina“, „Katuld“ oder „Szeliga“, wenn man bei einem vielleicht etwas unbeholfenen und unkundigen Siegelstecher anstatt des Hufeisens ein sichelförmiges oder halbmondartiges Gebilde annehmen will . . . Vielfach hat das Kreuz zwischen den Hufeisenstollen auch die Form eines sogenannten Kavaliert Kreuzes, eines christlichen Vortragkreuzes oder eines silbernen Schwertes — Dolches — mit goldenem Griff und goldener Parierquerstange angenommen, und bietet es so leicht Anlaß zu Verwechselungen mit ähnlich aussehenden polnischen Stammwappen“.

Welche Entwicklung nun auch das Familienwappen genommen hat, ich halte den Zusammenhang der beiden Wappen Wannovius mit dem Wappen Wannowski und damit angesichts der Namensübereinstimmung die gemeinsame Abstammung der Familie Wannowski und der Familie Wannow-Wannovius für erwiesen. Es werden sich weitere Beweise finden lassen. Als einen weiteren Beweis sehe ich an, daß sämtliche Wannowskis in Deutschland, mit denen ich mich in Verbindung gesetzt habe, mir Masurien und das östliche Ostpreußen als die Heimat ihrer Vorfahren bezeichnet haben. Sie stammen also aus derselben engeren Gegend wie die Wannovius, bzw. Wannows.

Namensform Wannowicz (= Wannowicz) und Wannhoff.

Nochmals bemerke ich, daß wie in der Familie Wannow, die sich von der Familie Wannovius abgezweigt hat, sich zunächst auch die Schreibart

„Wannhoff“ und „Wannoff“ findet, in der Familie Wannovius sich anfangs auch die Namensform „Wannowicz“ und „Wannowiz“ gefunden hat. Wannowicz bedeutet übrigens Sohn des Wannow, während die Namensform Wannowsti die Herkunft aus Wannow andeutet. Die Namensendungen „icz“ und „ti“ findet man häufig in ein und derselben Familie, wie mir nicht nur Genealogen gesagt haben, sondern mir auch aus meiner Praxis als Notar bekannt ist.

Herkunft der Familie.

Was nun die ursprüngliche Herkunft der Familie angeht, so steht fest, daß der erste Wannovius, unser Vorfahr Mathias Wannovius zu Sorquitten, der 1547 (1548?) aufsteht, ausdrücklich als „Polonus“ bzw. „polnisch“ bezeichnet wird. Darum kann er aber ebenso gut ursprünglich Litauer oder Weißrusse aus den vormals weißrussischen Landesteilen gewesen sein. Die Familie mag auch ursprünglich preussisch gewesen sein, wofür das Wannowstische Stammwappen spricht, das nach Zernicki-Sceliga erst seit 1466 aus Preußen nach Polen herübergekommen ist. Übrigens bedeutet die Bezeichnung „Polonus“ an sich den Herkunftsort und nicht die Nationalität. Nun findet sich aber doch sein Name auch in der Namensform „Wannowicz“. Diese Namensform findet sich ebenso im Kirchenbuche zu Stürlack beim Pfarrer Johann Wannovius, der dort von 1640 bis 1676 das Pfarramt verwaltete. Ein Enkel des Mathias Wannovius, Michael Wannovius, der gleich dem Großvater lange Jahre in Sorquitten Pfarrer gewesen ist, hat etwa 1620 als Pfarrer von Blumenau „Wannowiz“ unterschrieben. Im Jahre 1547 findet sich im Taufregister zu Sorquitten eine Anna Wannowizin als Patin. Die Beispiele über diese Namensform werden sich beliebig vermehren lassen^{*)}. Unter diesen Umständen ist mit Sicherheit anzunehmen, daß Mathias Wannovius zu den Geistlichen gehört haben wird, die Herzog Albrecht von Preußen um jene Zeit als Seelsorger für seine polnisch sprechenden Untertanen „aus Polen“ bezogen hat⁷⁾. Nicht nur Mathias Wannovius, sondern auch die

^{*)} Ich habe in Ostpreußen den Namen „Wannowiz“ und „Wannowicz“ gefunden. Diese Namensformen werden wahrscheinlich Verstümmelungen von Wannowiz sein.

⁷⁾ So brachte Herzog von Albrecht um jene Zeit eine Anzahl Geistlicher aus Krakau mit. Unter den Namen dieser Geistlichen befindet sich der Name des Mathias Wannovius nicht. Ebenso befindet sich sein Name nicht unter den Theologen, die um jene Zeit einen Exodus aus Böhmen machten. Darum kann er aber zu einer dieser Gruppen gehört haben, und nur sein Name ist in Vergessenheit geraten. Denn auf jeden Fall ist er einer der Ersten, die in jener Gegend die neue Lehre gepredigt haben.

vielen anderen Pfarrer Wannovius haben in polnischer Sprache gepredigt, oft werden sie ausdrücklich als polnische Prediger bezeichnet. Es ist nicht anzunehmen, daß eine Familie anderer als slavischer Herkunft einen slavischen Namen geführt und eine so große Anzahl polnisch sprechender Pfarrer geliefert hat. Übrigens sind auch mehrere Studenten der Theologie des Namens Wannovius in der Königsberger Universitätsmatrikel als Poloni bezeichnet. Die Stammfamilie hat wohl damals in Polen gewohnt, und die Mitglieder der Familie werden von Polen nach Preußen und von Preußen nach Polen über die Grenze gewechselt haben^{*)}. In noch älterer Zeit freilich kann die Familie deutsch gewesen und erst später im polnischen Adel aufgegangen sein. Ich weise auf die oben wiedergegebenen Äußerungen des Ingenieurs Janzen hin.

Wenn ich einen Better von der Herkunft der Familie aus Kurland sprechen hörte, so ist bei der Entstehung dieser Meldung der Vater des Gedankens der verständliche Wunsch gewesen, mit dem heutigen reindeutschen Charakter der Familie ihre Abstammung in Einklang zu bringen. Für die Abstammung aus Kurland spricht aber nichts. Dort hat es niemals Familien unseres Namens gegeben.

Adel der Familie.

Waren aber Mathias Wannovius und die übrigen Wannovius damals keine Deutschen, wie sie damals in den polnischen Städten als Bürger lebten, sondern waren sie damals Polen, worunter natürlich auch polonisierte Litauer, Kleinrussen, Preußen oder Deutsche zu verstehen sind, so ist es sicher, daß sie auch Edelleute gewesen sind. Denn in Polen fehlte es an einem Bürgerstande, und auf dem Lande gab es außer den Leibeigenen, aus denen Männer von der Bildung und Stellung eines Pfarrers nicht hervorgegangen sein können, nur Edelleute, zu denen auch die kleinen Gutsbesitzer, Pfarrer und Beamten gehörten. Eine Familie, die in so kurzer Zeit so viele Geistliche hervorgebracht hat, also auf einer gewissen sozialen Höhe gestanden haben muß, kann nur adelig gewesen sein.

^{*)} Für die polnische Herkunft der Familie spricht auch, daß unseres Vorfahren Christian Wannovius Sohn, Gottfried Wannow, nach dem Tode seines Vaters in ganz jungen Jahren, wie es im Kirchenbuch von Tiegenort heißt, „den Mut hatte, die polnische Sprache zu erlernen und begab sich darnach nach Ruden (Rhaden), und als es ihm hie nicht anstund, nach der Meve“. In seinem rein deutschen Heimatsort Tiegenort und Umgebung war für ihn das Erlernen der polnischen Sprache kein Bedürfnis, zumal er Landwirt war. Ihn hat offenbar nur der Wunsch getrieben, die Sprache zu beherrschen, die auch sein Vater neben der deutschen Sprache gebraucht haben wird. Vielleicht plante er auch, die masurische Heimat seines Vaters aufzusuchen, und erlernte dazu das Polnische.

Es liegen aber auch historische Berichte vor, die von dem Adel des Mathias Wannovius aus Sorquitten sprechen und zuverlässig erscheinen. Der Pfarrer Riedel aus Sorquitten berichtet in einer beim dortigen Pfarramt vorhandenen im Anfang des 18. Jahrhunderts niedergeschriebenen Kirchenchronik, daß „Mathias Wannowicz der Geburt nach ein Polnischer von Adel gewesen sein soll“. Ebenso heißt es in der vom Pfarrer Krüger aus Sorquitten 1738 verfaßten Chronik dieses Kirchspiels: „Mathias Wannowicz, der Geburt nach ein Polnischer von Adel . . .“. Der Generalsuperintendent und Oberhofprediger Quandt nennt in einer in derselben Zeit verfaßten handschriftlichen Presbyterologie Mathias Wannovius „Nobil. Polonus“⁹⁾. Diese vor rund 200 Jahren ausgestellten Zeugnisse sind beweiskräftig. Denn sie stammen von beamteten und gelehrten Männern, die mit den örtlichen und lokalgeschichtlichen Verhältnissen vertraut waren, und die als Geistliche und Kirchenchronisten gerade für die Persönlichkeit des Mathias Wannovius aus Sorquitten ein besonderes Interesse gehabt haben werden. War dieser doch einer der ersten Prediger, die in jenen Gegenden die neue Lehre gepredigt haben, und war er doch interessant als der Erste und Älteste eines Pfarrergeschlechts, das in der Zeit der Berichterstatter und zurück bis in die Zeit nach der Reformation rühmlich und reichlich unter den Pfarrern des Preußenlandes vertreten war, und auf das die Geistlichen jener Gegenden aufmerksam geschaut haben werden. Große Autorität ist besonders dem Zeugnis Quandts beizumessen, der nicht nur als Oberhofprediger und Generalsuperintendent, sondern auch schriftstellerisch, insbesondere auf dem Gebiete der Presbyterologie, hervorgetreten ist, und auf dessen Berichten Arnoldts „Nachrichten von allen seit der Reformation an den lutherischen Kirchen in Ostpreußen gestandenen Predigern“ zum großen Teil beruhen. Nicht ohne Unterlagen wird dieser wissenschaftlich und historisch geschulte Mann von der adeligen Herkunft des Mathias Wannovius berichtet haben. Auch Riedel und Krüger werden kaum auf bloße Gerüchte hin ihre Befundungen abgegeben haben. Standen doch alle diese Männer damals den Verhältnissen viel näher, und die Verhältnisse ließen sich damals, da sie noch nicht so ins Große gewachsen waren, leichter übersehen, als heute, beinahe 200 Jahre später. Zu jener Zeit existierten sicher noch Grabsteine, die früher regelmäßig die Familienwappen enthielten, da war die Kunde vom Adel der Familie, deren Name durch die Latinisierung die adelige Namensform verloren hatte, noch nicht vergessen und verschollen und

⁹⁾ Die Quandtsche Presbyterologie, die nicht gedruckt ist, befindet sich im Staatsarchiv zu Königsberg, die handschriftliche Chronik des Pfarrers Krüger in der kgl. und Universitätsbibliothek zu Königsberg.

namentlich bei dem Adel der Gegend noch lebendig, da fanden sich wohl auch noch häufig Petschafte und Siegelabdrücke, die das Wappen zeigten. Eine besondere Bedeutung möchte ich dem Umstande beimessen, daß der Generalsuperintendent Quandt, dem Pfarrer Krüger seine Sorquittener Kirchenchronik eingesandt hatte, die Angabe Krügers, Mathias Wannovius sei ein polnischer Edelmann gewesen, nicht ohne weiteres übernommen, sondern zunächst den Mathias Wannovius nur schlechtthin als „Polonus“ bezeichnet hat. Aus der Tatsache, daß der ergänzende Zusatz „Nobil“ von Quandt eigenhändig mit anderer Tinte, also erst nachträglich, beigelegt worden ist, ist wohl zu schließen, daß Quandt die Frage der adeligen Herkunft des Mathias Wannovius zunächst noch geprüft und erst nach geschעהener Prüfung den nachträglichen Zusatz gemacht hat. Er mag unterdessen bei seinen Visitationsreisen den Grabstein eines Wannovius mit dem Wappen darauf oder auch bei einem der ihm unterstellten Pfarrer Wannovius Adelsnachweise und überzeugende Berichte gefunden haben. Vielleicht hat er auch bei Sachverständigen und Landeskundigen, namentlich bei alteingesessenen Edelleuten Erkundigungen eingezo-

Danach ist wohl kaum zu bezweifeln, daß die Familienüberlieferung von der adeligen Abstammung der Familie richtig ist. Solche Überlieferungen bedeuten sonst nicht viel, da häufig die Eitelkeit ihre Mutter ist. In diesem Falle aber liegt, zumal, wenn man die in der Familie vorgefundenen auf ein adeliges Wappen zurückführenden Siegel in Betracht zieht, die an Gewißheit grenzende Wahrscheinlichkeit, wenn nicht der volle Beweis der Richtigkeit der Überlieferungen vor.

Ursprüngliche Namensform.

An dieser Stelle muß ich noch bemerken, daß in der Universitätsmatrikel in Königsberg neben einem unter den eingetragenen Studierenden der Theologie am 2. April 1571 vermerkten

Andreas Wannovius sorquittensis,

folgende abweichende Schreibarten, offenbar desselben Namens, zu finden sind:

1571, 23. März: Michael Wainovius,

1576, Sommer: Andreas Woinovius, Polonus; Salomon Wainovius, Frater ejus¹⁰⁾).

Da zwei Söhne des Mathias Wannovius aus Sorquitten Salomon und Andreas hießen, so ist mit Sicherheit anzunehmen, daß es sich, trotz

¹⁰⁾ Von der Universitätsbehörde in Königsberg ist mir mitgeteilt worden, daß die Namen Wainovius und Woinovius deutlich lesbar geschrieben sind.

der verschiedenen Schreibart der Namen, um Mitglieder derselben Familie, wahrscheinlich sogar um die Söhne des Mathias handelt¹¹⁾). Die Namensform Wannovius hatte sich vielleicht damals noch nicht fest herausgebildet, der Name war noch flüchtig. Dieser Auffassung neige ich um so mehr zu, als die Unterschrift des Mathias Wannovius unter der Konkordienformel aus dem Jahre 1579 sich „Wainevius“ oder „Wanievius“, kaum aber „Wannovius“ lesen läßt. Sein Sohn, Michael, Diakonus zu Ryzeburg (Riesenburg) hat deutlich „Wanovius“ unterschrieben, was natürlich daselbe wie Wanovius bedeutet.

Es ist aber sicher, daß Mathias als Pfarrer von Sorquitten amtlich „Wanovius“ genannt wurde, denn in dieser Form findet sich sein Name in dem Abschiede, welchen der pomesamische Bischof D. Johannes Wiganus über eine am 22. April 1581 zu Sorquitten abgehaltene Kirchenvisitation erteilt hat. Da auch sein Sohn Michael „Wanovius“ (= Wanovius) unterschrieben hat, ist jedenfalls anzunehmen, daß der Name damals allgemein in dieser Namensform üblich war.

Christian Wannow in Tiegenort.

„Wannovius“ wird auch der Enkel des Pfarrers Mathias Wannovius aus Sorquitten genannt, der sich im Jahre 1644 vom Bürgermeister und Rat der Stadt Marggrabowa einen Geburtsbrief ausstellen läßt und 1650 in Tiegenort auftaucht: Der Schneidergeselle Christian Wannovius. Er findet sich in Tiegenort, das am Westufer des Frischen Haffes in der sogenannten Scharpau liegt, zuerst als Pate im Kirchenbuch. Sowohl hier, als in den Amts- und Erbbüchern und in den Kontrakten und Verschreibungen wird er fortan Christian „Wannow“ genannt. Mindestens ebenso häufig findet sich damals und zwar auch bei Christians Nachkommen bis gegen 1800 die Schreibweise „Wannhoff“, auch „Wannoff“. Allmählich schwindet aber diese Schreibweise und kommt jedenfalls im Kreise meiner näheren Verwandten nicht mehr vor. Freilich gibt es auch heute

¹¹⁾ Daß Mathias und Jeremias Woinowsty, welche 1564 in Frankfurt a. O. als Studierende der Theologie mit der Bezeichnung „Polonus“ eingetragen sind, der Familie Wannovius angehören, möchte ich nicht annehmen. Sonst fänden sich auch ihre Namen als Pfarrer in der latinisierten Form Wannovius. Auch war 1564 nicht nur Mathias Wannovius aus Sorquitten, sondern auch sein Sohn Mathias längst im Amt, so daß also keiner von ihnen mit dem Studiosus Woinowsty identisch sein kann. Jeremias Woinowsty findet sich später unter demselben Namen als theologischer Schriftsteller. Wenn er der Familie meiner Vorfahren angehört hätte, so würde auch er den Namen Wannovius angenommen haben.

in Danzig und anderswo Wannhoffs. Ich zweifle nicht daran, daß auch diese unseres Stammes sein werden.

Christian Wannow war nicht der erste Träger des Namens Wannow in Tiegenort. Schon 90 Jahre vor ihm war in Tiegenort ein Wannow ansässig gewesen. Die Kirchenchronik zu Tiegenort berichtet nämlich und Dr. Rhesse übernimmt diese Meldung in seinen „Nachrichten von allen seit der Reformation an den evangelischen Kirchen in Westpreußen angestellten Predigern“, von einem Mathias Wannow, welcher, nachdem er vorher in Br.-Holland Rektor und dann auch Prediger daselbst gewesen sein soll, im Jahre 1560 das Pfarramt in Tiegenort angetreten hat, 1591 nach Ladekopp im Gr.-Werder ging und später nach Elbing zog, wo er 1587 verstorben ist. In Elbing war er polnischer Prediger; hier wird er Wannovius genannt. Nachkommen dieses Mathias sind nicht vorhanden oder mir wenigstens nicht bekannt.

Erste Namensform vielleicht Wannow?

Der Umstand, daß sowohl Mathias als Christian an ihrem Niederlassungsort Tiegenort sich unter dem Namen „Wannow“ finden, kann dafür sprechen, daß die ursprüngliche Namensform, vor der Latinisierung, „Wannow“ gelautet hat.

Christian und seine Nachkommen in der Scharpan und Mehrung.

In Tiegenort ließ Christian Wannow (* 1627, † 1682) sich um 1650 als Schneider nieder. Im Jahre 1651 heiratete er die Tochter aus einer altangesessenen Familie, durch die er zu einem Hof kam und auch sonst noch erbt. Neben seinem Handwerk betrieb er seit 1651 einen Laden mit Waren seines Faches. Schließlich tut er den Schritt in größere Verhältnisse, indem er die Tiegenorter Kämpen in Erbpacht nimmt, die an 30 Hufen groß gewesen sein mögen, und dort einen zweiten Hof erbaut. Indem er Kirchenvater wurde, ist er der Abstammung aus einer Pfarrersfamilie gerecht geworden.

Christian Wannow (* 1627, † 1682) hat einen Sohn namens Gottfried Wannow (* 1676, † 1729), der später den elterlichen Hof auf den Kämpen übernahm. Gottfrieds Sohn Erdmann Wannow (* 1706, † 1773), der zugleich Bürger und Kaufmann in Danzig war, war ebenfalls dort ansässig. Erdmanns Sohn Johann Gottlieb Wannow (* 1736, † 1797) hatte ein Grundstück von guten fünf Hufen in Wedhornkampe, das in derselben Gegend liegt. Sein Sohn, mein Großvater Andreas

Wannow, verpflanzte hernach, indem er von seiner engeren Heimat nach Gütthland fortzog, einen Zweig der Familie in das Danziger Werder, während sein älterer Bruder, der Oberschulze und Hofbesitzer Johann Gottlieb Wannow zu Brunau und sein jüngerer Bruder Salomon Gottfried Wannow (* 1786, † 1839), der Hofbesitzer zu Fischerbabe war, in ihrer engeren Heimat blieben. Die Linie des Oberschulzen Johann Gottlieb Wannow, dem im Besitz ein Sohn gleichen Namens und hernach ein Enkel gleichen Namens folgte, ist im Mannesstamm ausgestorben. Die Zukunft der Linie Salomon Gottfried Wannow beruht im Mannesstamm allein auf den Hoffnungen, die auf die Ehe seines Urenkels, des Rittergutspächters Curt Wannow aus Adamsheide, zu setzen sind.

Die Linie Salomon Gottfried Wannow.

Die Linie Salomon Gottfried Wannow hat in der Person des Salomon Gottfried Wannow (* 1827, † 1903), eines Sohnes meines Großonkels Salomon Gottfried Wannow, einen von großem Unternehmungsgeist und Ehrgeiz erfüllten Mann hervorgebracht. Er parzellierte die väterliche Besitzung und übernahm mehrere große Grundstücke, hat sich aber wohl schließlich zu viel übernommen und kam in Vermögensverfall, so daß manche seiner Kinder, darunter der Gutsverwalter Albert Wannow zu Hohenstein, der Vater des Curt Wannow zu Adamsheide, des einzigen Stammhalters dieser Linie, ohne das Sprungbrett eines ererbten Vermögens ins Leben treten mußte. Salomon Gottfried erinnert in seinem Ehrgeiz und Unternehmungsgeist an seinen Oheim, meinen Großvater Andreas Wannow in Gütthland, der ihm als Beispiel vorgeschwebt haben mag. Dieser hatte jedoch mehr Erfolg und vielleicht auch mehr Glück als er. Verdienst und Glück sind schwer von einander zu scheiden. Goethe sagt:

Wie sich Verdienst und Glück verketten,
Das fällt den Toren niemals ein.
Wenn sie den Stein der Weisen hätten,
Der Weise mangelte dem Stein.

Mein Großvater Andreas Wannow in Gütthland.

Mein Großvater Andreas Wannow (* 1783, † 1852) zog schon jung nach Gütthland und heiratete dort die Witwe seines Oheims, des Hofbesitzers Johann Eduard Stande. So kam er zu einem Hofe, den er mit Hilfe seines eingebrachten Vermögens, durch rastlosen Fleiß und durch Unternehmungsgeist auf beinahe 20 Hufen vergrößerte. Es war aber, was Vermögen anbetrifft, nicht etwa eine gute Partie, die er ge-

macht hatte. Denn seine Frau brachte ihm neben dem gütergemeinschaftlichen Miteigentum des nur fünf Hufen großen Hofes fünf minderjährige Stiefkinder ein. Ubrigens war ja auch er selber nicht unvermögend. Auf dem allmählich immer mehr vergrößerten Grundstück erbaute er zwei stolze, mit mächtigen Wohngebäuden ausgestattete Höfe. Die mächtigen Gebäude beherrschen noch heute das Dorfschaftsbild, wie Andreas Wannow in seinen guten Tagen seine Nachbarn, keineswegs zu Gunsten seiner Beliebtheit, beherrscht hat. Vor dem älteren der beiden Höfe ist eine massive Brücke. Auch diese hat Andreas Wannow erbaut. Sie trägt an ihrer Südseite den Namen „Wannow“.

Die Söhne des Andreas Wannow.

Die beiden Höfe fielen nach seinem Tode an seine Söhne, meinen Vater Heinrich Wannow und meinen Onkel Eduard Wannow. Seinem ältesten Sohne Otto Wannow, der hernach über 20 Jahre Deichhauptmann der Danziger Niederung gewesen ist, hatte er schon vorher ein Grundstück in Trutenau gekauft, das dieser bald darauf durch Zukauf auf zehn Hufen vergrößerte, und das als das beste Grundstück des Danziger Werders galt und wohl noch gilt.

Mein Onkel Eduard Wannow in Gütland.

Mein Onkel Eduard Wannow (* 1828, † 1883) hatte nur einen Sohn Otto Wannow (* 1854, † 1894), der Gutsbesitzer zu Hansfelde bei Graudenz war und ebenfalls nur einen Sohn hinterlassen hat, der nach dem Großvater Eduard Wannow heißt und wohl einmal das von ihm verwaltete elterliche Gut übernehmen wird.

Mein Vater Heinrich Wannow in Gütland.

Mein Vater Heinrich Wannow (* 1824, † 1873), der den Unternehmungsgeist seines Vaters geerbt hatte, vergrößerte seinen Hof in Gütland durch Zukauf auf rund 20 Hufen, so daß also seine Besitzung ungefähr ebenso groß war, wie der von Andreas Wannow hinterlassene Besitz. Es wäre dabei nicht geblieben, wenn er länger gelebt hätte. Sprachen doch unsere alten Knechte oft zu mir rühmend von meinem Vater: „Junge Herr, wenn enne ehr Vater noch lewte, eh hätt ganz Gütland tosammen gekooft“. Seine Unternehmungen fanden zunächst wenig Anerkennung bei meiner etwas ängstlichen Mutter und bei ihrem Vater,

meinem lieben, kreuzbraven, aber in keiner Beziehung großzügigen Großvater Richard Bulke. Heinrich Wannow soll oft von seinem Schwiegervater das Wort gehört haben, daß er mit seinen großen Plänen Frau und Kinder an den Bettelstab bringen würde. Später freilich, als die Unternehmungen gut eingeschlagen waren, war alles in Ordnung, und mein Großvater Bulke, der übrigens meinen Vater sehr geliebt hat, sprach gern von jener Zeit in dem Sinne, als ob er damals mit Rat und Tat meinem Vater zur Seite gestanden hätte. In Wirklichkeit war aber die Sache so gewesen, daß er meinen Vater am liebsten an den Rodschößen zurückgehalten hätte. Leider haben nach seinem Tode unsere Vormünder, zu denen auch Großvater Bulke gehörte, den stolzen Besitz durch Verkauf der beiden kleinen Höfe auf dem Hinterlande auf 14 Hufen verkleinert, um Hypothekenschulden abzuführen. Auf diesen kleinen, von ihm ausgebauten Höfen, sollten, so hatte mein Vater es sich gedacht, seine Söhne ihre Lehrzeit verbringen, bis sie für einen großen Hof reif wären. Statt dessen wurde ihnen von ihren späteren Erziehern die Landwirtschaft nach Möglichkeit vergrault und ausgeredet; und sie wurden trotz ihres lebhaften Interesses und Verständnisses für die Wirtschaft vom Lande wegezogen. So kam es, daß die beiden älteren Söhne des Heinrich Wannow aus Güttland studierten. Egon Wannow, der die höhere Forstlaufbahn einschlug, hat wenigstens in diesem dem landwirtschaftlichen ähnlichen Beruf einigen Ersatz für den uns eigentlich angestammten Besitzerberuf gefunden. Ich selbst habe während meines ganzen Lebens die Sehnsucht nach der Scholle und nach freier Betätigung auf eigenem Grund und Boden niemals überwinden können. Zweimal habe ich in meinem späteren Leben den ernstesten Versuch gemacht, den geschehenen Fehler durch Übernahme des väterlichen Gutes — wenn es sich beim ersten Anlauf freilich auch nur um die Eigentumshälfte des gesamten Gutes und beim zweiten Anlauf nur um das Restgut handelte — wieder gutzumachen. Beide Anläufe mißlangen. Mein Bruder Heinrich Wannow hat die Tatsache, daß er Landwirt geworden ist und dadurch freies Feld erhalten hat, die angestammten Fähigkeiten und namentlich den ererbten Unternehmungsgeist durch eigene große und erfolgreiche landwirtschaftliche Unternehmungen zu betätigen, nur dem Umstande zu verdanken, daß unser übrigens sonst seelenguter Stiefvater Carl Wüst eine Hilfe in der Landwirtschaft brauchte.

Die Söhne des Heinrich Wannow.

Mein ältester Bruder, der Forstmeister Egon Wannow zu Rehhorst, ist 1916 unverheiratet bei Dünaburg gefallen. Mein jüngerer Bruder

Heinrich Wannow (* 1871) ist Rittergutsbesitzer auf Annaberg bei Graudenz. Seitdem es mit Pommerellen zu Polen gekommen ist, heißt es Annowo. Er hat nur einen Sohn, den Landwirt Hans Wannow. Ich selber, der Rechtsanwalt und Notar Justizrat Dr. Richard Wannow in Zoppot (* 1870) habe zwei Söhne, von denen der ältere, namens Werner (* 1900) Referendar ist, und der jüngere namens Hans-Andreas (* 1907) Chemie studiert.

Der Deichhauptmann Wannow.

Was meinem Vater Heinrich Wannow wegen seines frühen Todes nicht möglich war, in der Bahn der Väter und nach dem hervorragenden Beispiele meines Großvaters Andreas Wannow, seine Söhne auf großen Höfen anzusetzen, das gelang in vollstem Maße seinem ältesten Bruder, dem Hofbesitzer Otto Wannow in Trutenau (* 1822, † 1908), der unter dem Namen „Der Deichhauptmann Wannow“ durch Jahrzehnte ein sehr bekannter Mann gewesen ist. Allen seinen Söhnen — es waren sechs an der Zahl — verhalf er zu schönen Besitzungen. Ebenfogut sorgte er, auch hierin dem Beispiele meines Großvaters Andreas Wannow folgend, für die Töchter, von denen zwei die Besitzer größerer Höfe heirateten. Es ist das eine hervorragende Lebensleistung dieses tüchtigen, zielbewußten und energischen Mannes, auf die seine Nachkommen und alle Glieder der Familie Wannow stolz sein können.

Von dem gesunden, unbeirrbareren Blick und der bodenständigen Gesinnung unserer Vorfahren zeugt eine Äußerung des Deichhauptmanns Wannow, wie sie aber ebenfogut auch mein Großvater oder Vater hätte tun können. Der Deichhauptmann Wannow wollte seine beiden ältesten Söhne, obwohl sie ungewöhnlich gute Schüler waren, nach Erreichung des Einjährigengzeugnisses aus der Schule nehmen. Da bat ihn der Schuldirektor, er möchte doch die beiden Jungen in der Schule belassen, damit sie Abitur machen und studieren könnten. Der Deichhauptmann Wannow aber entgegnete: „Ich war eben auf dem Grundbuchamt und sah da den Richter in einem dunklen Loch von Zimmer unter Akten versteckt sitzen. Er sah ganz elend und vermiggert (d. h. verkümmert) aus. Um solche Kerls aus meinen Jungens zu machen, dazu soll ich sie noch mit Schulbank und studieren quälen und dafür noch das schöne Geld ausgeben?“ Er folgte seinem gesunden Urteil, nahm die beiden Söhne aus der Schule und machte sie, wie seine übrigen Söhne, zu tüchtigen Landwirten und Besitzern. Freilich scheute er keine Mühe und Arbeit und war von äußerster Sparsamkeit, um für seine Söhne die Anzahlungen und für seine Töchter anständige Ausstattungen zusammenzubringen.

Die Söhne des Deichhauptmanns Wannow.

Von den sechs Söhnen des Deichhauptmanns Wannow sind die beiden ältesten, Max Wannow und Richard Wannow, schon gestorben.

Max Wannow war Hofbesitzer in Fischau und hinterließ neben zwei Töchtern einen Sohn namens Günther, der unverheiratet gefallen ist.

Richard Wannow (* 1854, † 1916) hatte zunächst einen Hof in Antonienhof und hernach einen größeren Hof in Trappensfelde, den er ebenfalls später verkaufte. Sein jüngster Sohn Otto ist als Kriegsfreiwilliger gefallen. Der nächst ältere Sohn Richards, der Referendar und Leutnant a. D. Willy Wannow (* 1891), ist unverheiratet und Zollangestellter in Danzig. Sein ältester Sohn, der Kaufmann Erich Wannow (* 1880) zu Danzig, hat nur einen Sohn, sein zweiter Sohn, der Hofbesitzer Curt Wannow (* 1886) zu Wositz hat zwei Söhne.

Der dritte Sohn des Deichhauptmanns Wannow, Otto Wannow (* 1858) hatte zunächst einen Hof in Schönwiese. Hernach übernahm er den Hof seines Bruders Max in Fischau, indem er die Witwe des verstorbenen Bruders heiratete und seinen bisherigen Hof in Schönwiese verkaufte. Er lebte als Rentner in Zoppot und hat einen Sohn namens Ernst Wannow (* 1906), der Fahnenjunker bei der Reichswehr in Königsberg ist. Jüngst ist Otto gestorben.

Der vierte Sohn des Deichhauptmanns Wannow, Paul Wannow (* 1860), hatte zunächst einen Hof von neun Hufen in Gütlland. Diesen verkaufte er später und kaufte das Rittergut Kokoschken bei Danzig, das im heutigen Pommerellen hart an der Grenze des jetzigen Freistaats Danzig gelegen ist. Paul Wannow hat einen Sohn namens Kurt Wannow (* 1886), der früher aktiver Offizier war und jetzt Rechtsanwalt in Stettin ist; dieser ist verheiratet und hat zwei Söhne.

Der fünfte Sohn des Deichhauptmanns Wannow, Fritz Wannow (* 1865), hatte zunächst einen Hof in Parward, den er leider nach kurzer Besitzzeit verkaufte. Er lebt unverheiratet in Danzig.

Der jüngste Sohn des Deichhauptmanns Wannow, namens Emil Wannow (* 1867), übernahm zunächst den väterlichen Hof in Trutenau, den er später verkaufte, um das Rittergut Sassen zu übernehmen. Nach mehrfachem Besitzwechsel kaufte er das Gut Müggau, parzellierte es und behielt das Restgut von 200 Morgen. Bald nach dem Kriege kaufte er den sogenannten Roten Hof in Krieffohl, den sein einziger Sohn Ulrich Wannow (* 1906), einmal erben soll, sowie 120 Morgen in Piefel.

Durch den Ankauf des Roten Hofes ist die Verbindung der Familie Wannow mit der alten Heimat, der Weichselniederung, die von diesem

Ankauf nur noch in dem Besitz meines Neffen Kurt Wannow in Boffitz bestand, wieder etwas verstärkt worden. Mögen wenigstens diese beiden Werderhöfe der Familie Wannow erhalten bleiben, nachdem ihr innerhalb eines Menschenalters drei schöne Höfe in Gütlland, das prachtvolle Trutenauer Grundstück und die hervorragenden Höfe in Fischau, Schönwiese, Trappensfelde und Parwart verlorengegangen sind.

Grundbesitz und Grundbesitzer in der Familie Wannow am 1. Januar 1900 und am 1. Oktober 1926.

Was Grundbesitz anbetrifft, so hat die Familie gegen frühere Zeiten verloren. Nehmen wir als Stichtag aus früherer Zeit den 1. Januar 1900, so waren im Besitz der Familie Wannow folgende Güter:

| | |
|---|------------------|
| 1. der Eduard Wannowsche Hof in Gütlland von rund | 10 Hufen, |
| 2. der Heinrich Wannowsche Hof in Gütlland von guten | 14 Hufen, |
| 3. der Paul Wannowsche Hof in Gütlland von etwa rund | 9 Hufen, |
| 4. der Wannowsche Hof in Trutenau von rund | 10 Hufen, |
| 5. der Wannowsche Hof in Fischau von rund | 10½ Hufen, |
| 6. der Wannowsche Hof in Schönwiese von guten | 7 Hufen, |
| 7. der Wannowsche Hof in Parwart von rund | 7 Hufen, |
| 8. der Wannowsche Hof in Trappensfelde von rund | 10 Hufen, |
| 9. das Gut Hansfelde, Kreis Graudenz, von rund | 1000 pr. Morgen, |
| 10. der Hof des Gottfried (Fritz) Wannow in App- linken bei Mewe | 5 Hufen. |

Alle diese Besitzungen bis auf Hansfelde mit seinen 1000 pr. Morgen sind nicht mehr im Besitz der Familie Wannow.

Dafür sind allerdings hinzugekommen:

| | |
|--|------------------|
| a) Rittergut Kotoszken bei Danzig mit | 2600 pr. Morgen, |
| b) Rittergut Annaberg bei Graudenz nebst Vorwerk von zusammen | 2400 pr. Morgen, |
| c) das Gut Müggau bei Danzig, anfangs 1300 Morgen nach der Parzellierung als Restgut noch | 200 pr. Morgen, |
| d) eine kleine Besitzung in Piedel von | 120 pr. Morgen, |
| e) der Rote Hof in Kriesskohl | 8 Hufen, |
| (zu c, d, e in der Hand Emil Wannows), | |
| f) der Curt Wannowsche Hof in Boffitz | 7 Hufen. |

Obwohl der Grundbesitz der Familie Wannow nach Flächenmaß und auch nach Ertragswert im ganzen sich kaum gemindert hat, so muß doch

festgestellt werden, daß durch die Aufgabe so vieler Höfe und die Abwanderung so vieler Familienmitglieder vom flachen Lande und aus der Weichselniederung, der eigentlichen Heimat der Besitzerfamilie Wannow, nicht nur die Bodenständigkeit, sondern auch die Geschlossenheit der Familie gelitten hat. Für das Ansehen einer Familie aber ist nicht nur der Umfang und der Wert des von ihr besetzten Grundbesitzes, sondern auch ihre Bodenständigkeit und die Konzentration ihrer Besitzungen in einer Gegend von Bedeutung, vor allem aber die Zahl der Besitzer, die leider gegenüber dem 1. Januar 1900, wo sie 10 betrug, auf 6 zurückgegangen ist; wobei ich in dieser Zahl noch Kurt Wannow aus Adamsheide, obwohl er nicht Eigentümer, sondern nur Pachtbesitzer ist, mitzähle.

Der Mannesstamm Wannow nach dem Stande vom 1. Januar 1900 und vom 1. Oktober 1926.

Ein gewisser Rückgang in der Zahl ist leider nicht nur bei den Besitzern, sondern überhaupt bei den Trägern des Namens Wannow zu verzeichnen. Die Linie des Oberschulzen Johann Gottlieb Wannow ist im Mannesstamm ganz ausgestorben, und die Linie Salomon Gottfried Wannow besteht — von Gustav Wannow in Berlin abgesehen, von dem Nachkommenschaft kaum mehr zu erwarten ist — auf Curt Wannow aus Adamsheide. Selbst die vordem im Mannesstamm so stark besetzte Linie Andreas Wannow, die in meiner Generation nicht weniger als 10 Stammhalter aufwies, hat in der nachfolgenden Generation nur die gleiche Anzahl von Stammhaltern aufzuweisen. Stillstand aber ist Rückschritt. Was nicht wächst, geht allmählich ein. Das ist im Leben der Menschheit ebenso wie im Pflanzenleben. Im Interesse der Familie ist zu wünschen, daß ihr in der Zukunft wieder der Kinderreichtum und der kräftige männliche Nachwuchs unserer Väter beschieden sei. Nur dann wird sie blühen und gedeihen und ihrer Vorfahren wert sein.

Die ostpreussische und westpreussische Heimat der Familie Wannovius-Wannow.

Wie für die Entwicklung von Pflanzen oder Tieren, so ist auch für die Entwicklung des Menschen der Boden, auf dem er lebt, von großer und ausschlaggebender Bedeutung. Der Vollständigkeit der Familiengeschichte halber muß also die ostpreussische und westpreussische Heimat der Familie Wannow-Wannovius geschildert werden.

Masuren.

Die ostpreußische Heimat der Familie ist Masuren, ein Teil des ehemaligen Herzogtums Preußen. Trotz des Reichtums an schönen Wäldern und Seen, an anmutigen Tälern und Höhen ist das Masurenland in Deutschland wenig bekannt. Erst die Schlacht von Tannenberg und noch mehr die Schlacht bei den masurischen Seen haben den Blick des deutschen Volkes nach dieser Gegend gelenkt.

Mit dem Masurenland ist die Geschichte unserer Familie eng verknüpft. Fast in jedem Dorf steht dort eine bescheidene Kirche; es wird kaum eine darunter sein, in der nicht ein Wannovius gepredigt hat. Und ein Mitglied unserer Familie — unser Vorfahr, der Pfarrer Mathias Wannovius in Sorquitten — war einer der ersten, der in jenen Gegenden die Lehre Luthers gepredigt hat. Freilich sind seit jener Zeit beinahe vier Jahrhunderte verflossen. Dennoch lohnt es sich, das landschaftlich wundervoll gelegene Sorquitten aufzusuchen. Und auch Czynchen, wo des Mathias jüngster Sohn, unser Vorfahr Andreas Wannovius, das Pfarramt verwaltet hat, liegt in schöner Umgebung. Sorquitten und Czynchen gehen in erster Linie uns, die heutigen Träger des Namens Wannow, an; denn Mathias Wannovius in Sorquitten und Andreas Wannovius in Czynchen, der Vater des Schneidergesellen Christian Wannow, des Begründers der westpreußischen Besitzerfamilie Wannow, sind unsere direkten Vorfahren.

Unsere Vettern Wannovius aber, welche die alte Namensform beibehalten haben, mögen ihre Schritte nach Rndzewen und Stürlach lenken, nach Barthén und Aweniden, nach Neidenburg und Arns, nach Ekersberg, Leipe und Marienselde, nach Raudnitz und Strasburg, nach Osterwein, Neumark und Karwinden. Ihnen und uns allen wird Arns besonders interessant sein, da sich dort das Bildnis des Pfarrers Johann Christoph Wannovius befindet, der von 1710 bis 1767 Pfarrer in Arns war, und von dem alle mir bekannt gewordenen Träger des Namens Wannovius abstammen.

Ein Besuch dieser Gegend lohnt. Die versteckte Schönheit dieser Landschaft und die große Ruhe, die sich über sie breitet, ist gerade für den Großstädter eine Erholung.

Interessant ist auch die Bevölkerung. Sie war und ist vorwiegend slavisch, jedoch deutschen Bluteinschlages und deutscher Kultur. Die Masuren sprechen ihren eigenen Dialekt, der stark an das Polnische anklängt. Sie wollen aber beileibe keine Polen sein, sind vielmehr grunddeutsch eingestellt, wie die im Frieden von Versailles den Grenzgebieten auf-

erlegte Abstimmung mit ihrer erdrückenden deutschen Mehrheit klar gezeigt hat. Die Masuren sind evangelischen Glaubens; in den Kirchen wird abwechselnd deutsch und polnisch oder besser gesagt „masurisch“ gepredigt; denn das „Masurische“ ist ein eigener Dialekt wie das Kassubische. Die Masuren sind fleißig und anspruchslos und ganz und gar mit dem Heimatboden verwachsen.

Weichselniederung.

Die Brücke zwischen dem eigentlichen Ostpreußen zum übrigen Deutschland bildeten damals wie jetzt das Elbinger und das Danziger Gebiet.

Schon im 16. Jahrhundert finden wir zwei Pfarrer Wannovius in Elbing und seiner Umgebung. Im Jahre 1560 ist ein Sohn des Pfarrers Mathias Wannovius aus Sorquitten, Mathias Wannovius der Jüngere, Pfarrer in Tiegenort und hernach „polnischer“ Prediger an der Heiligen-Geist-Kirche in Elbing; nach seinem Tode im Jahre 1587 folgt ihm im Amte ein anderer Sohn unseres Vorfahren Mathias, der Prediger Salomon Wannovius, nach, der 1593 verstorben ist.

In den Jahren 1613 bis 1626 findet sich ein Sohn des Salomo Wannovius, der Pfarrer Michael Wannovius, als Pfarrer in Reichenbach und Blumenau bei Elbing; er erhielt als Student vom Rat der Stadt ein Stipendium und war mit der Patriziertochter Elisabeth Toldemit, der Tochter des Bartholomäus Toldemit, verheiratet. Hernach kehrte er in seine masurische Heimat zurück und bestieg die Kanzel zu Sorquitten, wo einst sein Großvater Matthias gepredigt hatte.

Tiegenort.

Bald danach, um das Jahr 1650, kam auch der Schneidergeselle Christian Wannovius, der Sohn des verstorbenen Pfarrers Andreas Wannovius aus Czuchen, in die Elbinger Gegend. Er wird gewiß auf der Wanderschaft gewesen sein, und es waren wohl verwandtschaftliche Beziehungen, die Christian gerade in diese Gegend gezogen haben. Wenn er sich freilich in Tiegenort niederließ, so wird dies kaum mit der Tatsache zusammenhängen, daß dort vor vielen Jahren sein Ohm Mathias Wannovius Pfarrer gewesen ist. Immerhin ist es auffallend. Ich glaube, daß Christian als Postreiter zwischen Elbing und Danzig das am Wege liegende Tiegenort kennengelernt hat. Nur er kann derjenige unserer Vorfahren gewesen sein, der, wie mir aus der Linie Salomon Gottfried Wannow berichtet ist, zu Pferde die Briefpost zwischen Elbing und Danzig vermittelt hat. Denn unsere weiteren direkten Vorfahren, sein Sohn

Gottfried, sein Enkel Erdmann und sein Urenkel Johann Gottlieb, der unser Urgroßvater gewesen ist, waren gewiß nicht Postreiter, ihr Lebenslauf ist mir bekannt; sie waren wohlhabende Besitzer, wie hernach Christian es selber geworden ist, und hatten diesen mühseligen Erwerb nicht nötig. Christian hat jedenfalls als Postreiter in Tiegenort seine spätere Frau Catharina, des Nachbarn Michael Maaß Tochter, kennengelernt und sich am Ende ihrethalben dort angesiedelt. Vielleicht sah er sie zum ersten Male bei einem Bügeltrunk, den er im Krüge ihres Vaters einnahm, und blieb in den Netzen der Liebe hängen. Dann gab der flotte und trunkfeste Reiter den feuchtfröhlichen Reiterberuf auf und kehrte zunächst zu seinem ehrsamem Handwerk zurück. Ein Bügeltrunk kann über ein ganzes Leben entscheiden. In diesem Falle hat er vielleicht entschieden über das Sein oder Nichtsein der Besitzerfamilie Wannow.

Die Kirche, in der unser Vorfahr Christian Wannow getraut worden ist, in der er seine Kinder taufen ließ und deren Kirchenvorsteher er war, steht nicht mehr; sie ist wenige Jahre nach seinem Tode, im Jahre 1686, abgebrochen worden. Dagegen steht noch, freilich in etwas abgeänderter Form, die Kirche, in der Christians jüngster Sohn, unser Vorfahr Gottfried Wannow, erster Kirchenvorsteher war, und in der unser Vorfahr, der Pfarrer Salomon Hartsch, ein Menschenalter hindurch gepredigt hat. Hier traute der Pfarrer Hartsch seine „herzgeliebteste Tochter Elisabeth Renata Hartschin“ mit Gottfrieds Sohn Erdmann Wannow, und hier wurde mein aus der Ehe Erdmanns mit Elisabeth Renate geborener Urgroßvater Johann Gottlieb Wannow getauft. Hier sind von 1686 bis zum Ende des 17. Jahrhunderts fast alle Wannows getauft, getraut und als entschlafene Wanderer aufgebahrt worden. Auf der Orgel befindet sich übrigens die Inschrift:

J W J S J M J G S
ANNO 1772

Dies sind die damaligen Kirchenvorsteher Isebrand Wannow, Jacob Schwichtenberg, Jacob Mierau, Joh. Gottlieb Störmer.

N e h r u n g.

Von Tiegenort aus breiteten sich Christians Nachkommen zunächst in der näheren Umgebung von Tiegenort, der sogenannten Scharpau, aus, die man heute mit dem übrigen Nehrungsgebiet zusammen die Nehrung zu nennen pflegt.

Hier erst wird die Familie Wannow den ausgesprochen deutschen Charakter angenommen haben, der ihr heute innewohnt. Denn wenn es schon im Geburtsbrieße Christians heißt, daß er guter deutscher Art

und Zunge sei, so will das wenig sagen. Sicher ist danach nur, daß er die deutsche Sprache beherrschte. Dem Blute nach wird er aus einer slavisch-germanischen Mischung hervorgegangen sein. Auch seine Mutter, Catharina Stancovius (= Stancowicz), war eine Tochter des masurenischen Landes und sicher ähnlicher Abstammung, wie es die Wannovius waren.

Christians Gattin dagegen war offenbar rein deutschen Geblüts. Zwei ihr aus Holland zugefallene Erbschaften machen wahrscheinlich, daß holländisches Blut in ihr floß. Auch die übrigen Stammütter der Familie Wannow entstammen durchweg der rein deutsch angesiedelten Weichselniederung, und sie und ihre Vorfahren sind rein deutschen Blutes. Der slavische Bluteinschlag der heutigen Familie Wannow ist also für eine Familie des ostelbischen Deutschlands außerordentlich gering. Vorhanden ist er ohne Zweifel, wie der Typ einzelner Familienmitglieder deutlich zeigt. Ich hebe nur meinen seligen Ohm, den Deichhauptmann Otto Wannow, hervor. Freilich handelt es sich um Rückschläge, die aus uralter Zeit herrühren.

Wie überhaupt in jener Zeit die Injassen der Niederungen am Weichselstrom, so standen auch die Wannows und unsere übrigen Vorfahren in der Nehrung und im übrigen Werder in ständigem und harten Kampf mit der Weichsel und dem Überschwemmungswasser. Die Akten des Amtes der Nehrung und Scharpan und des Stüblauschen Werders sind angefüllt mit Schriften, in denen wegen Überschwemmung um Zinsnachlaß und um tätige Hilfe des Rats gebeten wird. Immerhin werden die Wannows es im ganzen in ihrer neuen Heimat besser gehabt haben, als sie es in dem mageren Masurenlande gehabt hätten. Denn, wie ein altes Werderspruchwort besagt, es ist besser, in der Niederung zu verfaulen, als in der Höhe zu verhungern.

Doch hatten sie es ungeheuer schwer. Denn es war nicht leicht, die Weichsel zu bändigen, der Strom war ihr Schrecken und ihre Anfechtung. Mit unerhörter Eindringlichkeit zeigen zwei Dramen unseres berühmten Landmannes, des Güttländers Max Halbe „Der Strom“ und der „Eisgang“ die unheimliche und furchtbare Übermacht der Weichsel und die Schwere des Kampfes, den die Niederunger damals zu bestehen hatten. Die eigentlichen Bändiger des Stromes waren die Deichgeschworenen mit dem Deichgrafen, der später Deichhauptmann genannt wurde, an der Spitze. In der Person des Deichhauptmanns im „Strom“ hat Max Halbe diesem Typ ein bleibendes Denkmal gesetzt.

Der Kampf mit der Durchbruchgefahr beim Eisgang war der Großkampf. Daneben gab es dauernd kleine Kampfhandlungen mit dem Wasser, die alljährlich bei den schlechten Entwässerungsverhältnissen sehr

mühsamen Entwässerungsarbeiten. Sehr anschaulich schildert mein Großvater Andreas Wannow in einem hinterlassenen Schriftstück, daß allein die Wedhornskampe, das hernach von ihm selber neben seinem großen Güttländer Besitz übernommene Hofgrundstück seiner Eltern, eine Wasserabmahlmühle, vier Schleusen, an 1100 Ruten Stauwälle, mindestens 200 Ruten Uferdeckwerke und mehr als 1500 Ruten Entwässerungs- und Feldgräben zu unterhalten und zu bedienen habe, und dennoch Fälle einträten, wo sämtliche Feldfrüchte durch Überschwemmung vernichtet würden. Doch erzog dieser stete Kampf ein starkes, tätiges und widerstandsfähiges Geschlecht. Es war unseren Vorfahren vergönnt:

„Nicht sicher zwar, doch tätig — frei zu wohnen“.

Sie führten ein Mannesleben, denn, wie Faust sagt:

„Das ist der Weisheit letzter Schluß:

Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.“

In der Tat, es verbrachte

„umrungen von Gefahr,

Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.“

Mir will es scheinen, daß gerade diese schwierigen Verhältnisse unsere Vorfahren zu so starken und tüchtigen Menschen erzogen haben.

Danziger Werder.


Als einige von ihnen hernach aus der tief gelegenen Nehrung in das höher gelegene Danziger Werder zogen, da fanden sie etwas bessere Entwässerungsverhältnisse vor, der Kampf mit dem Weichselstrom selbst aber blieb bestehen.

Allein bei Güttland, meinem Heimdorf, liegen zwei Weichselbrücke, ein neuerer in Gestalt eines kleinen schon am Rande verschilften Landsees, und ein sehr alter, der zu einem Sumpfteich verschilft ist, einige Kilometer oberhalb Güttlands liegt ein weiterer größerer Durchbruchsee.

Der erste Wannow, der sich im Danziger Werder niederließ, indem er in Stüblau einen größeren Hof erwarb, war Hilger Wannow. Von seiner Nachkommenschaft zeugen noch zwei Gedenktafeln in der Stüblauer Kirche, die seines Enkels: Hilger Rudolf Wannow in Bliewitz (2. 6. 1825 bis 25. 6. 1870) und einer ältern Schwester desselben: Karoline Wilhelmine Preuß geb. Wannow (30. 9. 1824—31. 12. 1860).

Das Blut des Hilger Wannow fließt in der Stüblauer Familie Wessel, da seine Tochter Regina Concordia einen Wessel heiratete und die Mutter des Eduard Wessel, des Vaters des Polizeipräsidenten Wessel, geworden ist.

übrigens ist Stüblau und so auch das benachbarte Krieffohl mit den Nachkommen meines Großvaters Andreas Wannow aus der Ehe mit Friederike Wilhelmine Neumann, der Tochter einer geborenen Hacker, durch viele Spuren der Familie Hacker verbunden, welche durch Jahrhunderte vorwiegend im oberen Danziger Werder und namentlich in Stüblau und Krieffohl ansässig und führend war. An einem Türgerüst des Hofes in Krieffohl findet sich die Inschrift:

| | | | |
|----------------|---|---------|--------------------|
| Johann |  | Hacker | (d. h. Bauherr) |
| B | | H. | |
| F. K. | | B. - M. | (d. h. Baumeister) |
| 1743. 3. April | | | |

Johann Hacker gehörte zu den vier Deichgrafen (Deichhauptleuten) dieses Namens, die es im 18. Jahrhundert gegeben hat. Sein Name findet sich auch auf der mittleren Kirchenglocke in Stüblau mit der Jahreszahl 1752.

Vor dem Altar der Stübblauer Kirche befinden sich vier Grabsteine der Familie Hacker:

1. Valentin Hacker, Deichgraf 1597.
2. Elisabeth Hacker (29 Jahre), des Anstet Hinrichsen 2. Ehefrau in Krieffohl 1687.
3. Valentin Hacker, Mitnachbar in Stüblau und Armdator in Stuthof, für sich und seine Erben 1768.
4. Andreas Hacker vor sich und seine Erben.

Güttland.

Neben Stüblau, dessen stolzer Kirchenturm eine Zierde des Danziger Werders bildet und sogar einen Teil des jenseits der Weichsel gelegenen Marienburger Werders beherrscht, liegt Güttland, mein Heimdorf. Bei Güttland will ich länger verweilen, weil es nicht nur mich, sondern auch das Gros der Familie besonders interessiert. Denn dort hat mein Großvater Andreas Wannow — der zweite Wannow, der ins Stüblausche Werder ging — gelebt, von dem die meisten Mitglieder der Besitzerfamilie Wannow abstammen.

Güttland liegt acht Kilometer nördlich der Stadt Dirschau unmittelbar oberhalb Stüblaus am Weichselstrom; die Dorfstätte selbst wird von der Mottlau durchflossen. Wie man Danzig am eindruckvollsten kennenlernt, wenn man von der See her kommt, so zeigt sich Güttland am vorteilhaftesten, wenn man bei klarem Wetter in den Morgenstunden von Hohenstein her über das Güttländer Hinterland auf Güttland zufährt. Da fallen an der rechten Seite des sich vor den Blicken erstreckenden Dorfes

zwei stolze Höfe ureignen Charakters ins Auge. Es sind die Höfe, die mein Großvater Andreas Wannow erbaut hat, der lange vor meiner Geburt, im Jahre 1852, gestorben ist. In dem einen Hofe, dem an der massiven Mottlaubrücke, wohnte er selber während seiner letzten Lebensjahre, hernach wohnte dort mein Onkel Eduard Wannow. In dem anderen Hofe lebte und liebte, erwarb und starb mein Vater Heinrich Wannow. Geht man weiter die Dorfstraße herauf, an dem Hof vorbei, dem unser berühmter Landsmann Max Halbe entsprossen ist, so kommen zwei Gehöfte, mit denen ich von der Mutterseite her verbunden bin. Zunächst das Gehöft, in dem der Landschaftsrat Fritz Bulcke, der Bruder meiner Mutter, gewohnt hat, und dahinter ein kleines, bescheidenes, weiß verputztes Wohnhaus; hier ist meine Mutter aufgewachsen, denn hier wohnte mein unvergesslicher Großvater, der Hofbesitzer Richard Bulcke. Sein Sohn Fritz Bulcke, der den väterlichen Hof übernahm, bezog später das andere von ihm zugekaufte Haus, weil er das alte Wohnhaus nicht für gesund hielt, und es war wohl auch nicht gesund. Und doch, welch gesundes Leben ist hier, in zwei Generationen, groß geworden; die fünf Kinder meines Onkels und die fünf Kinder meines Großvaters konnten sich sehen lassen.

Damit sind meine — ich möchte beinahe sagen „verwandtschaftlichen“ — Beziehungen zu den Gützländer Höfen auf der rechten Mottlauseite erschöpft, wenn man nicht in die weitere Vergangenheit, der ich nicht nachgejorcht habe, zurückgehen will, täte man dies, so würde sich ergeben, daß auch auf den beiden anderen Höfen auf der rechten Mottlauseite Gützländs, auf dem Halbeschen und Haselauschen Hof, in älterer Zeit weitere meiner Vorfahren oder nahen Blutsverwandten gesessen haben.

Nun gehen wir einmal herüber zum anderen Mottlauufer: Eine massive Steinbrücke passieren wir; Andreas Wannow hat sie erbaut. An ihrer Südseite finden wir in Metall eingelassen die Inschrift „Wannow“. Gegenüber dem ehemals Eduard Wannowschen Hof, verdeckt durch den Garten und die Giebelseite eines mächtigen Fachwerkspeichers, steht der Jonassche Hof; auf dem saß einst mein Urgroßvater Johann Gottfried Bulcke, — er hat den Fachwerkspeicher in Danzig auf Abbruch gekauft und dann in Gützländ aufgestellt —, und später saß lange Jahre auf diesem Hof mein Vetter Paul Wannow, der später das Rittergut Kokoschken bei Danzig gekauft hat. Neben diesem Gehöft aber erstreckt sich in breiter Front ein mächtiger weißer Wohnbau; heute ist er zur Arbeiterkate herabgesunken, einstmals zierte er einen stolzen Hof, und noch heute läßt, bei aller Verwahrlosung des Gebäudes, seine einstige Schönheit sich ahnen. Es ist der noch immer nach seinem letzten Besitzer genannte „Schlubachsche Hof“. Ich hebe diesen Hof nicht hervor, weil Schlubach mit Minna

Bulke, einer Schwester meines Großvaters, verheiratet war, und weil mein Vater hernach diesen Hof zur Vergrößerung seines Besizes erworben hat. Die Verbindung ist enger. Auf diesem Hof wohnte mein Urgroßvater, der Mitnachbar und Schulze George Gabriel Neumann zu Gütlland, und hier ist meine Großmutter Friederike Wilhelmine Wannow geb. Neumann aufgewachsen. Vorher war der Hof im Besitz der Familie Hader, der die Mutter der Friederike Wilhelmine entstammte.

In der westlich der Mottlau gelegenen Dorfhälfte steht nach dem anderen Dorfsende zu die alte Dorfkirche, ein bescheidener Bau, berühmt nur durch seine Kanzel, die vom Kopf des Moses getragen wird zum Zeichen dessen, daß das Neue Testament auf dem Alten Testament beruhen soll. Auf dieser Kanzel predigte einst mein Urgroßvater Friedrich Deschner, weiland Superintendent des Danziger Werders, und in dem neben der Kirche liegenden Pfarrhaus ist meine Großmutter Emilie Bulke geb. Deschner aufgewachsen. Die Kirche ist umgeben von Gräbern meiner Vorfahren; außer meinen Urgroßeltern Deschner, meinen Großeltern Wannow und Bulke, ruhen dort meine Eltern und daneben mein Stiefvater Karl Wüst, der als ältester Sohn des Amtsnachfolgers meines Urgroßvaters Deschner ebenfalls dem Gütlländer Pfarrhaus entstammt; sein Vater war mit Mathilde Bulke, einer Tochter meines Urgroßvaters Johann Gottfried Bulke, verheiratet. Aus dem Pfarrhaus hat auch meine Schwester Elisabeth ihren Ehemann bezogen, indem sie sich mit Walter Collin, dem Sohn des Gütlländer Ortspfarrers und Superintendenten Collin verheiratet hat.

Ist es zu verwundern, daß ich mich mit diesem Gütlland so nahe verbunden fühle, und daß ich stets den Wunsch gehegt habe, gleich meinen Vorfahren einen Gütlländer Hof zu besitzen?

Freilich ist Gütlland heute nicht mehr das saubere und freundliche Dorf von früher. Damals sah man es Gütlland an, daß die Besitzer mit dem Orte verwachsen waren, daß sie Gütlland liebten. Heute macht das Dorf einen verwahrlosten und vernachlässigten Eindruck. Vielfach fehlen die Zäune, und nirgendsmehr sind grüne Hecken. Nur die Höfe und die Besitzergärten sind einigermaßen erhalten. Freilich ist auch, mit Ausnahme von Max Halbe, der Mitbesitzer des väterlichen Hofes ist, jedoch von München her sich um das Heimatdorf wenig kümmern kann, kein Hofbesitzer mehr in Gütlland, der dort wie der frühere Stamm von alters her gesessen hätte. Die letzten Hofbesitzer des alten Gütlländer Stammes waren der alte Haselau, mein lieber Ohm Bulke und der alte Halbe. Es ist mir noch heute so, wenn ich durchs Dorf gehe, als ob die hohe vornehme Gestalt des alten Halbe vor seinem Hofstore auftaucht, und als ob Ohm

Bulke mich von seiner geliebten Veranda aus in seiner fröhlich-munteren Art begrüßt. In dem Kirchenvorstehergestühl aber sehe ich noch heute das Moltkeprofil des alten Haselau, wie er sich herüber neigt zu seinem Nachbarn; wenn die Predigt zu lange wurde, plauderten die beiden alten Herren wohl mitunter ein wenig¹²⁾. Hier saß auch Großvater Bulke, als einst mein Urgroßvater, Superintendent Deschner, auf der Kanzel im hohen Alter vom Schlaganfall getroffen, zusammenbrach. Mein Großvater trug ihn dann auf seinen Armen ins Pfarrhaus.

Ein jedes Dorf hat sein Repräsentationsstück. Meist ist es die Kirche. Die Prunkstücke und Wahrzeichen des Dorfes Gütlland waren und bleiben die beiden stolzen Höfe, die mein Großvater Andreas Wannow erbaut hat. Wie liebe ich diese Höfe: Und auch sie schauen mich so an, als ob sie zu mir gehörten. Vielleicht kommt doch noch einmal wieder, daß auf dem einen oder dem anderen der Höfe, wenn nicht auf beiden, wieder ein Wannow sitzt. Eher wird Andreas Wannow nicht ruhig in seinem Grabe schlafen. Weiß Gott, es ist den Höfen anzumerken, daß ihr Erbauer sie aus seinem ureigensten Wesen für sein Fleisch und Blut und keinesfalls für Fremde erbaut hat. Wer den Eindruck dieser Höfe ganz in sich aufnimmt, — man sieht sie aus der Nähe am besten von dem Plaze neben der Hafentude aus, die übrigens einst ebenfalls zu dem Besitz des Andreas Wannow gehört hat —, der wird es verstehen, daß ich und manche meiner Geschwister und Verwandten unsere Herzen an diese Höfe gehängt haben. Was sind das doch für mächtige Bauten, so tief wie andere Häuser breit sind, so breit wie Scheunen, und so hoch, wie eine Dorfkirche. Was sind das doch für stolze Vorlauben, für sich allein so groß beinahe, wie eine ganze Villa; und dann die stolzen massiven Pfeiler, auf denen die Vorlauben ruhen, die sich rechts und links der Hausfront längs der Straße fortsetzen und auf der einen Seite die wuchtigen Hofstore, auf der anderen Seite die weitläufigen Gartenzäune tragen; erst sie vervollständigen und verbreitern die monumentale Wirkung des Gesamtbildes. Man wird lange suchen müssen und vielleicht vergeblich suchen, um solche bei aller Einfachheit und Schmutzlosigkeit doch im besten Sinne repräsentativen Hofanlagen zu finden. Häuser und Gärten verdecken den Wirtschaftshof; aber jeder fühlt, diese mächtigen Rohziegelbauten sind nicht nur Alttrappen, hier ist das Gesicht von Höfen, die sich sehen lassen können. Es schaut aus ihnen noch heute das Antlitz des Erbauers.

¹²⁾ Als einmal der Pfarrer eine lange Atempause machte, soll sehr hörbar für die Kirchengäste die Frage erklingen sein: „Haselau, fahren Sie morgen Mit?“ Der alte Haselau war nämlich etwas taub, und mein Großvater Bulke mußte laut sprechen, um verstanden zu werden.

In der Tat, das Gesicht täuscht nicht. Mit den Höfen und namentlich mit unserem alten Hof, der jetzt nur noch sieben Hufen groß ist, waren stattliche Besitzungen verbunden. Insbesondere war unser Hof, den hernach mein Vater durch Zukauf vergrößerte und verbesserte, eine der besten und größten Besitzungen des Danziger Werders.

Auf den stolzen Güttländer Höfen war es nicht schwer, zu freien und zu selbstbewußten Männern aufzuwachsen, die mein Vater und seine Brüder waren, und die auch ihre Söhne geworden sind.

Ich lasse ein Bild folgen, das das behagliche Leben der damaligen Güttländer zum Ausdruck bringt. Dies Bild stellt dar von links nach rechts meinen Bruder Heinrich Wannow, an dessen Stuhl der Stoc gelehnt ist, Herrn Schiemann, den Gutsverwalter meiner Tante Auguste Wannow, meinen Vetter Paul Wannow, der damals noch in Gütlland ansässig war, meinen lieben Onkel Fritz Bulcke, den späteren Landschafts- und Ökonomierat, in seinen besten Jahren, Paul Wannows Schwager „Paulchen“ Kettelski und „Edgar“, den Sohn der alten Haselau. Im Hintergrunde dieses Stillebens, das bei einem Frühchoppen in Gütlland aufgenommen ist, steht die damalige Wirtin der Hafebude, Frau Malonnek. Wenn ich dies Bild ansehe, fallen mir stets die Verse ein:

„Hier ist das Wohlbehagen erblich,
Die Wange heitert wie der Mund.
Ein jeder ist an seinem Platz unsterblich:
Sie sind zufrieden und gesund.“

Auch das Bild der Hafebude bringe ich, eines charakteristischen alten Baues.

Neben Gütlland sind die Wannows in neuerer Zeit nur in Trutenau und in Fischau bodenständig geworden, welche Eigenschaft ich an Landbesitz durch zwei Generationen knüpfen möchte. Die Besitzungen in Trutenau und Fischau gehörten meinem Onkel, dem Deichhauptmann Otto Wannow, die eine hat er seinen ältesten, die andere seinem jüngsten Sohn überlassen. Wie die Höfe in Gütlland, Trutenau und Fischau, das übrigens im Marienburger Werder belegen ist, so sind auch die Höfe in Schönwiese, Parwark, Trappensfelde und Gütlland, die im Besitz der übrigen Söhne Otto Wannows waren, verkauft worden.

Freilich kaufte Otto Wannows vierter Sohn, Paul Wannow, hernach das Rittergut Kolojshen bei Danzig, und Emil Wannow kaufte ein großes Gut in Ostpreußen und hernach noch ein anderes Gut, um darauf — nach dem Verkauf dieser Güter — in die Danziger Gegend zurückzukehren und neben Müggau, von dem er noch das Restgut besitzt, den sogenannten „Roten Hof“ in Krieffohl zu erwerben, so daß die Wannows wenigstens

durch diesen Hof und den Hof des Kurt Wannow in Wossitz in ihrer eigentlichen Heimat vertreten sind. Das ist aber kein Ausgleich.

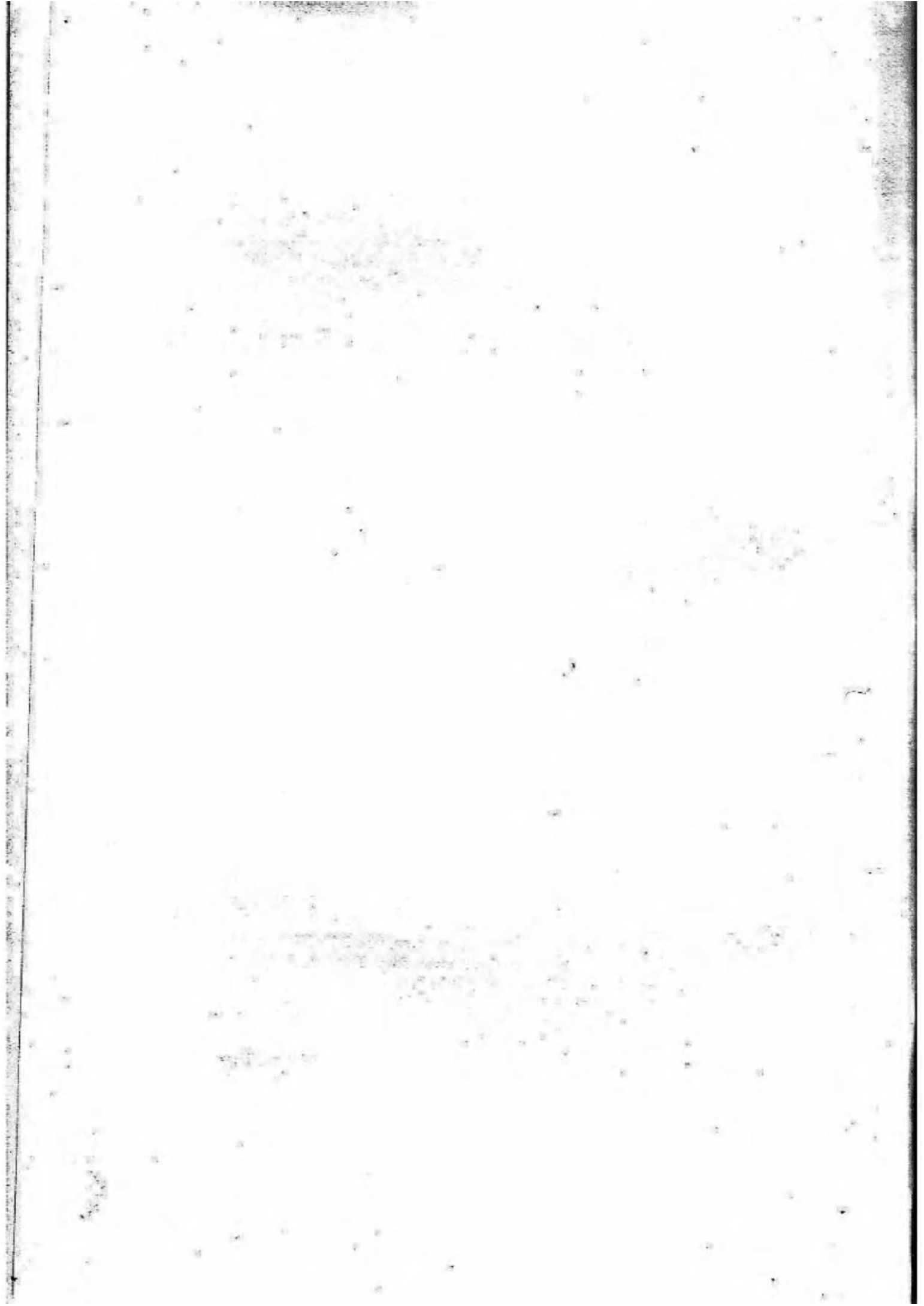
Sonst ist die Familie Wannow noch auf zwei Gütern im Kreise Graudenz — also in Pommerellen — angesiedelt, auf Hansfelde, das der Witwe des einzigen Sohnes meines Ohms Eduard Wannow aus Gütland gehört, und auf Annaberg, das im Besitz meines Bruders Heinrich Wannow und selbst unter den schwierigen polnischen Verhältnissen der Gegenwart noch immer ein Mustergut ist.

Die übrigen Wannows haben sich ganz vom Lande gelöst, wenn sie freilich auch meist in oder um Danzig wohnen. Mein Bruder Egon Wannow und ich hatten die Entschuldigung, daß wir nach dem Tode unseres Vaters vom Lande wegezogen wurden und ich selbst habe — wie schon erwähnt — zweimal im Leben, leider beide Male ohne endgültigen Erfolg, den Anlauf genommen, mich in Gütland anzusiedeln. Die meisten anderen Wannows aber haben ihre Scholle aufgegeben, indem sie der Zeitrichtung der Landflucht Rechnung trugen. Sie hatten es eben auf ihrer Scholle zu gut und

„Es ist nichts so schwer zu ertragen,
als eine Reihe von guten Tagen“.

Sie brauchten nicht mehr mit dem Wasser zu kämpfen, wie ihre Vorfahren, die nicht das Geld und den Übermut hatten, um als Rentner in die Stadt zu gehen. Sie und ihre Kinder müssen es ausbaden; sie haben die Heimat verloren. Denn eine Heimat, die man mit der großen Menge teilt, wie sie in den Städten aufeinandergepfercht wohnen, ist keine eigentliche Heimat mehr. Sie ist nur ein Wohnsitz, nicht viel mehr als ein juristischer Begriff.

Die Wannows haben durch die Landflucht noch mehr verloren. Das Land ist eine ewige Kraftquelle; an dieser Quelle hatten sie bisher gegessen und blieben ein fester und starker Stamm. Wie wird es werden, nachdem sie von dieser Kraftquelle getrennt sind? Das ist eine trübe Frage. Die Zukunft wird sie beantworten.



III. Das Pfarrergeschlecht Wannovius.

A. Verzeichnis der 23 Pfarrer Wannovius.

1. Mathias Wannovius, von 1547—1589 Pfarrer zu Sorquitten.
2. Michael Wannovius, von 1564 Pfarrer in Riesenburg, von 1596 Pfarrer in Rewe, † spätestens 1606.
3. Mathias Wannovius, 1560 Pfarrer in Tiegenort, von 1561 in Ladetopp, später in Elbing, wo er 1587 stirbt.
4. Salomon Wannovius, zuerst als Adjunktus seines Vaters in Sorquitten, von 1587 Prediger in Elbing, verstorben 1593 in Elbing.
5. Andreas Wannovius, Pfarrer in Czynen in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts.
6. Salomon Wannovius, 1594—1607 Diakonus zu Diezlo (Marggrabowa) bis zu seinem Tode im Jahre 1607.
7. Michael Wannovius, geboren Elbing 1590, Pfarrer 1613—1619 in Reichenbach bei Elbing, von 1620 in Blumenau, von 1626 in Sorquitten, stirbt dort 1665.
8. Christian Wannovius, nach 1620 Pfarrer zu Arns; als solcher dort verstorben 1648.
9. Michael Wannovius, von 1678 bis zu seinem Tode 1709 Pfarrer in Reinswein.
10. Felix Wannovius, Pfarrer von 1625 in Edersberg, später in Szimonken bis zu seinem Tode im Jahre 1670.
11. Johann Wannovius, * Lyd 1595, † 1676, seit 1621 Diakonus und Rektor in Ridzemen, seit 1640 Pfarrer in Stürklad.
12. Stanislaus Wannovius, * 1629, † 1713, seit 1654 Diakonus zu Warten, seit 1665 Pfarrer in Aweyden.
13. Johann Christoph Wannovius, * 1684, † 1767, seit 1710 Pfarrer in Arns.
14. Christian Wannovius, * 1711, † 1785, seit 1733 Diakon in Edersberg, seit 1758 Pfarrer ebenda.
15. Stanislaus Martin Wannovius, * 1733, † 1801, seit 1757 Pfarrer zu Leype und Marienfelde, seit 1762 zu Raudnik, vorübergehend auch in Strasburg.
16. Michael Wannovius, * 1700, † 1753, seit 1728 Diakonus und später Pfarradjunktus zu Rhein.
17. Christian Wannovius, * 1704, † 1768, seit 1743 Diakonus in Czynen, vorher Kollege in Rastenburg.
18. August Benjamin Wannovius, * 13. November 1728, † 1758, seit 1755 Pfarrer in Proeduls.

19. Christoph Martin Wannovius, * 1735, † 1799, seit 1765 Pfarrer zu Osterwein, seit 1769 zu Neumark und Carwinden.

20. Christian August Wannovius, * 13. Juli 1736, † 1790, von 1785 Pfarrer in Efersberg.

21. Johann Ernst Wannovius, * 1756, † 1809, von 1786 Pfarrer in Gollub.

22. Ludwig Reinhold Benjamin Wannovius, * 1774, † 1839, als Anstaltsgeistlicher in Insterburg, vorher als solcher in Ragnit.

23. Constantin Wannovius, * 1813, † 1889, seit 1847 Hilfsprediger in Neumark, seit 1858 Pfarrer in Puzig.

B. Lebensläufe der 23 Pfarrer Wannovius.

1. Mathias Wannovius (Wannowicz)

von 1547 bis 1589 Pfarrer in Sorquitten.

Über Mathias Wannovius (Wannowicz, Wannowitz), der von 1547 bis 1589 Pfarrer in Sorquitten war, berichtet der Pfarrer Friedrich Krüger zu Sorquitten in einer Kirchenchronik über das Kirchspiel Sorquitten folgendes:

„Matthias Wannowitz, der Geburt nach ein Polnischer von Adel, ist nach Sorquitten zum Pfarreramt vom damaligen Lehns Patrono tit. Herrn v. Schlieben, vocieret, welches ungefähr um das 1540. Jahr geschehen. Wo er aber und in welchem Jahr geboren, von wem und wo in gleichen quo anno ordiniret von wem er und an welchem Sonntage introducieret, ist nichts bekannt. So viel aber ist gewiß, daß er bei hiesiger Gemeinde bis an sein Lebensende verblieben und derselben 42 Jahre vorgestanden.“

Diese Nachricht wird ergänzt durch Angaben in dem Visitationsabschiede, „so der Her Pommezanische Bischof D. Johannes Wigandus dieser Kirchen Sorquitten nach geenter Visitation den 22. Aprilis anno 1581“ erteilt hat:

„Inn dieser Kirchen ist in vorstehender Visitation Pfarher befunden Ehr Matthias Wanovius. Ist von dieser Kirchen lehnhern anhero berufen und vom Hern Pommezanischen Bischofe D. Paulo Sperato seligen ordiniret. Ist 33 Jahr in diesem Dorfe Pfarher gewesen . . .“

Zugleich über die Familienverhältnisse des Mathias Wannovius berichtet die Leichenpredigt, die seinem Enkel Michael Wannovius, der gleich ihm lange Jahre Pfarrer in Sorquitten war und 1665 starb, gehalten ist. In dieser beim Pfarramt Sorquitten aufbewahrten Predigt heißt es:

„ . . . der doppelten Ehre würdige und sehr gelehrte Pfarrer Herr Matthias Wannovius (Wannov?), welcher von den gnädigen Herren v. Szwiencki zu jener Zeit als Pfarrer nach Sorquitten berufen wurde, und als er sich mit Gottes Willen und Vorsehen in den Ehestand begab, erzeugte er mit seiner geliebtesten Frau vier Söhne. Diese hielt er alle aus väterlicher Pflicht eifrig zur Schule wie der christlichen Kirche an, um durch sie zuerst Gott Ehre und Lob und zuletzt seinem Alter Stütze und dankbare Freuden mit Gottes Hilfe vorzubereiten, welchen Wunsch und welches Begehren der ewige Gärtner, Gott himmlischer Vater, gnädig erfüllte, so daß alle vier, namentlich Michael in Mewe, Matthias in Elbing, Salomon in Olesko und Andreas in Czuchen ordentlicher Weise zum Predigeramte berufen, treue und würdige Diener Gottes wurden und ihr Leben in dem Prediger-Amte mit Ehre beendigten“¹¹⁾.

Im Jahre 1579 hat er die Konkordienformel unterschrieben, und zwar zusammen mit seinem Sohn Michael.

Vorstehende Meldungen hat der Generalsuperintendent und Oberhofprediger Quandt zu Königsberg in Preußen in seiner Presbyterologie etwa im Jahre 1740 dahin zusammengefaßt:

„1547. Matthias Wannovius, Nobil Polonus. Ist auf erhaltene vocation vom Hrn. von Schlieben cr. 1547 angekommen. Subscript 1579 Form. Conc. Da er aber in der Leipz. edition Matthias Waniadius genannt wird. Er hatte vier Söhne, die alle Prediger worden. Michael in Mewe, Matthias in Elbing, Salomo in Sorquitten, nachgehends in Elbing und endlich in Olesko, Andreas in Czuchen. Ist 42 Jahr allhie im Min. gewesen.“

In der Jubelfestschrift, die im Jahre 1758 dem Pfarrer Johann Christoph Wannovius zu Arns von seinem Sohn, dem Pfarrer Stanislaus Martinus Wannovius zu Strasburg, gewidmet worden ist, heißt es über Mathias Wannovius:

„Bald nach dem Morgenroth der Reformation
War ein Wannovius Sorquittens Lehrer schon.
Der Erste dieses Orts . . .“

Mathias war also der erste lutherische Pfarrer in Sorquitten. Er war überhaupt einer der ersten, die in jenen Gegenden die neue Lehre verkündet haben.

Die Kirche, in der Mathias Wannovius predigte, war ein einfacher Fachwerkbau, darüber ein Strohdach. Anstatt der Bänke waren schlechte Bohlen gelegt. Von dem ohnehin niedrigen Chor reichte man an die

¹¹⁾ Urtext der Predigt in polnischer Sprache.

Decke". Im Jahre 1581 wurde der Patron vom Bischof D. Johannes Wigand vermahnt, auf den Bau einer Kirche „mehr Fleiß zu verwenden“, damit das „liebe gotteshaus nicht mit großem ergernis also zerrissen stehe“. Die baufällige Kirche stand aber noch 1598, in welchem Jahre — wie die Pfarrchronik zu Sorquitten berichtet — „das Kirchspiel zusammen-treten und einen Schoß zur Reparation des Gebäudes für Maurer und Zimmermann dargeben“ mußte.

Nicht stattlicher war die Widem (Pfarrhaus). Auch deren Verbesserung wurde 1581 als „Hoch notigt“ bezeichnet; es fehlte das „Studierstüblein“; auch „ein Ofen und ein Schornstein waren Bedürfnis, damit man ohne Gefahr Feuer halten möge“.

Mathias Wannovius erhielt 70 Mark und seit einer in seinen letzten Lebensjahren erfolgten Verkleinerung des Kirchspiels 60 Mark Jahresgehalt, daneben hatte er die vier Hufen Pfarrlandes, mit denen die 1379 gegründete Kirche Sorquitten im Jahre 1470 durch Handfeste des Hochmeisters an den Ritter George von Schlieben ausgestattet war, in Nutzung. Es waren dies die üblichen Bezüge eines Landpfarrers. Dazu besaß Mathias Wannovius ein Gütchen von vier Hufen zu Glodowo, das neben Sorquitten belegen ist.

Nach der Visitation vom 22. April 1581 ist dem Pfarrer Mathias Wannovius, wie der Visitationsabschied ergibt, von dem Bischof Wigand auferlegt worden:

„Den heiligen Catechismus in der Kirchen fleißig zu treiben, alle Sonntage für der Predigt die fünf stücke des Catechismi von Wort zu Wort sein deutlich fürzulesen, und alle sonntage auch Vesper halten, darin er wiederumb die stücke des Catechismi, nach dem Text fürsagen und ein stück nach dem andern erklären, und also alle sonntage fortfahren, damit die Leute nicht alleine die fünf stücke lernen, sondern auch verstehen mögen. Er soll auch sein langsam reden im predigen, damit die Leute alles wol verstehen und fassen mögen, und sol sich sonsten der Pfarher in allen Punkten dem vorigen Abschiedt in nächst gehaltener Visitation verhalten, und demselben nachleben.“

In Ceremonien sol er nichts neues anfangen und allezeit, wen Communicanten vorhanden, das mehrgewandt gebrauchen, die lichte aufm altar lassen antzünden, und da keine Communicanten vorhanden, den Chorrod allezeit auf die sonntage gebrauchen.“

Es sind dies Mahnungen, die ebenso oder ähnlich auch in den Visitationsabschieden des Bischofs Wigand an die anderen Pfarrer des Bezirks wiederkehren. Grund zu Tadel bot der Lehnsherr von Sorquitten. Dieser hatte sich am Tage der Visitation nicht eingefunden und auch keinen Ver-

treter gesandt. Der Kirchenvater, der die Register führte, war ebenfalls nicht erschienen. Dem Lehnsherrn wurde aufgegeben, wegen der Kirchenrechnung mit dem Hauptmann zu unterhandeln. Besonders aber wurde ihm ans Herz gelegt, ein „ernstes Einsehen“ zu haben, daß dem „Kaufschlagen“ während der Predigt und während des Amts, ebenso dem „Brauntweinsaußen“ und „sonsten allem gottlosen Leben“ gewehret würde.

Bis 1587 stand dem Pfarrer Mathias Wannovius sein Sohn Salomon Wannovius als Adjunktus zur Seite. Da später auch Salomons Sohn Michael Wannovius — von 1626 bis 1665 — Pfarrer in Sorquitten gewesen ist, liegt der seltene Fall vor, daß Großvater, Vater und Sohn in derselben Kirche das Predigeramt versehen.

Das Gütchen zu Glodowo, das Mathias Wannovius besessen hatte, war noch 1605 im Besitz seiner Erben und wurde 1609 an Georg Schent verkauft, wie die Sorquittener Pfarrchronik berichtet. An einer anderen Stelle dieser Chronik heißt es, daß des Mathias „nachlassende Wittib es hernach für ein Geringes mit allerhand Victualia verzehret“ habe.

Mathias Wannovius scheint in seiner Gemeinde und bei den Lehnsherrn von Sorquitten ein gutes Andenken hinterlassen zu haben. Denn seinem Enkel Michael Wannovius war es, wie des letzteren Lebensbeschreibung ergibt, eine besondere Empfehlung, ein Nachkomme des alten Pfarrers Mathias Wannovius zu sein „der sich in Sorquitten so rühmlich verdient gemacht habe“, und an einer anderen Stelle der Lebensbeschreibung heißt es, „daß Mathias Wannovius in Sorquitten 42 Jahre hindurch als guter Hirt die Herde Christi des Herrn fleißig geweidet habe“.

Weiteres ist über Mathias Wannovius nicht bekannt.

Mathias Wannovius ist nicht nur ein Pfarrherr, sondern als Nutznießer der vier Pfarrhufen und seiner eigenen vier Hufen in Glodowo, die er nach der Art der Landpfarrer jener Zeit selbst bewirtschaftet haben wird, zugleich ein ansehnlicher Landwirt und Gutsbesitzer gewesen.

Die Gestalt des Geistlichen Mathias Wannovius lebte weiter in seinen vielen geistlichen Nachkommen. Außer seinen vier Söhnen und seinem schon genannten Enkel, dem Pfarrer Michael Wannovius zu Sorquitten, sind seine geistlichen Nachkommen im Mannesstamm Michaels Bruder, der Pfarrer Christian Wannovius in Urys, und Christians Söhne, der Pfarrer Felix Wannovius zu Scimonken und der Pfarrer Michael Wannovius zu Rheinswein.

Die Gestalt des Landwirts Mathias Wannovius aber lebt in den Nachkommen seines Enkels Christian Wannovius weiter bis auf den heutigen Tag, freilich nicht unter dem Namen Wannovius, sondern unter dem Namen Wannow; Christian Wannovius nahm diese Namensform

Matthias Wamering pastor erste Pörymthum
 pupia mam suppebe

Vollständige Unterschrift des Pfarrers Matthias Wamering zu Sorquitten unter der Konfordienformel (zu Seite 58).

Michael Wamering Diaconus ibidem

Unterschrift des Diaconus Michael Wamering zu Riesenburg unter der Konfordienformel (zu Seite 57).

an, als er sich um 1650 zu Tiegenort in der Danziger Niederung niederließ. Diesen Christian Wannow hat die westpreussische Besitzerfamilie Wannow zum Stammvater und mithin auch den Pfarrer Michael Wannovius aus Sorquitten zum Ahnherrn.

2. Michael Wannovius.

Von 1564 Diakonus in Riesenburg und polnischer Pfarrer in Daska, von 1594 zweiter (polnischer) Prediger in Mewe, † spätestens 1606.

Michael war seit 1579 Diakonus in Riesenburg. Die Diakoni in Riesenburg, wo eine königliche Kirche war, hatte das Pfarramt in Daska, der Landgemeinde Riesenburg, zu versehen, wo auch polnisch gepredigt wurde.

Als Diakonus von Riesenburg hat er 1579 die Konkordienformel unterschrieben und zwar gleichzeitig mit seinem Vater, dem Pfarrer Mathias Wannovius aus Sorquitten. Unmittelbar über ihm hat unterschrieben der Pfarrer Paulus Waldmöllerus zu Riesenburg. Darauf bezieht sich das Wort „ibitem“ (ebendasselbst) in der Unterschrift des Michael Wannovius.

Im Jahre 1595 zog er als zweiter Prediger nach Mewe, wo ihm als solchem ebenfalls die polnischen Predigten obgelegen haben; so wird in dem Büchlein „Evangelisches Predigtamt in der Stadt Mewe“ berichtet.

Im Jahre 1600 kaufte er eine wüste Hausstätte und schloß einen Haustausch.

Spätestens im Jahre 1606 ist er gestorben. Denn am 10. Oktober 1606 begehren seine Erben vom Rat zu Sensburg Kaution wegen Erbschaft.

3. Mathias Wannovius (Wannow).

Seit 1560 in Tiegenort, seit 1561 in Ladekopp Pfarrer, später zweiter (polnischer) Prediger in Elbing, † Elbing 1587.

In der Kirchenchronik zu Tiegenort findet sich folgender Vermerk, den Dr. Rhesse wörtlich übernommen hat:

„Mathias Wannow, welcher vorher in Vr. Holland Rektor und dann auch Prediger daselbst gewesen sein soll, trat allhier (d. h. in Tiegenort) sein Amt im Jahre 1560 an, zog 1561 nach Ladekopp im Gr.-Werder, später nach Elbing und starb 1587.“

In Elbing war Mathias zweiter Prediger an der Heiligen Leichnamskirche. Als solchem lagen ihm die polnischen Gottesdienste ob.

In Elbing wird Mathias „Wannovius“ genannt worden sein. We-

nigtens wird sein Bruder Salomon, der ihm nach seinem Tode im Jahre 1587 im Amte nachfolgt, in Elbing Wannovius genannt.

Über die Abstammung des Mathias Wannovius und seiner Brüder ist im Lebenslaufe seines Vaters, des Pfarrers Mathias Wannovius aus Sorquitten, ausführliches gesagt.

4. Salomo Wannovius.

Vor 1587 Adjunktus in Sorquitten, von 1587 bis 1593 polnischer Prediger in Elbing, † Elbing 21. Juli 1593.

Salomo Wannovius war zunächst Adjunktus seines Vaters, des Pfarrers Mathias Wannovius aus Sorquitten. Im Jahre 1587 ging er nach Elbing, wo sein verstorbener Bruder Mathias Wannovius bis dahin polnischer Prediger an der Heiligengeistkirche gewesen war, und folgte diesem im Amte nach. An der Heiligengeistkirche wurde, wie Dr. Rhese berichtet, seit der Reformation zwei Sonntage polnisch, den dritten aber deutsch gepredigt. Salomo ist im Jahre 1593 zu Elbing gestorben.

Manche meinen, daß er im Jahre 1593 nicht gestorben, sondern als Diakonus nach Olesko gegangen sei. Dies ist aber auf das bestimmteste widerlegt durch das „Elbingsche Lehrgedächtnis“: dem Verfasser dieser Presbyterologie hat ein Schriftstück vorgelegen, das folgendes berichtet: „Ao. 1593 D. Salomo Wannovius Past. Pol. ad. Sp. S. Vitam ponit.“ Auch hat mir der Stadtarchivar zu Elbing — durch Schreiben vom November 1912 (Aktzeichen des Magistrats der Stadt Elbing: I. 3127/12) ausdrücklich den Tod des Salomo bestätigt und sogar den Todestag, den 21. Juli 1593, mitgeteilt. Es kann also kein Zweifel sein, daß dieser Salomo Wannovius in Elbing verstorben ist.

Salomo Wannovius war verheiratet mit „Anna Grimov (Grimm), der leiblichen Tochter eines achtbaren gelehrten Mannes, des verdienstvollen Altstädtischen Organisten“.

Aus dieser Ehe sind nach der seinem Sohne Michael im Jahre 1665 gehaltenen Grabrede hervorgegangen:

Christian, der später Pfarrer in Arns war,
Michael, später Pfarrer in Sorquitten, sodann
Matthäus, und
Samuel,

welche beide letzteren wegen des frühen Todes ihres Vaters nicht studieren konnten und in den Krieg zogen, wo sie ihr Leben nicht ohne besondere Ehre lassen mußten.

Nach dem „Elbingschen Lehrgedächtnis“ ist auch der Diakon Salomo

Wannovius aus Dlegko ein Sohn des Pfarrers Salomo Wannovius aus Elbing. Jedenfalls wurde Michael Wannovius, der Sohn des Elbinger Salomo, nach dem Tode des Vaters im Hause des Salomo Wannovius aus Dlegko erzogen.

Über die Abstammung des Salomo Wannovius ist im Lebenslaufe seines Vaters, des Pfarrers Mathias Wannovius aus Sorquitten, Ausführliches gesagt.

5. Andreas Wannovius.

Pfarrer zu Czynchen bei Marggrabowa in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts (1627 und um 1627).

Andreas Wannovius war der vierte und jüngste Sohn des Mathias Wannovius, der von 1547 (1548) bis 1589 Pfarrer in Sorquitten gewesen ist. Dies ergibt sich aus dem Lebenslauf des Pfarrers Michael Wannovius zu Sorquitten, welcher in der bei seiner Beerdigung im Jahre 1665 gehaltenen Predigt enthalten ist, und ebenso aus der 1758 dem Pfarrer Johann Christoph Wannovius zu Arns von seinem Sohn, dem Pfarrer Stanislaus Martinus Wannovius zu Strasburg, gewidmeten Jubel-festschrift. Auch die Pfarrchronik in Sorquitten, eine Beschreibung dieses Kirchspiels in „Erläutertes Preußen“, Band IV, die handschriftliche Quandtsche Presbyterologie im Staatsarchiv zu Königsberg i. Pr. und Arnolds Nachrichten berichten, daß Mathias Wannovius einen Sohn namens Andreas hatte, der Pfarrer in Czynchen war.

Die Zeit der Geburt des Andreas Wannovius, seiner Berufung in das Pfarramt und seines Amtsantritts in Czynchen steht nicht fest, da die älteren Nachrichten über dies Kirchspiel sehr spärlich sind. Anfangs des Jahres 1627, in welchem Jahre ihm ein Sohn namens Christian geboren wurde, war er jedenfalls in Czynchen Pfarrer, wie der 1644 vom Räte der Stadt Marggrabowa ausgestellte Geburtsbrief Christians ergibt. Aus dem Geburtsbriefe geht zugleich hervor, daß der Pfarrer Andreas Wannovius bei der Ausstellung des Briefes im Jahre 1644 schon eine geraume Zeit tot war.

Der Geburtsbrief ergibt ferner, daß der Pfarrer Andreas Wannovius eine Tochter aus dem Kirchspiel seines verstorbenen Vaters Mathias Wannovius geheiratet hat. Sie hieß Barbara und war die Tochter des „Freien Köllmers“ Fabian Stankovius aus Pusznicken, das zum Kirchspiel Sorquitten gehört; „Fabi“ oder Fabian aus Pusznicken wird übrigens in der Sorquittener Pfarrchronik 1593, 1598 und 1615 als Kirchenvater angeführt. Barbara lebte noch 1644 als Pfarrerswitwe in

Czychen. Daß sie ebenso wie ihr Ehemann Andreas Wannovius einer angesehenen Familie entstammte, ergibt sich nicht nur aus dem Gutsbesitzerstande ihres Vaters, sondern auch aus dem latinisierten Familiennamen Stankovius, der auf gelehrte Vorfahren deutet. Gewiß ist der Pfarrer Andreas Christian Stankovius aus Kosinsko (= Rosenberg), der nach Arnoldts Nachrichten 1656 beim Tartareneinfall in Gefangenschaft geriet und nicht zurückgekehrt, also wohl dabei ums Leben gekommen ist, ihr Verwandter, ebenso der Schulmeister Adam Stankovj, der sich 1639 in der Pfarrchronik zu Sorquitten findet.

Andreas Wannovius wird identisch sein mit dem Andreas Wannovius, der im Jahre 1606 in der Universitätsmatrikel von Königsberg als Student der Theologie eingeschrieben ist. Dem steht nicht entgegen, daß dieser Andreas Wannovius als Polonus bezeichnet ist. Er mag damals, da sein Vater, der in Sorquitten ansässige Pfarrer Mathias Wannovius, schon längst tot war, in Polen gewohnt haben, wie überhaupt in jener Zeit die Familie von Preußen nach Polen und von Polen nach Preußen über die Grenze gewechselt haben wird. Der Pfarrer Andreas Wannovius wird auch identisch sein mit dem Andreas Wannovius, von dem es in der Kirchenchronik von Sorquitten unter „Schulmeister“ heißt: „Bei einer Vakanz anno 1612 singt Andreas Wannovj zu Pfingsten und erhält dafür 30 Sgr“. Hinzugesetzt ist die Notiz: „Mag wohl des ältesten Pfarrers Sohn sein“.

Dagegen ist der Pfarrer Andreas Wannovius zu Czychen wohl nicht identisch mit dem im April 1571, kurz nach einem Michael Wannovius in der Königsberger Universitätsmatrikel als Student der Theologie eingeschriebenen „Andreas Wannovius sorquitenfis“¹⁴⁾. Dieser Andreas Wannovius wäre im Jahre 1626 schon zu alt gewesen, um den Anfang 1627 geborenen Sohn Christian zeugen zu können. Er würde wohl auch schon bald nach der Zeit seines Studiums in der Gegend seiner Heimat als Lehrer oder Geistlicher auftauchen. Dieser Andreas Wannovius der Ältere wird wohl jung gestorben sein, wenn auch, da er aus Sorquitten stammte, mit einiger Sicherheit anzunehmen ist, daß er ein Sohn des Mathias Wannovius war. Den Vornamen des Verstorbenen hat dann später sein nachgeborener Bruder Andreas Wannovius erhalten.

Denjenigen Andreas Wannovius, der 1606 studiert und Pfingsten 1612 in Sorquitten gesungen hat, kann Mathias Wannovius sehr wohl gezeugt haben. Zwar ist der zweitälteste Sohn des Mathias Wannovius

¹⁴⁾ Möglich ist es immerhin. Dann wäre der zweite Andreas der Sohn des ersten Andreas oder ein Sohn seiner Brüder.

aus Sorquitten, der gleich ihm Mathias heißt, schon 1560 Pfarrer, muß also spätestens 1540 geboren sein. Das schließt aber nicht aus, daß dem Pfarrer Mathias Wannovius noch rund 25 Jahre nach Geburt seines Sohnes Mathias der Sohn Andreas geboren sein kann, also etwa 1565. Denn damals heirateten die Frauen sehr jung, häufig schon mit 14 Jahren. Die Frau des Mathias Wannovius mag bei der Geburt ihres Sohnes Mathias 16 Jahre alt gewesen sein, so daß sie 25 Jahre später, im Alter von 41 Jahren, noch sehr gut einen Sohn geboren haben kann, der dann im Jahre 1627 im Lebensalter von 61 Jahren sehr wohl den Anfang 1627 geborenen Christian gezeugt haben kann.

Der einzige bekannte Nachkomme des Pfarrers Andreas Wannovius und seiner Ehefrau Barbara ist der am 19. Januar 1627 geborene Christian Wannovius.

Dieser hat hernach die westpreußische Besitzerfamilie Wannow begründet.

6. Salomo Wannovius.

1594 bis 1607 Diaconus zu Oletzko, † 1607.

Daß es einen Salomo Wannovius gegeben hat, der 1594 Diacon in Oletzko war und als solcher 1607 verstorben ist, ist niemals streitig gewesen. Streit ist nur darüber gewesen, ob dieser Diaconus zu Oletzko identisch ist mit dem Salomo Wannovius, der von 1587 bis 1593 polnischer Prediger in Elbing war. Diese Streitfrage ist in der Schrift „Elbingscher Lehrergedächtnis“ dadurch entschieden, daß hier der im Jahre 1593 erfolgte Tod des Elbinger Salomo Wannovius bewiesen wird, der mir auch vom Stadtarchiv in Elbing bestätigt ist. Ich weise hier darauf hin, was ich im Lebenslauf des letzteren gesagt habe. Also ist der Diaconus Salomo Wannovius zu Oletzko ein anderer als der Elbinger Wannovius, und zwar wahrscheinlich sein Sohn, wie das „Elbinger Lehrergedächtnis“ meint. Dafür spricht, daß Michael, der 1590 geborene Sohn des Elbinger Salomo Wannovius, hernach bei dem Diacon Salomo Wannovius in Oletzko erzogen worden ist, wahrscheinlich mit seinem Bruder Christian zusammen.

Die Universitätsmatrikel zu Königsberg bringt unter den 1604 eingeschriebenen Theologen

1604 Sommersemester: Christianus Wannovius, olescensis borussus,

1604 Wintersemester: Michael Wannovius, olezensis diaconi filius.

Beide kamen also aus Oletzko. Der Vermerk, daß Michael der Sohn des Diaconus aus Oletzko gewesen sei, ist irrtümlich, denn es steht fest, daß Michael 1590 als Sohn des Elbinger Salomo Wannovius geboren ist.

Der hier behandelte Salomo Wannovius ist 1607 zu Dlezko gestorben. Dies ergibt sich aus einem Schreiben, in welchem seiner Witwe der Aufenthalt in Widdem vorläufig gestattet wird.

7. Michael Wannovius.

* Elbing 1590, † Sorquitten 30. April 1665.

1626—1665 Pfarrer zu Sorquitten, vorher in Reichenbach und Blumenau.

Über Michael Wannovius berichtet sehr ausführlich die Presbyterologie „Elbingscher Lehrgedächtnis“. Ich lasse einen Teil dieses Berichtes folgen:

„Michael Wannovius war ein Sohn Salomo Wannovii, Pastoris zum S. Geist in Elbing, welcher ihn 1590 in Elbing gezeuget. Nachdem ihm der Vater frühzeitig gestorben, scheinete es, daß einer von seinen Brüdern, der zu Dlezko im Predigtamt gestanden, als ein dreijähriges Kind zu sich genommen, und erzogen, nachhero aber im 14 Jahr nach Königsberg geschicket, und ihn daselbst in den Gründen der Wissenschaften unterrichten lassen. Er ging von da nach Elbing, hielt sich 2. Jahr auf und frequentirte das Gymnasium. Hierauf bekam er von C. C. Rath ein Stipendium, mit welchem er auf die Academie zu Wittenberg ging. Er blieb daselbst 2 Jahre, und hörte die berühmten Theologen Hutterum, Balduinum nebst andern. Er verließ diese Universität wegen der herannahenden Pest und ging nach Rostock, wo er sich noch ein Jahr aufhielt und so dann nach Elbing zurückkam. Es wollte sich während der Zeit keine Vacanze allhier ereignen, daher ging er noch einmal auf die Universität zu Frankfurt an der Oder, und studirte noch 2 Jahre. Er erhielt aber daselbst die Vocation von dem Elbing. Magistrat nach Reichenbach und ließ sich hiezu so fort ordiniren. Vier Jahre lehrte er in Reichenbach das reine Evangelium mit großer Treue, und heiratete 1618 den 25. Jun. Elisabeth, Bartholomai Tolkemitten, aus Elbing Tochter. Nach diesem berief man ihn nach Blumenau einem benachbarten Kirchspiel, wie wohl er auch nicht blieb, sondern die Vocation nach Sorquitten im Galinder Lande, wo sein Vater geboren war, annahm. Dieses geschah 1626.“

Die Vocation erfolgte, als Michael zum Begräbnis seiner Mutter Anna Wannovius geb. Grimow die alte Heimat seiner Familie besuchte.

„Was seinen Ehestand anbetrifft“, so heißt es von ihm in der ihm gehaltenen Leichenpredigt: Er „heiratete dann die ehrbare und tugendvolle Jungfrau, Elisabeth, leibliche Tochter des einstmals berühmten und achtbaren Herrn Bartholomäus Tolkemit, Rathherrn in der Königl. Stadt Elbing, und zwar im Jahre 1617. Er lebte mit ihr 40 Jahre und

erzeugte mit Gottes Gnade 4 Töchter und einen Sohn . . .". Zwei Töchter starben vor ihm, ebenso der Sohn. Die beiden anderen Töchter haben ihn überlebt und nahmen mit ihren Kindern an seinem Begräbnis teil.

Seine Ehefrau Elisabeth Tolkemit, die vor ihm im Jahre 1654 verstarb und nach deren Tod er „die fromme und ehrbare Jungfrau Anna, die leibliche Tochter des doppelt ehrwürdigen und sehr gelehrten Herrn M. Poritius (= Boretius), Diakon in Sehesten . . ." heiratete, ist reich gewesen, wie die Kirchenchronik zu Sorquitten berichtet. So war Michael bei seinem Amtsantritt in Sorquitten in der Lage, der Kirche einen silbernen und einen stark verguldeten Pokal zu stiften. Der Reichtum soll aber noch „zu seiner Lebenszeit meist drauf gegangen sein, weil er wohlgelebet; der Wittib und den Seinen hat er wenig nachgelassen; anno 1628 hat er einen Sohn Israel taufen lassen. . . . Dieser Sohn ward auch studiosus und hat etliche Male hier vor seinem Vater gepredigt, soll nachmal elendiglich sein Leben beschloffen haben. Seine vier Töchter hat er an gemeine Leut' verheiratet. . .". Michael Wannovius wird in der Tat kein guter Wirt gewesen sein und einen zu flotten Lebenswandel geführt haben. Dafür spricht eine Beschwerde, die der Kirchenpatron von Blumenau Herr Ludwig von Fink über ihn an das Konsistorium gerichtet hat. Sein späterer Kirchenpatron, der Lehnherr Michael Albrecht von Egloffstein, hat aber nichts an ihm auszusetzen gehabt. Er ließ sogar das Bild des Pfarrers Michael Wannovius, das ihn im Priestergewand das Kreuz Christi umfassend darstellt, im Altar zu Sorquitten anbringen. Leider ist das Bild, das man später bei der Errichtung eines neuen Altars über die Sakristeithür hängte, nicht mehr vorhanden. Alles in allem ist Michael Wannovius — das gibt selbst der Schreiber des zitierten kritischen Berichts aus der Kirchenchronik von Sorquitten zu — „ein nicht unebener Mann“ gewesen, namentlich war er ein guter Redner, und viele Predigten sind von ihm gedruckt. Er säeint in seiner Heimat und namentlich unter den Geistlichen sehr angesehen gewesen zu sein. Er ist zu Sorquitten an der vordersten Kirchenmauer in einem Gewölbe begraben worden, welches „er ihm selbst bei Lebzeiten mit grüne geglästen Fußsteinen hat auslegen lassen“. Ich habe dies Gewölbe nicht finden können, allerdings Nachgrabungen nicht gemacht.

8. Christian Wannovius.

Pfarrer zu Arns von „nach 1620“, im August 1644 und später.

Nach dem Lebenslauf des Pfarrers Michael Wannovius aus Sorquitten in der diesem 1665 gehaltenen Grabpredigt und nach der Jubelschrift von 1758 ist Christian Wannovius ein Bruder des 1665 gestorbenen

Michael Wannovius und mit diesem ein Sohn des Pfarrers Salomon Wannovius, eines Sohnes des Pfarrers Mathias Wannovius aus Sorquitten. Seine Mutter ist „Anna Grimow (Grimm), die leibliche Tochter eines achtbaren gelehrten Mannes, des verdienstvollen Altstädtischen Organisten“ zu Elbing. Christian Wannovius findet sich als Pfarrer in Arns. Er muß einige Jahre nach Paul Aretius, der 1620 dort Pfarrer wurde, nach Arns gekommen sein. Daß er 1638 gestorben ist, da auf seinem Grabmal sich die Jahreszahl 1638 befinde — wie Arnoldt berichtet — ist nicht richtig. Denn noch im Jahre 1644 war er Pfarrer in Arns. Dies ergibt sich aus dem meinem Vorfahren, dem Schneidergesellen und Pfarrerssohn Christian Wannovius ausgestellten Geburtsbrief, bei dessen Ausstellung am 1. August 1644 „der ehrwürdige und wohlgelahrte Herr Christianus Wannovius, dieser Zeit Pfarrer zu Arns im Reiniſchen Amt“, als Zeuge aufgetreten ist.

Nach dem Lebenslauf seines Bruders Michael ist ihre gemeinsame Mutter in Arns zur Zeit der Berufung Michaels in das Pfarramt von Sorquitten gestorben, also im Jahre 1626; vermutlich wird sie damals bei ihrem Sohn Christian gewesen sein, der also 1626 Pfarrer in Arns gewesen sein wird.

Dort hat er natürlich polnisch gepredigt, was bei der geographischen Lage von Arns selbstverständlich ist.

Sein Grabmal existiert nicht mehr.

9. Michael Wannovius.

† Rheinswein 1709.

Von 1678 bis 1709 Pfarrer zu Rheinswein.

Michael Wannovius war, wie die von dem Pfarrer Stanislaus Martin Wannovius im Jahre 1758 dem Pfarrer Johann Christoph Wannovius gewidmete Festschrift bezeugt, ein Sohn des Pfarrers Christian Wannovius zu Arns, eines Enkels des Pfarrers Mathias Wannovius aus Sorquitten. Sein Bruder war Felix Wannovius, der von 1625 Pfarrer in Ekersberg und später in Szimonken war und 1670 verstorben ist.

Michael Wannovius wurde im Jahre 1678 Pfarrer zu Rheinswein in der Inspektion Saalfeld. Im Jahre 1709 ist er verstorben.

Er war mit Regina Hoffmann verheiratet. Aus dieser Ehe hatte er eine Tochter namens Elisabeth Wannovius, welche den Pfarrer Johann Christoph Wannovius aus Arns geheiratet und ihm drei Kinder geboren hat, darunter den Pfarrer Christian Wannovius zu Ekersberg. Durch

die Ehe der Elisabeth Wannovius, die als Tochter des Pfarrers Michael Wannovius aus Rheinswein dem Stamme des Pfarrers Mathias Wannovius aus Sorquitten entsprossen ist, mit dem aus dem Stamme des 1595 zu Lych geborenen Pfarrers Johann Wannovius hervorgegangenen Johann Christoph ist eine neue Blutsverbindung hergestellt zwischen den beiden schon an sich blutsverwandten Linien, so daß also die Nachkommen dieser Ehe neben ihrem Stammvater im Mannesstamm Johann Wannovius aus Stürlack auch den Pfarrer Mathias Wannovius aus Sorquitten zum Vorfahren haben. Diese Tatsachen ergeben sich aus einem Schriftstück, das mir der Baudirektor Wannovius, ein Sohn des Pfarrers Constantin Wannovius, gezeigt hat, und welches einen eigenhändigen Vermerk des Letzteren enthält, daß es von der Hand des Pfarrers Christoph Martin Wannovius, des Vaters Constantins, herrühre. In diesem Schriftstück sind neben dem Pfarrer Christian Wannovius aus Ekersberg als Kinder des Johann Christoph Wannovius verzeichnet der Justizkommissar und Notar Johann Christoph Wannovius zu Königsberg und Anna Elisabeth Wannovius, die den Pfarrer Kelch zu Schneigwalde geheiratet hat.

10. Felix Wannovius.

1625 Pfarrer in Ekersberg, später in Szimonken, † 1670.

Wegen seiner Abstammung verweise ich auf das, was oben über die Abstammung seines Bruders, des Pfarrers Michael Wannovius zu Rheinswein, gesagt ist.

Felix Wannovius wurde nach dem Tode des 1625 an der Pest verstorbenen Pfarrers Gregorewiz Pfarrer in Ekersberg und nach dem Einfall der Tartaren Pfarrer in Szimonken. Er starb 1670. Im Amte folgte ihm Adam Adami nach.

Felix Wannovius hat polnisch gepredigt, wie sich schon aus der Tatsache ergibt, daß die Kirche in Szimonken, in der er predigte, eine königliche Kirche war. Auch in Ekersberg wird er, der Lage des Ortes nach, polnisch gepredigt haben.

11. Johann Wannovius (Wannowicz)

* Lych 1595, † Stürlack 18. Juni 1676.

Pfarrer zu Stürlack.

Johann Wannovius oder Wannowiz (= Wannowicz), wie er im Kirchenbuch zu Stürlack genannt wird, wurde im Jahre 1595 zu Lych geboren. Über seine Eltern und seine sonstige Herkunft ist nichts näheres

bekannt. Doch war er ein Blutsverwandter des Pfarrers Mathias Wannovius, der von 1547 bis 1589 das Pfarramt in Sorquitten verwaltete. Dies hebt die Festschrift hervor, die dem Enkel des Johann Wannovius, dem Pfarrer Johann Christoph Wannovius zu Arys, im Jahre 1758 von dem Sohne des Johann Christoph, dem Pfarrer Stanislaus Martin Wannovius zu Strasburg, zum 50jährigen Amtsjubiläum gewidmet worden ist. Man wird dieser Angabe Glauben schenken müssen, da Enkel und Urenkel des Johann Wannovius sowie die anderen sicherlich an der Jubelfeier beteiligt gewesenem Geistlichen derselben Familie mit der Familiengeschichte Bescheid gewußt haben werden. Enthält doch die Festschrift reichliche genealogische Angaben, woraus auf das in der Familie herrschende Interesse für die Familiengeschichte zu folgern ist. Was also in der Einleitung vorher über die Abstammung und Herkunft der Familie Wannovius überhaupt gesagt worden ist, gilt auch für Johann Wannovius.

Johann Wannovius war zunächst Rektor in Lissewen, wurde 1620 Kantor in Löhen, 1621 Rektor in Rydzewen und zugleich Diakonus zur Hilfe des dortigen Pfarrers Möller. Als er mit diesem einmal — so erzählt die Kirchenchronik in Rydzewen — „am Sonnabend nach der Beichte aus dem Schiff der Kirche in die Halle getreten war und mit diesem stehen blieb, um sich zu besprechen, ist das obere Gewölbe der Kirche eingestürzt“. Sein Einkommen war gering. Im Jahre 1638 führte er darüber Beschwerde.

Im Jahre 1640 wurde Johann Wannovius Pfarrer in Groß Stürlack. Er war der erste Prediger an diesem Orte. In der Kirchenchronik zu Stürlack heißt es: „Hierauf traf ihn das sehr fränkende Schicksal, daß die damals nur vor kurzem erbaute Kirche bei dem Einfall der polnischen Bundesgenossen 1657, am 10. Februar, in die Asche gelegt war“. Die abgebrannte Kirche wird wohl unter seiner Leitung erbaut gewesen sein, so daß ihn darum ihre Zerstörung besonders schwer getroffen haben muß. „Er erlebte aber doch“, wie die Kirchenchronik von Stürlack berichtet, „1663 ihren Wiederaufbau und ging, 81 Jahre alt, im 55. Amtsjahre zur Ruhe im Grabe ein“. Sein Todestag ist der 18. Juni 1676. Die Leichenpredigt hat ihm Andreas Wedeke, Pfarrer in Löhen, gehalten.

Sein Bildnis hat früher in der Kirche zu Groß Stürlack gehangen; vielleicht wurde es dort aufgehängt, als er nach 50 jähriger Amtszeit Jubelprediger wurde, heute ist das Bild dort leider nicht vorhanden.

Dem Johann Wannovius wurde am 12. September 1629 zu Rydzewen ein Sohn geboren, der den Namen Stanislaus erhalten hat und 1654 Pfarrer in Barten wurde. Als solcher ist er 1713 gestorben. Er ist also, wie sein Vater, Jubelprediger geworden.

12. Stanislaus Wannovius.

* Rndzewen 12. September 1629, † Barten 21. März 1713.

Stanislaus Wannovius ist am 12. September 1629 zu Rndzewen als der Sohn des Johann Wannovius geboren, der damals Diakonus und Rektor in Rndzewen war und später Pfarrer in Stürlack geworden ist. Wer die Mutter des Stanislaus Wannovius war, ist nicht bekannt.

„Er ward 1654, 31. Juni, in der Schloßkirche zum Diakonat in Barten ordiniert, kam aber schon 1665 zur Pfarre in Aweiden, Rastenburger Insp. Ihm wiederfuhr das Unglück, seines Gesichts völlig beraubt zu werden, deswegen ihm schon 1684, 14. Juli, ein Adjunct zur Seite gegeben war. In dem eben benannten Jahre, am 4. Advent, hielt er seine letzte Predigt, lebte nun als Emeritus fort und erreichte ein 83 jähriges Alter, wovon 59 seit seiner Ordination verfloßen waren.“ So berichtet die Quandtsche Presbyterologie.

Am 21. März 1713 ist er zu Barten verstorben.

Er ist, wie sein Vater, in dem Verzeichnis der Ostpreußischen Jubelprediger von Borowski ausgeführt, also bis zu seinem Tode Pfarrer geblieben. Daraus ist zu ersehen, daß er, obwohl er schon 1684 seine letzte Predigt gehalten, und gemäß dem aus Quandts Presbyterologie übernommenen Ausdruck von 1684 als „Emeritus“ gelebt, dennoch im übrigen das Pfarramt behalten hat. Er würde sonst auch nicht in dem Verzeichnis der Jubellehrer vermerkt sein, wo er sich neben seinem Vater findet.

Am 22. August 1684 wurde ihm ein Sohn geboren, der die Namen Johann Christoph erhalten und im Jahre 1767 als Pfarrer zu Arns verstorben ist. Auch dieser ist, wie Vater und Großvater, ein Jubelprediger geworden.

13. Johann Christoph Wannovius.

* Aweiden 22. August 1684, † Arns 12. Mai 1767.

Pfarrer zu Arns.

Johann Christoph Wannovius ist am 22. August 1684 zu Aweiden als Sohn des dortigen Pfarrers Stanislaus Wannovius, des Sohnes des Pfarrers Johann Wannovius aus Stürlack, geboren.

Johann Christoph Wannovius ward 1708 in Saalfeld zum Diakonat in Meidenburg ordiniert und am 20. Sonntag nach Trinitatis dort introduciert. Zwei Jahre darauf, 1710, wurde ihm die Pfarre zu Arns anvertraut; er mußte der da herrschenden Pest wegen sein Amt im Dorfe Odoggen antreten. Er introduzierte sich selbst 1710 am 3. Adventstag in der Scheune. Der Pest wegen war ein höherer Geistlicher zur Einführung

nicht erschienen. Er verwaltete das Pfarramt lange mit Treue; feierte am 23. Sonntag nach Trinitatis 1758 sein Amtsjubelfest, welchem seine Freunde und Bekannten durch allerhand gedruckte Schriften ein Denkmal setzten; er erreichte das 59. Amtsjahr und starb dreiundachtzig Jahre alt.

In erster Ehe war Johann Christoph verheiratet mit Elisabeth Wannovius, einer Tochter des Pfarrers Michael Wannovius aus Rheinswein aus der Ehe mit Regina Hoffmann; diese starb am 29. Dezember 1727.

Er verheiratete sich zum zweiten Male mit Katharina Pohl, welche 1753 verstarb, also das Jubelfest ihres Ehemannes nicht mehr erlebt hat.

Aus der ersten Ehe des Johann Christoph Wannovius stammt, als ältester Sohn, der 1711 zu Arns geborene Christian Wannovius, der 1733 Diakonus und später Pfarrer in Eckersberg geworden ist.

Der jüngste Sohn aus der zweiten Ehe des Johann Christoph Wannovius war der am 28. März 1733 zu Arns geborene Stanislaus Martin Wannovius, der 1557 Pfarrer geworden ist, und zunächst in Leipe und Marienselde, später in Raudniß und in Strasburg amtiert hat.

Dieser Pfarrer Stanislaus Martin Wannovius ist es, der seinem Vater, dem Pfarrer Johann Christoph Wannovius am 23. Sonntag nach Trinitatis im Jahre 1758 zu seinem 50 jährigen Priesterjubiläum eine Festschrift überreicht hat, deren Vorrede er selbst verfaßt hat. In der Vorrede dieser Festschrift heißt es:

„Sie, Hochwerthester Herr Vater! Lehren annoch seit 56 Jahren mit einer von Gott verliehenen Munterkeit die Sätze unseres heiligen Glaubens. Sie vermehren die Anzahl der Jubel-Prediger. Sie betreten jeko die Stufen Ihres Herrn Groß-Vaters, des seligen Johann Wannovius, Pfarrern zu Sterlak, welcher 56 Jahr dem Lehr-Amte vorgestanden, und 81 seines Alters zurück gelegt. Der achzehnte Sonntag nach Trinitatis a. c. ist es, an welchem Sie, Hochgeschätzter Herr Vater! 56 Jahr im Predigt-Amte bis hierher ohne einen Gehülfsen gestanden, und leben nunmehr seit dem 22sten August a. c. im 81ten Jahr Ihres Alters. Ihr Herr Vater, der selige Stanislaus Wannovius, Pfarrer in Awenden, Sehestschen Amtes, erreichte 84 Jahr und stund dem Lehramte 59 Jahr vor. Mich reizet Pflicht und Freude, der Vorsehung Gottes zu danken, daß Sie, innigst geliebter Herr Vater! mit Ihren beyden Vorfahren, der Kirche Gottes bis hieher in einer Reihe 171 Jahr gedienet.

Gott, dessen Güte Sie bis hieher gestärket, geschüzet und versorget, erhalte Sie der Kirche zum Seegen, uns Kindern und Kindes-Kindern zur wahren Freude. Gott, der Ihnen die Thüre des Wortes auf gethan, zu reden das Geheimniß Christi, der Sie gewürdiget zwey leibliche Söhne und zwey Schwieger-Söhne im Predigt-Amte zu sehen, nebst welchen die

übrigen Kinder und Kindes-Kinder bey ihren öffentlichen Aemtern. Denenselben gleiche Freude machen, stärke Sie und sey ihr Lohn, daß, ob Sie gleich alt worden, dennoch blühen, fruchtbar und frisch seyn, daß Sie ferner verkündigen, daß der Herr so fromm ist, bis Sie ein Jubel-Jahr nach dem andern feyern werden. Dies ist der Wunsch Ihrer Kinder, Kindes-Kinder und insbesondere dessen, der das zeigt, wie er Lebenslang in kindlichster Hochachtung verharret

meines hochzuehrenden Herrn Vaters
gehorsamster Sohn

Stanislaus Martinus Wannovius, Pf. der Evangel. Luther. Gemeinde.
Strasburg an der Drebnitz, den 18. September 1764.“

Im Festgedicht, dessen genealogische Anmerkungen ich ebenfalls folgen lasse, heißt es:

Hochwohllehrwürdiger! Du stellst ein Jubel Jahr,
Den allerfestesten¹⁵⁾ der Jubel-Lehrer dar.
Ein Jubel-Lehrer ist Dein Vater¹⁶⁾ schon gewesen,
Und dieses kann man auch von dessen Vater¹⁷⁾ lesen.

¹⁵⁾ Ich finde weder in dem von dem Hochlehrwürdigen Präsidenten der Königl. deutschen Gesellschaft zu Königsberg 1755 herausgegebenen vermehrten Verzeichnis, von 72 Preussischen Jubel-Predigern, noch im W. Großen historischen Lexico Evangelischer Jubel-Priester, welche Sammlung über 1200 dergleichen Männer aus dem ganzen Evangelischen Europa in sich fasset, ein einziges Exempel, das der Wannovius'schen Familie vorzuziehen wäre, dem obgleich in dem angeführten Lexicon eine einzige Familie, nemlich die Bernholdische vorhanden, worinnen Vater, Sohn und Enkel das Glück erlebet, ihr Amts-Jubel-Jahr zu feyern, so hat doch die Wannovius'sche darinnen den Vorzug, daß, wenn man die Amts-Jahre dieser drey würdigen Greise von jeder Familie zusammen rechnet, sie in letzterer mehr als in ersterer betragen. Denn I) Balthasar Bernhold der Vater, Priester in Gunzenhausen im Marggrasthum Onolzbad, ist 54 Jahr im Amte gewesen, und zwar in den ersten Jahren von 1521 an. II) Balthasar Bernhold der Sohn, Pfarrer und Hochfürstlicher Beicht-Vater zu Onolzbad, ist nur 52 Jahr im Amte gewesen. III) Johann Balthasar Bernhold der Enkel, Pastor und Decanus zu Leutershausen, war auch nur 52 Jahr im Amte. Die Zahl der Amts-Jahre von diesen drey Jubel-Greisen zusammen genommen, ist also nur 158. In der Wannovius'schen Familie hingegen ist I) Johannes (Ann. 17) 56 Jahr. II) Stanislaus (16) 59, und III) Johann Christoph (19 Nr. 12) jezo schon 50 Jahr im Amte gewesen, und führet sein Amt noch durch die Gnade seines Ober-Hirten. Die Zahl der Amts-Jahre dieser drey Jubel-Prediger ist also zusammen jezo bereits 165, und übertrifft also die vorige. Ja wer weiß, wie lange es noch dem Herrn des Weinbergs gefällt, seinen so lange treu erfundenen Knecht darinnen arbeiten zu lassen.

¹⁶⁾ Stanislaus Wannovius war 1629 den 12. September geboren, ward 1654 als Diaconus nach Barthén und 1666 nach Aweyden beruffen; starb 1713, den 21. Merz als Emeritus. Er war im Ministerio 59 Jahr.

¹⁷⁾ Johann Wannovius aus Lpf, Pfarrer in Sterlach, geboren 1595, gestorben 1676, den 18. Junii, aetat. 81. Minist. 56.

Zürwahr, wenn ein Geschlecht in ungestörter Reih,
 Drey Jubel-Lehrer trägt; so ist mein Wunsch dabey:
 Es mag Dein ältster Sohn¹⁹⁾ dies Kleeblatt noch vermehren,
 Und als das vierte Blatt zur Seltenheit gehören!

In der That ist des Jubilars ältester Sohn, Christian Wannovius, hernach als Pfarrer von Ekersberg ebenfalls Jubelprediger geworden. Der Wunsch des Festdichters ist in Erfüllung gegangen.

In dem Festgedicht heißt es dann weiter:

Der Stamm Wannovius trägt siebenzehn Prediger,
 Und alle sprießen nur aus einer Wurzel her.
 Dein Vater wird im Licht der Auserwählten schweben
 Wo ein Paar Enkel ihn als Prediger umgeben.
 Drey dienen ihrem Gott nebst Dir auf der Welt,
 Bis daß ihr Knie am Stuhl des Lammes niederfällt.
 Dein Ahnherr hinterließ als Prediger vier Söhne,
 Und zweene Deines Stamms in gleichen Aemtern zweene.

Bald nach dem Morgenroth der Reformation
 War ein Wannovius Sorquittens Lehrer schon,
 Der erste dieses Orts, ein Stamm der ausgegangen²⁰⁾,
 Doch dessen Keiser noch in Deinem Stamm-Baum prangen.

In den Anmerkungen des Gedichts werden diese siebenzehn Prediger aufgezählt. Als die drei Prediger des Stammes Wannovius, die damals neben dem Jubilar als seine näheren Verwandten lebten, werden seine

¹⁹⁾ Christian Wannovius, geboren 1711, den 6 December ward zu Ekersberg 1733 Diaconus und 1758 Pfarrer.

²⁰⁾ Diese sind: 1) Matthias Wannovius aus Pohlen, der erste Lutherische Prediger in Sorquitten, dieser hatte 4 folgende Söhne, nemlich 2)a) Salomon in Sorquitten, hernach in Elbing und endlich in Oletzko Pfarrer. 3)b) Mathias in Elbing. 4)c) Michael in Mewe. 5)d) Andreas in Cichen Pfarrer. Salomon hatte 2 Söhne, 6)a) Michael Pfarrer in Sorquitten und 7)b) Christian Pfarrer in Arys. Dieser hatte wieder 2 Söhne. 8)a) Feliz Pfarrer in Ekersberg, nachgehends in Schimonken nach dem Tartarischen Einfall, wo er gestorben; und 9)b) Michael Pfarrer in Rheinswein, so daselbst 1709 verstorben. 10) Johann Pfarrer in Sterlad, (Anm. 17) dessen Sohn. 11) Stanislaus Pfarrer in Aweyden (Anm. 16). 12) Johann Christoph, des vorigen Sohn, geboren 1684, den 22 August in Aweyden, ward in Meydenburg 1708 Diac. und 1710 Pfarrer in Arys. Dessen ältester Sohn 13)a) Christian, Pfarrer in Ekersberg, (Anm. 18); der jüngste aber aus der zweyten Ehe, 14)b) Stanislaus Martin, geboren 1733, den 28. Merz, ward 1757 nach Peipp, Osterreichischen Amtes, als Pfarrer beruffen. Stanislaus hatte noch außer diesen beyden leytern Christian und Stanislaus Martin, drey Enkel als Prediger, wovon 15)a) Michael, geboren in Ortelsburg 1700, ward 1728 Diaconus zu Rhein, starb 1752. 16)b) Christian, geboren in Rastenburg, ward 1740 Diaconus in Cichen und lebet noch. 17)c) August Benjamin, geboren in Rastenburg, ward 1755 Pfarr-Adjunctus in Proekuls, Anno 1757 Pfarrer, und starb in dem darauf folgenden Jahr.

beiden oben genannten Söhne und der Diakonus Christian Wannovius zu Eichen aufgezählt, der nach dem Festgedicht ein Enkel des Vaters des Jubilars ist.

Das Festgedicht stellt, wie schon wiederholt hervorgehoben wird, die Tatsache fest, daß die siebzehn in der Festchrift aufgezählten Prediger des Namens Wannovius derselben Familie entstammen.

Ich lasse den Inhalt eines Schriftstückes folgen, das die direkte Abstammung des hier behandelten Pfarrers Christian Wannovius und seiner vollbürtigen Geschwister sowie der Nachkommen dieses Christian Wannovius von dem Pfarrer Michael Wannovius aus Rheinswein und mithin auch von dessen Urgroßvater, dem Pfarrer Mathias Wannovius zu Sorquitten nachweist. Dies Schriftstück hat mir der Baudirektor Johannes Wannovius gegeben; es enthält einen — wie mir Johannes Wannovius bezeugt hat — eigenhändigen Vermerk seines Vaters, des Pfarrers Constantin Wannovius aus Fuzig, wonach es von der Hand des Pfarrers Christian Martin Wannovius zu Neumark, eines Enkels des Pfarrers Johann Christoph Wannovius zu Arns, geschrieben ist. Es verdient also vollen Glauben. Darin sind einige Nachkommen des Pfarrers Johann Christoph Wannovius und seiner Gattin, der Tochter des Pfarrers Michael Wannovius aus Rheinswein, aufgezählt.

Michael Wannovius
Pfarrer in Rheinswein
× mit Regina Hoffmann

Elisabeth Wannovius
× mit Pfarrer Johann Christoph Wannovius zu Arns

| | | |
|---|---|--|
| Christian Wannovius Pfarrer in Ekersberg | Johann Christoph Wannovius Justizkommissar und Notar in Königsberg | Anna Elisabeth Wannovius × mit Pfarrer Kelsch in Schneigwalde |
| Christoph Martin Wannovius Pfarrer in Ostertwein dann in Neumark und Garwinden | | |
| Christoph August Wannovius stud. theol. verstorben als Konrektor in Neme am 18. August 1830 | | |
| Constantin Wannovius Pfarrer zu Fuzig. | | |

Der Pfarrer Johann Christoph Wannovius zu Arns ist der direkte Vorfahr im Mannesstamm aller heutigen Wannovius, die ich habe an das Pfarrergeschlecht Wannovius anschließen können. Und zwar sind der

Baudirektor Johannes Wannovius und der Stadtrat Emil Wannovius nebst Schwestern Nachkommen seines Sohnes, des Pfarrers Christian Wannovius zu Edersberg. Die übrigen Wannovius, deren Herkunft ich festgestellt habe, namentlich der Drogeriebesitzer Erich Wannovius zu Rastenburg, der Gutsbesitzer Fritz Wannovius in Schimkeiten, der Färbermeister Johannes Friedrich Wannovius in Königsberg und der Lehrer Wolf Wannovius zu Kobitten sind Nachkommen des Pfarrers Stanislaus Martin Wannovius zu Raudnig.

Übrigens nehme ich an, daß auch die Bauernfamilie Wannovius in Eichmedien, ein gesunder und kräftiger Stamm, von dem Pfarrer Johann Christoph Wannovius abstammen wird. Es ist aber, da Eichmedien unweit Sensburg liegt, und unser Stammvater Mathias Wannovius in Sorquitten bei Sensburg Pfarrer gewesen ist, auch möglich, daß diese Familie unseren Stammvater Mathias Wannovius zum Vorfahren hat.

14. Christian Wannovius.

* Arns 6. Dezember 1711, † Edersberg 1785.
Pfarrer zu Edersberg.

Christian Wannovius wurde am 6. Dezember 1711 zu Arns als Sohn des dortigen Pfarrers Johann Christoph Wannovius geboren. Dieser war ein Sohn des Pfarrers Stanislaus Wannovius in Aweiden, dessen Vater der Pfarrer Johann Wannovius in Stürlack gewesen ist.

Die Mutter des Christian Wannovius war Elisabeth Wannovius, die Tochter des Pfarrers Michaels Wannovius zu Rheinswein. Da Michael ein Sohn des Pfarrers Christian Wannovius zu Arns und Letzterer als Sohn des Pfarrers Salomo Wannovius zu Elbing ein Enkel des Pfarrers Mathias Wannovius aus Sorquitten war, so hat der hier behandelte Christian Wannovius zu Edersberg im Mannesstamm den Pfarrer Johann Wannovius aus Stürlack und von seiner Mutter her den Pfarrer Mathias Wannovius aus Sorquitten zum Vorfahren.

„Am 8. May 1733 ward er zum Predigtamt ordiniert und ihm am 3. Sonntag nach Trinitatis das Diaconat zu Edersberg, Johannsburgscher Inspektion, anvertraut; 1758 aber am 15. Sonntag nach Trinitatis als Pfarrer derselben Gemeinde introducieret, bei welcher er auch im hohen Alter noch rühmliche Thätigkeit bewies. Er feierte 1783, am 3. Sonntag nach Trinitatis, sein Amtsjubelfest und ging zwei Jahre darauf zu seiner Ruhe ein.“

Christian war mit Anna Dorothea Pohl, einer Tochter des Bürgermeisters Pohl zu Arns, verheiratet, die bei der Entbindung von einem

Sohn verstorben ist. Es war dies der am 9. Januar 1735 zu Eckersberg geborene Christoph Martin Wannovius, der später ebenfalls Pfarrer geworden ist, und dem Christian Wannovius am 7. November 1736 Schicht und Teilung gegeben hat. In dem vor dem Rheinischen Amte abgeschlossenen Vertrage heißt es: „Nachdem der Höchste nach seinem verwandelbahren Rath und Willen die nunmehr in Gott ruhende Frau Anna Dorothea geb. Pöhlin, des hiesigten Herrn Diaconi Christophi Wannovii herzlich geliebteste Ehegattin, aus dieser mühseligen Welt, bey ihrer schmerzlichen Entbindung mit einem Söhnchen, abgefordert, und denselben in einem betrübtten Wittiber-, das zarte Kindlein aber in einem unschuldigen Wesen-Standt versetzt, so ist Er in solchen Umständen bedacht, mit diesem Söhnchen namens Christoph Martin, so anjezt das zweyte Jahr seines Alters auf den kommenden Januarii Monath folgenden Jahres erreichen wirdt, ratione dessen Mütterl. Antheils, mittelst einer ordentlichen Schicht und Theilung Richtigkeit zu machen.“ Der Nachlaß wird auf insgesamt 1188 fl. 21 gl. geschätzt, wovon das Mündel die Hälfte erhält. Das Vermögensverzeichnis ergibt ein wohl für damalige Zeiten recht reichliches Inventar, so an lebendem Inventar 2 Pferde, 4 Rühe, 2 Stärken, 2 Ochsen, 3 Ziegen, 3 Schweine und 3 Brücklinge (Läufer); es war eine Bibliothek von 78 Bänden vorhanden, welche dem Vater gegen die Verbindlichkeit überwiesen wird, dereinst seinen Sohn, wenn er studiere, mit Büchern zu versehen. Dieser erhielt als mütterlichen Erbteil 594 fl. 10 gl. 9 Pf. (siehe Adliges Hausbuch).

Außerdem versprach der Schichtgeber, ihn laut „Landtrechtens bis an das 16. Jahre incl. cum victu et amictu zu versehen, auch woll zu erziehen, damit Er dermahleins, wann ihm Gott beym Leben erhält, Gott und dem gemeinen Wesen, worzu Er geschickt seyn werde, dienen und Nutzen schaffen möge.“ Der hiermit abgeschichtete Christoph Martin Wannovius ist getreulich auferzogen und nachher ein Pfarrer geworden, wie der Vater, so daß er auch in den Besiz der ihm versprochenen Bücher gekommen sein wird.

Aus zweiter Ehe wurde dem Christian Wannovius ein Sohn geboren, der den Namen Christian erhielt und ebenfalls Geistlicher geworden ist. Dieser folgte dem Vater, als derselbe 1785 zu Eckersberg starb, im Amte nach.

15. Stanislaus Martin Wannovius.

* Arns 28. März 1733, † Raudnitz 10. Oktober 1801.

Pfarrer zu Leipe und Marienfelde, später in Raudnitz und Friedland.

Stanislaus Martin Wannovius wurde am 28. März 1733 zu Arns geboren. Sein Vater war der Pfarrer Johann Christoph Wannovius zu

Arns, aus dessen zweiter Ehe mit Catharina Pohl er als jüngster Sohn geboren war. Da sein älterer Bruder, der Pfarrer Christian Wannovius aus Ebersberg, ebenfalls mit einer Pohl, — der Anna Dorothea Pohl, Tochter des Bürgermeisters Pohl zu Arns —, verheiratet war, ist anzunehmen, daß auch die Mutter des Stanislaus Martin Wannovius eine nahe Verwandte des Bürgermeisters Pohl zu Arns gewesen sein wird.

Im Jahre 1755 wurde er Kantor in Sensburg, im Jahre 1757 Pfarrer zu Leipe und Marienfelde, im Jahre 1762 Pfarrer zu Raudnitz und Frödenau und 1763 Pfarrer zu Strasburg in Westpreußen, von wo er 1769 wiederum in sein früheres Amt nach Raudnitz zurückkehrte, nachdem Samuel Rogakki, der ihm dort im Amte gefolgt, 1769 verstorben war.

Im Kirchenbuch zu Raudnitz findet sich folgende Eintragung von seiner Hand:

„Stanislaus Martinus Wannovius, Arns-Boruffus. Rathus anno 1733 d. 28. Mart. Bin von des Herrn Kammerpräsidenten und Reichsgrafen und Erbamtshauptmann zu Dt. Eylau von Finkenstein auf Anhalten der beiden Gemeinden anno 1762 festo Michaelis vozieret, nachdem ich vorher zwei Jahre in Sensburg als Kantor und darauf 5 Jahre als Pfarrer in Leipe und Marienfelde gewesen. Den 1. Adv. bin ich von Herrn Erzpriester Stürmer aus Marienwerder in Raudnitz introduzieret, allwo ich auch im Namen Gottes die dasige Wohnung bezogen. O Herr, der Du mich bis hierher gesendet hast, fülle mich frühe und ständigst mit Deiner Gnade, und so wie Du mir in meinem vorigten Amt Deinen Segen nicht versaget, so traue ich auf Dich, je mehr ich in meinem Gewissen von Deinem göttlichen Rufe zu diesem Lehramte überzeugt bin, Du werdest mich nimmermehr zuschanden werden lassen.“

Am 26. September 1763 zog Stanislaus Martinus Wannovius nach erlangter königlicher Konzession . . . dato Berlin nach Strasburg in Polnisch-Preußen als Pfarrer „unter vielen Tränen“ ab.

Im Kirchenbuche zu Strasburg findet sich folgende Notiz von der Hand des Stanislaus Martin Wannovius:

„. . . Bin wider alles Vermuten, ohne eine Probepredigt gehalten zu haben da andere 3. 5. selbige verrichtet, hierher durch eine einhellige Wahl voziert worden den 4. August a. 1763. Nachdem ich vorher 2 Jahre als Kantor bei der Stadtschule in Sensburg, nachgehends 5 Jahr 7 Wochen als Pfarrer in Leipp und Marienfeld Ostrodschen Amtes und zuletzt 1 Jahr minder 7 Wochen als Pfarrer zu Raudnitz und Frednau gestanden. Meine Antrittspredigt konnte ich allhier nicht eher halten, als bis der Konsens von der Königl. Majest. Friedrich II. aus Berlin erlanget, welcher sub dato Berlin d. 30. August a. c. angefertigt. Festo Mi-

chaelis habe ich darauf in der deutschen Sprache meine hiesige Anzugs- predigt gehalten.

Der allerhöchste Gebieter, welcher mich hierhergesandt, das Evangelium zu predigen, vergönne mir seine Gnade, mein Amt gebührend zu verrichten. Er schenke mir seinen Segen, den ich aus seiner Gnaden in den anderen Gemeinden bemerke, auch hier. Er mache mich stark, alles zu ertragen, was er auf meine Schultern leget und legen wird. Ja er mache mich und meine Zuhörer selig in seiner Gnade Willen.“

Nachdem er wiederum nach Raudnitz zurückgekehrt war, hat er in das dortige Kirchenbuch folgendes eingetragen:

„Stanislaus Martinus Wannovius kam aus Strasburg wegen der Kriegsunruhen, da ihm die Confoederierten das Leben zu nehmen drohten und auch dazu wirklich anlegten, den 9. August 1769 wiederum zurück, vom 16. April 1769 bis 7. Juli wurde von dieser Gemeinde dazu persuadiret, teils in Strasburg, teils an denjenigen Orten, wo ich aus Strasburg flüchten mußte, bis endlich 6. Juli 1769 ein expresser Bote nach Strasburg zu mir kam, um meine Cathegoreth-Antwort zu erhalten, an welchem Abend oder besser in den Frühhorgensstunden, weil ich gewarnt wurde, mußte zusamt dem expressen flüchten. Dom XV. p. Trinitat. wurde wiederum von dem Herrn Erzpriester Stuermer introduziret. Gott sei mir mit seiner Gnade jederzeit behilflich. Amen.

N. B. Ich erhielt zwei Vocationes, nach Raudnitz eine, die andere hier nach Freudenau.“

Stanislaus Martin Wannovius ist laut Totenregister der Kirche zu Raudnitz am 10. Oktober 1801 gestorben.

Er war verheiratet mit (Lovisa) Rebekka Cretius. Aus dieser Ehe wurden ihm außer einem alsbald nach der Geburt verstorbenen Sohn in Strasburg zwei Kinder geboren: Lovisa Dorothea, geboren 1. Oktober 1763, und Mathäus Christian Samuel, geboren 21. September 1766.

In Raudnitz wurden ihm, außer zwei jung gestorbenen Kindern, zwei Söhne geboren, nämlich: Gotthilf Albrecht Wilhelm Wannovius, geboren 21. Januar 1772 und Ludwig Reinhold Benjamin, geboren 23. August 1774. Unter den Paten seiner in Strasburg geborenen und getauften Kinder finden sich die Ratsfrau Elisabeth Adrowski und Frau Johanna Gottlieba Cretius geb. Adrowski. Auch der Stadtkämmerer Johann Friedrich Wannovius, der in jener Zeit in Strasburg lebte, war mit einer Adrowski mit den Vornamen Anna Catharina verheiratet.

Der Pfarrer Stanislaus Martinus Wannovius ist laut Kirchenbuch zu Raudnitz am 10. Okt. 1801, nachts $\frac{1}{2}$ 2 Uhr, am Entzündungsfieber, 68 Jahre 7 Monate alt, gestorben und am 14. Oktober 1801 in Raudnitz begraben.

16. Michael Wannovius.

* Ortelsburg im Mai 1700, dort getauft Dominica cantate, † Rhein
12. Februar 1753.
Pfarrer zu Rhein.

Michael Wannovius ist im Mai 1700 zu Ortelsburg geboren und am Tage Dominica cantate getauft. Namen und Stand des Vaters sind im Taufregister angegeben, doch nicht zu entziffern. Vielleicht war sein Vater der Weißgerber Wannovius zu Ortelsburg, der dort im September 1689 oder 1690 eine Tochter Anna taufen läßt.

Vom 3. Adventstage 1724 bis zum Trinitatisfest 1728 war er Interimsdiakonus an der polnischen Kirche zu Osterode.

Am 23. Sonntage nach Trinitatis 1728 wurde er als Diakonus in der Stadt Rhein introduziret, und 1739 dazu noch Pfarradjunkt. Als solcher wurde er am Sonntage Septuagesimae introduziret.

Am 12. Februar 1753 ist er verstorben.

Er war, wie ein Bemerk im adligen Hausbuch des Amtes Rhein ergibt, in erster Ehe mit Anna Elisabeth Frenmann verheiratet, die etwa 1751 gestorben ist. In zweiter Ehe heiratete er die verwitwete Frau Diakon Baroffkwin geb. Büttner. Seinen Kindern erster Ehe gab er am 4. November 1739 Schicht. Es sind dies:

1. Karl Friedrich, der damals im 9. Jahre war,
2. Maria Elisabeth, die damals im 8. Jahre war,
3. Michael, der damals im 7. Jahre war.

An interessanten Einzelheiten aus dem Schichtvertrage ist zu erwähnen, daß sich im Vermögensverzeichnis 148 Bücher und an lebendem Inventar 4 Pferde, 2 Arbeitsochsen, 3 Kühe, 2 Kälber, 3 Schweine und 5 Ferkel finden. Michael Wannovius war also nicht nur ein belesener Mann, sondern auch ein betriebamer Landwirt.

17. Christian Wannovius.

* Rastenburg 24. Februar 1704, † Czynchen 26. Januar 1768.
Diakonus zu Czynchen.

Christian Wannovius wurde am 24. Februar 1704 zu Rastenburg geboren und 1722 aus der Rastenburg'schen Schule entlassen. Er wurde unter dem Rektor Strimefius eingeschrieben. Zunächst polnischer Kantor in Saalfeld, wurde er 1730 Kantor in Rastenburg, wo er zugleich Kollege an der dortigen Schule war, und 1738 Kantor bei der polnischen Kirche in Königsberg.

Am 13. Dezember 1743 wurde er von dem Generalsuperintendenten Quandt ordiniert als Diakonus in Czuchen und alsbald vom Erzpriester Pissanski introduziert.

Laut Kirchenbuch zu Rastenburg wurden ihm aus seiner Ehe mit Anna Rosina Rascher zwei Söhne geboren:

Christian Augustinus Wannovius am 13. Juni 1736,

Johann Gottfried Wannovius am 4. Juli 1738.

In Rastenburg gab es 1727 und 1728 einen Ratsverwandten Benjamin Wannovius, dem am 13. November 1728 ein Sohn Augustinus Benjamin Wannovius getauft wird, nachdem er 1727 mit Elisabeth geb. Wohlgemuth verw. Schulz getraut worden war. Vielleicht ist der Ratsverwandte Benjamin Wannovius der Vater des Diakonus Christian Wannovius.

Christians 1738 geborener Sohn Johann Gottfried Wannovius mag identisch sein mit Johann Friedrich Wannovius, der von 1776 bis 1786 das Gut Zehland (Cielenta) besaß, oder auch mit dem Johann Friedrich Wannovius, der um 1770 Stadtkämmerer in Strasburg und mit Anna Catharina geb. Adrowski verheiratet war.

18. August Benjamin Wannovius.

* Rastenburg 13. November 1728, † Memel 15. April 1758.

Pfarrer zu Proekuls.

August Benjamin Wannovius ist am 13. November 1728 zu Rastenburg als Sohn des Ratsverwandten Augustinus Wannovius aus der Ehe mit Elisabeth Wohlgemuth geboren.

Er wurde 1755 Adjunktus des Pfarrers Jakob Wessel zu Proekuls und als solcher am 28. November 1755 ordiniert. Er war mit einer Tochter des Pfarrers Jakob Wessel verheiratet.

Nachdem dieser am 1. Juni 1757 „bei den Kriegstrubeln“ umgekommen war, wurde August Benjamin Wannovius sein Amtsnachfolger als Pfarrer von Proekuls, starb aber schon am 15. April 1758. Viel Freude hat er als Geistlicher in Proekuls nicht erlebt. Dies ergibt sich aus einer Eintragung im Kirchenbuch von Proekuls vom 1. Juli 1757:

Gleich nach verrichtetem . . . Taufakte geschah ein plötzlicher Einfall von den Kosaken, Husaren und wildesten . . ., welche mich, den Pastoren adjunktum samt dem Herrn Praezeptor Franz mit sich fortführten und nach dem Lager brachten, meinen liebwerten und nunmehr seeligen Seniores und Schwiegervater — gemeint ist Pfarrer Wessel — mit starken Hieben und Stichen ums Leben brachten. Dem 7. Juli wurde mir (d. h.

dem Wannovius) die Freiheit geschenkt und ging während annoch wä-
render Unsicherheit vorerst nach Memel, wo ich in dem Hause meines seit
vielen Jahren gewesenen Wohlthäters, nämlich des Herrn Erzpriesters
Wolff Quartier und gütige Bewirtung genoß, den 16. reiste ich wieder
zu meiner lieben und größtenteils von der Flucht wieder zurückkommende
Gemeinde Proekuls.

Im Monat Oktober fand ein erneuter Einfall der Russen statt, die
Gemeinde wurde auseinandergesprenzt.

Pfarrer Wannovius flüchtete nach Memel, wo er am 15. April 1758
verstorben ist.

19. Christoph Martin Wannovius.

* Ekersberg 9. Januar 1735, † Neumark 1799.

Pfarrer zu Neumark.

Christoph Martin Wannovius ist am 9. Januar 1735 zu Ekersberg
geboren. Er ist ein Sohn des Pfarrers Christian Wannovius aus Ekers-
berg. Seine Mutter war Anna Dorothea Pohl, eine Tochter des Bürger-
meisters Pohl zu Arns. Diese starb bei der Entbindung.

Er wurde 1758 Kantor zu Osterode und 1762 Rektor in Dt. Eylau.

1765 wurde er Pfarrer in der adligen Kirche zu Osterwein, Kl.
Gröben und Schildes, Inspektion Saalfeld; als solcher wurde er am
21. Juni 1761 ordiniert und am 11. August 1761 introduziert.

Im Jahre 1769 wurde er Pfarrer in Neumark und Carwinden und
wurde dort am 11. Juni 1769 introduziert.

Im Jahre 1799 ist er verstorben.

Dr. Rhese spricht irrtümlich von Christoph Anton Wannovius.
Richtig muß es heißen: Christoph Martin Wannovius.

Er war verheiratet mit Anna Maria Demouth, deren Vater Kriegs-
steuereinehmer in Königsberg gewesen ist, und die am 12. Februar 1769
zu Osterwein verstarb. Seiner Ehe sind entsprossen:

Christoph August Wannovius, geboren zu Osterwein am 7. Febr. 1769,

Johann Samuel Christian Wannovius, geboren zu Osterwein am
21. Mai 1767.

20. Christian Wannovius.

Von 1785 bis 1790 Pfarrer in Ekersberg.

Dr. Rhese berichtet: „Christian Wannovius, geboren in Ekersberg,
war anfangs Rektor in Awenden, empfing die Ordination (als Pfarrer)
den 17. Juni 1785, wurde Fest Trinitatis 1785 introduziert und starb
1790“. Sein Vater war der 1785 als Pfarrer in Ekersberg verstorbene

Christian Wannovius, denn in seiner Bestallung vom 10. März 1785 heißt es: „Da der 72 jährige Pfarrer Wannovius zu Edersberg im Rheinischen Amt alters- und schwachheitshalber seinem Amte nicht weiter gehörig vorstehen kann, und daher gebeten, daß ihm sein Sohn, der 20 jährige Rektor Christian Wannovius zu Awenden zum Adjunkto zu geordnet werden möchte“, wurde dieser wegen seiner „angerühmten Geschicklichkeit und seiner erforderlichen polnischen Sprachkunde zum Adjunkto des alten Predigers Wannovius zu Edersberg cum spe secedendei gnädigt“ ernannt und bestellt. Kurz nach seinem Amtsantritt starb sein Vater und Christian folgte ihm im Pfarramte nach, ist aber bald, im Jahre 1790, verstorben.

Im Kirchenbuch von Edersberg steht im Jahre 1790 verzeichnet: „den 22. Novr. ist Pfr. Wannovius gestorben 1790: am Faulstieber; ist geboren 1738; alt 52“. Sowohl diese Altersangabe, als die Angabe des Geburtsjahres stehen mit der Tatsache in Widerspruch, daß Christian in der Bestallung vom 10. März 1785 als zwanzigjährig bezeichnet wird. Ich habe diesen Widerspruch nicht lösen können. Wahrscheinlich ist die Altersangabe in der Bestallung irrtümlich.

Obwohl von dem hier behandelten Christian Wannovius wenig bekannt ist, ist er insoweit für die Familiengeschichte von besonderem Interesse, als es mir gelungen ist, in den Grundakten des im Amtsgerichtsbezirk Arys gelegenen Grundstücks Chmielewen Bl. 9 den schon oben gebrachten Siegelabdruck des Christian Wannovius zu ermitteln. Dieser Siegelabdruck befindet sich auf einem am 20. August 1789 ausgestellten Taufschein des Schmiedes Christoph Maslo. Der Taufschein mit dem Siegelabdruck, der das Wappen des Christian Wannovius enthält, ist in meinem Besitz und wird gut verwahrt.

21. Johann Ernst Wannovius.

* 22. August 1756, † Gollub 8. Oktober 1809.
Pfarrer zu Gollub.

Über den Pfarrer Johann Ernst Wannovius habe ich nicht mehr ermittelt, als Dr. Rhese in seinen Nachrichten mitteilt, wo er ihn als Pfarrer von Gollub vermerkt und von ihm folgendes mitteilt: Johann Ernst Wannovius, geboren den 22. August 1756, wurde den 27. August 1786 hier introduziert und starb den 8. Oktober 1809.

22. Ludwig Reinhold Benjamin Wannovius.

* Raudniß 23. August 1774, † Insterburg 8. November 1839.
Gutsbesitzer, hernach Strafanstaltsprediger in Ragnit
und später in Insterburg.

Ludwig Reinhold Benjamin Wannovius ist, wie das Kirchenregister zu Raudniß ergibt, am 23. August 1774 zu Raudniß geboren, sein Vater war der dortige Ortspfarrer Stanislaus Martin Wannovius, seine Mutter war Lovisa Rebekka Wannovius a patre Cretius (d. h. geborene Cretius).

Er studierte Theologie und wurde als Kandidat Hauslehrer bei dem Gutsbesitzer Christian Bernhard Trudrung zu Ballgarden. Er verheiratete sich mit der Tochter Trudrungs, die Caroline Albertine Juliane hieß. Er wurde nun Landwirt. Kurze Zeit, und zwar von 1807 (oder früher) bis 1817 besaß er das Gut Grünheide bei Tilsit, das 20 Hufen groß war. Er konnte es nicht halten und mußte den Besitz aufgeben. Es scheint an der Kriegszeit und ihren Folgen gelegen zu haben. Vorher soll er das Gut Moritzkehmen besessen haben, wie mir eine Nachkommin berichtet hat.

Später bekam er eine Stelle als Katechet, d. h. als Anstaltsprediger, bei der Strafanstalt in Ragnit. Als diese Anstalt abbrannte, siedelte er in gleicher Stellung nach Insterburg über. Dort ist er am 8. November 1839 verstorben.

Am 1. Juli 1803 ist dem Ludwig Wannovius aus seiner Ehe ein Sohn geboren, der den Namen Friedrich Wilhelm Christian Wannovius erhielt und hernach Färbermeister wurde.

Aus derselben Ehe ist am 12. Oktober 1810 Zwan Wannovius geboren; dieser wurde später Gelb- und Glockengießermeister.

Die Geburtsdaten dieser beiden Söhne des Ludwig Wannovius habe ich urkundlich festgestellt, da sie Nachkommen hinterlassen haben, also ein erhebliches Interesse an der Feststellung vorlag.

Wie mir überzeugend berichtet wird, hat Ludwig Wannovius noch zwei andere Söhne gehabt. Und zwar soll sein ältester Sohn, Adolf Wannovius, Bürovorsteher bei einem Rechtsanwalt in Tilsit gewesen, unverheiratet geblieben und 1848 in Tilsit verstorben sein. Er soll Familienforschungen betrieben haben. Davon ist nichts mehr vorhanden.

Auch der Tierarzt Wannovius in Altenberge im Regierungsbezirk Münster, der hernach Kreistierarzt in Osterode war, soll ein Sohn des Ludwig Wannovius gewesen sein. Der Tierarzt Wannovius hat anscheinend Nachkommen nicht hinterlassen.

Eine am 20. November 1816 geborene Tochter des Katecheten Wannovius namens Ida Wannovius heiratete 1839 (1840) den Konditor Johannes Hold zu Insterburg. Sie verlobte sich mit diesem am Begräbnistage ihres Vaters, den sie auf seinem Sterbelager gepflegt hatte. So berichtet mir Holds Schwiegertochter.

23. Friedrich Wilhelm Alexander Constantin Wannovius.

* Mühlhausen, Kr. Pr.-Holland, 2. November 1813, † Danzig 11. Mai 1889.
Pfarrer zu Puzig.

Friedrich Wilhelm Alexander Constantin Wannovius wurde am 2. November 1813 zu Mühlhausen im Kreise Pr. Holland geboren. *Reg. Bez. Königsberg*

Sein Vater war der Kontrektor Christoph August Wannovius, der am 7. September 1769 zu Osterwein geboren wurde, Theologie studierte, um 1814 nach Mewe kam und dort am 18. August 1829 gestorben ist. *W. Wannovius - Osterwein*
Seine Mutter, Luise Dorothea, geb. Hartung, wurde am 12. März 1773 zu Liebstadt geboren und ist am 18. Juni 1835 gestorben.

Friedrich Wilhelm Alexander Constantin Wannovius studierte von 1835 bis 1839 zu Königsberg. Er wurde 1846 Rektor in Löbau. Am 9. März 1847 wurde er ordiniert und als Hilfsprediger in Neumark angestellt. Im Jahre 1858 wurde er Pfarrer in Puzig. Am 1. April 1879 ist er emeritiert und am 11. Mai 1889 in Danzig gestorben.

Constantin Wannovius war der letzte Pfarrer unseres Stammes.

In erster Ehe war er verheiratet mit der Tochter des Bürgermeisters Dembeck in Neumark, Emma Dembeck, in zweiter Ehe mit der Tochter des Pfarrers Ohlert in Sobbowitz, Charlotte Ohlert. Aus erster Ehe stammt der am 22. August 1855 zu Neumark in Westpreußen geborene Baudirektor i. R. tgl. Baurat Johannes Wannovius zu Berlin-Friedenau. Aus zweiter Ehe stammt der am 12. März 1873 zu Puzig geborene und am 22. Februar 1911 zu Königsberg i. Pr. unverheiratet und kinderlos verstorbene Kaufmann Hermann Wannovius.

Constantin Wannovius hatte zwei Brüder, den Rechnungsrat Wilhelm Wannovius in Elbing, der ein Stipendium für Bedürftige der Theologie errichtet hatte, das leider durch die Inflation zerschmolzen ist, und den gerichtlichen Registrator Eugen Wannovius zu Kössel. Dessen Sohn Emil Wannovius wurde Meiereibesitzer und Stadtrat in Tilsit. Dort lebten auch seine Schwestern Agnes und Hermine. Diese drei Geschwister Wannovius waren unverheiratet. Der Stadtrat Emil Wannovius zu Tilsit ist am 8. Mai 1924 verstorben.

C. Zwei Stammtafeln des Pfarrergeschlechts Wannobius betreffend die geistlichen Nachkommen.

Matthias Wannobius, 1547—1589 Pfarrer in Sorquitten

| | | | |
|---|---|--|--|
| Michael Wannobius 1564—1579 Diaconus in Niesenburg, später Prediger in Mewe | Matthias Wannobius 1560 Pfarrer in Tegen- ort, von 1561 in Lade- kopp, bis 1587 (†) pol- nisch. Prediger in Elbing | Salomo Wannobius 1587—1593 (†) polnischer Prediger in Elbing | Andreas Wannobius Pfarrer in Gzychen von spätestens 1624 bis spätestens 1644 |
|---|---|--|--|

Christian Wannobius
Pfarrer zu Arys nach 1620

Michael Wannobius
* Elbing 1590, 1625 bis
1665 (†) Pfarrer in Sorquitten

Felix Wannobius
† 1670, von 1625 Pfarrer in
Edersberg, hernach in
Simonken

Michael Wannobius
1678—1709 (†) zu Rheins-
wein Pfarrer

Johann Wannobius

* Syd 1595, † 1676, 1640—1676 Pfarrer in Stürfad

Stanislaus Wannobius

* 1629, † 1713, seit 1654 Diacon in Barthén, seit 1665 Pfarrer in Aweyden

Johann Christoph Wannobius

* 1684, † 1767, seit 1708 Diaconus in Reidenburg, seit 1710 Pfarrer in Arys

Christian Wannobius

* Steen 1711, † 1785, seit 1733 Diacon
seit 1758 Pfarrer in Edersberg

Stanislaus Martin Wannobius

* 1733, † 1801, seit 1757 Pfarrer in Leipe und
Marienselde, später in Raubniß und Strasburg

Christian Wannobius

* . . ., † 1790, seit 1785 Pfarrer in
Edersberg, vorher Rektor in Aweyden

Christoph Martin Wannobius

* 1735, † 1799, seit 1765 Pfarrer in Oster-
wein, seit 1769 in Raubniß

Christoph August Wannobius

* 1769, seit 1814 Konrektor in Mewe
vorher stud. theol.

Konstantin Wannobius

* 1813, † 1889, von 1858 bis 1879
Pfarrer in Puzig.

D. Der Dichter Johann Christoph Wannovius.

* Königsberg 4. November 1753, † Tilsit 2. September 1814.
Hofgerichtsadvokat und Justizkommissar.

Über Johann Christoph findet sich in Band 45 der Altpreußischen Monatschrift folgende Notiz:

Joh. Christoph Wannovius,

geboren 1753 zu Königsberg. — Etwa im August des Jahres 1775 sandte der eben Hofgerichtsreferendar gewordene Joh. Christ. Wannovius durch Vermittlung des Kaufmanns und Schriftstellers V. Homperz in Königsberg (später in Danzig und Elbing), der seine „Billete der Madame F. und Madame K. über die Schuchische Schaubühne“ eben bei Daniel Ludwig Wedel in Danzig hatte erscheinen lassen, ein Bändchen Gedichte an diesen Verleger, bei dem sie auch noch 1775 unter dem Titel „Mein Saitenspiel“ anonym erschienen. Später erschien noch von ihm: „Leonore, aus gleichzeitigen Nachrichten gezogen“, Danzig 1779. Er war Advokat in Königsberg und starb am 2. September 1814 als Justizkommissarius in Tilsit. Die Mutter Max von Schenkendorfs widmete ihm einen Nachruf. — Sein Freund Homperz ist in der Literatur bekannt geworden durch seine vom Könige auch beachtete Gegenschrift gegen Friedrich des Großen bekannte Schrift „de la littérature allemande“.

In Band IV von „Das gelehrte Teutschland“ vom Jahre 1784 findet sich Seite 136 folgende Angabe: „Wannovius (Johann Christoph), Hofgerichtsadvokat zu Königsberg in Preußen, geboren daselbst am 4. November 1753. Werke: Mein Saitenspiel. Danzig 1775. Anonym: Leonore. Aus gleichzeitigen Nachrichten gezogen. Ebenda 1779 anonym. Gedichte in der Preuß. Blumenlese 1780. 1781.“

Goldbeck „Litter. Nachrichten von Preußen“ 1781 Seite 135 ergänzt diese Notiz noch durch die Zusätze: „Studierte in Königsberg auf Schulen und auf der Universität, wurde 1775 Hofgerichtsreferendarius und 1779 Advokat“ und bemerkt ferner, daß Wannovius an einer Geschichte „Anion“ arbeitet.

Wessen Sohn Johann Christoph Wannovius ist, habe ich nicht ermitteln können. Ein Sohn des Pfarrers Johann Christoph Wannovius aus Arns, der 1684 geboren und 1767 gestorben ist, kann er nicht sein, da er in Königsberg geboren ist, und der Pfarrer Wannovius wegen seines Alters für diese Vaterschaft kaum in Frage kommt.

Es ist mir gelungen, die beiden Dichtwerke des Johann Christoph

Wannovius „Leonore“ und „Mein Sagenspiel“ in der Berliner Staatsbibliothek zu ermitteln. Ich kann nicht sagen, daß ich von diesen Dichtungen sonderlich entzückt bin. Sie sind weichlich und rührselig. Ich lasse Johann Christophs Gedicht „Hannchen“ und die Eingangsverse der nach dem Zeitgeschmack sehr sentimentalen „Leonore“ folgen.

Hannchen.

1.

O! sagt mir doch nur nicht
Von Psyken und Cytheren,
Wem es an Reiz gebricht,
Der mag auf diese schwören.

2.

O ihr entschuldigt mich,
Der, die ich sah, zu dienen.
Seit Euen sicherlich
Ist nie so was erschienen.

3.

Der weise Diogen,
Hätt' er noch seine Tonne,
Würd er mein Hannchen sehn,
Er hüt nicht mehr um Sonne.

4.

Hät' auch nicht mehr um Licht
Von tausend Alexandern,
Säh Hannchens Angesicht
Und ließ die Sonne andern.

5.

Hätt' Zeuzis sie gesehn,
Um sein Ideal vom Schönen
Führwahr! wärs längst gesehn,
Er mahlte nicht Helenen.

6.

Drum sagt mir doch nur nicht
Von Psyken und Cytheren;
Wenn's euch an Reiz gebricht,
Kommt Hannchen sehn und hören.

Eingangsverse zu „Leonore“.

Du glaubtest nicht genug zu lieben,
Du betetest, du weintest Tag und Nacht,
Kein Jammer wird mehr deine Seele trüben,
Ruh sanft! dein Brautbett ist gemacht.

Was hier dein Herz so ängstete, so quälte,
Das schloß sich nicht mit dir ins Grab;
Und der die Thränen deiner Leiden zählte,
Der trocknet sie dir jetzt mit ewger Liebe ab.

Übrigens befindet sich in „Der Königsberger Deutschen Gesellschaft Schriften“ ein Hochzeitsgedicht auf Johann Christoph Wannovius, Advokat, und Johanna Landmann, zu Dezember 1767; da es auf längeren Junggesellenstand des Bräutigams anspielt und die Hochzeit 1767 war, der Dichter Wannovius aber schon 1753 geboren ist, ist es unwahrscheinlich, daß dieser Johann Christoph Wannovius der Vater des gleichnamigen Dichters ist.

Johann Christoph Wannovius der Ältere wird identisch sein mit dem am 22. Mai 1733 in Königsberg immatrikulierten Johann Christoph Wannovius, der dort als Arissen. Borus. verzeichnet ist. Der Dichter Johann Christoph Wannovius dagegen ist offenbar identisch mit dem am 30. März 1768 immatrikulierten Johann Christoph Wannovius, der als Regiomonte-Borus. verzeichnet ist.

Auch der älteste Johann Christoph Wannovius, Pfarrer zu Arns, findet sich in der Königsberger Universitätsmatrikel, wo er am 10. Juni 1704 als Aweida-Pruß. bezeichnet ist.

Das Königsberger Adreßbuch aus den Jahren 1770/1790 zeigte folgende Eintragung:

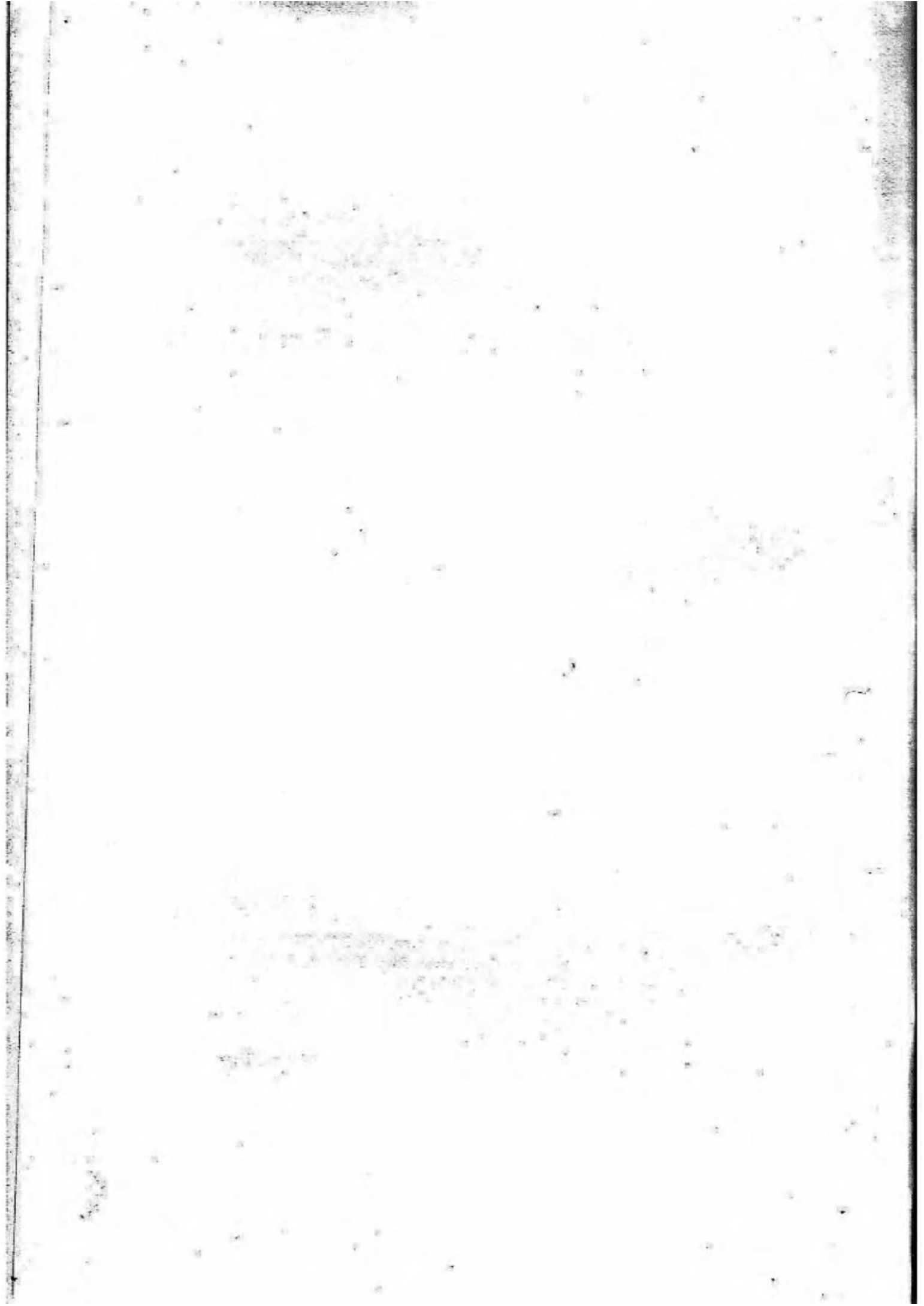
Wannovius, Joh. Christoph, Advokat, wohnt im Kneiphof i. d. Kirchgasse in seinem Hause,

• Wannovius, Christoph, Gerichtsadvokat, wohnt in der Löbnichtschen Langgasse in seinem Hause.

Vermutlich ist einer der Vater, der andere der Sohn. Der Sohn wird sich nur Christoph genannt haben, um mit seinem Vater nicht verwechselt zu werden.

In den Königsberger Bürgerbriefen im Stadtarchiv findet sich noch ein weiterer Johann Christoph Wannovius:

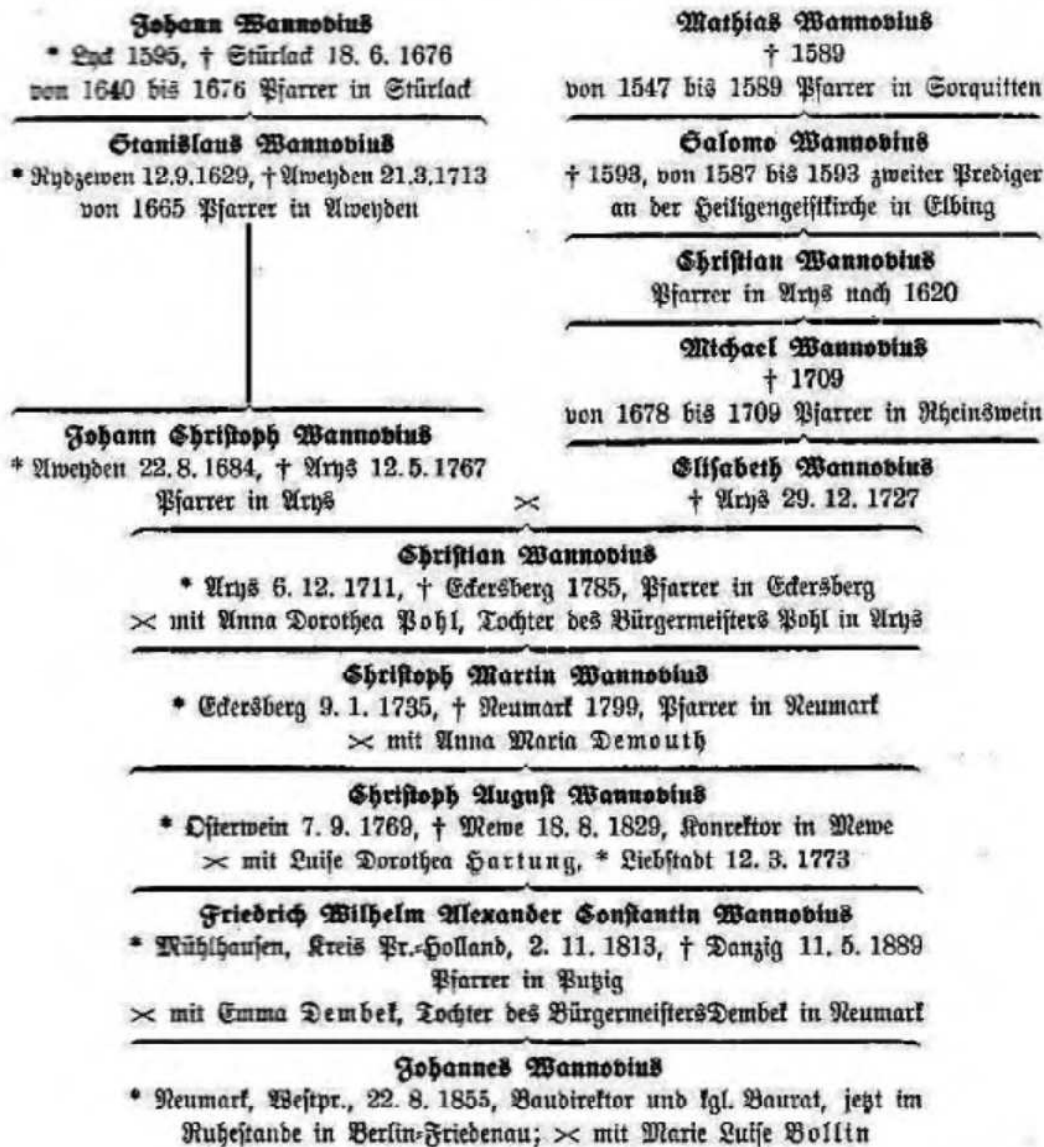
„Joh. Christoph Wannovius. Handel mit Material- und Gewürzwaren, hat 25 Rthlr. gezahlt, wurde Bürger am 16. Junius 1808, war ohnverheiratet, wohnte hier im Kneiphof, ist im Dorf Aweiden bei Sensburg geboren.“



IV. Die neueren Wannobius.

A. Stammtafel

des Vaudirektors und Igl. Baurats Johannes Wannobius und Nachweis seiner
Abstammung von Mathias Wannobius (1547-1589 Pfarrer in Sorquitten).



† 11. 12. 1934

B. Stammtafel

des Drogeriebesizers **Erich Wannobius** (* 1882) in Rastenburg, des Gutsbesizers
Friedrich Wilhelm Christian Wannobius (* 1878) in Schimkellen und des Lehrers
Adolf Wannobius (* 1893) in Robitten.

Johann Wannobius

* Syd 1595, † Stürfad 18. 6. 1676, 1640—1676 Pfarrer in Stürfad

Stanislaus Wannobius

* Rydzewen 12. 9. 1629, † Kweyden 21. 3. 1713, von 1665 Pfarrer in Kweyden

Johann Christoph Wannobius

* Kweyden 22. 8. 1684, † Arys 12. 5. 1767, Pfarrer in Arys
× in zweiter Ehe 1753 mit Katharina Pohl

Stanislaus Martin Wannobius

* Arys 28. 3. 1733, † Raudniß 10. 10. 1801, Pfarrer in Raudniß
× mit Lovisa Rebekka Cretius

Ludwig Reinhold Benjamin Wannobius

* Raudniß 23. 8. 1774, † Insterburg 8. 11. 1839, Landwirt, hernach
Anstaltsprediger; × mit Karoline Albertine Juliane Trudrung, Tochter
des Gutsbesizers Christian Bernhard Trudrung in Ballgarden

Friedrich Wilhelm Christian Wannobius I.

* Pillwarren 1. 7. 1803, † Pictupönen 30. 3. 1878
× mit Antoinette Bedmann, Tochter des
Büchernermeisters Wilhelm Bedmann in Ragnit

Stvan Wannobius

* Morizlehmen 12. 10. 1810, † Heydekrug 22. 5. 1889, Gess- und
Glockengießermeister; × mit Johanna Maria Wannobius,
geb. Friß, Tochter des Pfarrers George Samuel Friß in Czabinen

Friedrich Wilhelm Christian Wannobius II.

* Pictupönen 12. 2. 1848, † Pictupönen
9. 1. 1907, Färbereibesizer in Pictu-
pönen; × mit Emilie Marie Schwein-
berger, Tochter des Gutsbesizers
August Schweinberger in Wiedubaten

Johannes Friedrich Wannobius

* Pictupönen 24. 6. 1855, † Robitten
24. 1. 1928, jezt in Robitten wohnend,
Färbermeister; × in 2. Ehe mit Luise
Lau, Tochter des Schmiedemeisters
und Gasthofbesizers Lau
in Trafeningfen

Louis Stvan Wannobius

* Tilsit 18. 4. 1843, † Rastenburg
2. 10. 1901, Drogeriebesizer; × mit
Sophie Anna Gold, Tochter des
Konditoreibesizers Georg Gold in
Insterburg

Friedrich Wilhelm Christian Wannobius III.

* Pictupönen 11. 7. 1878, Gutsbes-
izer in Schimkellen; × in erster Ehe
mit Martha Friederike Meyhöfer,
Tochter des Gutsbesizers Gottfried
Meyhöfer in Schimkellen, die am 12. 4.
1907 starb; × in zweiter Ehe mit
Klara Wedler, Tochter des Gutsbes-
izers Julius Wedler in Krakonischfen

Adolf Wannobius

* Mehllehmen 28. 3. 1893, Lehrer in
Robitten; × mit Else Dauter,
Tochter des Lehrers Emil Dauter in
Kapendorf

Erich Wannobius

* Rastenburg 3. 8. 1882; × mit
Margarete Art, Tochter des Kauf-
manns Rudolf Art in Miswalbe,
Ostpreußen

| | | |
|--|---|---|
| erster Ehe: | zweiter Ehe: | |
| Eugen Emil Max Wannobius * Tilsit 12. 4. 1907 | Friedr. Wilh. Christian Wannobius * Tilsit 26. 4. 1915 | Adolf Werner Wannobius * Schimkellen 11. 1. 1920 |

| | | | |
|--|--|---|--|
| Siegfried Günther Wannobius * Robitten 5. 5. 1920 | Hans-Georg Wannobius * Robitten 8. 11. 1922 | Siegfried Wannobius * Rastenburg 18. 4. 1917 | Karl-Ludwig Johannes Wannobius * Rastenburg 8. 11. 1918 |
|--|--|---|--|

C. Lebensläufe einiger neuerer Wannovius.

1. Johannes Wannovius.

* Neumark in Westpreußen 22. August 1855.

Städt. Baudirektor a. D., fgl. Baurat, wohnhaft zu Berlin-Friedenau.

Johannes Wannovius wurde am 22. August 1855 zu Neumark in Westpreußen geboren.

Sein Vater war Friedrich Wilhelm Alexander Constantin Wannovius, der im Jahre 1858 Pfarrer in Puzig wurde und vorher Hilfsprediger in Neumark war. Seine Mutter ist Emma Wannovius geborene Dembek, Tochter des Bürgermeisters Dembek in Neumark.

Johannes Wannovius besuchte das Gymnasium bis Obertertia und nach Erlernung des Zimmerhandwerks die Baugewerkschule. Nach dort bestandener Abschlußprüfung war er bei der städtischen Kanalisation in Berlin beschäftigt. Im Dezember 1879 verheiratete er sich mit Marie Louise geborene Bollin. Die Ehe ist kinderlos geblieben.

Während er seine Berufstätigkeit bei der städtischen Bauverwaltung in Berlin fortsetzte, erwarb er Ostern 1886 in Berlin das Reisezeugnis als Extraneus am Luisenstädtischen Gymnasium, studierte dann auf der Technischen Hochschule und legte im Dezember 1888 die Prüfung als Regierungsbauführer und im Januar 1891 die Prüfung als Regierungsbaumeister ab.

Als solcher leitete er den Bau der Kaiser-Friedrichsbrücke in Berlin. Im Jahre 1893 ging er nach Königsberg i. Pr. und erbaute dort die außerordentlich schwierige Kanalisation. Im Jahre 1902 wurde er Direktor der Kanalisationswerke von Breslau. Bei der Anwesenheit des Kaisers zur Zentenarfeier 1913 wurde er zum fgl. Baurat ernannt.

Im Jahre 1919 trat er als Direktor der Breslauer Kanalisationswerke in den Ruhestand und übersiedelte nach Berlin-Friedenau, wo er als Pensionär noch heute lebt.

2. Albert Wilhelm Wannovius.

* Raudnig 16. Januar 1772, † Ragnit 22. Februar 1830.

Rendant und Posthalter zu Ragnit.

über Albert Wilhelm Wannovius ergibt sein eigenes Tagebuch folgendes:

„Albert Wilhelm Wannovius wurde in Raudnig bei Dt. Eylau im Oberlande . . . am 16. Januar 1772 geboren. Sein Vater war der Pfar-

rer Stanislaus Martin Wannovius, seine Mutter Luise Rebecka geborene Cretius; ersterer geboren zu Arns am 28. März 1733, letztere geboren zu Saalfeld am 7. Mai 1740 . . .

Am 10. September 1786 kam selbiger in die Schule des collegii Fredericiani zu Königsberg, wurde im Jahre 1787 am 15. März dimittiert und kam auf die Universität zu Königsberg, studierte Theologie . . .

Im Jahre 1791 wurde er Lehrer beim Kollegio Fredericiano und später im Jahre 1791 auch Lehrer bei der reformierten Schule. Im Juni 1792 ging er als Hofmeister in das Haus des Herrn Kapitein von Knoblauch zu Puschnacten, blieb daselbst bis zum 1. Januar 1793, von wo aus er zum Konrektor in der Stadt Strasburg in Westpreußen erwählt wurde, daselbst verblieb er bis zum 10. September 1797. Von hier brachte ihn sein Schicksal nach der Provinz Neu Ostpreußen, woselbst er in der Stadt Knyssyn — drei Meilen von Bialystok — Polizeibürgermeister, Fourage-Magazin-Rendant, Service-Rendant, Brotverpflegungs-Rendant, Stempelfassenrendant, gerichtlich vereidigter Auktions- und Ökonomiekommissarius wurde. Am 22. September 1797 wurde er in dieser Stadt introduziert.

Am 28. September 1800 heiratete er die Demoiselle Henriette Herwig aus der Stadt Liebstadt im Oberlande geboren.“

Aus dieser Ehe sind außer drei klein verstorbenen Kindern folgende Nachkommen hervorgegangen, wie das Tagebuch ergibt:

1. Luise Friederike Emilie Wannovius, geboren am 8. Juli 1801.
2. Antoniette Flora Mathilde Wannovius, geboren am 27. Januar 1803.
3. Christian Ludwig Adolf Moriz Wannovius, geboren am 31. Dezember 1804.
4. Theodor Wilhelm Rudolf Wannovius, geboren am 24. April 1808.
5. Karl Leopold Alexander Wannovius, geboren am 7. September 1811.
6. Bernhard Eduard Otto Wannovius, geboren am 10. November 1814.

Über seine sonstigen Lebensschicksale erzählt sein Tagebuch folgendes:

„Am 22. Juni 1807 war für ihn ein unglücklicher Lebenstag, in welchem er bloß durch höhere Rettung den Händen barbarischer Horden, die sein Leben bedrohten, entflo.“ . . .

„Am 8. November 1808 verlor er seinen Posten schuldlos, indem die russisch kaiserliche Regierung statt deutscher Offizianten polnische in den Städten des Gouvernements Bialystok anstellte.

Am 1. März 1809 zog seine Frau und Kinder von Rynszyn nach Les-gewaryminen in Preußen.

Am 1. Mai 1809 mußte er auch Rynszyn verlassen und langte in Les-gewaryminen am 9. Mai 1809 an. Am 25. Mai zog er nach Rosenfeld, welches er vom Forstschreiber Licht gepachtet hatte.

Am 25. Juli 1809 wurde ihm die Observation der Wirtschaft des Erbpächters Forstsekretär Buchsteiner in Ruffen übertragen.

Am 15. September 1809 wurde er Sequester in diesem Gut und am 1. Juli 1810 wurde er fgl. Administrator dieses Erbpachtgutes. Am 19. Mai 1811 übergab er die Administration dieses Gutes dem Hoppe, erhielt Wartegeld und wurde am 23. Oktober 1811 nach Neuhoff und Lobellen als Observator geschickt . . .“

„Am 16. Juli 1812 wurde demselben der Depositalrendanten-Posten bei dem Gericht des ersten Ragnitzschen Schulämterkreises übergeben, den 1. August wurde ihm auch die Sportelkasse übertragen, nachdem er vorher einige Königliche Kommissoria gehabt und Observator im Amie Cassaben und Magazin-Rendant in Piltkallen gewesen war.“

Nach bewegtem Leben scheint Albert Wilhelm Wannovius, nachdem die Kriegszeit mit ihren Nadeln überwunden war, einen ruhigen Lebensabend gehabt zu haben. Am 22. Februar 1830 ist er gestorben; seine Witwe Henriette Wannovius ist am 25. Juli 1838 gestorben. Beide Todesdaten ergeben sich aus der Notiz eines Kindes dieser Ehe im Tagebuch des Vaters.

Was die Kinder des Albert Wilhelm Wannovius angeht, so blieben drei von ihnen, Rudolf, Alexander und Emilie unverheiratet und lebten in Gumbinnen. Rudolf war Regierungsbeamter und ist am 31. Oktober 1879 verstorben. Ebenso sind dort auch Alexander und Emilie verstorben und zwar Alexander am 8. August 1885 und Emilie am 10. Februar 1886.

Eduard Wannovius ging nach Montevideo und soll dort zu Vermögen gekommen sein. Er war verheiratet und ist kinderlos verstorben.

Adolf Wannovius, der älteste Sohn des Albert Wilhelm Wannovius war Postsekretär in Köln, ist mit dem Titel eines Oberpostkommissars pensioniert worden und 1875 dort verstorben. Er hatte zwei Söhne, den Kaufmann Wilhelm Wannovius und den Prokuristen Adolf Wannovius, die beide in Köln lebten und kinderlos verstorben sind. Der Prokurist Adolf Wannovius hat mir das schon erwähnte Siegel mit Schwert und Eberkopf übersandt und mitgeteilt, daß sein Vater das darauf befindliche Wappen als das alte Familienwappen bezeichnet, nur aus Liebe für seinen Beruf ein Posthorn hinzugefügt habe.

Die zweite Tochter des Albert Wilhelm Wannovius, Antoinette

Wannovius, war mit dem Intendantursekretär Kassubski in Insterburg verheiratet. Zwei Kinder dieser Ehe, Wally Kassubski und der Geheime Oberposttrat Guido Kassubski sind kinderlos verstorben. Seine beiden übrigen Kinder, Frau Lina Tromm geb. Kassubski und die unverheiratete Ida Kassubski, lebten in Angerburg und sind inzwischen verstorben. Dort lebt noch als Lehrerin Anna Tromm, eine Tochter der Frau Lina Tromm.

3. Zwan Wannovius und seine Nachkommen.

* 12. Oktober 1810, † 22. Mai 1889, Gelb- und Glockengießermeister.

Zwan Wannovius wurde am 12. Oktober 1810 zu Moritzkehmen geboren und am 19. Oktober 1810 getauft. Sein Vater war der Gutsbesitzer Ludwig Reinhold Benjamin Wannovius zu Grünheide, der früher Theologie studiert hatte und hernach, da er als Landwirt nicht vorwärts kam, Anstaltsprediger in Ragnit und hernach in Insterburg geworden ist. Zwans Mutter war Karoline Albertine Juliane Trudrung, die Tochter des Gutsbesizers Christian Bernhard Trudrung in Ballgarden.

Er wurde Gelbgießer und hatte später in Ruß und hernach in Tilsit eine Metall- und Glockengießerei.

Aus Ruß, wo Zwan Wannovius längere Zeit ansässig war, hat mir der dortige Rechtsanwalt Stein über die Persönlichkeit des Zwan Wannovius berichtet, daß er nach den Erzählungen alter Leute den Eindruck eines sehr intelligenten Mannes aus guter Familie gemacht habe.

Zwan Wannovius ist am 22. Mai 1889 zu Hendekrug gestorben.

Zwan Wannovius war verheiratet mit Johanna Maria Wannovius geb. Friß, der Tochter des Pfarrers George Samuel Friß zu Czabinen. Aus dieser am 24. Juni 1842 zu Tilsit geschlossenen Ehe sind fünf Kinder hervorgegangen, namens Louis Zwan, Laura, Marie, Ida, Eduard. Von diesen hat nur Louis Zwan geheiratet und Nachkommenschaft. Die übrigen sind unverheiratet geblieben und nach Potsdam verzogen. Von ihnen leben dort noch Marie und Laura im Cäcilienstift.

4. Louis Zwan Wannovius.

* 18. April 1843, † 2. Oktober 1901, Drogeriebesitzer zu Rastenburg.

Louis Zwan Wannovius wurde am 18. April 1843 zu Tilsit geboren. Sein Vater war der Gelb- und Glockengießermeister Zwan Wannovius, damals zu Tilsit. Seine Mutter war Maria Wannovius geb. Friß.

Nachdem Louis Zwan Wannovius das Gymnasium besucht und in einer Apotheke in Insterburg gelernt hatte, begründete er zu Rastenburg

im Jahre 1876 ein Drogengeschäft, das sich heute in der Hand seines Sohnes Erich Wannovius befindet und sich eines guten Rufes erfreut.

Er verheiratete sich am 26. Februar 1880 zu Insterburg mit Sophie Anna Hold²¹⁾, einer Tochter des Konditoreibesizers Georg Hold zu Insterburg und der Johanna Ida Hold geb. Wannovius, deren Vater der verstorbene Anstaltsgeistliche Rudolf Reinhold Benjamin Wannovius war.

Aus dieser Ehe sind neun Kinder hervorgegangen, von denen eines im Jahre 1886 im jüngsten Kindesalter gestorben und die anderen herangewachsen sind; sechs davon sind noch am Leben. Diese Kinder sind:

Zwan Johannes Bernhard, geboren zu Rastenburg am 26. Januar 1881.

Fritz Alexander Erich, geboren zu Rastenburg am 3. August 1882.

Rudolf Georg Richard, geboren zu Rastenburg am 3. August 1882.

Ida Johanne Käte, geboren zu Rastenburg am 14. Dezember 1883.

Marie Julie Liesbeth, geboren zu Rastenburg am 21. April 1885.

Laura Julie Anna, geboren zu Rastenburg am 6. August 1887.

Friedrich Wilhelm, geboren zu Rastenburg am 3. Oktober 1888.

Frieda Gertrud, geboren zu Rastenburg am 4. April 1892.

Louis Zwan Wannovius hat sich auf dem freimaurerischen Gebiet lebhaft betätigt.

Er ist zu Rastenburg am 2. Februar 1901 verstorben.

Was seine Kinder angeht, so wurde Bernhard Wannovius Apotheker. Er hat nicht geheiratet und ist am 11. Oktober 1916 verstorben. Von Erich Wannovius, der das väterliche Drogengeschäft übernahm, ist in einem besonderen Kapitel die Rede.

Richard Wannovius lebt unverheiratet in Berlin, Rollendorfsstraße 17.

Käte Wannovius ist städtische Lehrerin in Berlin-Schöneberg, Hauptstraße 18.

Liesbeth Wannovius war Haushaltungslehrerin und ist am 27. April 1921 verstorben.

Anna Wannovius ist Seminarlehrerin am staatlichen Wirtschaftseminar in Kirchheim in Württemberg.

Friedrich Wilhelm Wannovius lebt unverheiratet als Kaufmann in Pyrmont. Dort lebt auch Gertrud Wannovius als Hilfspächterin am Eisenbahnfinderheim.

²¹⁾ Georg Hold (* Pontresina im Engadin 1807, † Insterburg 1866) soll nach Angabe seines Enkels Erich Wannovius in Rastenburg aus einer Familie stammen, die hernach nach Arosa verzogen sein und dort noch Nachkommen haben soll.

Von den Kindern des Louis Zwan Wannovius hat nur Fritz Alexander Erich Wannovius geheiratet und Nachkommen.

5. Fritz Alexander Erich Wannovius.

* Rastenburg 3. August 1882, Drogeriebesitzer zu Rastenburg.

Fritz Alexander Erich Wannovius wurde zu Rastenburg am 3. August 1882 geboren aus der Ehe des Drogeriebesitzers Louis Zwan Wannovius mit Sophie Anna Hold, einer Tochter des Konditoreibesitzers Georg Hold zu Insterburg.

Er besuchte das Gymnasium zu Rastenburg, wurde Kaufmann und übernahm im Alter von neunzehn Jahren nach dem Tode seines Vaters die Leitung des bisher von diesem geführten Drogeriegeschäfts. Im Jahre 1908 wurde er Inhaber der Firma, die über die Gegend von Rastenburg hinaus bekannt ist und jüngst ihr fünfzigjähriges Bestehen gefeiert hat.

Am 20. September 1912 verheiratete sich Erich Wannovius zu Königsberg in Preußen mit Margarete Art, der Tochter des Kaufmanns Rudolf Art aus Miswalde in Ostpreußen.

Aus dieser Ehe sind außer einem 1915 geborenen, im Alter von wenigen Tagen verstorbenen Knaben namens Rudolf hervorgegangen: Siegfried Wannovius, geboren zu Rastenburg am 18. April 1917.

Karl-Ludwig Johannes Wannovius, geboren zu Rastenburg am 8. November 1918.

6. Friedrich Wilhelm Christian Wannovius I.

* Billwarren 1. Juli 1803, † Pictupönen 30. März 1878.

Färbermeister zu Pictupönen.

Friedrich Wilhelm Christian Wannovius wurde am 1. Juli 1803 zu Billwarren geboren. Sein Vater war der Landwirt und spätere Anstaltsgeistliche Ludwig Reinhold Wannovius; seine Mutter war Albertine Karoline Juliane Trudrung, die Tochter des Gutsbesitzers Christian Bernhard Trudrung in Ballgarden.

Sein Vater, der zunächst Theologie studiert hatte, war Landwirt und Gutsbesitzer geworden, aber hernach wirtschaftlich zusammengebrochen. Damit hängt es wohl zusammen, daß Friedrich Wilhelm Christian Handwerker wurde, und zwar Färber.

Nachdem er Meister geworden war, ließ er sich in Pictupönen nieder. Dort erwarb er ein Grundstück mit Haus und Hof und gründete eine Färberei; daneben betrieb er ein Woll- und Kurzwarengeschäft.

Seine Ehefrau war Antoinette Beckmann, Tochter des Züch-
meisters Wilhelm Beckmann zu Ragnit.

Friedrich Wilhelm Christian Wannovius ist am 30. März 1878 zu
Pictupönen verstorben.

Aus seiner am 18. März 1839 zu Ragnit mit Antoinette Beckmann
geschlossenen Ehe sind außer einigen klein verstorbenen Kindern folgende
Kinder hervorgegangen:

Adolf Friedrich Wannovius, geboren zu Pictupönen am 10. No-
vember 1842.

Friedrich Wilhelm Christian Wannovius, geboren zu Pictupönen
am 12. Februar 1848.

Johannes Friedrich Wannovius, geboren zu Pictupönen am 24. Juni
1855.

Laura Friederike Wannovius, geboren zu Pictupönen am 14. Juni
1849.

Letztere heiratete den Lehrer Leopold Brettschneider in Insterburg
und lebt dort heute noch. Es sind fünf Töchter von ihr am Leben.

Des Färbermeisters Wannovius ältester Sohn Adolf Friedrich
Wannovius war Kaufmann in Tilsit und ist dort im Juni 1905 ver-
storben. Dort leben noch unverheiratet sein Sohn, der zu Coadjuten am
28. Mai geborene Schlosser Albert Wannovius, und seine drei Töchter
Toni Wannovius (* 1873), Emma Wannovius (* 1874) und Luise
Wannovius (* 1883).

Von seinen beiden anderen Söhnen, die beide Färbermeister gewor-
den sind, und von denen Friedrich Wilhelm Christian das väterliche Ge-
schäft übernahm, ist in besonderen Kapiteln die Rede.

7. Friedrich Wilhelm Christian Wannovius II.

* Pictupönen 12. Februar 1848, † Pictupönen 9. Januar 1907.

Färbermeister zu Pictupönen.

Friedrich Wilhelm Christian Wannovius wurde am 12. Februar
1848 zu Pictupönen als zweiter Sohn des dortigen Färbermeisters Frie-
drich Wilhelm Christian Wannovius aus der Ehe mit Antonie Wanno-
vius geb. Beckmann geboren. Er wurde Färbermeister wie sein Vater
und übernahm bei dessen Tode das väterliche Geschäft nebst Grundstück,
auf dem neben der Färberei ein Manufaktur- und Kurzwarengeschäft
betrieben wurde. Seit 1897 war er Rechner des Raiffeisenvereins. Er
galt als ein außerordentlich rechtschaffener und ehrenwerter Mann.

Seine Gattin war Marie Emilie Wannovius geb. Schweinberger,

die Tochter des aus Czuppen, Kreis Ragnit, stammenden Gutsbesitzers August Schweinberger und seiner Gattin Anna Schweinberger geb. Sinneker, zu Wiedutaten, Kreis Pogegen, im Memelgebiet.

Aus seiner am 23. Januar 1874 zu Pictupönen geschlossenen Ehe stammen:

Anna Wannovius, geboren zu Pictupönen am 28. Februar 1875.

Adolf Wannovius, geboren zu Pictupönen am 22. April 1876.

Friedrich Wilhelm Wannovius, geboren zu Pictupönen am 11. Juli 1878.

Ida Friederike Wannovius, geboren zu Pictupönen am 23. November 1880.

Der Färbermeister Friedrich Wilhelm Christian Wannovius II. ist am 9. Januar 1907, seine Gattin Emilie Marie Wannovius geb. Schweinberger am 19. Juli 1924 verstorben.

Was die Kinder dieser Ehe angeht, so war Anna mit dem Kaufmann Hermann Papendiek († 1920) verheiratet, ist aber schon am 15. Dezember 1906 ohne Nachkommen verstorben; ihre jüngere Schwester Ida Friederike Wannovius verheiratete sich darauf mit dem Witwer. Aus dieser Ehe sind vier Kinder hervorgegangen, von denen zwei ganz jung verstarben. Die übrigen sind:

Adolf Papendiek, geboren zu Memel am 27. Juni 1908.

Kurt Papendiek, geboren zu Memel am 5. März 1911.

Der älteste Sohn des Friedrich Wilhelm Christian Wannovius II. namens Adolf Wannovius ist Kaufmann in Königsberg. Er ist mit Gertrud Kopp, der Tochter des Bauunternehmers Friedrich Kopp aus Königsberg, seit dem 6. November 1915 in kinderloser Ehe verheiratet.

Von dem zweiten Sohn des Friedrich Wilhelm Christian Wannovius II. ist im nächsten Kapitel die Rede.

8. Friedrich Wilhelm Christian Wannovius III.

* Pictupönen 11. Juli 1878, Gutsbesitzer zu Schimkeiten.

Friedrich Wilhelm Christian Wannovius ist am 11. Juli 1878 zu Pictupönen als der zweite Sohn des dortigen Färbermeisters Friedrich Wilhelm Christian Wannovius aus der Ehe mit Emilie Marie Wannovius geb. Schweinberger geboren. Von seiner Schulzeit bis zu seinem 22. Lebensjahre war er im elterlichen Geschäft tätig. Dann diente er drei Jahre bei den Wrangelkürassieren in Königsberg.

Am 11. Juni 1905 verheiratete er sich zu Pictupönen mit Martha Friederike Menhöfer, die am 28. Mai 1877 als Tochter des Gutsbesitzers

Gottfried Menhöfer zu Schimkeiten geboren ist, und übernahm diese Besitzung. Aus seiner Ehe mit Martha Friederike Menhöfer stammt ein Sohn namens

Eugen Emil Max Wannovius, geboren zu Tilsit am 12. April 1907. Dieser ist stud. jur. Seine Mutter starb bei seiner Geburt.

In zweiter Ehe verheiratete sich Friedrich Wilhelm Christian Wannovius III. zu Lampönen am 26. April 1908 mit Klara Wedler, der Tochter des Gutsbesizers Julius Wedler aus Krakonischken. Aus dieser Ehe sind außer zwei ganz klein verstorbenen Kindern hervorgegangen:

Friedrich Wilhelm Christian Wannovius, geboren zu Tilsit am 26. April 1915.

Adolf Werner Wannovius, geboren zu Schimkeiten am 11. Januar 1920.

Friedrich Wilhelm Christian Wannovius IV. wurde geboren, als sein Vater, der den Weltkrieg als Artillerist mitgemacht hat, im Felde und die Mutter auf der Flucht vor den Russen war. Die Russen hatten das Gut völlig ausgeplündert. Als Klara Wannovius wieder zurückkehren konnte, fand sie an lebendem Inventar nur einen Kater und ein Huhn vor.

Es war nach Kriegsende für Friedrich Wilhelm Christian Wannovius III. eine schwere Aufgabe, Schimkeiten wieder in die Höhe zu bringen.

9. Johannes Friedrich Wannovius.

* Pictupönen 24. Juni 1855, † Kobitten 28. Januar 1928, Färbermeister.

Johannes Friedrich Wannovius ist am 24. Juni 1855 als Sohn des Färbermeisters Friedrich Wilhelm Wannovius und seiner Ehefrau Antoinette geb. Beckmann in Pictupönen, Kreis Tilsit, geboren. Nach Besuch der dortigen Volksschule trat er bei einem Kaufmann in Tilsit in die Lehre, mußte jedoch, als bei Kriegsausbruch 1870 seine Brüder ins Feld rückten, nach Hause kommen und erlernte das väterliche Handwerk. Alsdann begab er sich auf die Wanderschaft, auf welcher er bis Berlin, dann ins Mecklenburger Gebiet und nach Pommern kam. Im Jahre 1878 kehrte er von der Wanderschaft zurück und begab sich nach Insterburg, wo er in einer Färberei arbeitete. Hier verheiratete er sich Mitte September 1880 mit Auguste Busch, der Tochter des verstorbenen Braumeisters Busch. Am 1. Oktober 1880 siedelte er nach Mehlfelmen, Kreis Stallupönen, über, wo er ein Grundstück pachtete und darin eine Färberei einrichtete. Aus der Ehe mit Auguste Busch, die im Frühjahr 1885 starb, ist ein Sohn entsprossen, namens:

Karl Wannovius, geboren zu Mehlflehen am 30. April 1883.

Am 23. September 1885 heiratete Johannes Wannovius zu Pictupönen in zweiter Ehe Luise Lau, die Tochter des Schmiedemeisters und Gasthofbesitzers Lau in Trafeningken, Kreis Tilsit. Aus dieser Ehe ist ein Sohn geboren namens:

Adolf Johannes Wannovius, geboren zu Mehlflehen am 28. März 1893.

Nach der Heirat kaufte er das gepachtete Grundstück. Am Pfingstheiligenabend 1898 brannte die Besingung nieder, wurde aber noch in demselben Jahre wieder aufgebaut. Da das Färbereihandwerk durch Konkurrenz der Fabriken litt, mußte Johannes Wannovius allerlei Nebenerwerb treiben. Das Geschäft ging jedoch immer mehr zurück und er konnte schließlich seinen Verpflichtungen nicht nachkommen, so daß ihm im Jahre 1909 sein Grundstück zwangsversteigert wurde. Hierauf zog er mit seiner Familie nach Königsberg und übernahm mit Hilfe eines Schwagers auf den Namen seines ältesten Sohnes Karl ein Lebensmittelgeschäft.

Auch dieses Unternehmen mißglückte. Von da ab erwarb er sich seinen Lebensunterhalt durch Arbeit in einer chemischen Färberei und Waschanstalt in Königsberg. Im Kriege zum Hilfsdienst aufgerufen, erhielt er eine Botenstelle beim Magistrat in Königsberg, wurde jedoch im Herbst 1920 wegen Alters abgebaut. Nun zog er zu seinem zweiten Sohne Adolf Wannovius, der inzwischen in Robitten, Kreis Pr.-Holland, Lehrer geworden war. Hier ist er am 24. Januar 1928 verstorben.

10. Karl Wannovius.

* Mehlflehen 30. April 1883, Oberkellner zu Königsberg.

Karl Wannovius wurde am 30. April 1883 zu Mehlflehen, Kreis Stallupönen, als Sohn des dortigen Färbereibesizers Johannes Wannovius und seiner Ehefrau Auguste geb. Pusch geboren. Er besuchte die Volksschule in Mehlflehen und war seinem Vater in der Färberei behilflich. Er sollte ja einmal der Erbe des Besitztums werden. Das Schicksal wollte es anders. Das väterliche Besitztum ging 1909 verloren; und auch das auf seinen Namen im Interesse seiner Eltern betriebene Lebensmittelgeschäft in Königsberg gedieh nicht. Er mußte sich daher eine andere Existenz suchen und ist seit 1912 Oberkellner in einem Vergnügungslokal in Königsberg in Preußen. Diese Stelle hat er seit Rückkehr aus dem Feldzug, den er von Anfang bis Ende mitgemacht hat, wieder inne und schlägt sich und die Seinigen redlich durch.

Karl Wannovius ist verheiratet mit Berta Leste, der Tochter des Besitzers Leste aus Ardappen, Kreis Bartenstein.

Aus der am 10. Juli 1910 zu Bartenstein geschlossenen Ehe ist eine Tochter geboren namens:

Erna Wannovius, geboren zu Königsberg am 23. Oktober 1911.

11. Adolf Johannes Wannovius.

* Mehlflehen 28. März 1893, Lehrer zu Kobitten.

Adolf Johannes Wannovius wurde am 28. März 1893 zu Mehlflehen, Kreis Stallupönen, als Sohn des Färbermeisters Johannes Friedrich Wannovius aus der Ehe mit Luise Wannovius geb. Lau geboren. Bis zu seinem 14. Lebensjahre besuchte er die Volksschule in Mehlflehen und trat in die Präparandenanstalt zu Piskallen ein. Nach dreijährigem Besuch derselben kam er auf das Lehrerseminar zu Waldau bei Königsberg in Preußen. Am 1. Februar 1913 verließ er das Seminar nach bestandener Prüfung und begann seine Lehrerlaufbahn mit einigen Vertretungen.

Am 1. April 1914 erhielt er die zweite Lehrerstelle in Paunangen, Kreis Laubiau, und blieb dort bis zum Kriegsausbruch.

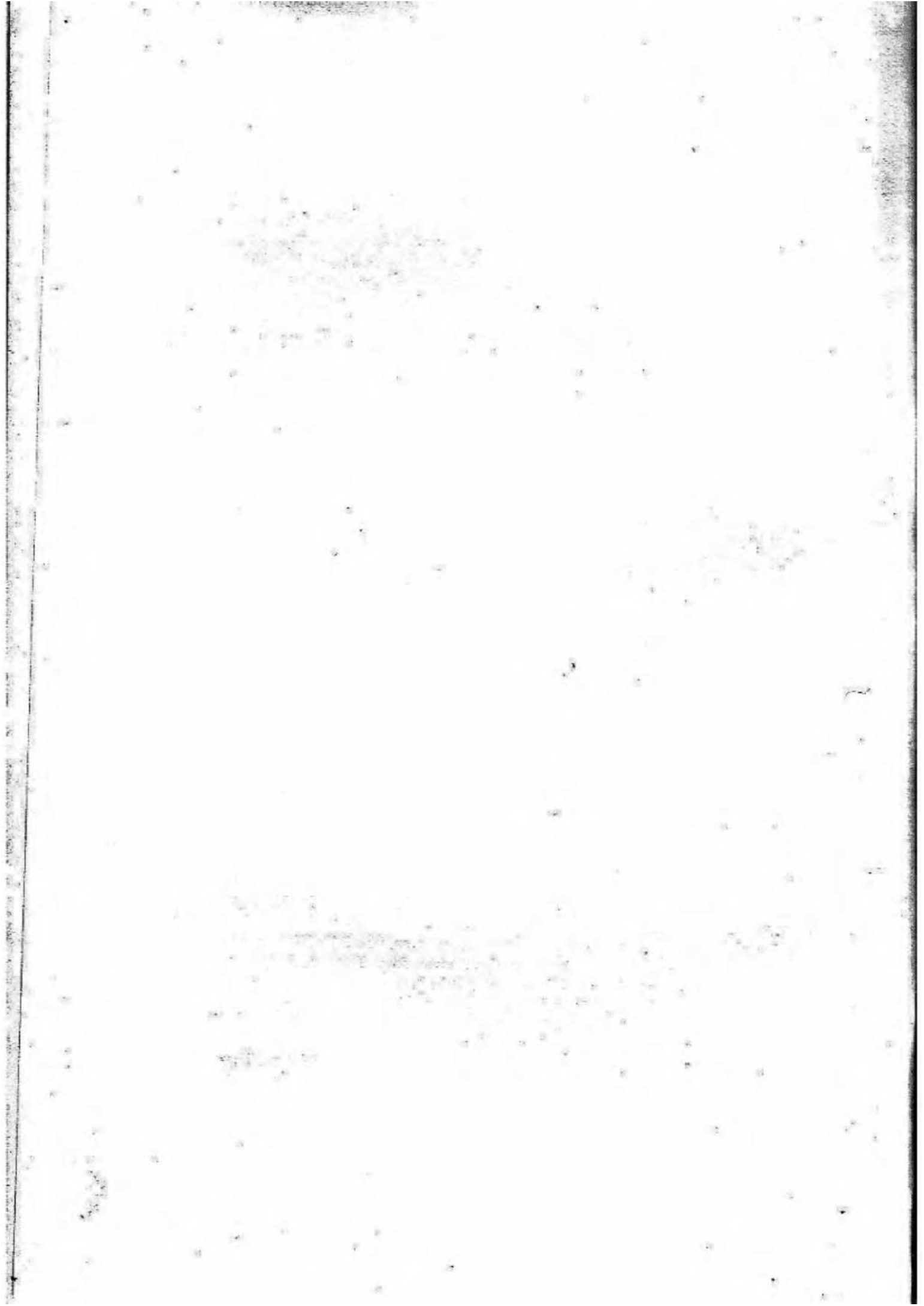
Er nahm vom 12. Oktober bis 14. Dezember 1914 am Feldzuge teil. Alsdann wurde er verwundet und war seitdem nur garnisondienstfähig. Am 2. August 1915 wurde er auf Ersuchen der Regierung vom Heeresdienst zurückgestellt. Er erhielt nun die Vertretung eines erkrankten Lehrers in Freiwalde, Kreis Mohrungen, welche er bis zum 15. September 1917 führte. Hier lernte er seine künftige Frau kennen, die Lehrerin Else Dauter, welche die Tochter des Lehrers Emil Dauter aus der Ehe mit Ottilie Dauter geb. Wandersleben auf Rapendorf, Kreis Pr.-Holland, ist. Else Dauter war Lehrerin an derselben Schule, an der Adolf Wannovius unterrichtete. Nach einer weiteren Vertretung erhielt er im Herbst 1918 die zweite Lehrerstelle in Hohensfürst, Kreis Heiligenbeil; seit dem 1. Februar 1919 verwaltet er die alleinige Lehrerstelle in Kobitten, Kreis Pr.-Holland.

Am 21. April 1919 verheiratete er sich zu Hasselbusch, Kreis Pr.-Holland, mit Else Dauter.

Aus dieser Ehe sind zwei Kinder hervorgegangen:

Siegfried Günther Wannovius, geboren zu Kobitten am 5. Mai 1920.

Hans-Georg Wannovius, geboren zu Kobitten am 8. November 1922.



V. Die Wannovius aus Eichmedien bei Sensburg und die Wannovius aus Mniodunßen (Miodunßen).

Die Bauernfamilie Wannovius in Eichmedien.

Über die Bauernfamilie Wannovius in Eichmedien berichte ich, was mir im Jahre 1913 der Besitzer und Gemeindevorsteher Karl Wannovius in Eichmedien geschrieben hat. Ich meinerseits habe diese Angaben nicht nachgeprüft.

Am 1. Dezember 1809 heiratete der Großvater dieses Karl Wannovius, welcher ebenfalls Karl Wannovius hieß, Fedora Grigowsti aus Rahargen und kaufte einen Bauernhof in Eichmedien, wurde auch Dorfschulze. Vorher hatte er viele Jahre bei der Kavallerie gedient. Bei seiner Heirat war er 33 Jahre alt, muß also 1776 geboren sein.

Johann Karl Wannovius, der am 14. Mai 1815 geborene Sohn dieses letzteren Wannovius und der Vater des Wannovius, der mir Bericht erstattet hat, soll erzählt haben, daß sein Vater der Sohn eines Edelmannes gewesen sei. Dieser habe zunächst das Gut Jegodnen — zwei Meilen von Löhen — besessen und im Kartenspiel mit dem benachbarten Gutsbesitzer auf Grünwalde so viel verloren, daß er diesem sein Gut Jegodnen habe abtreten und dafür das kleinere Grünwalde habe annehmen müssen, welches zwei Drittel Meilen von Löhen entfernt ist²²⁾. Später habe er das Gut Schöneberg — vier Kilometer von der Festung Bogen bei Löhen gelegen — besessen, sei dann aber bankrott geworden. Seinem Sohne habe er nur so viel vererbt, daß es gerade zu einem Paar Reitstiefel gereicht habe.

Johann Karl Wannovius war ebenfalls Bauer in Eichmedien und ebenfalls Gemeindevorsteher. Er hat zwei Söhne hinterlassen, den am 6. Juli 1844 geborenen Landwirt und späteren Amtsführer Johann Wannovius in Eichmedien, dessen Sohn im Jahre 1913 Gendarmeriewacht-

²²⁾ Diese Angaben über die Güter scheinen nicht zu stimmen.

meister zu Polko bei Groß-Koslau war, und meinen inzwischen verstorbenen Berichterstatter Karl Wannovius, der Besitzer und Gemeindevorsteher zu Eichmedien war und vier Söhne hinterlassen hat, von denen damals drei Landwirte waren und der vierte damals das Lehrerseminar besuchte.

Sein zweiter Sohn hieß Karl Wannovius, war Besitzer in Langanken und hatte einen Sohn, den am 1. Mai 1853 zu Marggrabowa geborenen Ackerbürger Friedrich Wilhelm Wannovius.

Sein dritter Sohn war der am 25. März 1822 geborene und am 16. Januar 1906 verstorbene Landwirt Michael Wannovius, der drei Söhne hatte, nämlich den am 9. Mai 1850 geborenen pensionierten Gendarmierewachtmeister Karl Wannovius zu Kattowitz, den Arbeiter Michael Wannovius zu Berlin und den Landwirt Johann Wannovius zu Wenzöwen bei Marggrabowa.

Die Wannovius auf dem freiköllmischen Gut zu Miodunsten bei Rhein.

Im Grundbuche des freiköllmischen Gutes Miodunsten findet sich als erster Besitzer Samuel Lebrecht „Wanowius“, dessen Witwe Juliana Louisa geb. Czernicki später den Justizbürgermeister Michael Stanislaus Wannovius heiratet; sie übernimmt nach dem Tode ihres ersten Mannes das Gut durch Schichtvertrag im Jahre 1780 und wird 1790 eingetragen. Sie verkauft das Gut im Jahre 1805. Als Kinder ihrer ersten Ehe werden geboren:

Anna Louisa, geboren am 18. November 1772.

Andreas Christian, geboren am 7. Dezember 1774.

Johann Benjamin, geboren am 5. April 1778.

Als Kinder der zweiten Ehe werden geboren:

Samuel Stanislaus, geboren am 18. Januar 1783.

Ephraim, geboren am 17. März 1784.

Johann Julianna, geboren am 27. Juli 1787.

Es finden sich hier wiederholt dieselben Vornamen, wie sie in dem Pfarrergeschlecht Wannovius üblich waren. Die Zugehörigkeit der Wannovius aus Miodunsten zu dem Pfarrergeschlecht Wannovius ist nicht zu bezweifeln.

Ein Wannovius aus Miodunsten, offenbar der Justizbürgermeister Michael Stanislaus Wannovius, hat — wie schon oben gesagt — im Jahre 1802 für sich und seine Söhne den Adel in Anspruch genommen, wie der abschriftlich folgende amtliche Schriftwechsel, der sich im Staatsarchiv zu Königsberg in der Abteilung Etatsministerium II c befindet, ergibt.

Abchrift.

Einer Königl. Hochverordneten Ostpreußischen Regierung in Königsberg.

In dem Canton Buche meines Regiments befindet sich ein gewisser Wannovius der im Dorfe Miodunsten Amts Rhein ein Cöllmisches Erbe von 3 Huben 15 Morgen besitzt, dieser giebt vor ein Edelmann zu seyn und nennt sich Wannovius v. Gerstzin und macht daher Ansprüche zu auf die Enrollements Freyheit seiner Söhne, ich frage daher Eine Königl. Hochverordnete Ostpreuß. Regierung hiemit ganz gehorsamst an, ob dieser Wannovius ein wirklicher Edelmann ist, und bitte mir hierüber eine gefällige Auskunft aus.

Braunsberg, d. 15. Novbr. 1802.

gez. Diercke.

Bericht des Geheimen Staatsarchivs.

Von dem angeblichen Adel des Besitzers eines Cöllmischen Erbes in Miodunsten Amts Rhein welcher sich Wannovius v. Gerstzin nennet, ist im Geh. Archiv nicht die allermindeste Nachricht anzutreffen, und da in keinem Registrenten der gedachte Beyname vorkommt, so würde ein bezubringendes Tauf-Attest, die Abkunft der Vor-Eltern und andere Beweisthümer, zur weitem Fortsetzung der Recherche schwerlich was nutzen, um die Wahrheit dieses bloßen Vorgebens alhier auszumitteln.

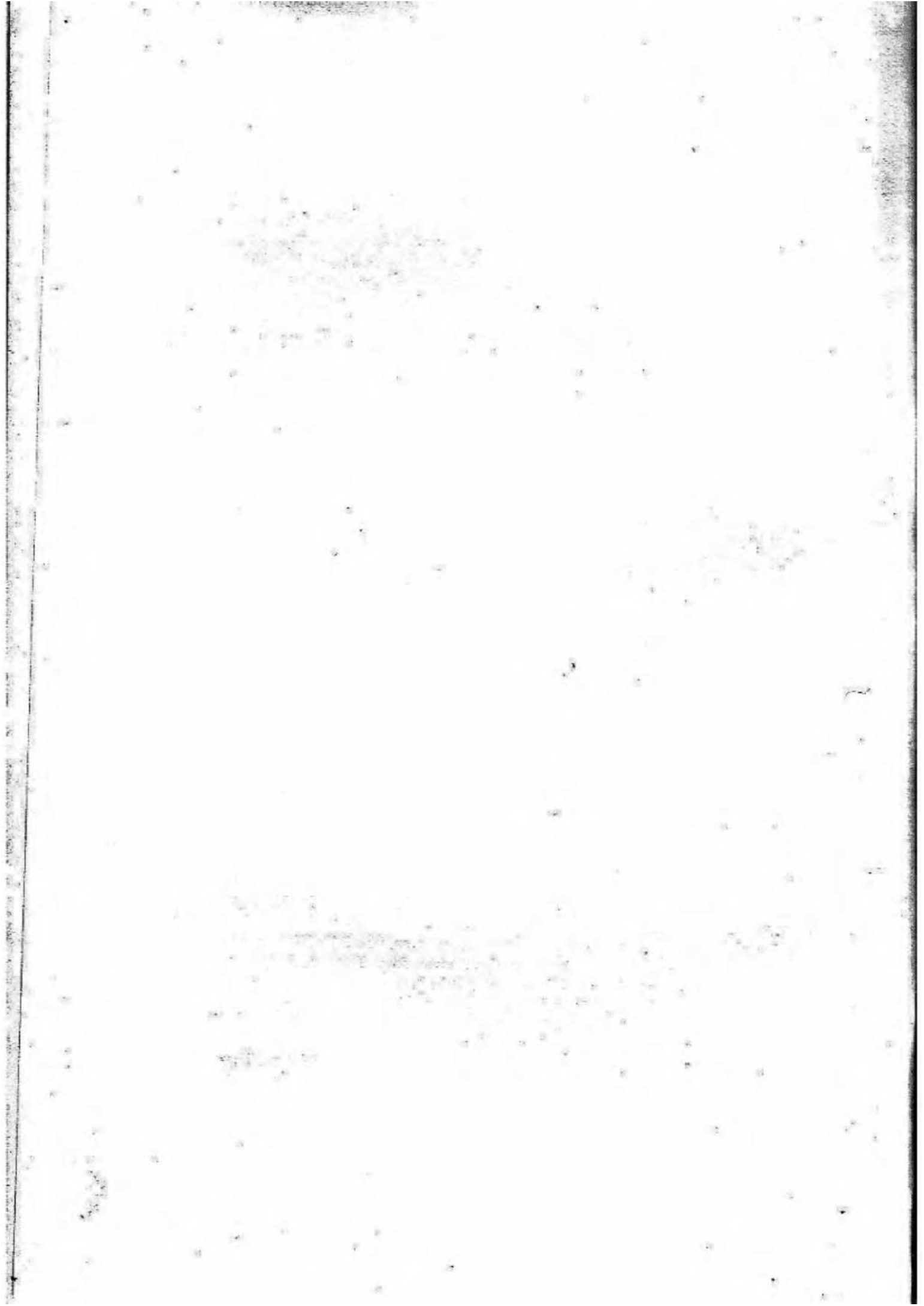
D. 20. Novbr. 1802.

gez. Herold.

Rsp. Von dem Adel eines Wannovius von Gerstzin über dessen Anerkenntnis E. unter dem 15. d. M. Nachricht von uns verlangen constirt, wie in manchen ähnlichen Fällen bey dem Geh. Archiv nichts, daher das Staatsministerium E. ergebenst anheimzustellen sich die Ehre giebt, die Beweise von demselben unmittelbar zu erfordern, allenfalls von dem Hofgericht zu Insterburg, und da es auf die Enrollirung ankommt, von einer Litauischen Kriegs- und Domanen-Cammer mehrere Nachricht einzuziehen.

D. 22. Novbr. 1802.

gez. Zindenstein.



VI. Die westpreußische Besitzerfamilie Wannow.

B. Lebensläufe der Wannows.

Christian Wannovius (Wannow).

* Cznych 19. Januar 1627, † Tiegenort 21. April 1682.
Mitnachbar und Kirchenvorsteher zu Tiegenort.

Christian wurde zu Cznych bei Marggrabowa am 19. Januar 1627 geboren und am 2. Februar 1627 aus der Taufe gehoben, was wegen der Kälte „in der Wyddem“ (d. h. im Pfarrhaus) geschah.

Sein Vater war der Pfarrer Andreas Wannovius zu Cznych, der Sohn des Pfarrers Mathias Wannovius zu Sorquitten im Amte Sehesten (= Sensburg). Wie der Vater Christians, Andreas Wannovius, so sind auch die drei Brüder seines Vaters, die Michael, Mathias und Salomon hießen, Pfarrer gewesen. Auch andere Verwandte Christians gehörten dem geistlichen Stande an. Man kann füglich behaupten, daß er aus einem Pfarrergeschlecht stammte.

Seine Mutter hieß Barbara und war die Tochter des „Freien Köllmers“ (= Besitzer eines freien köllmischen Gutes) Fabians Stankovius zu Pugniten im Kirchspiel Sorquitten. Fabian Stankovius findet sich im Kirchenbuche zu Sorquitten als Kirchenvorsteher. Die Stankovius waren eine angesehenere Familie. Schon die latinisierte Form des Namens deutet darauf hin, daß ein Vorfahr der Familie einen gelehrten Beruf gehabt hat. So gab es zu jener Zeit den Pfarrer Andreas Christian Stankovius zu Rosinsko, der beim Tartareneinfall im Jahre 1656 in Gefangenschaft geriet und nicht zurückgekehrt ist. Auch findet sich um 1640 im Kirchenbuche von Sorquitten ein Schulmeister namens Adam Stankovius, der gewiß auch ein Theologe gewesen ist. Denn häufig begann so die Laufbahn der Pfarrer.

Christians Geburtsbrief, der ihm am 1. August 1644 vom Rat der Stadt Marggrabowa ausgestellt wurde, ist schon in der Einleitung abgedruckt.

Der Pfarrer Christian Wannovius, der sich im Geburtsbrief Christians unter den Zeugen seiner Abstammung findet, ist ein Enkel des Pfarrers Mathias Wannovius aus Sorquitten, da er ein Sohn des Pfarrers Salomon Wannovius gewesen ist, und mithin Vetter Christians.

Ehe Christian erwachsen war, und zwar wahrscheinlich einige Jahre vor 1644, starb sein Vater. Es fehlten daher die Mittel, um Christian nach der Sitte der Familie zu einem gelehrten Stande zu erziehen, und so entschloß er sich, ein Schneider zu werden. Übrigens war damals das Handwerk angesehenener als heute, und es war nichts ungewöhnliches, wenn ein Pfarrerssohn Handwerker wurde. Man war damals vorurteilsloser als heute. Auch galt das Schneidergewerbe damals als ein feineres Handwerk, da es nicht mit grober Arbeit verbunden ist.

Als Christian Geselle geworden war, ließ er sich den Geburtsbrief ausstellen, den er wohl als Ausweis bei der damals üblichen Wanderschaft gebraucht haben wird. Jedenfalls verließ er seine bisherige Heimat und ließ sich um 1650 in Tiegenort nieder. Möglich ist, daß er von vornherein jene Gegend zum Reiseziel genommen hatte. Denn in Tiegenort war im Jahre 1560 sein Oheim Mathias Wannovius Pfarrer gewesen, der alsbald polnischer Prediger in Elbing wurde, und dem dort im Jahre 1587 nach seinem Tode Christians Oheim Salomon Wannovius im Amte nachfolgte. Auch ein Vetter Christians, Michael Wannovius, hatte in der Zeit von 1613 bis 1626 Pfarrstellen in der Gegend von Elbing verwaltet. Christian mag also durch verwandtschaftliche Beziehungen, „auf der Vetternbrücke“, in die Weichselniederung gekommen sein. Übrigens teilte mir Kurt Wannow aus Adamsheide einmal eine Erzählung seines Vaters mit, daß einer unserer Vorfahren als Postreiter den Verkehr zwischen Elbing und Danzig vermittelt habe. Wenn diese Überlieferung richtig ist, so kann es nur Christian gewesen sein. Denn alle übrigen Vorfahren, die sich zwischen Christian und meinem Urgroßvater Johann Gottlieb Wannow zu Wedhornskampe, der zugleich der Urgroßvater von Kurts Vater ist, reihen, waren von jung an Hofbesitzer und werden Nebenerwerb als Postreiter kaum nötig gehabt haben. Andererseits wäre es mir verständlich, wenn Christian am Sitzen auf stolzem Roß mehr Freude empfunden hätte, als am Sitzen auf dem Schneidertisch.

Christians Name findet sich in Tiegenort zuerst im Kirchenbuche, und zwar ist er am 20. Januar 1650 als Pate verzeichnet, freilich in der entstellten Namensform Christian Walno, ein Schneider“. Am 8. Januar 1651 ist er als „Christian Walnow“ als Pate im Kirchenbuch verzeichnet, doch heißt es hier „d e r“ Schneider, ein Beweis dafür, daß er inzwischen im Orte bekannt geworden war. Christian hat offenbar seinen

Geburtsbrief dem Pfarrer nicht vorgelegt, obwohl dies für ihn eine Empfehlung gewesen wäre, vermutlich, weil er zu stolz dazu war. Denn es ist nicht anzunehmen, daß der Pfarrer von Tiegenort bei Kenntnis dieses Geburtsbriefes und des daraus sich ergebenden Namens Christians seinen Familiennamen falsch geschrieben hätte, zumal ihn die Abstammung Christians von einem Geistlichen interessiert haben würde. Bei der am 16. Juni 1651 erfolgten Eintragung der Trauung Christians mit Catharina Maack wird er „Wallnow“ genannt; am Rande findet sich die nachträgliche Verbesserung „Wannhoff“. Diese letztere Schreibart des Namens findet sich zunächst im Kirchenbuche zu Tiegenort bei den Tauf-, Trau- und Sterbeeintragungen der Familie fast durchweg; erst später macht sie häufig der Schreibart „Wannow“ Platz. Einmal, und zwar am 7. März 1653, findet sich auch die Schreibart „Wanno“. Dagegen wird Christian im Scharpauschen Erbbuch schon 1652 und 1654 „Wannow“ genannt, ebenso 1651 im Amtsbuch. Häufig findet sich aber auch in diesen amtlichen Büchern, wie in den Scharpauschen Kontrakten die Schreibart „Wannhoff“. Diese Schreibart erweist, daß der Name damals „Wannoff“ und nicht „Wanno“ ausgesprochen wurde. Diese Aussprache war früher in der Danziger Niederung durchweg üblich. Wie es zu der Namensänderung gekommen ist, läßt sich schwer sagen. Vielleicht war das Auftreten dieser Namensform nur eine Wiederkehr zu dem ursprünglichen Namen, der schon vor der Namensform Wannovius, Wannowicz oder Wannowsti existiert hat. Dafür spricht, daß auch Mathias Wannovius, ein Sohn unseres Ahnherrn Mathias Wannovius aus Sorquitten, der 1560, also ein Jahrhundert früher als Christian Pfarrer in Tiegenort gewesen ist, dort ebenfalls Wannow genannt worden ist; wenigstens bringt die Kirchenchronik zu Tiegenort seinen Namen in dieser Form.

Am 10. April 1651 wurde Christian Wannow zu Tiegenort getraut mit „Jungfer Catharina Maacken des Michel Maacken seligen, Weilandt Nachbar und Kirchenpatron alhier zu Tiegenort, eheleibliche hinterlassene Tochter“.

Catharinas Mutter Marie Maack war, wie das Scharpausche Amtsbuch ergibt, eine geborene Lambert. Aus dem Umstande, daß sie zwei Erbschaften aus Holland macht, und zwar eine nach Sarah Wansel und die andere nach Janetten Janzen, des Hermann Dirksen, Fischers zu Amsterdam, gestorbener Ehefrau, folgt, daß ihre Vorfahren holländische Einwanderer waren. Catharinas Mutter hatte in zweiter Ehe am 7. November 1650 den Mitnachbarn Heinrich Brandt von der Kalteherberge geheiratet und der Tochter durch Vertrag vom 22. Oktober 1650 Schicht gegeben. Catharina erhielt außer der Hälfte der Erbschaft, „so

viel in Holland aussteht“, die halbe Barschaft mit 2060 pr. M. und 10 Gr., ferner 800 M. als Abfindung für den elterlichen Hof, der im Schichtvertrag bezeichnet wird als „Nachbarerbe zum Tiegenorte an der Fischerseiten zwischen Peter Eggerts und Michel Zuters Erben gelegen mit dazugehörigem Garten und Grashofe in den zehn erblichen Huben, von vier Morgen Wiesenwachs an der Weiffell und halben Gartenhäuschen. Endlich erhielt sie die Hälfte von „Silberwerk, Zinn, Messing, Kupfer, Linnen, Wüllen, Betten und Bettgewandt“. Die Heirat ihrer Mutter fiel, was Vermögen angeht, zum Vorteil Catharinas aus. Denn als nach nicht langer Zeit Maria Maaß starb, ohne ihrem zweiten Ehemann Kinder geboren zu haben, mußte dieser Catharina, als die Erbin seiner Ehefrau, abfinden. So fiel durch Schichtgebung vom 18. Juni 1654 der Maaßsche Hof an Catharina und ihren Ehemann zurück, worauf sie freilich Brandt 1650 M. zahlen mußten; wohingegen Brandt dafür, daß er als Alleineigentümer seinen Hof in Kalteherberge behielt, den halben Wert dieses viel größeren Hofes durch Zahlung von 4500 M. preußisch an Christian erstatten mußte, und zwar wurden 3000 Mark bar bezahlt und der Rest zur Abzahlung in fünf Jahresraten gestundet. „Was die fahrende Habe und beweglichen Güter anlangt, als Pferde, Kühe, Schweine, Getreide, Futter, Wagen, Schlitten, Pflug, Eggen, Silberwerk, Zinn, Kupfer, Leinen und Wüllembede und Bettgewand, solches alles ist“, wie es im Schichtvertrag heißt, „durch die Banke auf die Hälfte geteilet worden“.

Die Erbschaft nach Sarah Wansel hatte 1400 fl. Holländ. Kapital betragen, wie eine Eintragung im Amtsbuch vom 6. März 1666 ergibt. Eine noch größere Erbschaft erhielt sie, wie eine Eintragung im Amtsbuch vom 23. Januar 1655 ergibt, durch das Testament der „Janetten Janzen, des Hermann Diercksen, Fischer zu Amsterdam gewesenen Ehefrau“. Ein Teil dieser Erbschaft, die zu gleichen Teilen auf Catharinas Mutter Maria Lambert und auf deren Schwester Greta Lambert zukam, war durch ein Versehen allein Catharinas Mutter zugestellt, während die Hälfte davon, an Gretas Tochter und Erbin Ahlede Maaß, Ehefrau des Gergen Maaß, eines Bruders der Catharina, hätte gezahlt werden müssen. Darüber war Streit, und es drohte ein Prozeß. Es kam aber am 23. Januar 1655 zum gerichtlichen Vergleich. Christian fand seinen Schwager Gergen Maaß wegen der Erbschaft ab durch Erlegung von „zweitausend Floren polnisch, worauf auch Gergen Maaß al bereit 200 fl. empfangen zu haben bekennet und dem Christian Wannow deswegen plenissima forma quittieret. Darnach soll Christian Wannow auf Mai anno 1656 ablegen 1000 und die restenden 800 soll er in den nachfolgenden beiden Jahren jährlich auf Mai mit 400 abtragen, wofür bis zu

völliger Bezahlung alle des Christian Wannow Güter dem Gergen Maaß zum Unterpfande haften sollen. Dagegenst bewilliget Gergen Maaß, daß Christian Wannow wegen seiner Frau Catharina Maaßen die ganze vorige Erbschaft, so zu Amsterdam in der Westkammer vorhanden, vor sich allein empfangen und behalten möge, ausgenommen was instünftige sich mehr erringen und einkommen möchte. Davon soll Gergen Maaß laut dem Testament seine quota zu empfangen haben“.

Es ist anzunehmen, daß Christian Wannow durch das Vermögen „seiner Hausfrau“ — so oder Eheliebste sagte man damals auch in Urkunden für Ehefrau — in seinem Fortkommen bedeutend gefördert worden ist. Aber noch mehr tat er selber dazu. Nicht nur, daß er ein unternehmender, tatkräftiger und entschlossener Mann war, der mit Vermögen umzugehen, zu wirtschaften und den Wohlstand zu mehren verstand; er wußte auch sein Schneidergewerbe besonders einträglich zu gestalten, indem er es auf eine kaufmännische Grundlage stellte. Bald nach seiner Niederlassung in Tiegenort und nicht lange nach seiner Heirat wurde ihm durch Verordnung vom 13. November 1651 von dem „wohledlen, gestrengen, vesten, nahmhaften und hochweisen Herrn Adrian von der Linde, der Stadt Danzig Bürgermeister und geordnetem Verwalter über die Mehrung und Scharpau auf sein und der sämtlichen Nachbarn des Dorfes Tiegenort inständiges Anhalten vergönnet und nachgegeben, daß er im Dorfe Tiegenort nicht allein das Schneiderhandwerk gebrauchen sondern auch allerlei schlecht Gewand und Futtertuch, grobe Leinwand, schlechte Schnüre und Bänder, nebst allerlei schlechten Knöpfen, auch schlechten Fay und was sonstem die Fischer und ihr Dienstvolk von tuende haben, öffentlich feil haben, auch allerlei Fischerkleider, Röcke, Kragen, Strümpfe, Hemden und Handschuhe für das Dienstvolk verfertigen und dergleichen fertige Kleider ohne jemandes Behinderung und Einpaß öffentlich feil haben und verkaufen möge, damit die Fischer und das Dienstvolk dieses Dorfes, welche wegen weit abgelegenen Ortes nicht alle Zeit nach der Stadt kommen können, zur Notdurft damit versorget werden und nicht Ursache haben mögen auf fremdem Gebiet dergleichen Sachen zu holen und zu kaufen, jedoch daß er die Materialien nirgend anders als bei den Bürgern der Stadt Danzig einkaufe und die Leute nicht überseze oder mit der Mäze übervorteile, auch sonstem sich nachbarlich und friedlich verhalte“.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß bei diesem Unternehmen Catharina betreibend und tätig mitgewirkt hat, denn anscheinend hat ihr Vater neben seinem Nachbarerbe auch einen Krug besessen, und es mag ihr der Betrieb eines Geschäfts gelegen haben.

So war Christian nicht nur ein Schneider, sondern zugleich ein Landwirt und ein Kaufmann. Diese dreifache Grundlage konnte nicht leicht versagen. Wenn das eine Gewerbe nicht ging, so ging das andere.

Allmählich genügte der Tatkraft und dem Ehrgeiz Christians der kleine Besitz, den er durch Schichtgabe des Stiefvaters seiner Hausfrau Catharina erreicht hatte, nicht mehr, und so hat er „von Peter Eggert eine halbe Hube Landes aufm Rabenwerder gehandelt für 800 M. bar Geldes und nachmals von der Dorfschaft Liegenort den Mittelwerder, Ramenwerder, die Große Lasche, die Kleine Lasche, Wenden Kampe und andere Kampen mehr angenommen und ein gutes neues Gebäude darauf gebauet, als ist solches alles auf seinen Namen geschrieben worden“, was am 20. Februar 1666 geschehen ist.

Bei den von der Dorfschaft Liegenort angenommenen Ländereien handelt es sich um Erbpachtbesitzungen, die vom Rat der Stadt Danzig zunächst der Dorfschaft verliehen waren, die also im Obereigentum der Stadt Danzig standen. Aus Obereigentum hat sich allmählich freies Eigentum entwickelt, und diese Entwicklung war damals schon im Gange. Erbpachtbesitz wurde allmählich wie Eigentum verkauft und nicht viel billiger bezahlt als solches.

Mit dem Erwerbe der Kampen tat Christian Wannow den Schritt in größere Verhältnisse. Denn es waren an 30 Hufen, die er nun im Besitz hatte. Wenigstens werden diese Kampen zur Zeit seines Sohnes und Besitznachfolgers Gottfried Wannow von eifersüchtigen Nachbarn auf 30 Hufen geschätzt. Es war sumpfiges und meist mit Schilf und Gesträuch bestandenes Gelände, das Christian und seine Besitznachfolger — meist waren es seine Nachkommen — erst in planvoller und harter Arbeit entwässert, ausgetrocknet und kultiviert haben. Es war das eine Tätigkeit, die an Intelligenz und Arbeitskraft hohe Ansprüche stellte. Seit jener Zeit war der Name Wannow durch mehr als zwei Jahrhunderte mit den Kampen verknüpft, und es fanden sich lange sogar die geographischen Bezeichnungen: „Wannowskampe“, „Wannowsmühle“, „Wannowskrug“.

Doch waren es keineswegs bequeme wirtschaftliche Verhältnisse. Als hernach Christians Urenkel, mein Urgroßvater Johann Gottlieb Wannow, von dem fast alle Mitglieder der bekannten westpreußischen Besitzerfamilie Wannow abstammen, einen kleinen Teil jener Kampen, die Bedhornskampe, innehatte, war wohl schon alles in Kultur, aber noch zur Besitzzeit meines Großvaters Andreas Wannow, der die ehemals väterliche Besitzung zu seinem übrigen umfangreichen Besitz hinzunahm, noch stark der Überschwemmungsgefahr ausgesetzt und nur durch kostspielige Entwässerungsanlagen in Kultur zu erhalten.

Am 21. April 1682 verstarb Christian Wannow im Alter von 55 Jahren.

Er hatte übrigens, wie aus dem Kirchenbuch hervorgeht, die Würde eines Kirchenvorstehers erreicht. Die Kirche, deren Vorsteher er gewesen ist, existiert baulich nicht mehr. Sie war 1604 erbaut und wurde 1686 wegen Baufälligkeit abgebrochen, wie „Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Marienburg“ berichten.

Seine Witwe Catharina überließ, nachdem er selber schon am 12. Dezember 1676 den Maack'schen Hof an Christian und Daniel Diesterbeck verkauft hatte, durch Vertrag vom 22. Juli 1690 den übrigen Besitz an ihren Schwiegerjohn Peter Hoffmann für 6200 Mark und ein Leibgedinge; von Peter Hoffmanns unmündigen Kindern ging der Hof 1692 für 6200 Mark auf Hans Hoffmann über, dessen Witwe hernach Christians jüngsten Sohn Gottfried heiratete, so daß der Hof nach wenigen Jahren wieder einen Wannow zum Besitzer erhielt.

Das Altenteil, das Catharina sich von Peter Hoffmann verschreiben läßt, wirft ein Licht auf die Zeitverhältnisse. Es heißt in der Verschreibung:

„Erstlich soll er Sie so lange sie lebet mit Essen und Trinken, so gutt ers auf seinem Tische hat, und mit seiner Frauen genießt, speisen und erhalten, auch ihr alle Bequemlichkeit sambt aller Besauberung und ehrbahrlichen Pflege, wie ein Kind seiner Mutter gebühret, geben und verschaffen, so daß Sie auf ihre alte Tage geruhig bey ihnen Leben könne. Vors ander sollen ihre zwo Stutten, drei Schweine und vier Alte Gänse freye Wende und Futter, so woll im Winter als Sommer, weil sie lebet, bey ihm haben, Er soll auch Schuldig seyn das angefüdte von den zwo Stutten biß ins andere Jahr ihr mit freyer Wende und Futter zu erhalten, so fern sie aber das angefüdete noch länger als Biß ins andere Jahr halten, und nicht abstehen wolte, soll sie sich mit ihm umb Wende und Futter abfinden. Fürs Dritte soll er auch nicht ohne ihr Wissen und Willen die Stutten in seinen Rugen gebrauchen oder anspannen, und so er eines oder beyde mit ihren Wissen zu seiner Arbeit gebrauchen, und es sterben oder Schaden bekommen solte, soll er ihr schuldig seyn ohne alle wiederrede und unwillen den Schaden zu ihrer Genüge zu bezahlen und zu erstatten. Es behält auch Verkäuferin vor sich das Holländische Kleiderspindt in der Stuben stehend zu gebrauchen, so lange sie lebet. Solte aber ihr Schwieger Sohn Peter Hoffman Sie nicht also halten und seinem Versprechen nach Leben wie es alhier benennet, und er mit Handt und Mundt zu thun verheissen, und Sie darüber Ursache zu klagen hette, soll er ihr schuldig seyn, alle Jahr ohne einzige Beschwerung, hundert Gulden zur Unterhaltung

zu geben. Sie auch an einen solchen Dhrt, woselbsten Sie belieben hat zu leben, hinzuschaffen, auch alda vor ihre zwei Stuten und was Sie sich angefüdet, Benebenst den drei Schweinen und vier Gänsen freye Weyde und Futter im Winter und Sommer verschaffen, und so lange Sie Lebet geben, so daß Sie daselbsten ungehindert und vergnügt leben könne. Nach ihrem Absterben aber sollen ihre Erben ihr ein Christliches und ehrliches Begräbnis mit allen in Tiegenort Gebräuchlichen Kirchen- und Schul-Ceremonien geben und thun lassen, daß übrige aber von ihrer Verlassenschaft sollen die Erben alß denn auf gleiche Part unter sich vertheilen.“

Catharina hat sich also zwei Stuten, drei Schweine und vier Zuchtgänse ausbedungen, von deren Erträgen sie — neben der freien Verpflegung, die ihr außerdem zustand — ihre Bareinkünfte bezog, und zwar durch Verkauf der Fohlen und der jungen Gänse und durch Verkauf der Schweine oder Ferkel.

Catharina Maaß hat ihren Ehemann Christian viele Jahre überlebt. Ihr Sterbetag steht nicht fest, da die Sterberegister des Kirchenbuches Tiegenort für jene Zeit nicht vorhanden sind.

Sie ist eine tätige und energische Frau gewesen, die um das Ansehen ihres Hauses sehr besorgt war und darum ihrem Ehemann bei Streitigkeiten lebhaft und temperamentvoll zur Seite stand. Zank um die Ehrenplätze in der Kirche war damals nicht selten, und es ist zu finden, daß Catharina wegen handgreiflichen Angriffs gegen die Schulmeisterin aus Anlaß eines Streits um den Platz in der Kirche verklagt und zu einer erheblichen Geldstrafe verurteilt wird. Die Beweisaufnahme in diesem Prozeß war unklar geblieben; die Schulmeisterin kam zum Eide, und dieser Eid entschied gegen Catharina.

Auch Christian scheint nicht selten in Streit verwickelt gewesen zu sein, und zwar recht häufig nicht nur wegen Geldsachen, sondern mitunter auch wegen hochfahrenden und jähzornigen Auftretens. Als man ihm einmal seinen üblichen Weg durch einen Zaun verbaut, da zerschlägt er den Zaun mit dem Beil und ruft: „Es wisse doch jeder, daß er Zäune und Schlösser abbreche“ wenn man ihm in die Quere komme; als ihm darauf das Wort „dicke Hund“ entgegenschallt, schlägt er mit der Peitsche zu. Als er ein andermal geritten kam, hieß es im Krüge, wo es übrigens Kindelbier gab, „da kommt der Herr“; er aber fühlt sich angeärgert und schlägt wiederum zu. Beide Teile schienen kräftig gezechet zu haben. Sollten wir Wannows etwa von Christian unsere Trinkfestigkeit geerbt haben? Das sind Schönheitsfehler unseres Vorfahren Christian, bringen uns aber sein Bild menschlich näher.

Den Nachfahren geziemt es, mit ganz besonderer Dankbarkeit gerade

dieses Vorfahren Christian zu gedenken. Denn er hat sich grundlegendes Verdienst um die Familie Wannow erworben. Als es ihm wegen des frühen Todes seines Vaters nicht vergönnt war, auf der Grundlage weiter zu bauen, welche ihm an sich die Herkunft aus dem altangesehenen Pfarrergeschlecht versprach und ihn das Geschick in ganz andere Umstände führte, da verzagte er nicht, sondern schuf selber auf dem Boden der neuen Heimat und unter neuen Verhältnissen die neue Grundlage, auf der sich seine Nachkommen tätig und erfolgreich weiter entwickeln konnten. So verwuchsen diese mehr und mehr im Boden des Danziger Gebiets und wurden zu einem kernfesten Stamm, dessen Wurzeln wiederum den Boden befestigten. Und ohne auf dem alten Ansehen des vornehmen Pfarrergeschlechts Wannovius zu fußen, hat sich die Familie Wannow aus eigener Kraft durch Beharrlichkeit, Bodenständigkeit und Fleiß mit der neuen Namensform, die seit Christian Wannow üblich wurde, auch neues Ansehen erworben.

Das Hauptverdienst daran gebührt Christian Wannow. Denn er schuf das Fundament; ist aber erst das Fundament gebaut, so schießt der Bau schnell in die Höhe. Als ein einfacher Schneidergeselle kam er nach Liegnitz, wenn er auch vom Elternhaus her eine bessere Erziehung und Bildung mitgebracht haben wird, als sie sonst einem kleinen Handwerker eigen ist. Aber trotz der glänzenden Karriere, die sein Zeit- und Junggenosse Derfflinger vom Schneider zum Feldmarschall des Großen Kurfürsten gemacht hat, muß man sagen, daß Christians Aussichten auf Fortkommen keineswegs glänzend waren. Sein Eintritt ins Leben begann vielmehr mit einem erheblichen sozialen Abstieg gegenüber der Stellung seiner Familie. Christian aber ging unbekümmert frisch und tatkräftig ans Werk, und der Lohn blieb nicht aus. Durch Lebensklugheit und Geschäftssinn, durch Unternehmungsgeist und zupackende Tatkraft hat er es nicht allmählich, sondern überraschend schnell in einem Zeitraum von nicht mehr als fünfzehn Jahren dahin gebracht, daß aus dem zugewanderten Schneider ein großer Hofbesitzer geworden ist, vielleicht der größten einer, wenn nicht der größte des Scharpauischen und Nehrungischen Gebietes.

Christians tätiges Leben und zielhaftes Streben ist seinen Nachkommen ein Vorbild gerade in dieser Zeit. Sein Leben beginnt mit einem Abstieg, wie ihn jetzt das deutsche Volk erlebt hat. Er aber hat sich klug und zäh wieder emporgearbeitet. So müssen auch wir klug und zäh am Wiederaufbau arbeiten. Wer klug und mit Vorbedacht plant und das Ziel stets unverrückt im Auge behält, der kommt vorwärts gleich unserm bescheidenen Helden, der aus kleinsten Anfängen durch Tatkraft und Ausdauer so viel für sich und seine Familie erreichte. Die Nachkommen des Schneidergesellen und Pfarrersohnes Christian Wannow aber mögen es

lebhaft und stark wie einen Druck des Blutes fühlen und empfinden, daß die Abstammung aus gutem Blut ein Ansporn und eine Aufmunterung sein muß, wie sie zugleich eine Hoffnung und eine Gewähr ist.

Besonders darin sei er den Erben seines Namens und allen Erben seines Blutes ein Vorbild: In festem und zielbewußtem Emporstreben aus kleinen und widrigen Umständen, in die er schuldlos versetzt war, zu Ansehen, Besitz und Wohlstand, und in der Wertung des ländlichen Grundbesitzes als sicherster Grundlage für Gedeihen und Ansehen einer Familie.

Was die Nachkommenschaft Christians angeht, so war seine Ehe mit Katharina Maaß mit folgenden Kindern gesegnet:

1. Marianne Wannow, getauft in Liegenort am 10. November 1652.
2. Christian Wannow, getauft ebenda am 13. Juli 1656.
3. Barbara Wannow.
4. Andreas Wannow, getauft zu Liegenort am 4. Mai 1664.
5. Chatrina Wannow, getauft ebenda am 2. Dezember 1667.
6. Adalgunde Wannow, getauft ebenda am 23. Februar 1670.
7. Gottfried Wannow, geboren ebenda am 10. Mai 1676.

Chatrina muß jung gestorben sein, denn in dem Überlassungsvertrage vom 22. Juli 1690 ist von ihr nicht die Rede.

Barbara ist im Taufregister nicht zu finden, muß aber zwischen Christian und Andreas geboren sein, wie die Reihenfolge der Namen von Christians Kindern im Vertrage vom 22. Juli 1690 ergibt. Barbara hat sich am 25. September 1684 mit Hans Wunderlich verheiratet.

Die Ehefrau des Peter Hoffmann, der den Hof von Christians Witwe übernahm, wird wahrscheinlich Adalgunde Wannow gewesen sein, da Peters Tochter Adalgunde heißt, vielleicht aber auch Marianne. Weiteres habe ich über Christians Töchter nicht ermittelt, also auch nicht festgestellt, wenn Christians dritte Tochter geheiratet hat.

Christians ältester Sohn, Christian Wannow II. (* 1656, † 1728) war Mitnachbar auf Matenhof. Hiernach zog er nach Altendorf. Im Alter von 26 Jahren verheiratete er sich mit Marianne Froese, die nach 35 jähriger Ehe starb. Dieser Ehe entsprossen sieben Söhne und drei Töchter, von denen zwei Söhne und eine Tochter schon vor ihm starben. Am 9. Oktober 1728 ist er verstorben. Au dies ergibt das Totenregister vom 12. Oktober 1728 zu Liegenort. Es heißt darin rühmend, daß „er ein fleißiger Zuhörer des Wortes Gottes gewesen und nach demselben sich geachtet, daß er sanftmütig, barmherzig, mitleidig und geduldig alle Zeit sich erwiese“. Christian Wannow II. war ein angesehenener Mann; sonst wäre sein Lebenslauf nicht ins Kirchenbuch aufgenommen worden.

Ein Sohn des Christian II. war der Nachbar, Kornmüller und Schulze

Johann Wannow in Liegenort (Lakenwalde), der sich wie das Trau-
register in Liegenort unter Nr. 7, 1727, ergibt, im Jahre 1727 mit Chri-
stine Elisabeth Darschauer, der Tochter des Mitnachbarn Gergen Dar-
schauer auf Redingskampe, und nach deren Tode in zweiter Ehe am
24. Februar 1739 mit Christina Heyn, der Tochter des Schiffers und
Mitnachbarn Martin Heyn in Lakenwalde, verheiratete.

Aus seiner ersten Ehe stammen folgende Kinder:

Johann Wannow, getauft am 24. Juni 1729,

Anna Maria Wannow, getauft am 29. September 1731 († 1733),

Gottfried Wannow, getauft am 25. Oktober 1733,

Christine Elisabeth Wannow, getauft am 28. Januar 1737.

Letztere findet sich am 12. Oktober 1764 im Amtsbuch als Gattin des
Nachbarn Greger Sellke zu Grubentampe.

Auf der Scharpau-Liegenortischen Kirchentafel hat Johann Wannow
im Jahre 1760 die Krone gestiftet, die über der Kanzel hängt.

Der 1729 getaufte Johann Wannow hat sich am 9. Juni 1752 in
Danzig einen Geburtsbrief ausstellen lassen. Auch er war wie sein Vater
Schulze zu Lakenwalde.

Aus der zweiten Ehe mit Christina Heyn stammt:

Erdmann Wannow, getauft am 9. November 1747.

Auch der Lebenslauf des zweiten Sohnes unseres Stammvaters Chri-
stian, des *Andreas Wannow* (* 1664, † 1713), findet sich im Kirchen-
buch von Liegenort; es sind also, da dasselbe auch bei Christians Sohn
Gottfried der Fall ist, alle drei Söhne unseres Stammvaters Christian
Wannow wohlangesehene Männer gewesen. Andreas war Schiffer, Mit-
nachbar und Schulze in Hinterthor. Er erwarb das Grundstück, mit dem
ein Krug verbunden war, durch Heirat. „Anno 1691“ — so heißt es im
Kirchenbuch nach seinem Tode — „im 27. Jahre seines Alters den 6. No-
vember hat er (d. h. sein Vater Christian) ihm vermählen lassen Fr. Elisa-
beth Gohrten, Hans Gohrten gew. Schippers und Mitnachbars auf dem
Hinterthor nachgelassene Witwe, und mit ihr gelebt 2 Jahr acht Monath,
doch keine Leibes Erben gehabt. Anno 1693 d. 17. November hat er mit
Konsens des Amptes seine Stieftochter Fr. Marian geheiratet und im
Ehestande mit ihr gelebt 19 Jahr und mit ihr gezeugt 5 Söhne und
3 Töchter, von welchen 4 Söhne und 1 Tochter todt“. Am 14. Januar
1713 ist Andreas verstorben. Die drei ihren Vater überlebenden Kinder
waren Johann Gottlieb (* 1706), Maria (* 29. Januar 1696) und Chri-
stina (* 2. April 1709), wie die Absichtung der Kinder bei der zweiten
Heirat ihrer Mutter mit Jacob Gotjahr ergibt. Im Jahre 1729 war auch
Johann Gottlieb schon tot, über dessen Erbteil Christians Vormünder

der Mutter quittieren. Sonst habe ich von Christina und Maria nur ermittelt, daß Maria am 21. November 1713 mit dem Besitzerjohn Michael Koch aus Junkertröhl zu Tiegenort getraut wird. Der Witwe des Andreas ging es hernach nicht gut. Wiederholt wurde gegen sie zwangsvollstreckt, und auch der Strohwiß, das Zeichen der eingeleiteten Zwangsversteigerung, kam auf ihr Dach.

Über Christian des Älteren jüngsten Sohn Gottfried ist im nächsten Kapitel die Rede.

2. Gottfried Wannow.

* Tiegenort 10. Mai 1676, † Tiegenort 22. Mai 1729.

Mitnachbar auf dem Mittel-Rabenwerder, wie auch Mitnachbar auf Tiegenorter Felde und Mühlgeßener in Tiegenort, ältester Vorsteher der Kirche zu Tiegenort.

Wie das Kirchenregister zu Tiegenort ergibt, wurde Christian Wannow am 10. Mai 1676 zu Tiegenort als Sohn des Christian Wannow und seiner Ehefrau Catharina Maack, des Michael Maack, Mitnachbars und Kirchenvorstehers in Tiegenort eheleiblicher Tochter, geboren und am 14. Mai 1676 getauft. „Patren sind gewesen Bohrt Bohrtßen, Tieß Klaaßen, Gertrud Bartell Koschten Ehefrau“.

Um zunächst bei dem zu bleiben, was das Kirchenregister über ihn ergibt, bemerke ich, daß laut Eintragung im Trauregister des Jahres 1695 am „26. July der Junggeselle Gottfried Wannhoff cum vid. (Witwe) Dorothea Hoffmann'sche“ getraut ist.

Seine Lebensschicksale treten uns ziemlich deutlich entgegen, wenn wir die über ihn im Kirchenbuch von Tiegenort niedergeschriebene Sterbeeintragung durchlesen, die — nach der Sitte jener Zeit — über ihn bei seinem Tode, da er ein sehr angesehener Mann war, näher berichtet. Dort heißt es im Totenregister vom Jahre 1729: „D. 28. Maji ward zur Erde bestattet Gottfried Wannhoff, ältester Vorsteher hiesiger Kirche und Mitnachbar auf dem Mittelrabenerwerder wie auch Mitnachbar auf Tiegenörther Felde und Mühlgeßener allhie in Tiegenort. Von dieses Eltern und Groß-Eltern, vid. 1728 n. 52. Anno 1676 d. 10. Maji ist er gebohren und d. 14. wiedergebohren worden. Im achten Jahre seines Alters ist er zur vaterlosen Waise worden, nach dessen Absterben er gar schlecht auch wenig zur Schule gehalten ist, weil er aber vermerckete den Nutzen, den er aus dem Schuljahr haben könnte, hat er sich zu seiner Schwester begeben nach Oldendorf, die ihn ein ganz Jahr zur Schule geschicket, nach Tiegenhagen, da er denn mit allem Fleiß seinen lectionen obgelegen und Rechnen und Schreiben fertig erlernet. Hierauf hatte er

Muth, die Polnische Sprache zu erlernen und begab sich darauf nach Ruden, und als es ihm hie nicht anstund, nach der Mewe, wie wohl er auch daselbst nicht fand, so ihn vergnügte, gab sich derowegen wieder nach Hauß und diente seinem nunmehr Seel. Bruder Andreas und blieb bei ihm 2 Jahr. Nach diesem zog er zu seinem andern Bruder, auch nunmehr Seel., Christian und lebte vor sich. Es verstarb in dessen Hans Hofmann, der in seinem Väterlichen (denn der Vater war noch mahls auß Liegenohrt auf das Mitteltrabenwerder gezogen) wohnte. So nam der Seelige die Gelegenheit in acht und bewoerb sich um der Hinterbliebenen Witwe ihre Liebe, wozu Gott auch Gnade gab, daß er sie erhielt; und verlobten sie sich Christlich, die Vollziehung aber geschah Anno 1695 d. 26. Julii. — Da er dann mit ihr ehelich gelebet 33 Jahr und 10 Monath und 18 Tag, und haben sie 10 Kinder gezeuget, nehmlich 5 Söhne und 5 Töchter, davon 1 Sohn und 2 Töchter zeitlich gestorben. Es fing aber der Seel. seinen Ehestand schwer an, denn am Tage der Hochzeit brannte das Haus ab und mußten die Gäste sich in der Scheune bewirten lassen. Das Jahr darauf war ein Regenjahr und verdarb viel Futter, daß er auch genöthiget ward, um ein Spottgeld viel von seinem Vieh zu verkaufen. Zu dem kam der Hünerkrieg, wie er genannt ward, nach dem Tode Königes Johannis 14. glormwürdigen Andenkens, da dann die armen Leute wenig übrig behielten. Doch verzagte der Seelige nicht, sondern vertraute Gott, der ihn auch zum reichen Mann machte vor allen seinen Brüdern und Schwestern. Er erwies sich auch dagegen wiederum milde gegen Arme und Dürftige, die seinen Tod sehr beklagen. Er hielt sich auch zu Gott und seinem Wort und gebrauchte sich zum öfteren der Mittel zu seiner Seligkeit, suchte die Vergebung der Sünde, wenn er es auch als ein Mensch versehen in dem h. B e i c h t u h l. Und weil er ein Mann guten Verstandes und Ansehens war beliebte ihn der Wolseelige J. Friedrich Gottlieb Engelde, und übertrug ihm Anno 1710 im Domnick das Vorsteher-Ampt hiesiger Kirche, welches er auch trulich verwaltet. Seine Krankheit betreffend ist er etliche Jahre nicht recht gesund gewesen, also daß er auch zu weilen zu Bette liegen mußte. Doch hat er sich nach dem Gebrauch der Artzeneyen wieder in etwas begeben. Doch konnte er sich nicht genugsam schonen und überfiel ihm d. 15. Maji ein ungemeyner Frost und schwerer Husten es ward zwar ein geschickter Medicus consultiert, aber es schlug von den verordneten Medicamentis nichts an. D. 22. Maji war Sonntag und war der Seel. in Willens zur Kirche zu gehen, ließ auch seine Kleider bringen und sollten sie ihn ankleiden, die umstehend sahen wol, daß es ein unmöglich Ding wäre, bathen ihn sich wieder ins Bett zu verfügen und ehe er noch so weit kommt, gehet ihm die Seele aus. Hat er also sein Leben gebracht auf

53. Jahr und 12 Tage. Im Ehestand gelebet 33 Jahr 10. M. 187. Das Vorsteher-Ampt hat er geführt 18 Jahr und 10 Monath. Ist 10 Kinder Vater und 7 Kinder Großvater geworden“.

Gottfrieds Ehefrau war die Tochter des Mitnachbarn und Schulzen Hilger Vittmann und der Anna Vittmann geborene Gohrtzen, Tochter des Mitnachbarn Martin Gohrtzen zu Schmerblock. Aus ihrer ersten Ehe mit dem Mitnachbarn Hans Hoffmann hatte Dorothea zwei Kinder namens Maria und Dorothea. Diesen gab sie kurz vor ihrer Heirat mit Gottfried Schicht und Teilung. „Danach trifft einem jeden Kinde auf sein Anteil 1000 Mark, welche Gelder Erbgeberin den Kindern dergestalt zahlen will, wenn sie ihre mündigen Jahre als nämlich das 18. Jahr werden erreicht haben; überdaß gelobet sie auch jedem Kinde zur Zu- und Übergabe zu geben ein aufstehend Bette oder 100 Mark, ein Ehrenkleid oder 100 Mark, einen Ohsen oder 50 Mark, ein Schoß Flächseuer Leinwand oder 75 Mark, item 2 Tonnen Bier oder 30 Mark, ein Stein Reiß oder $7\frac{1}{2}$ Mark, 1 Stein Pflaumen oder 3 Mark und 6 fl. zu Weißbrod; verspricht auch die Kinder in der Furcht Gottes aufzuziehen, zur Schule fleißig zu halten, und mit Kost, Kleidung und geführlicher Pflege bis zu ihren mündigen Jahren zu versorgen.“

Dagegen wird der Hof des Hans Hoffmann seiner Witwe überwiesen. Es war dies der Hof auf dem Mittelrabenwerder, den Gottfrieds Vater Christian besessen und Gottfrieds Mutter hernach an ihren Schwiegerjohn Peter Hoffmann abgetreten hatte; nachdem dieser und seine Gattin früh gestorben, hatte Hans Hoffmann, der erste Ehemann Dorotheas, den Hof erworben, wobei für die Tochter der Peter Hoffmannschen Eheleute Adelgunde 2500 preußische Mark eingetragen wurden; diese 2500 Mark übernahm Dorothea als Schuld. Christian hat die 2500 Mark alsbald abbezahlt.

Schon im Jahre 1696 vergrößerte Gottfried seinen Besitz, indem er ein Gärtnergrundstück, d. h. ein kleineres Grundstück auf dem Rabenwerder für 660 preußische Mark kaufte. Gleichzeitig nahm er „zur ersten Verbesserung“ von E. Johann v. Diesseldorf ein Darlehen von 1000 preußische Mark unter Bürgschaft seines Schwiegervaters auf, wofür er seinen Hof in Zusewald verpfändete. Er hat also auch seinerseits damals schon einen Hof gehabt, so daß das neu erworbene Gärtnergrundstück das dritte Grundstück in seinem Besitz war.

Am 22. Januar 1720 erwarb er von den Erben seines seligen Schwiegervaters Hilger Vittmann den nachgebliebenen Hof für 4400 preußische Mark, da sein Schwager Stefan Vittmann, der den Hof zunächst übernommen hatte, inzwischen verstorben war.

Am 16. August 1727 erwarb er den Hof des Hans Ens in Tiegenort von zwei Huben und 17 Morgen für bare 11 000 Mark.

Gleichzeitig verkaufte er, um sich zu diesem Ankauf stark zu machen, sein Kruggrundstück nebst Land (Erbbuch fol. 115 und 116) für 5000 preußische Mark, nachdem er schon im Frühjahr ein kleines Grundstück verkauft hatte.

Wie sein Vater Christian Wannow, so hat auch Gottfried Wannow die Kampen vom Rat der Stadt Danzig in Erbpacht genommen. Seine Nachbarn haben ihre Größe auf 30 Hufen angegeben.

Schon die Lebensbeschreibung, die sich bei Gottfrieds Tode im Kirchenbuche findet, zeigt, daß er auch böse Zeiten durchgemacht hat, namentlich in der ersten Zeit seines Wirtschaftens. Aber er hat stets den Kopf hochgehalten und sich durch Widerwärtigkeiten nicht niederdrücken lassen. Sein eigentliches Lebenswerk war die Trockenlegung und Urbarmachung der Kampen, war der Kampf mit dem Weichselstrom. Damit übernahm er ein väterliches Erbe. Um diese Kampen, ihre Erweiterung und ihre Entwässerung kämpfte er bis zu seinem Tode. Davon zeugt eine Beschwerde, die im Jahre 1727 über ihn erhoben wurde, und deren Wortlaut ich folgen lasse:

„Auf Gottfried Wannhoffs Campe haben wir große Veränderung gefunden, wo ihm sein unternehmen nicht unterbrochen wird, die Groschken Campe, wo selbst Selke und Emlandt wohnet und alle Nachbarn als auch Hekens Campe ganz leicht alle unter Wasser gesetzt werden können, den

1) Ist gleich an seiner Campe eine andere Campe in der Weichsel gewesen zwischen beiden Campen aber der Weichsel strom gegangen, welchen er allmählich gehemmet, und nunmehr völlig an seiner Campe geschlossen, so daß aus zweyen eine geworden.

2) hatt er einen Dam von der Kampe ab quer in die Weichsel gemacht, solchen mit Steine und Strauch befestiget, und dieses vor Jahr hat er aufs Neue bey 10 Rutten an zweyen Dehrter gerade in die Weichsel mit Rücken gebaut, inwendig aber mit Weidenstrauch in Große Menge in die Weichsell gepflantz, umb Seine Campe zu vergrößern, welches woll $\frac{2}{3}$ part von der Weichsell, dessen freyen Stroh er bereit benommen, austrägt, wodurch den die Groschken nebst Hekers Campe in großer gefahr Stecken, indeme das Wasser oder der Weichsel Stroh so nur noch in $\frac{1}{3}$ part bestehet, gerade hingewiesen wird. Daben den ganz Klahr zu ersehen, daß wen sich diese Leute nicht mit einem Dam versehen, so doch ihnen bey Großem Wasser nichts helfen kan, Sie lengstens in Unglück gerathen weren, und umb das Ihrige gekommen. Und da 3.tens zuvor das

Wasser und eß auf den Campen verfließen können, gegenwertig aber nicht geschehen kan, weil Wanhoff alle seine 3 a 4 Campen mit großen wellen eigenmüchtig biß ins Haff versehen, und gegenwertig abermahls mit einem Neuen Wall ins Haff zu machen beschefftiget ist, umb sein Landt, so dato woll in mehr als 30 Huben bestehen soll und größtenteils vor diesem Strauch gewesen, je mehr und mehr zu vergrößern, Seinen Nachbarn aber zu großen unerseklichen Schaden, Ja zu ihren Ruin gelegenheit giebet, dahero Sie ihren Zins, so wie sie Schuldig unvermögend werden abzutragen.“

Um die Kampen handelte es sich auch, wenn er im Juli 1725 in einen Prozeß mit einem gewissen Flander verwickelt wurde, der beiderseits mit großer Energie und mit einem gewaltigen Aufwand von Zeugen geführt wurde. Gottfried war verklagt, weil er zwei Kampen durch Absperrung eines Weichselärmchens zu einer gemacht, den natürlichen Stromlauf durch Verdämmungen „behindert, nächtlich und heimlich eine Hecke weggeschlagen, von Flanders Grund Erde entnommen und dauernd über Flanders Gebiet Vieh getrieben haben sollte. Flander gewann den Prozeß in erster Instanz im Oktober 1727. Gottfried bestellte sofort an Stelle „seines unpäßig gewordenen Nachhabers“ einen anderen Bevollmächtigten, und der Prozeß ging nun mit dem neuen Anwalt in zweiter Instanz weiter. Wiederum wurden sehr viele Zeugen vernommen, ein Beweis dafür, daß das Berufungsgericht die Sache noch nicht für genügend aufgeklärt hielt. Als Gottfried 1729 starb, war der Prozeß noch nicht entschieden. Der Prozeß verschwindet mit seinem Tode aus dem Amtsbuch. Ob seine Erben die Klage aufgegeben oder sich mit Flander im guten geeinigt haben, ist nicht ersichtlich²³⁾.

Es scheint sich sowohl bei der Beschwerde, auf die nichts weiterhin erfolgt zu sein scheint, als daß die Kampen zur Festsetzung eines höheren Grundzinses neu vermessen wurden, wie bei dem Prozeß in der Hauptsache darum zu handeln, daß Gottfried auf seinem Besitz die einzelnen Stromärmchen zusammenlegen und einen einheitlichen Kanal schaffen wollte, und daß er ferner zum Schutz seines Landes kleine Dämme und Bühnen anlegte. Erstere Maßnahme ist unbestreitbar richtig und sogar im Interesse des Stromablaufs. Auch gegen letztere Maßnahme ist nichts

²³⁾ Es ist mir nicht möglich gewesen, diesen umfangreichen Prozeß, zumal die Protokolle überall verstreut sind und die alten Handschriften sich schwer lesen lassen, durchzustudieren. Es würde sich aber der Mühe verlohnen. Ich vermute, daß sich mancherlei ergeben wird, das auf die Weitsicht und die Energie unseres Vorfahren Gottfried ein helles Licht wirft. Freilich mag sich auch manche Rücksichtslosigkeit Gottfrieds ergeben. Solche Rücksichtslosigkeiten sind denen besonders eigen, die mit ganzer Seele für ein großes Ziel kämpfen.

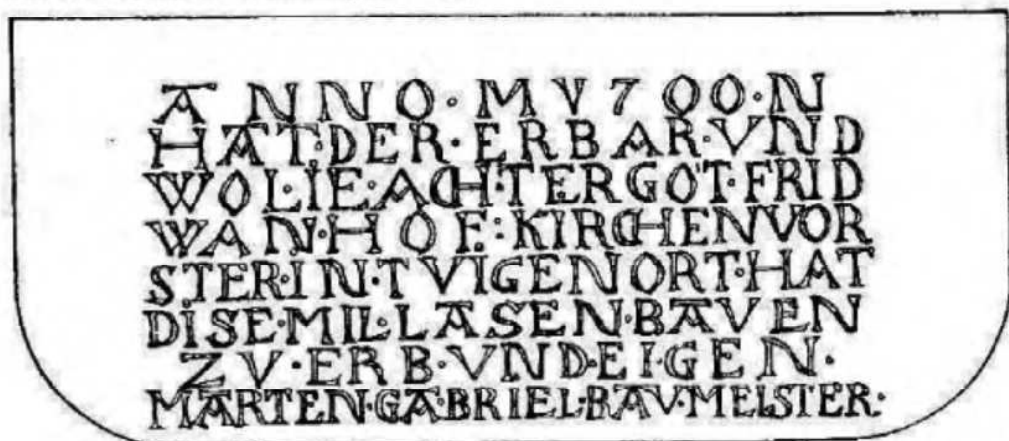
einzuwenden. Den Anliegern der anderen Stromseite war es unbenommen, das Gleiche zu tun, so sicherte er sein Land und zwang den Strom in ein regelmäßiges und tieferes Bett. Dies haben anscheinend die Nachbarn unterlassen und dadurch Schaden gelitten, den sie nun Gottfried zur Last legten, während sie ihn selber und dabei mit eigenem Gewinn und zum Wohle des gemeinen Ganzen hätten abwenden können. Die Geschichte hat es bewiesen, daß Gottfried Recht hatte. Man hat allmählich die vielen Weichselärmchen im Mündungsgebiet lahmgelegt und das Wasser in einigen wenigen Weichselarmen vereinigt, bis schließlich das Werk durch die Zusammenlegung des Stromes in einen einzigen geraden Stromablauf mittels des Durchstichs bei Neufähr gekrönt wurde. In diesem Zusammenhang bemerke ich, daß kein anderer, als mein Großvater Andreas Wannow lange Jahre für die Zusammenfassung der Weichsel in einen einzigen geraden Stromablauf bis zur See in Wort und Schrift eingetreten ist. Das war im Geiste unseres Vorfahren Gottfried gehandelt, der dieselbe Maßnahme in kleinerem Rahmen auf seinem Landgebiet ausführte und gegenüber Obrigkeit und Nachbarn verfocht.

Gottfried Wannow würde wahrscheinlich nicht in demselben Grade vorwärtsgekommen sein, wenn er sich in seinem Erwerbe allein auf die Landwirtschaft beschränkt hätte. Gleich seinem Vater Christian wurde auch er gewerbetätig. Es gab in der Gegend um Tiegenort nicht genug Windmühlen, so daß viel Getreide in fremden Gebieten ausgemahlt werden mußte. Christian erkannte, daß der Bau einer Mühle vorteilhaft sein würde und erbaute eine solche im Jahre 1700; mit seinem Schwiegervater Hilger Wittmann erwirkte er für beide und für ihre Nachkommen, das ihnen durch Verordnung vom 17. März 1711 des Rats der Stadt Danzig gegen einen Zins „vergönnet und nachgegeben“ wurde, „eine Windmühle in Tiegenorth auf ihre eigenen Kosten aufzuführen, in derselben allerlei Getreide abzumahlen und zu schroten, nur daß sie die Mehlgäste auf keinerlei Art übersetzen, sondern wegenst Abnehmung der rechtefertigen Maße und des gewöhnlichen Mahlgeldes einem jeden sein völliges Behör ohne irgend eine Verkürzung nach Treu und Glauben abliefern. So soll ihnen unverboden sein, fertiges Mehl bei ganzen und halben Scheffeln, nicht aber in kleineren Maßen bei Verlust dieser Freiheit zu verkaufen.“

Daß diese Windmühle eine gesunde Gründung war, ergibt sich schon aus der Begründung dieser Verordnung des Rats, in der es heißt, daß die dem Haff näherliegenden Scharpauischen Dörfer nicht genugsam mit Windmühlen versehen seien, so daß sie genötigt seien, das Getreide in fremdem Gebiet mahlen zu lassen.

Es scheint so, als ob Gottfried hernach diese Mühle allein ohne seinen Schwiegervater Liffemann betrieben hat. Auf jeden Fall wird sie seinen Wohlstand bedeutend gefördert haben. Sie ist noch nach heutigen Begriffen ein stattlicher Bau und ist sicher für damalige Verhältnisse ein bedeutendes Werk gewesen.

Die Mühle steht noch heute und war sehr lange im Besitz der Familie Wannow. Eingang dieses Buches ist sie abgebildet. Hier lasse ich ein Bild der in der Mühle angebrachten Tafel folgen, welche Baujahr, Erbauer und den Baumeister angibt.



St. 1127.

In den Amtsbüchern finden sich mehrere Prozesse Christians und eine Anzahl Urkunden. Er klagt und wird verklagt, wie das Geschäft es mit sich bringt, doch nicht allzuhäufig. Ofter borgt er Geld und zahlt es ab, mitunter erst nach Androhung der Exekution, ein Beweis, daß es ihm nicht immer leicht war, durchzukommen. Niemals gab er selber Geld auf Zins. Er war keine Rentnernatur; was er hatte, brachte er in seinen Unternehmungen unter; und er hatte Glück mit seinen Unternehmungen.

Am 22. Mai 1729 starb Gottfried Wannow nach längerer Krankheit. Vielleicht hätte er die Krankheit überstanden und länger gelebt, wenn nicht sein Leben so gar schwer und tätig gewesen wäre. Er „konnte sich nicht genugsam schonen“, so steht im Kirchenbuch. Wenige Wochen später starb auch Gottfrieds tüchtige und tätige Hausfrau. Sie „fühlete schon in ihren Gliedern eine Krankheit und folgte alsbald ihrem Mann durch den Tod. Wie sie allzeit Gott vor Aug' und im Herzen gehabt, so ließ sie „auch ihren verstorbenen Mann“ nicht aus ihrem Herzen, indem sie sich nichts anderes, als den Tod vorstellte und ist sie auch in ihrem Jesu den 12. Juni 1729 sanft und selig verschieden“. So heißt es von Dorothea im Kirchenbuch.

Sie hat im ganzen 12 Kinder geboren. Ihre Kinder erster Ehe sind

schon oben erwähnt. Aus ihrer Ehe mit Gottfried ließen sich folgende Kinder ermitteln:

Adelgunde, getauft am 27. Mai 1696.

Esther, getauft am 29. Dezember 1697.

Christina, getauft am 15. Juni 1699.

Barbara, getauft am 26. Dezember 1702.

Christian, getauft am 6. Januar 1704.

Erdmann, getauft am 18. April 1706.

Isbrandt, getauft am 28. März 1708.

Hilliger, getauft am 6. Januar 1710.

Euphrosina, getauft am 24. Juli 1712.

Gottfried.

Letzterer ist im Taufbuch nicht zu finden. Doch geht seine Existenz aus dem Testament seiner Eltern und anderen Urkunden hervor. Nach der Reihenfolge, in der sein Name im Testament steht, muß er zwischen Christina und Erdmann geboren sein. Sein Geburtsbrief findet sich übrigens im Staatsarchiv zu Danzig (Abt. 300 Nr. 953, S. 33), gibt aber das Geburtsdatum nicht an. Barbara, Christian und Euphrosina finden sich im Testament nicht, müssen also schon damals verstorben gewesen sein.

In dem oben genannten Testament vom 18. März 1717 wird Adelgunde enterbt. Und zwar heißt es im Testament:

Wir sehen „unsere Kinder die wir beiderseits in unserm wehrenden Ehestande durch Gottes Gnade Ehel. gezeuget und im Liegenortschen Kirchenbuche mit Namen Esther, Christine, Gottfried, Erdmann, Isbrandt und Hilliger eingeschrieben worden sind, zu unsern Erben ein. Was aber unserer ältesten Tochter Adelgunde anlanget, soll dieselbe wegen ihres Ungehorsams, Frechheit, Veracht. und Kränkung unserer als auch, weil sie sich ohne vorgängiger Anwerbung wieder unserer beiderseits Willen mit einem nicht würdigen Kerl heimlich verkuppelt, mit demselben von uns weggelaufen und in einem fremden Gebiete trauen lassen, dadurch ein öffentliches Vergernis gegeben und desfalls unserer Stadtrechte, insonderheit das publicirten Ediciz vom 18. Dezember des 1708ten Jahres übertreten, von unserer künftigen Verlassenschaft gänzlich ausgeschlossen, verlustig und bestanden sein. Dergestalt, daß sie weder über die proprietät und Eigentums derselben in einigerlei Weise disponieren noch von dem usufructu das geringste zu genießen haben, sondern solche Güter denen zu verordnenden Curatoribus in Händen gestellet werden sollen, welche selbige denen aus ihrer unordentlichen Verheiratung kommenden Kinder zugut adminisireren und aufheben sollen; Falls aber von ihr keine Kinder

erfolgen oder dieselben in ihr Minderjährigkeit mit Tode abgehen möchten, soll das hinterlassene Gut den nächsten Verwandten ab intestato zugekehret werden.“

Der Ehemann Adalgundes war Gergen Stamer, der Sohn des Mitnachbarn Peter Stamer von Neuteichendorfer Hinterfeld. Über ihn gibt zu späterer Zeit eine Sterbeeintragung im Kirchenbuch zu Tiegenort vom 26. März 1732 Auskunft. Er wird dort als Schulz und Mitnachbar in Neuendorf bezeichnet. Dort heißt es ferner, daß er 1715 Werkmeister auf der Wannowschen Mühle gewesen sei, und daß ihm Gottfried Wannow seine Tochter Adalgunde zugegeben habe, um ihm die Wirtschaft zu führen. Darauf verlobte sich Adalgunde heimlich mit ihm, Gottfried aber sagte ihm den Dienst auf. Nun ging er mit Adalgunde davon und ließ sich am 27. Januar 1717 in der katholischen Kirche zu Neuteich trauen. Kinder sind aus dieser Ehe nicht hervorgegangen. Doch war es eine sehr glückliche Ehe. Denn im Kirchenbuch heißt es wörtlich: „Mit dieser (d. h. Adalgunde) lebte er vergnüglich und hielt sie wert, bis endlich dieses Vergnügen durch den Tod unterbrochen ward“. Demnach scheint Gergen Stamer durchaus kein „nicht würdiger Kerl“ gewesen zu sein. Die einzige Schuld der beiden ist wohl gewesen, daß sie gegen den Willen der gestrengen Eltern Adalgundes geheiratet haben und wohl weil sie sich in der katholischen Kirche haben trauen lassen. Sie sind aber nicht katholisch geworden oder wenigstens nicht geblieben. Sonst würde hernach das evangelische Kirchenbuch nicht Stammers Tod berichten.

Als bald nach dem Tode Gottfrieds und Dorotheas wurde das Testament von der enterbten Tochter Adalgunde mit ihrem Ehemann angefochten und, anscheinend im Einverständnis ihrer Geschwister, für ungültig erklärt, so daß also Adalgunde voll miterbte.

Am 11./12. Mai 1730 kam es zur amtlichen Erbteilung. Die Miterben überließen ihren Brüdern Erdmann, Hilger und Isebrandt den auf 60 000 fl. geschätzten Grundbesitz. Erdmann erhielt den „in der Scharpau fol. 205 gelegenen Hof mit der sogenannten Mittel- und Hornkampe auf dem Rabenwerder gelegen, vor 25 200 fl., Hilliger Wannow die allda gelegene Laschenkampe mit dem dazu gehörigen Anwuchs vor 16 634 fl. und Isebrandt einen Hof mit 2 Huben und 24 Morgen . . . Land in Tiegenort fol. 115 gelegen 44 Morgen . . . Land allda fol. eodem gelegen, nebst denen, von dem Er. Martin Gettke . . . angenommenen 8 Morgen Wirthland in Tiegenort fol. 129 gelegen zusamt der im Tiegenortischen Luchtenort erbaueten Windmühle und Mühlenkate vor 18 166 fl. Sa.: 60 000 fl.

Die übrigen Erben erhielten ihren Anteil an dem Grundstücks-

vermögen bar ausgezahlt. Der bewegliche Nachlaß, der wahrscheinlich ebenfalls sehr erheblich gewesen sein wird, wurde unter der Hand verteilt.

Unter den Miterben treten, neben den sieben Geschwistern Wannow, in Erscheinung die Descendenten Dorotheas aus ihrer Ehe mit Hans Hoffmann, nämlich Dorothea Hoffmann, die mit einem Mitnachbarn Gowert in Fürstenwerder verheiratet war, und die Kinder ihrer schon verstorbenen Tochter Maria Schmidt geborene Hoffmann, namens Johann, Dorothea, Jakob, Maria und Anna Schmidt, welche durch ihren Vater, Erdmann Schmidt, Mitnachbarn auf der Brunau, vertreten sind.

Was also die sechs Kinder Gottfrieds angeht, so waren sie alle gut versorgt zurückgeblieben. Seine älteste Tochter Adalgunde hatte, gleich ihren Schwestern, ein schönes Erbteil ausgezahlt erhalten. Sein ältester Sohn, Gottfried Wannow, war Mitnachbar in Fürstenwerder, übrigens seit 1728 (Traueintragung Nr. 9) mit Concordia Constantia Artschwager verheiratet. Esther war mit dem Mitnachbarn Salomon Klenau zu Gr.-Mausdorf und Christine mit dem Mitnachbarn Reinhold Diez zu Brunau verheiratet. Und nun waren noch durch die Erbteilung Erdmann, Hilliger und Jebraundt Mitnachbarn in Liegenort geworden und zu schönen Höfen gekommen.

Der Fleiß und der Unternehmungsgeist Gottfrieds hatten ihren Kindern gute Früchte getragen.

Sonst habe ich den Töchtern Gottfrieds und ihren Nachkommen nicht weiter nachgeforscht. Ich möchte nur darauf hinweisen, daß der Nachbar Karl Wilhelm Philippsen aus Stüblau, der dort im Jahre 1820 verstorben und der Großvater des Gutsbesizers Hugo Philippsen zu Barlewis, des Hofbesizers Emil Philippsen zu Kriesföhl, der Frau Aline Wessel geborene Philippsen zu Stüblau und meiner Schwiegermutter, der Frau Emilie Borchmann geborene Philippsen gewesen ist, eine Kleinau (= Klenau) aus Gr.-Mausdorf zur Ehefrau hatte; diese Dorothea Elisabeth Kleinau stammt von Esther Klenau geborene Wannow, der Tochter Gottfrieds, ab.

Gottfrieds gleichnamiger Sohn Gottfried Wannow, der oben als Mitnachbar in Fürstenwerder und als Gatte der Concordia Constantia Artschwager erwähnt ist, wird an anderer Stelle vermerkt als Nachbar in Zusewald und als verheiratet mit Regina Concordia Artschwager. Sein Geburtsdatum, Todesdatum und Heiratsdatum habe ich nicht ermitteln können. Im Erbzeug vom 22. September 1764 (Amtsbuch) sind als seine Kinder vermerkt außer einer alsbald verstorbenen Tochter Christina Elisabeth (getauft am 19. April 1756)

Regina Concordia Wannow,

Peter Cornelius Wannow, getauft am 21. Januar 1760.

Beide finden sich auch im Erbzeug vom 4. Mai 1793 (Amtsbuch) nach ihrer Mutter, die in zweiter Ehe mit dem Nachbarn Martin Steiniger verheiratet war. Bei Peter Cornelius Wannow stand Pate der kaiserlich russische Leutnant von Skoropiadstj aus der Ukraine.

Laut der Scharpau-Tiegenortschen Kirchentafel haben Gottfried und Regina Concordia im Jahre 1759 den „Altar neu bekleiden lassen, mit einer weißen Unterdecken und einer seegrünen Oberdecken, mit Silber besetzt“.

Mit dem hier erwähnten Gottfried Wannow, der schon 1764 tot ist, ist nicht identisch der am 1. Juni 1789 mit Maria geborene Hannemann verw. Schwichtenberg, Nachbarn zu Altbable, getraute Witwer Gottfried Wannow aus Zusewald. Regina Dorothea Wannow, Tochter des seligen Gottfried Wannow aus Zusewald heiratet Johann Steininger.

Gottfrieds Sohn Jsebrandt Wannow und seine Nachkommen.

Gottfrieds Sohn Jsebrandt Wannow (getauft Tiegenort 28. März 1708, gestorben ebenda 9. Oktober 1776) war Mitnachbar, Schulze und Kirchenvorsteher in Tiegenort und wohl der angesehenste unter den Söhnen Gottfrieds. Am 29. Februar 1735 wurde er zu Tiegenort getraut mit Christine Klemnauer (verstorben am 27. März 1781), der Tochter des Mitnachbarn und Kornmüllers George Klemnauer auf der Kalteherberge. Jsebrandt und Christine haben folgende Kinder taufen lassen:

- a) Christina Elisabeth, getauft am 26. Februar 1736,
- b) Jsebrandt, getauft am 17. Januar 1740,
- c) Christina Elisabeth, getauft am 26. November 1741,
- d) Johann George, getauft . . .
- e) Gottfried, getauft am 31. März 1746,
- f) Erdmann, getauft am 24. August 1748,
- g) Andreas, getauft am 29. März 1750,
- h) Hilger, getauft am 2. Mai 1751,
- i) Hilliger, getauft am 22. Juli 1753,
- j) Erdmann, getauft am 27. Mai 1756,
- k) Gottfried, getauft am 1. September 1755,
- l) Erdmann, getauft am 27. Mai 1756,
- m) Karoline Johanna Dorothea, getauft am 30. Januar 1760.

Johann George Wannows Geburts- und Taufdatum habe ich im Kirchenbuch nicht gefunden und auch sonst nicht ermittelt.

Es fällt auf, daß der Name Christina Elisabeth, der Name Erdmann,

der Name Gottfried und der Name Hilger (= Hilliger) je zweimal vorkommen. Damals geschah es häufig, daß Kinder die Vornamen ihrer vorverstorbenen Geschwister erhielten. Danach müssen also Christina Elisabeth ad a), Gottfried ad e), Erdmann ad f) und Hilger ad h) schon jung verstorben sein. Auch Andreas muß jung oder jedenfalls vor den fraglichen Erbrezessen und kinderlos verstorben sein, da er oder Nachkommen von ihm sich in den Erbrezessen nicht finden.

Es handelt sich um die Erbrezesse vom 21. Oktober 1777, 5. Oktober 1780, 28. Oktober 1780 und 14. Mai 1782.

Karoline Johanna Dorothea Wannow wird dort als Ehefrau des Mitnachbarn Gottlieb Möller zu Brunau erwähnt, die am 12. April 1778 im Wochenbett verstorben ist. Christine Elisabeth findet sich als Ehefrau des Nachbarn Michael Lucht zu Hornkampe.

Was des älteren Jsebrandt Wannow Söhne angeht, so ist Jsebrandt Wannow II., sein ältester Sohn, Mitnachbar auf der Hornkampe geworden; er hat sich am 31. Januar 1764 zu Liegenort verheiratet mit Anna Barbara Großnick, der Tochter des Nachbarn und Gastgebers Johann Großnick zu Liegenhagen, die 1771 (Nr. 33 Sterberegister) verstorben ist.

Als seine Kinder finden sich im Taufregister von Liegenort:

Anna Christina Elisabeth, getauft am 21. Februar 1765,

Gottfried, getauft am 24. Juli 1766,

Dorothea, getauft am 30. Januar 1768,

Andreas, getauft am 14. Februar 1769,

Esther Erdmuth, getauft am 19. Juni 1770 (gestorben als Kind),

Johann, getauft am 30. Juli 1771 (gestorben als Kind).

Von diesen lebte im Jahre 1782 nur noch Gottfried, da damals nur für diesen Vormünder bestellt wurden, und nur er damals von seinem Vater Schicht erhielt.

Jsebrandts des älteren Sohn Johann George Wannow war Mitnachbar auf der Kalteherberge. Er verheiratete sich am 30. Oktober 1770 zu Liegenort mit Maria Hoffmann, des seligen Paul Hoffmann, Mitnachbars auf Steegener Werder, Tochter. Dieser Ehe entstammen folgende zu Liegenort getaufte Kinder:

Jsebrandt, getauft am 30. August 1771,

Christine Elisabeth, getauft am 6. Oktober 1772 (heiratete am 23. November 1826 Michael Lucht aus Kalteherberge),

Erdmann, getauft am 13. Mai 1776 (gestorben als Kind).

Anna Maria, getauft am 22. August 1777,

Johann und Dorothea, Zwillinge, getauft am 23. Juli 1778,

Johann George, getauft am 12. November 1779,
Gottfried, getauft am 11. April 1782 (gestorben als Kind),
Regina Concordia Dorothea, getauft am 13. November 1783,
Esther, getauft am 3. April 1787.

Des älteren Isebrandt Sohn Gottfried Wannow war Nachbar im Rehewalde und auch in Tiegenhagen. Er hat sich am 3. November 1767 zu Tiegenort mit Elisabeth Höpner geb. Kropp († 1787), des seligen Peter Höpner Nachbarn zu Tiegenhagen Witwe, verheiratet. Im Taufregister zu Tiegenort finden sich folgende Kinder dieser Ehe:

- a) Christina Concordia, getauft am 27. Dezember 1768,
- b) Anna Dorothea, getauft am 4. Februar 1770,
- c) Adelgunde Helene, getauft am 6. Januar 1773.

Anna Dorothea muß jung gestorben sein, denn im Amtsbuch wird im Jahre 1790 nur für ihre beiden Geschwister ein Vormund bestellt.

Des älteren Isebrandt Sohn Hilger Wannow war Nachbar, Kirchenvater und Schulze in Tiegenort. Später kaufte er sich in Stüblau an. Von ihm ist in dem Kapitel „Die Stüblauer Wannows“ des Näheren die Rede.

Des älteren Isebrandt Sohn Erdmann Wannow war Nachbar auf den Tiegenorter Wiesen. Am 10. September 1782 verheiratete er sich zu Steegen mit Erdmuth Gnonde, der Tochter des Mitnachbarn Hans Gnonde auf Neukrügerstampe. Aus dieser Ehe stammt Peter Erdmann, geboren zu Tiegenort am 6. Juni 1783.

Im Jahre 1789 gibt Erdmann Wannow seinem Sohn Peter nach dem Tode seiner Ehefrau Erdmuth Gnonde Schicht. Daraus folgt, daß der am 12. Mai 1785 ihm aus der Ehe mit Erdmuth Gnonde geborene Hilliger Gottlieb als Kind verstorben sein muß.

In zweiter Ehe wurde Erdmann Wannow am 21. März 1789 getraut mit Christina Esther Cankler, der Tochter des seligen Martin Cankler, gewesenen Nachbarn auf den Wiesen. Aus dieser Ehe sind in Tiegenort geboren:

- Esther Christine Concordia Constanzia, getauft am 23. Februar 1790,
Anna Dorothea Adelgunde Elisabeth, getauft am 24. Februar 1791,
Caroline Philippine Florentine Renate, getauft am 10. Novbr. 1792

Gottfrieds Sohn Hilger Wannow und seine Nachkommen.

Hilger Wannow, der jüngste Sohn unseres Vorfahren Gottfried war Mitnachbar auf der Laschkentampe und verheiratete sich am 29. März 1733 zu Tiegenort mit Katharina Elisabeth Störmer. Er ist im Jahre 1775 gestorben. Seine Witwe Katharina Elisabeth Störmer ist am

23. März 1776 gestorben. Hilger Wannow und Catharina Elisabeth Störmer haben folgende Kinder zu Tiegenort taufen lassen:

Michael, getauft am 22. August 1734,

Johann Gottlieb, getauft am 21. September 1735,

Christine Elisabeth, getauft am 26. Januar 1737,

Erdmann, getauft am 30. September 1738,

Dorothea Elisabeth, getauft am 14. November 1740,

Esther, getauft am 17. Oktober 1742,

Erdmann, getauft am 11. Oktober 1744,

Christine Concordia, getauft am 23. März 1746,

Hiliger Gottlieb, getauft am 23. Juli 1747,

Erdmann, getauft am 5. März 1748,

Johann, getauft am 9. November 1749,

Cornelius, getauft am 26. April 1750,

Andreas, getauft am 11. April 1756,

Michael, getauft am 14. August 1757,

Jesbrandt, getauft 1758.

Im Erbzeug, der am 14. Februar 1777 nach Hilger Wannow zwischen Witwe und Kindern stattfindet, sind aufgezählt Erdmann, Michael und Cornelius Wannow und die Schwestern Dorothea Elisabeth, Esther und Christina Concordia.

Dorothea Elisabeth Wannow ist dort erwähnt als Ehefrau des Mitnachbarn Johann Möller auf der Laschkentampe, Esther Wannow als die Ehefrau des Mitnachbarn Jakob Glodde zu Zeyer, Christiana Concordia Wannow als die Ehefrau des Reinhold Haberstein zu Kl.-Mausdorf.

Die übrigen Kinder Hilgers müssen zur Zeit des Erbzeuges schon ohne Nachkommen verstorben gewesen sein, sonst wären sie im Erbzeug aufgeführt.

Der am 14. April 1757 geborene Michael Wannow findet sich am 28. Juni 1782 als Nachbar in Laschkentampe im Kirchenbuch, an welchem Tage er mit Erdmuth Wannow, der jüngsten Tochter unseres Vorfahren Erdmann Wannow, Nachbarn auf Mittel-Rabenwerder und Bürgers in Danzig, getraut wird. Von ihm und seinen Nachkommen aus der Ehe mit Erdmuth ist in dem Kapitel Erdmann Wannow die Rede.

Hilgers Sohn Cornelius Wannow (getauft am 26. April 1750) wird zu Tiegenort am 13. März 1786 getraut mit Anna Maria Selke, des seligen Benjamin Bartel, gewesenen Nachbarn in Schmerblock, Witwe.

Hilgers Tochter Christina Concordia Wannow verheiratete sich am 28. Oktober 1766 zu Tiegenort mit dem Mitnachbarn Reinhold Haberstein in der Einlage.

Hilgers Sohn Erdmann Wannow verheiratete sich am 21. Juni 1782 mit Regina Wannow geb. Prohl, die vorher mit unserem Vorfahren Erdmann Wannow und in zweiter Ehe mit Erdmann Wannow aus Latenwalde verheiratet war. Dadurch kam er zu dem Besitz des Mittel- und Rabenwerders.

3. Erdmann Wannow.

* Tiegendorf 19. April 1716, † Tiegendorf 24. März 1773.

Mitnachbar auf dem Mittel- und Rabenwerder,
Bürger und Kaufmann zu Danzig.

Erdmann Wannow wurde am 19. April 1716 zu Tiegendorf getauft, also einige Tage vor diesem Tage geboren. Sein Vater war Gottfried Wannow, Mitnachbar auf dem Mittel- und Rabenwerder und auf Tiegendorferfelde, Mühlengesessener zu Tiegendorf und ältester Kirchenvorsteher; seine Mutter war Dorothea Litteman, Tochter des Schulzen Hilger Litteman.

Nach dem Tode seiner Eltern, die schnell nacheinander starben, übernahm er bei der Erbauseinandersetzung vom 11./12. Mai 1730 den in der Scharpau Fol. 205 gelegenen Hof mit der sogenannten Mittel- und Hornkampe auf dem Rabenwerder für 25 200 fl.

Am 20. Februar 1731 übernahm er zusammen mit seinem Bruder, dem Mitnachbarn Hilger Wannow zu Laschkentampe, die geräumigen Kampen in Erbpacht, die schon sein Vater Gottfried Wannow und in älterer Zeit sein Großvater Christian Wannow im Besitz gehabt hatte. Im Staatsarchiv zu Danzig (300 Abt. 2 Nr. 239 Bl. 25) ist ein längerer und sehr interessanter Schriftsatz, in welchem sich Erdmann und Hilger Wannow gegen Zinserhöhung verwahren, indem sie dem Rat der Stadt Danzig dies Recht bestreiten und auf den Unterschied von Erbpacht und gewöhnlicher Pacht hinweisen. Dieser Schriftsatz ist offenbar von einem in diesen Rechtsfragen besonders erfahrenen Juristen aufgesetzt, jedoch von Erdmann und Hilger unterschrieben.

Kurz vorher, am 12. Januar 1731, hatte Erdmann das Bürgerrecht in Danzig „auf einen Kaufmann“ erworben. Das galt zugleich als eine Standesverbesserung. Vor Erwerb des Bürgerrechts hatte er sich einen Geburtsbrief ausstellen lassen müssen, der im Staatsarchiv zu Danzig vorhanden ist (43. 129. Seite 175). Als Zeugen sind im Geburtsbrief genannt der Bürger und Brauer Andreas Milde zu Danzig und Salomon Kroll, Bürger und Gastgeber ebendasselbst. Erdmann wird eine Zeit lang in Danzig gewohnt haben. Denn bei seiner alsbaldigen Traueintragung ist er schlechthin als „Kaufmann und Handelsmann in Danzig“ bezeichnet.

Den größten Teil seines Lebens aber hat er auf dem Mittel- und Rabenwerder gewohnt. Denn im Kirchenbuch zu Tiegenort finden sich die meisten seiner Kinder.

Auch ist er regelmäßig in Urkunden und Berichten als Mitnachbar auf dem Mittel- und Rabenwerder bezeichnet. In seiner Sterbeeintragung vom Jahre 1773 wird er „Bürger in Danzig und Mitnachbar auf dem Mittel- und Rabenwerder“ genannt, nicht aber Kaufmann.

Er wird sein Gewerbe in Danzig inzwischen aufgegeben haben. Das Danziger Bürgerrecht aber ist ihm geblieben.

Erdmann Wannow heiratete zu Tiegenort am 13. Februar 1731 die Jungfrau Elisabeth Renate Hartsch. Ihr Vater war der Pfarrer Salomon Hartsch zu Tiegenort²¹⁾. Ihre Mutter war Ursula Hartsch geb. von Scholl. Sie hat ihm folgende Kinder geschenkt:

a) Dorothea Renate Wannow, getauft zu Tiegenort am 6. April 1733,

b) Johann Gottlieb Wannow, getauft zu Tiegenort am 21. Oktober 1736,

c) Ursula Elisabeth Wannow, getauft zu Tiegenort am 7. Oktober 1740,

d) Maria Constanzia Wannow, getauft zu Tiegenort am 24. November 1743,

e) Erdmann Wannow, geboren zu Tiegenort 1744,

f) Adelgunde Wannow, geboren zu Tiegenort am 8. April 1751.

Folgende vier Kinder der Ehe Erdmanns mit Elisabeth Renate:

Salomon Gottfried Wannow, getauft am 6. Dezember 1731,

²¹⁾ Salomon Hartsch wurde zu Danzig im Jahre 1678 geboren. Sein Vater war Adam Hartsch, der ein Züchernerohn und von 1664 bis 1685 Prediger zu Aller Engel war, nachdem er vorher ein Jahr als Kandidat Anstaltsgeistlicher des Zuchthauswesens gewesen war. Salomon Hartsch war zunächst Katechet in Herrengrebin und Pfarrer in Pröbbernau und von 1710 Pfarrer in Tiegenort, wo er am 26. Januar 1736 verstorben ist. Seine zweite Tochter hieß Julianna Ursula und heiratete am 26. Juni 1736 den Johann Gottlieb Wittenberg in Tiegenort. Mit Salomon und Adam Hartsch ist sicherlich verwandt gewesen der 1675 in Danzig geborene Daniel Hartsch, dessen Vater ebenfalls Daniel Hartsch hieß und Konrektor an St. Johann war. Der jüngere Daniel Hartsch war von 1703 Katechet am Spendhaus, von 1709 Pfarrer in Bohnsack und von 1714 bis zu seinem Tode am 19. August 1725 Prediger zu St. Jakob. Diese Mitteilungen über die Familie Hartsch entnehme ich teils Dr. Rhese, teils dem „Danziger Lehrergedächtnis“ von Pretorius; der Beruf des Vaters von Adam Hartsch ist in einer Bleistiftnotiz neben dem Text in dem Buch des Pretorius genannt.

Übrigens ist das Testament des Salomon Hartsch erhalten und befindet sich im Staatsarchiv Danzig.

Friedrich Gottlieb Wannow, getauft am 7. Juni 1735 (gestorben 1735),

Concordia Wannow, getauft am 23. Oktober 1746,

Catharina Wannow, getauft am 3. April 1751.

sind früh verstorben. Denn sie sind in zwei verschiedenen von dem Bürgermeister der Stadt Danzig aufgenommenen Urkunden vom 24. April 1754 (Amtsbuch S. 38 und 39) neben ihren übrigen unmündigen Geschwistern nicht aufgeführt. Wohl aber finden sich dort Erdmann und Adalgunde und zwar sind sie hinter ihren oben zu a), b), c), d) aufgeführten Geschwistern aufgeführt, müssen also jünger gewesen sein, als jene. Erdmanns Taufeintragung habe ich nicht gefunden.

Erdmanns Ehefrau Elisabeth Renate Wannow geb. Hartisch wird etwa 1754 verstorben sein. Denn am 24. April 1755 setzte sich Erdmann Wannow mit seinen sechs Kindern erster Ehe auseinander. Als Vormünder treten auf „Johann Wannoff und Nathanael Barend“. Die auf die sechs Kinder entfallende Vermögenshälfte wird auf 6000 fl. festgestellt. Also trifft, wie es in der Urkunde heißt,

„ . . . jedem Kinde 1000 fl. und annoch zur Zu- und Übergabe jedem Kinde ein aufstehendes Bette oder 66 fl. 20 G., ein Ehrenkleid oder 66 fl. 20 G., einen Ochsen, oder 66 fl. 20 G., ein Pferd, oder 60 fl. zu Bier auf der Hochzeit 20 fl., eine Kiste, oder 20 fl. . . ., welche 6000 fl. nebst der Zu- und Übergabe auf des Schichtgebers seinen fol. 205 gelegenen Hof mit der dazugehörigen Mittelkampe aufem Rabenwerder gelegen, nebst allem Besah . . . zur Versicherung Muttergüter verschrrieben werden solle.“

Erdmann Wannow verkaufte noch an demselben Tage, an dem er sich mit seinen Kindern auseinandersetzte, die „bei seinem auf der Neukrügerkampe fol. 205 gelegenen Hofe verschriebene Hornkampe mit Räden, Brücken, Pauthen und Pflanzen samt Husch und Busch . . .“ an seinen Bruder Thebrandt Wannow, Schulzen zu Tiegenort. Den Hof und das Restgrundstück behielt er. Das Restgrundstück wird künftig genannt: „der fol. 205 gelegene Hof mit der dazugehörigen Mittelkampe auf dem Rabenwerder“.

Schon im Sommer 1755 verheiratete sich Erdmann Wannow in zweiter Ehe mit Regina Prohl, der Tochter des Hofbesizers Prohl zu Nidelswalde. Er war damals schon 50 Jahre alt, Regina Prohl aber war bedeutend jünger. Sie war offenbar recht flatterhaft. Nur so viel sei angedeutet, daß er in der ersten Ehezeit mit Regina dasselbe erlebte, wie weiland Joseph, ohne jedoch darüber durch eine tröstliche Botschaft vom Himmel her beruhigt zu werden. Er wollte sie verstoßen, hat sie aber doch

hernach bei sich behalten. Sie wird ihm schöne Augen gemacht haben. Wer darüber Näheres wissen will, der mag im Amtsbuch der Scharpau die Verhandlung vom 2. März 1756 nachlesen. Zur Beruhigung unserer Frauen, die uns sonst ererbte Flatterhaftigkeit vorwerfen könnten, hebe ich hervor, daß nicht Regina Prohl, sondern die ehrsame Pfarrertochter Elisabeth Renate Hartisch meine und meiner näher verwandten Vettern Vorfahrin ist.

Regina Prohl hat ihrem Ehegatten Erdmann Wannow folgende Kinder geboren:

Cornelius Wannow, geboren zu Tiegenort am 13. Februar 1757 (gestorben vor 1773),

Regina Concordia Wannow, getauft zu Tiegenort am 15. Mai 1758,

Gottfried Wannow, getauft zu Tiegenort am 20. Januar 1760.

Erdmuth Wannow, getauft zu Tiegenort am 5. Dezember 1762.

Philippina Renate Wannow, getauft zu Tiegenort am 5. Januar 1769 (gestorben August 1772).

Erdmann Wannow ist im März 1773 zu Tiegenort gestorben; begraben ist er am 24. März. Daß seine junge Gattin ihm nach Philippina Renate kein Kind mehr geschenkt hat, macht wahrscheinlich, daß er in seinen letzten Lebensjahren fränklich gewesen ist.

Die schöne Regina sah sich nun nach einem anderen Ehemanne um. Schon am 21. Mai 1773 setzte sie sich mit ihren fünf schon großjährigen Stiefkindern und ihren eigenen drei minderjährigen Kindern, als deren Vormünder der Mitnachbar Annanias Engels zu Stutthof und der Mitnachbar Michael Lucht zu Hornkampe auftreten, auseinander. Sie selbst übernimmt in Anrechnung auf ihre kulmische Hälfte den Hof. Jedes der acht Geschwister erhält 2300 fl., die drei Kinder Reginas erhalten außerdem jedes ein Ehrenkleid oder 70 fl., eine „Küfte“ (Truhe) oder 30 fl. und der Sohn ein Pferd oder 30 fl., jede Tochter ein aufstehend Bett oder 100 fl. Nach dem Maßstabe des Preises eines guten Pferdes mit 100 fl. berechnet, waren 2300 fl. ein schönes Vermögen. Erdmann Wannow muß ein guter Wirt gewesen sein. Es ist auch zu bedenken, daß er seine Kinder erster Ehe schon mit je 1000 fl. und Zugaben abgefunden hatte. Diese wurden von Regina wegen ihres väterlichen Erbteils durch Barzahlung abgefunden, das väterliche Erbteil ihrer eigenen Kinder wurde auf dem Grundstück eingetragen. Natürlich übernahm Regina auch die Pflicht, ihre Kinder bis zur Großjährigkeit zu unterhalten.

Am 5. Oktober 1773, also gute sechs Monate nach dem Tode Erdmanns, schritt Regina zur zweiten Ehe; und zwar verheiratete sie sich am

5. Oktober 1773 zu Tiegenort mit dem Gesellen (Junggesellen) Erdmann Wannow, des seligen Johann Wannow, Mitnachbarn und Schulzen in Lafenwalde, Sohn aus der Ehe mit Christine Heyn.

In zweiter Ehe werden der Regine außer drei Kindern namens Johann George, Hillger und Cornelius Gottlieb, die ganz klein verstorben sind, zwei Kinder geboren:

Dorothea Renate Wannow, getauft zu Tiegenort am 7. Januar 1776.

Erdmann Wannow, getauft zu Tiegenort am 30. August 1778.

Auch die zweite Ehe Reginas hat nicht lange gewährt. Erdmann Wannow II. ist schon am 2. November 1781 „vor dem Alter“, wie es im Kirchenbuche heißt, gestorben. Übrigens war er schon vor der Heirat wohlhabend gewesen, so daß die schöne Regina nicht etwa eine schlechte Partie gemacht hatte. Denn das Amtsbuch ergibt, daß Erdmann seinen Vormündern Martin Heyn, Mitnachbar zu Tiegenort, und Johann Möller, Mitnachbar auf Laschkamp, über Verwaltung des Vaterguts quittiert und 3870 fl. auf der Christina vid. (Witwe) Johann Wannow ihrem Tiegenort Fol. 130 gelegenen Hofe, sowie mithaftend auf Lafenwalde, Fol. 120, löschen läßt.

Regina hat am 21. Juni 1782 zum dritten Mal geheiratet. Ihr dritter Ehemann war der Nachbar Erdmann Wannow auf Laschkamp. Es wird der am 5. März 1748 getaufte Sohn des Nachbarn Hilger Wannow auf Laschkamp sein, des Bruders ihres ersten Ehemannes.

Unseres Vorfahren Erdmann Wannow Witwe Regina Prohl ist also alle drei Male mit einem Erdmann Wannow verheiratet gewesen. Sie hatte offenbar für die Erdmann Wannows viel übrig, muß aber auch den Erdmann Wannows gefallen haben. Die Tatsache dieser drei Heiraten spricht dafür, daß Regina Prohl trotz ihrer Jugendsünden bei den Männern der Familie Ansehen gehabt hat. Darum wird man unserem Vorfahren am Ende diese seine zweite Heirat verzeihen müssen. Regina war nun eben einmal eine schöne Helena, und

„wen Helena paralyßiert,
der kommt so leicht nicht zu Verstande“.

A n h a n g.

Was unseres Vorfahren Erdmann Wannow Kinder aus seiner ersten Ehe angeht, so habe ich über Dorothea Renate Wannow nichts gefunden. Sie wird in ein anderes Kirchspiel hineingeheiratet haben und dort auch ansässig geworden oder außerhalb früh verstorben sein. Erdmanns zweite Tochter Ursula Elisabeth Wannow war in erster Ehe mit dem Nachbarn Martin Tüchel zu Gruben- und Rädingskamp verheiratet; nach dessen Tode verheiratete sie sich mit Ephraim Stande, der dadurch zu dem Besitz

dieses Hofes kam. Erdmanns dritte Tochter Maria Constanzia Wannow war mit dem Mitnachbarn Peter Jabs zu Fürstenau verheiratet. Abulgunde Wannow heiratete am 15. Januar 1775 den Nachbarn Gregorius Ehler auf Kalteherberge und nach dessen Tode am 25. Februar 1777 den Mitnachbarn Wilhelm Technau in Schönbaum.

Von Johann Gottlieb Wannow, dem ältesten Sohne unseres Vorfahren Erdmann Wannow aus seiner ersten Ehe, ist im nächsten Kapitel ausführlich die Rede.

Erdmanns zweiter Sohn aus erster Ehe, der gleich dem Vater Erdmann Wannow hieß und 1744 geboren ist, war Nachbar in Hinterthur und mit Catharina Elisabeth Wittenberg, der Tochter des Nachbarn Christoph Wittenberg zu Tiegenorter Wiesen, verheiratet. Er ist laut Kirchenbuch am 27. Januar 1783 zu Tiegenort im Alter von 38 Jahren weniger zwei Monaten gestorben. Er hatte außer zwei klein verstorbenen Kindern eine Tochter, die 1779 geborene Esther Concordia Wannow, der ich nicht nachgeforscht habe.

Was unseres Vorfahren Erdmann Wannow Sohn aus zweiter Ehe namens Gottfried Wannow angeht, so verheiratete er sich am 2. November 1790 zu Steegen mit der Jungfrau Regina Bartsch, der Tochter des Mitnachbars und Kirchenvorstehers Michael Bartsch in Steegen. Weiter habe ich ihm und seinen Nachkommen nicht nachgeforscht. Erdmanns älteste Tochter zweiter Ehe Regina Concordia Wannow wurde am 15. Juni 1783 zu Tiegenort getraut mit dem Gesellen Johann Jakob Philipfen, dem Sohn des Salomon Philipfen, Bürgers und Kaufmanns in Danzig und Nachbarn in Osterwid²⁵⁾.

Unseres Vorfahren Erdmann Wannow jüngste Tochter aus zweiter Ehe, namens Erdmuth Wannow, verheiratete sich am 28. Juni 1782 mit Michael Wannow, Nachbarn in Lasktenkampe. Von diesem ist schon in dem Kapitel Gottfried Wannow die Rede, da Michael Wannow dessen Enkel ist. Dieser Ehe sind entsprossen:

Hilliger Gottfried, getauft am 27. März 1783 († 1784).

Concordia Erdmuth, geboren am 29. Juni 1784.

Dorothea Elisabeth, geboren am 5. November 1785.

Michael, geboren am 23. Februar 1788.

Michael Gottlieb, geboren am 25. April 1791.

Constanzia Renate, geboren am 13. Januar 1792.

²⁵⁾ Salomon Philipfen ist der direkte Vorfahr der Philipfen in Stüblau, Kriestohl und Barlewitz und auch direkter Vorfahr der Nachkommen des Hofbesizers Eduard Wessel in Stüblau, der mit einer Enkelin des Salomon Philipfen verheiratet war.

Erdmann und Hilliger, getauft am 3. Januar 1794.

Karoline Renate, geboren am 29. Mai 1796.

Nach dem Tode ihres Ehemannes Michael Wannow setzt sich Erdmuth am 15. Juli und 24. August 1802 laut Amtsbuch mit ihren Kindern auseinander, die Concordia Erdmuth Wannow, Dorothea Elisabeth Wannow, Michael Gottlieb Wannow und Hilger Wannow heißen. Ihre übrigen Kinder waren also damals schon tot.

4. Johann Gottlieb Wannow.

† Tiegenort 21. Oktober 1736, † Wedhornskampe 21. März 1797.
Hofbesitzer zu Wedhornskampe.

Mein Urgroßvater, der Hofbesitzer Johann Gottlieb Wannow zu Wedhornskampe, wurde am 21. Oktober 1736 in Tiegenort getauft. Sein Geburtstag ist im Kirchenbuch nicht vermerkt. Daß er auch am 21. Oktober 1736 geboren ist, wie auf dem Grabdenkmal steht, und wie auch mein Großvater Andreas Wannow in seinem Tagebuch vermerkt, ist mir nicht wahrscheinlich.

Der Vater des Johann Gottlieb Wannow war Erdmann Wannow, Mitnachbar auf dem Mittel- und Rabenwerder und Bürger und Kaufmann in Danzig. Seine Mutter war Ursula Renate Hartisch, die Tochter des Pfarrers Salomon Hartisch zu Tiegenort aus der Ehe mit Ursula Hartisch geb. von Scholl.

Am 8. Juni 1764 verheiratete er sich mit Frau Christina Wannow geb. Henn, des seligen Johann Wannow, Schulzen und Mitnachbarn in Lakenwalde, Witwe. Die Ehe war kinderlos und wenig glücklich. Am 10. September 1773 wurden die beiden vor dem Nehrung- und Scharpauischen Bürgermeisteramte wegen gegenseitiger unüberwindlicher Abneigung von Tisch und Bett geschieden. Christina warf ihrem Gatten vor, daß er sie schlecht behandelt und sogar geschlagen habe. Er wiederum beklagte sich, daß sie sich dem Trunke so stark hingeeben habe, daß sie zuweilen ihrer Sinne ganz beraubt gewesen sei, daß sie sich auch der Wirtschaft nicht angenommen habe. Auch er wünschte die Ehescheidung, „damit er das noch Übrige retten und seine Lebensjahre als ein ehrlicher Mann beschließen könne“.

Um die Vermögensauseinandersetzung zu ermöglichen, mußte das gütergemeinschaftliche Grundstück in Lakenwalde verkauft werden.

Christina ist schon im Jahre 1780 gestorben.

Einige Monate später, am 6. Februar 1781, verheiratete sich Johann Gottlieb Wannow mit Catharina Stande, der Tochter des seligen

Ephraim Stande, gewesenen Mitnachbars und Waldreiters in Steegen, aus der Ehe mit Maria Elisabeth Langnau. Die Trauung fand in Steegen statt. Ephraim Stande, der am 15. Mai 1740 den Hof in Steegen erwarb, war ein Sohn des Nachbarn und Kirchenvorstehers Andreas Stande in Steegen, dessen Tochter Elisabeth sich am 14. Juli 1739 mit dem Nachbarn Barthel Wessel, einem Vorfahren der Stüblauer Wessels, verheiratet hatte. Die Witwe Ephraims findet sich anno 1761 am 22. Mai im Amtsbuch als Frau des Gregorius Sellke.

Am 2. Juni 1781 kaufte Johann Gottlieb Wannow den Hof Wedhornskampe Bl. 1, der damals auch Niederkampe genannt wurde, dazu ein Gärtnergrundstück in Gruben-Kädingskampe.

Ersteres Grundstück war vier Hufen sieben fulmische Morgen groß, das andere Grundstück maß nur 74 Quadratruuten. Der Preis betrug 16000 fl., wovon Johann Gottlieb 10000 fl. bar anzahlte und 6000 fl. auf Hypothek schuldig blieb. Auf das Inventar wurden 2485 fl. verrechnet.

Johann Gottlieb Wannow ist schon am 21. März 1797 zu Wedhornskampe gestorben. Seine unglückliche erste Ehe wird ihn stark mitgenommen haben und auch sein wirtschaftliches Fortkommen behindert haben.

Aus der Ehe Johann Gottliebs mit Catharina Stande sind folgende Kinder hervorgegangen, die sämtlich zu Wedhornskampe geboren sind:

Johann Gottlieb Wannow, geboren am 1. Januar 1782,

Andreas Wannow, geboren am 5. Dezember 1783,

Adelgunde Wannow, geboren am 20. März 1785,

Salomon Gottfried Wannow, geboren am 5. Dezember 1786.

Nach dem Tode ihres Vaters wurde das gütergemeinschaftliche Vermögen auf rund 52000 fl. geschätzt, wovon auf jedes Kind rund 6500 fl. gefallen wären. Catharina erhöhte jedoch jedes Erbteil auf 7000 fl. und sagte außerdem jedem Kinde nach erreichter Großjährigkeit ein Ehrenkleid oder 100 fl., jedem Sohn einen Hengstjährling oder 200 fl. und der Tochter ein aufstehend Bett oder 200 fl. zu

Nachdem diese Auseinandersetzung am 20. Februar 1799 erfolgt war, verheiratete sich Catharina mit Johann Daniel Goerz.

Catharina ist am 23. Februar 1826 zu Wedhornskampe verstorben. Daniel Goerz war kurz vor ihr verstorben. Schon vorher hatte mein Großvater Andreas Wannow, der obengenannte zweite Sohn Catharinas, von seiner Mutter und seinem Stiefvater durch Vertrag vom 20. Oktober 1825 die Besizung in Wedhornskampe und Gruben-Kädingskampe für die Schulden übernommen. Es scheint so, daß die Wirtschaft vorher nicht richtig gegangen ist. Jedenfalls hatte Andreas Wannow gegen seine Mutter und seinen Stiefvater eine erhebliche Forderung.

Von den Söhnen meines Urgroßvaters Johann Gottlieb Wannow ist hernach in besonderen Kapiteln die Rede.

Seine einzige Tochter Adelgunde Wannow ist im Alter von 28 Jahren am 21. Juli 1813 zu Gruben-Rüdingskampe als Frau des Hofbesizers Martin Goerk verstorben, ohne Kinder zu hinterlassen.

5. Johann Gottlieb Wannow II.

* Wedhornskampe 1. Januar 1782, † Brunau 22. Juni 1858.
Hofbesizer zu Groschenkampe und Oberschulze der Kampen.

Johann Gottlieb Wannow II. wurde am 1. Januar 1782 zu Wedhornskampe geboren.

Er war Hofbesizer zu Groschenkampe. Sein Vater war der Hofbesizer Johann Gottlieb Wannow zu Wedhornskampe. Seine Mutter war Catharina Wannow geb. Stande, des seligen Mitnachbarn und Walldreiters Ephraim Stande zu Steegen Tochter.

Er war in erster Ehe verheiratet mit Maria Ring, welche die einzige Tochter des verstorbenen Nachbarn Peter Ring auf Gr.-Brunau und die einzige Stieftochter des Ballentin Gottlieb Hanmann, Nachbarn ebendasselbst, war. Die am 27. September 1804 geschlossene Ehe wurde geschieden.

Am 22. Dezember 1818 verheiratete sich Johann Gottlieb Wannow, der inzwischen Oberschulze der Kampen geworden war, mit Konzeßion des Konsistoriums nach Vorzeigung des Abfindungsvergleiches mit Elisabeth Dirks, der geschiedenen Ehefrau des Nachbarn Hoffmann auf Gr.-Brunau. Diese war damals 45 Jahre, Johann Gottlieb erst 37 Jahre alt. Auch von seiner zweiten Ehefrau wurde Johann Gottlieb geschieden und zwar am 14. Januar 1830.

Aus der ersten Ehe des Johann Gottlieb Wannow mit Maria Ring ist ein Sohn hervorgegangen, namens

Johann Gottlieb Wannow, geboren Groschenkampe am 25. Juli 1805, von dem hernach in besonderem Kapitel die Rede ist.

Johann Gottlieb Wannow II. ist am 22. Juni 1858 zu Brunau verstorben.

6. Johann Gottlieb Wannow III.

* Groschenkampe 25. Juli 1805, † Brunau 9. Oktober 1875.
Hofbesizer zu Brunau.

Johann Gottlieb Wannow wurde am 25. Juli 1805 zu Groschenkampe geboren.

Er war verheiratet mit Caroline Stande, einer Tochter des Hof-

besizers Stande aus Fischerbabe, der früheren Frau des Hofbesizers Bosche zu Brunau.

Aus dieser Ehe stammt als einziger Nachkömmling Maria Wannow, geboren Brunau am 8. Januar 1848.

Johann Gottlieb Wannow III. ist am 9. Okt. 1875 zu Brunau verstorben.

Was die Lebensschicksale seiner Tochter Maria angeht, so heiratete dieselbe den Landwirt J. W. Otto Ludwig aus Gr.-Lichtenau, mit dem sie auf dem Hof in Brunau lebte. Otto Ludwig (* Gr.-Lichtenau 16. Mai 1840) starb am 16. Mai 1900. Die Ehe wurde schon 1885 geschieden.

Aus dieser Ehe stammen außer zwei ganz jung verstorbenen Kindern: Ernst Ludwig, geboren zu Brunau am 8. Juni 1871,

Johann Wilhelm Otto Ludwig, geboren zu Brunau am 9. September 1877.

Ersterer studierte zunächst Jura und übernahm später den zweiten Wannowschen Hof in Groschenkampe. Er ist 1912 unverheiratet und kinderlos verstorben.

Johann Wilhelm Otto Ludwig, der die Besitzung in Brunau von seiner Mutter übernommen hat, verheiratete sich am 17. Mai 1901 zu Danzig mit Johanna Graeber.

Otto Ludwig erschloß sich 1913 in Brunau. Seine Witwe verheiratete sich 1914 mit dem Arzt Dr. Adolf Milbradt zu Schönbaum.

Aus der Ehe Otto Ludwigs mit Johanna Graeber stammen:

Erna Ludwig, geboren zu Groschenkampe am 28. Mai 1904,

Dora Ludwig, geboren zu Danzig am 24. Juni 1905,

Hans Ludwig, geboren zu Brunau am 3. August 1908.

Erna Ludwig ist seit 1925 mit dem Hofbesizer Hans Draf zu Freienhuben verheiratet und hat einen Sohn namens Hans-Adolf, geboren am 8. November 1926.

Dora Ludwig ist mit dem Arzt Dr. Hans Wiebe zu Schönbaum verheiratet.

Hans Ludwig hat das Abitur gemacht, ist Landwirt und soll einmal den elterlichen Hof übernehmen.

7. Salomon Gottfried Wannow.

* Wedhornskampe 5. Dezember 1786, † Fischerbabe 10. August 1839.
Hofbesizer zu Fischerbabe.

Salomon Gottfried Wannow, der jüngste Sohn meines Urgroßvaters Johann Gottlieb Wannow zu Wedhornskampe aus seiner Ehe mit Catharina Stande, wurde am 5. Dezember 1786 zu Wedhornskampe geboren.

Am 3. Oktober 1809 verheiratete er sich mit der Witwe Maria Sellke geb. Goertz, der Witwe des Mitnachbarn Martin Goertz, welche am 17. Dezember 1821 starb. Kinder sind aus dieser Ehe nicht hervorgegangen.

In zweiter Ehe heiratete er am 1. Oktober 1822 Johanna Wilhelmine Stande; diese war die Tochter eines Bruders seiner Mutter, des verstorbenen Mitnachbarn Johann Andreas Stande aus Gütlland und seiner Ehefrau Luise Renate geb. Kräzing; sie war zugleich die Stieftochter seines Bruders Andreas Wannow aus Gütlland, der die Witwe Luise Renate Stande geb. Kräzing geheiratet hatte. Johanna Wilhelmine starb am 29. August 1823.

In dritter Ehe verheiratete er sich am 30. September 1824 mit Maria Adelgunde Gnonde, einer Tochter des Hofbesizers M. F. Gnonde zu Wanzentampe.

Aus dieser Ehe sind außer einem im Alter von vier Jahren verstorbenen Knaben zwei Kinder hervorgegangen und zwar:

Maria Katharina Wannow, geboren zu Fischerbabke am 2. Dezember 1825.

Salomon Gottfried Wannow, geboren zu Fischerbabke am 25. Dezember 1827,

Am 10. August 1839 ist Salomon Gottfried der Ältere zu Fischerbabke verstorben. Später verheiratete sich seine Witwe mit dem Landwirt Schmidt. Sie ist 1880 in Ruchwerder bei ihrem Sohn Salomon Gottfried verstorben.

Anhang:

Von seinem Sohne Salomon Gottfried ist hernach in einem besonderen Kapitel die Rede.

Seine Tochter Maria Katharina Wannow heiratete am 19. Juni 1845 zu Steegen den Hofbesitzer Salomon Glodde zu Fischerbabke. Sie starb am 29. November 1916 zu Steegen. Sie hatte zwei Töchter:

Laura Glodde, geboren zu Fischerbabke am 1. Juni 1846, gestorben zu Steegen am 30. April 1904,

Auguste Glodde, geboren zu Fischerbabke am 22. August 1850.

Laura Glodde war mit dem Hofbesitzer Ferdinand Glodde verheiratet, der 1905 zu Steegen starb. Außer einem als kleines Kind verstorbenen Sohn ist dieser Ehe ein Sohn namens Paul entsprossen, der 17 Jahre alt gestorben ist.

Auguste Glodde war verheiratet mit dem Hofbesitzer August Hinz zu Fischerbabke und später zu Steegener Werder. Sie lebt als Witwe in Steegen. Aus ihrer Ehe sind folgende Kinder hervorgegangen:

Otto Hinz, geboren zu Fischerbabe am 29. November 1875,
Selma Hinz, geboren zu Fischerbabe am 2. März 1884,
Anna Hinz, geboren zu Fischerbabe am 4. Juni 1885,
Ernst Hinz, geboren zu Steegener Werder am 15. September 1886,
Emmy Hinz, geboren zu Steegener Werder am 27. November 1887,
Ida Hinz, geboren zu Steegener Werder am 1. Oktober 1890,
Gertrud Hinz, geboren zu Steegener Werder am 15. Juni 1895.

Gertrud ist unverheiratet bei ihrer Mutter; Ida ist Krankenschwester zu Britz bei Berlin; Emmy ist Angestellte der Fürsorge in Helenenhof bei Potsdam.

Otto Hinz ist Hofbesitzer in Steegener Werder und verheiratet mit Paula Harder, einer Tochter des Hofbesitzers Karl Harder aus der Ehe mit Pauline Foth zu Groschenkampe. Er hat nur eine Tochter namens Hildegard Hinz, die am 16. Februar 1911 in Gruben-Kädingskampe geboren ist.

Selma Hinz ist verheiratet mit dem Hofbesitzer Albert Wiebe in Trutenau, einem Sohne des Hofbesitzers Jakob Wiebe und einer geborenen Dnß zu Platenhof. Albert Wiebe besitzt das früher Wannowsche Grundstück in Trutenau. Aus dieser Ehe sind hervorgegangen:

Heinz Dirk Wiebe, geboren zu Trutenau am 11. Juli 1908,

Gerda Wiebe, geboren zu Trutenau am 25. März 1910,

Lothar Wiebe, geboren zu Trutenau am 11. September 1911.

Anna Hinz ist mit dem Hofbesitzer Bruno Kling zu Freienhuben, dem Sohne des Hofbesitzers Reinhold Kling aus der Ehe mit Maria Litke-
mann, verheiratet. Aus dieser Ehe sind folgende Kinder hervorgegangen:

Frieda Kling, geboren zu Freienhuben am 19. Februar 1908,

Reinhold Kling, geboren zu Freienhuben am 3. August 1910,

Hans Kling, geboren zu Freienhuben am 19. April 1912,

Anne-Marie Kling, geboren zu Danzig am 7. August 1913,

Hubertus Kling, geboren zu Danzig am 7. Februar 1919.

Ernst Hinz ist Beamter bei der Biochemischen Fabrik in Zehlendorf bei Berlin. Aus seiner Ehe mit Herta Schulze ist am 28. März 1925 zu Zehlendorf eine Tochter namens Susanne-Marie hervorgegangen.

8. Salomon Gottfried Wannow II.

* Fischerbabe 25. Dezember 1827, † Berlin 17. Mai 1903.

Hofbesitzer zu Fischerbabe, später zu Steegener Werder und Rüdowwerder.

Salomon Gottfried Wannow wurde am 25. Dezember 1827 zu Fischerbabe geboren. Er war ein Sohn des Hofbesitzers Salomon Gott-

fried Wannow zu Fischerbabe aus der Ehe mit Maria Adalgunde Gnonde, Tochter des Hofbesizers M. J. Gnonde zu Wanzenkampe.

Am 29. Juni 1854 verheiratete er sich mit der am 29. Juni 1833 zu Bröske geborenen Karoline Friedrich, Tochter des Hofbesizers und Schulzen Michael Friedrich zu Bröske aus der Ehe mit der Hofbesizerstochter Konfordia Preuß aus Neumünsterberg.

Aus der Ehe Salomon Gottfrieds mit Karoline Friedrich sind, außer einigen ganz jung verstorbenen Kindern, folgende Kinder hervorgegangen:

1. Salomon Gustav Gottfried (Fritz) Wannow, geboren zu Fischerbabe am 2. September 1855,
2. Maria Regina Karolina Wannow, geboren ebenda am 25. November 1856,
3. Albert Theodor Wannow, geboren ebenda am 2. Oktober 1858,
4. Emma Auguste Wannow, geboren ebenda am 2. Februar 1861,
5. Otto Richard Wannow, geboren ebenda am 19. Juli 1862,
6. Gustav Emil Wannow, geboren ebenda am 8. November 1863,
7. Adele Franziska Wannow, geboren zu Neutrügerstampe am 16. Februar 1870.

Salomon Gottfried übernahm zunächst den väterlichen Hof in Fischerbabe, den er auf sechs Hufen vergrößerte. Doch war dieser Wirkungskreis seinem Betätigungsdrang und seinem Ehrgeiz zu klein. Daher pachtete er alsbald das städtische Kämmerereigut Neutrügerstampe, das 24 Hufen groß war, so daß er nunmehr an der Spitze eines sehr großen Betriebes stand. Später kaufte er noch einen neun Hufen großen Hof in Steegener Werder und schließlich eine Besitzung von elf Hufen in Rüdchwerder. Außerdem beteiligte er sich sehr stark an der Zuckersabrik Tiegenhof.

Salomon Gottfried kam auf der großen Grundlage vorwärts, wie er auf der kleinen Grundlage vorwärtsgekommen war. Natürlich hatte er auch Kredit in Anspruch nehmen müssen. Im ganzen galt er aber als ein sehr reicher Mann. Man nannte ihn, zum Unterschied von seinen Vettern im Danziger Werder, den Wannow von der Mehrung. Er war ein tüchtiger Landwirt und auch ein guter Rechner. Im Gegensatz zu seinen meisten Nachbarn war er ein moderner Landwirt und verschloß sich Neuerungen nicht. Als die Lokomobilen aufkamen, war er der erste, der sich eine solche anschaffte. Den Nachbarn zuliebe, welche das Ding für feuergefährlich hielten, droß er zunächst auf dem Felde und nicht auf dem Hofe. Die Nachbarn strömten nun von weit und breit herbei, und als sie sahen, daß das Dampfdreschen gut vonstatten ging, entschlossen sie sich auch allmählich dazu.

Bis dahin hatte der Erfolg dem Unternehmungsgeist des Salomon Gottfried Wannow Recht gegeben. Da änderte sich das Bild. Es kamen einige schlechte Jahre und schlechte Preise. Das hätte er vertragen. Es kam der Zusammenbruch der Zuckerfabrik Tiegenhof. Auch den damit verbundenen schweren Vermögensverlust hätte er ertragen. Ein Großfeuer vernichtete fast das ganze Gehöft in Steegener Werder; die Versicherungsgelder der alten Gebäude reichten nicht annähernd aus, um die Kosten der Neubauten zu decken. Auch diesen Schaden hätte er ertragen. Alles zusammen aber führte zu seinem Sturz aus stolzer Höhe. Er brach wohl auch mit den Nerven zusammen, wenigstens hat sein Sohn Albert mir dies angedeutet. So zerfloß ein großes Vermögen in ein Nichts. Steegener Werder mußte für einen Spottpreis verkauft werden, Rüdowwerder kam unter den Hammer.

Salomon Gottfried zog nach Berlin und lebte dort, von einigen seiner Kinder unterstützt, in bescheidenen Verhältnissen. Eine Zeit lang hatte er eine kleine Stellung bei der Berliner Omnibusgesellschaft; schon das war bei den veränderten Verhältnissen für den früher so stolz und glänzend gestellten Mann eine Wohlthat. In den letzten Jahren seines Lebens war er bei seinem Sohn Gustav, der Direktor des Tatterjalls am Kurfürstendamm geworden war. Seine Frau war ihre letzten Lebensjahre bei ihrer Tochter Adele in Neuteich.

Salomon Gottfried Wannow ist am 17. Mai 1903 zu Berlin verstorben. Am 6. Dezember 1903 starb auch Karoline Wannow geborene Friedrich zu Neuteich.

Was seine Kinder angeht, so waren nur drei von ihnen, Gottfried, Marie und Emma, vor dem Zusammenbruch schon ausgestattet, indem sie jeder 30 000 Mark, ein damals sehr beträchtliches Vermögen, mit dem sich schon etwas anfangen ließ, erhalten hatten; alle seine übrigen Kinder mußten sich aus eigener Kraft durchs Leben schlagen.

A n h a n g.

Gottfried (Fritz) Wannow war Hofbesitzer in Heringshöft und hernach in Applinken. Er starb im Jahre 1918 als Rentner in Rakke bei Gr.-Trampfen. Dort lebt noch seine Ehefrau Olga Wannow geborene Nickel, eine Hofbesitzertochter aus Herzberg. Die Ehe war kinderlos.

Gustav Wannow war viele Jahre Direktor des bekannten Tatterjalls Kurfürstendamm zu Berlin. Er lebt mit Else von Stephan in kinderloser Ehe. Else von Stephan ist die Tochter des weiland so berühmten Reichspostministers von Stephan, des Organisations der Reichspost.

Richard Wannow ging mit seiner Ehefrau, die Margarete hieß,

nach Argentinien und wurde dort Viehzüchter. Er hatte nur eine Tochter, die einen Buchdruckereibesitzer in Buenos Aires geheiratet hat. Ihr Name ist nicht bekannt. Richard Wannow soll etwa 1920 verstorben sein.

Maria Wannow, die älteste Tochter des Salomon Gottfried Wannow II., ist verheiratet mit dem Landwirt und jetzigen Rentner Richard Claßen, der anfangs eine Besitzung in Steegener Werder und hernach ein großes Gut — Festorfen im Kreise Könitz — hatte und dann jahrelang in Langfuhr und hernach in Nizza als Rentner lebte. Als der Kronprinz als Kommandeur der Leibhusaren nach Danzig kam, verkaufte Claßen seine Villa an die Hofverwaltung, welche die Villa zur Wohnung für den Kronprinzen herrichtete. Durch die Inflation hat er sein Vermögen bis auf geringe Überreste verloren. Aus seiner Ehe mit Maria Wannow sind außer klein verstorbenen Kindern und einer 1896 im Alter von 19 Jahren verstorbenen Tochter namens Charlotte, folgende Kinder hervorgegangen:

1. Martha Claßen, geboren zu Steegener Werder am 1. November 1875.

2. Olga Claßen, geboren ebenda am 5. April 1879, gestorben am 12. März 1923.

3. Anna Claßen, geboren ebenda am 28. Februar 1883, gestorben am 3. Dezember 1919.

4. Wanda Claßen, geboren zu Festorfen bei Könitz am 17. November 1887.

5. Reinhard Claßen, geboren zu Elbing am 15. Juni 1890. Er ist Mitglied und Vertreter der Bibelforscher-Gesellschaft.

Martha Claßen ist mit dem Hofbesitzer Franz Andres (* Wossitz 27. Juni 1869) zu Wossitz verheiratet. Aus dieser Ehe sind folgende Kinder hervorgegangen:

a) Gertrud Andres, geboren zu Wossitz am 22. August 1896.

b) Margarete Andres, geboren zu Wossitz am 19. Oktober 1897.

c) Gerhard Andres, geboren zu Wossitz am 3. November 1903.

d) Elfriede Andres, geboren zu Wossitz am 6. September 1909.

Letztere lebt bei den Eltern in Wossitz. Gerhard ist stud. jur. in Jena. Margarete ist Rote-Kreuzschwester in Wossitz. Gertrud ist verheiratet mit dem Gutsverwalter Walter Nöldcke in Dargeröse und hat folgende Kinder:

Karl-Edgar Nöldcke, geboren zu Dargeröse am 7. April 1924.

Ilse Nöldcke, geboren zu Dargeröse am 27. März 1926.

Olga Claßen war mit dem Bankbeamten Georg Reichel zu Langfuhr verheiratet. Aus dieser Ehe ist hervorgegangen:

Herbert Reichel, geboren zu Langfuhr am 5. Juli 1912.

Olga Claassen ist 1923 verstorben.

Wanda Claassen heiratete am 17. März 1915 in Gr.-Trampfen den ihr verwandten Hofbesitzer Kurt Wannow aus Wositz. Die Ehe ist geschieden. Von den Nachkommen dieser Ehe ist bei Kurt Wannow die Rede. Sie lebt jetzt in Zoppot.

Emma Wannow, die zweite Tochter des Salomon Gottfried Wannow II., war mit dem Landwirt Gustav Meske aus Brodsack verheiratet. Sie besaßen zunächst einen Hof in Reichfelde, später einen größeren Hof in Thörichthof. Aus ihrer Ehe sind folgende Kinder hervorgegangen:

Walter Meske, geboren zu Reichfelde am 28. Juni 1885.

Anna Meske, geboren zu Reichfelde am 12. November 1886.

Walter Meske ist Landwirt und jetzt Besitzer eines Gutes von 400 Morgen in Adl.-Ottenhagen bei Gr.-Lindenau in Ostpreußen, einer von der Landwirtschaftskammer anerkannten Lehr- und Musterwirtschaft. Walter Meske hat den Krieg mitgemacht und ist Offizier geworden. Aus seiner Ehe mit Frieda Meske geborenen Mursch, Tochter des Sägewerk- und Mühlenbesizers Mursch zu Gerwalde bei Saalfeld, sind folgende Kinder hervorgegangen:

Jutta Meske, geboren zu Thörichthof bei Angerburg am 25. Mai 1917.

Brigitte Meske, geboren zu Thörichthof bei Angerburg am 27. November 1918.

Dietrich Meske, geboren zu Thörichthof bei Angerburg am 16. April 1922.

Anna Meske ist mit dem Arzt Dr. Hünke zu Oberfrohna verheiratet. Aus dieser Ehe ist die am 16. Mai 1914 zu Oberfrohna geborene Eva Hünke hervorgegangen.

Emma Meske geborene Wannow ist am 4. November 1918 in der Heilanstalt Neustadt in Westpreußen gestorben.

Adele Wannow verheiratete sich am 15. Februar 1894 mit dem Tierarzt Emil Thiel, Besitzerjohn aus Irrgang, Kreis Marienburg, der nach glücklicher und kinderreicher Ehe am 1. Dezember 1915 am Herzschlag verstarb. Ihr weiteres Schicksal hat Adele mir brieflich sehr anschaulich geschildert. Ich lasse ihre eigenen Worte folgen: „Ich blieb mit sieben Kindern zurück, von denen die beiden ältesten im Kriege waren, der dritte in Amerika, die vier anderen unversorgt. Da lernte ich erkennen, daß mein bisheriges Leben eine Vorbereitung gewesen war auf diese schwere Zeit, die nun für mich kam. Ich durfte mich nicht meinem Schmerz hin-

geben und die Hände in den Schoß legen, es hieß nun für mich: „Meine Kinder ernähren und erziehen!“ Mein heimgegangener guter Kamerad war ein sehr guter, ein sehr kluger und ein sehr fleißiger Mensch gewesen, aber er hatte nie zu rechnen gelernt, das widerstrebte seiner vornehmen Natur. Da habe ich mit zuckendem Herzen meine Lebensaufgabe, die Erziehung meiner Kinder, weitergeführt. Ich gründete ein Schülerpensionat und eine Privat-Knabenschule zu Ostern 1916 in Neuteich. Da habe ich das Wannowsche Blut in meinen Adern gespürt! Und ich bin heute noch stolz auf meine Abstammung, die mich befähigt hat, das Leben zu zwingen . . . Ich danke Ihnen, daß Sie der Geschichte unserer Familie nachgespürt haben! Und ich danke Ihnen, daß ich die Geschichte unserer Väter in die Hände meiner Kinder werde legen können; es ist allzeit gut, rückwärts zu blicken auf die, die vor uns waren, uns zu messen an unseren Vorfahren! Jetzt, nach verlorenem Kriege, ist es eine Gnade, rückwärts blicken zu dürfen. Mit Stolz sollen meine Kinder und Enkel in ihrem Leben erkennen, daß sie auch alle Wannowsches Blut in ihren Adern haben.“

Adele Thiel geborene Wannow ist die Leiterin der bekannten Waldschule in Steegen, welche den Lehrplan einer Oberrealschule hat und die Klassen Sexta bis Obertertia umfaßt. Es ist ihr gelungen, sich und ihre Kinder durchzubringen. Ihre Kinder sind, außer einem ganz klein verstorbenen Knaben:

Walter Thiel, geboren zu Tiegenhof am 21. November 1894, Elektrotechniker zu Herrenwyk bei Lübeck.

Alfred Thiel, geboren zu Tiegenhof am 9. Mai 1896.

Werner Thiel, geboren zu Tiegenhof am 13. August 1897.

Margarete Thiel, geboren zu Neuteich am 5. Juni 1899, Photographin zu Dresden.

Ulrich Thiel, geboren zu Neuteich am 22. August 1900, Bankbeamter, verheiratet mit Katharina geborene Wichmann.

Irmgard Thiel, geboren zu Neuteich am 27. Juli 1903, Helferin in der Marienapotheke zu Leipzig.

Ingeborg Thiel, geboren zu Neuteich am 12. Dezember 1909, noch zu Hause bei ihrer Mutter.

Alfred Thiel ist Bankvorsteher in Tiegenhof und mit Margarete Thiel geborene Becker verheiratet. Aus dieser Ehe ist die am 24. März 1924 zu Tiegenhof geborene Gisela Thiel hervorgegangen.

Werner Thiel ist Kunstmaler in San Franzisko. Im Oktober 1913 ging er als Schiffsjunge der Handelsmarine nach Amerika. Bei Kriegsausbruch konnte er nicht mehr zurückkehren und nahm Dienst auf amerika-

nischem Schiff bis Ausbruch des Krieges zwischen Deutschland und Amerika. Er hat sich durch Fleiß und Sparsamkeit die Mittel zur Ausbildung in der Malerei erworben. Er ist mit Margarete Smith aus Kanada verheiratet, deren Großeltern 1840 als Farmer nach Kanada gekommen sein sollen. Dieser Ehe entstammen:

Roy, geboren zu San Franzisko am 20. September 1924,

Nancy-Jane, geboren zu San Franzisko am 22. Juni 1926.

9. Albert Theodor Wannow.

* Fischerbabe 2. Oktober 1858, † Hohenstein in Westpreußen 4. Januar 1921.
Gutsverwalter zu Hohenstein in Westpreußen.

Albert Theodor Wannow wurde zu Fischerbabe am 2. Oktober 1858 geboren. Seine Eltern waren der Hofbesitzer Salomon Gottfried Wannow zu Fischerbabe, später zu Steegener Werder und Rüdigerwerder, und dessen Ehefrau Karoline geb. Friedrich.

Albert Theodor Wannow wurde Landwirt und heiratete am 28. März 1886 zu Laschkentampe Ida Laura Ludowika Mierau, die Tochter des Hofbesitzers Johann Jakob Mierau zu Laschkentampe aus der Ehe mit Amalie geb. Langnau, einer Hofbesitzertochter aus Rüdigerwerder. Diese ist lange vor ihm, am 21. Mai 1899, zu Görbersdorf in Schlesien verstorben. Aus ihrer Ehe ist nur ein Kind hervorgegangen; der am 17. November 1889 geborene Kurt Werner Wannow.

Albert Theodor Wannow bewirtschaftete zunächst den elterlichen Besitz in Fischerbabe und hernach die Besitzung in Steegener Werder.

Da nach dem Zusammenbruch der Vermögensverhältnisse seiner Eltern die Mittel zum Ankauf eines Hofes fehlten, übrigens auch seine Frau kränklich war, zog er nach Danzig und nahm dort eine Stellung in der großen Holzfirma Gebrüder Claassen an. Von hier aus wurde er als Holzrevisor bei der königlichen Artilleriewerkstatt in Danzig und hernach in Spandau angestellt.

Bald nach dem Tode seiner Frau ließ Albert Theodor Wannow sich pensionieren und lebte kurze Zeit als Rentner in Braust. Alsdann übernahm er die Verwaltung der Dau'schen Besitzung in Hohenstein, die er etwa zehn Jahre führte, und in der sein Sohn ihm nachfolgte. Die letzten Jahre seines Lebens wohnte er in einem kleinen Gartengrundstück, das er sich nach dem Kriege in Hohenstein gekauft hatte. Dort ist er am 4. Januar 1921 verstorben.

10. Kurt Werner Wannow.

* Danzig 17. November 1889.
Rittergutspächter.

Kurt Werner Wannow wurde zu Danzig am 17. November 1889 geboren. Sein Vater war der Gutsverwalter Albert Theodor Wannow, seine Mutter war Ida Wannow geb. Mierau, die Tochter des Hofbesizers Johann Jakob Mierau zu Paschkentampe aus der Ehe mit Amalie Mierau geb. Langnau.

Er besuchte die landwirtschaftliche Schule in Marienburg und verbrachte seine landwirtschaftliche Lehrzeit auf dem Rittergut Gr.-Kleschau. Alsdann war er fünf Jahre bis zum Kriegsausbruch Inspektor bei dem Rittergutsbesitzer Dathe zu Rauttersfelde bei Gerdauen in Ostpreußen.

Er hat bei den Gardekürassieren in Berlin gedient und wurde 1911 nach einer Übung bei den Wrangelskürassieren in Königsberg Vizewachtmeister. Als solcher zog er in den Krieg, den er als Vizewachtmeister, teils bei den Gardekürassieren und teils bei einer Wirtschaftskompagnie mitmachte. Schließlich wurde er Leutnant der Landwehrkavallerie.

Von 1919 bis 1923 verwaltete er als Nachfolger seines Vaters die Dausche Besitzung in Hohenstein.

Alsdann pachtete er das Rittergut Adamsheide, Kreis Osterode in Ostpreußen, und verheiratete sich zu Oliva am 12. Mai 1924 mit Erna Muchlinski, Tochter des früheren Gutsbesizers Karl Muchlinski in Gr.-Weide aus der Ehe mit Anna Muchlinski geb. Wolff, Tochter des Hofbesizers Wolff zu Gutsch. Aus dieser Ehe ist eine Tochter, die zu Adamsheide am 28. März 1925 geborene Ursula Ruth Wannow hervorgegangen.

Kurt Werner Wannow ist der einzige Stammhalter der Linie Salomon Gottfried Wannow, da aus der Ehe seines Ohms Gustav Wannow Kinder nicht mehr zu erwarten sind.

11. Andreas Wannow.

* Wedhornskampe 5. Dezember 1783, † Gütlland 14. September 1852.
Mitnachbar (Hofbesitzer) zu Gütlland.

Andreas Wannow wurde am 5. Dezember 1783 zu Wedhornskampe geboren und am 7. Dezember 1783 in der Kirche zu Kobbelgrube (= Steegen) getauft.

Als Fünfzehnjähriger hat er ein Tagebuch angelegt, das er mit der Aufschrift: „Einige Merkwürdigkeiten zum Theil meines Lebens, zum Theil gesehen während meinem irdischen Leben, aufgezeichnet von mir

selbst. Andreas Wannow, anno 1798“, versehen hat. Schon diese Aufschrift zeigt, daß Andreas Wannow ein denkender Kopf war. Denn ein flacher Kopf hätte den Unterschied zwischen Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens und anderem denkwürdigen Geschehen nicht gemacht.

Sein Vater war der Hofbesitzer Johann Gottlieb Wannow zu Wedhornskampe, das auch Niederkampe genannt wurde, und zu dem ein Gärtnergrundstück in Gruben und Kädingskampe gehörte. Es waren im ganzen etwa fünf Hufen.

Seine Mutter hieß Catharina und war eine Tochter des Mitnachbarn und „Nehring'schen Waldreuters“ Ephraim Stande aus Steegen aus seiner Ehe mit Maria Elisabeth geb. Langnau.

Schon als Sechszehnjähriger legt Andreas Wannow darauf Wert, im Tagebuch seine Abstammung im Mannesstamm festzulegen, indem er beim Tode seines Vaters darüber folgendes erzählt: „Mein Vater Johann Gottlieb Wannow . . . ward geböhren im Jahr 1736 den 21 ten Oktober. Sein Vater war der wohlehrbare Erdmann Wannow, Bürger und Kaufmann in Danzig, wie auch Mitnachbar und Eigenthümer des Mittel- und Rabenwerder oder Haus Kampe. Die Mutter war die Frau Elisabeth Renata geböhrene Hartschin. Der Groß-Vater väterlicher Seite ist gewesen Gottfried Wannow, Mitnachbar und Eigenthümer des Mittel- und Rabenwerder oder Haus Kampe, die Groß-Mutter selbiger Seite ist gewesen die Frau Dorothea geböhrene Witteman. Der Groß-Vater ist gewesen Herr Salomon Hartsch, Prediger der Gemeinde zu Tiegenort, die Groß-Mutter selbiger Seite ist gewesen die Frau Ursula Elisabeth geböhrene von Scholl, aus diesem Geblüth wurde mein Vater geböhren.“

Andreas Wannow hatte also schon als Knabe lebhaftes Verständnis für die Bedeutung der Abstammung, ein Verständnis, das leider seinen Nachkommen nur in sehr geringem Maße innewohnte; sie hätten sonst nicht den Geburtsbrief unseres Ahnen Christian Wannow, das in familiengeschichtlicher Beziehung so ergiebige Tagebuch des Andreas Wannow und das viele andere familiengeschichtliche Material, das er besessen haben wird, so unbeachtet gelassen.

Andreas Wannow wurde im elterlichen Hause zusammen mit seinen drei Geschwistern Johann Gottlieb (* 1. Januar 1782), Adalgunda (* 20. März 1785), Salomon Gottfried (* 5. Dezember 1786), erzogen und genoß den damals auf dem Lande üblichen Schul- und Religionsunterricht. Am 9. November 1797 wurde er von dem Prediger Abraham Benjamin Skusa zu Kobbelgrube konfirmiert.

Am 4. Juni 1799 verheiratete sich seine Mutter Catharina Stande

zum zweiten Male mit Johann Daniel Goerz, des seligen Martin Goerz, Mitnachbars auf der Gruben- und Rädingskampe, jüngstem Sohne. Zuvor gab sie durch Erbteilungsvertrag vom 26. Februar 1799 ihren vier Kindern Schicht. Als ihr Geschlechtsbeistand trat auf ihr Bruder, der Schulze Ephraim Stande, als Vormund der Kinder der Mitnachbar Michael Wannow von der Laschkenskampe. Grundstück und Gesamtnachlaß waren auf 52000 Danziger Gulden geschätzt, wovon der Witwe 26000 Gulden als ihre kulmische Hälfte und jedem Kind 6500 Gulden zukamen. Die Mutter erhöhte jedes Erbteil auf 7000 Gulden. Dazu sollte jedes Kind noch bei Großjährigkeit erhalten ein Ehrenkleid oder 100 Gulden, jeder Sohn ein Hengstjährling oder 200 Gulden, die Tochter dagegen ein aufstehend Bett oder 200 Gulden.

Andreas Wannow erwähnt diese Schichtgebung zahlenmäßig in seinem Tagebuch. Er besaß also schon damals für die wirtschaftliche Bedeutung der Erbteilung und für Geldfragen Verständnis.

Bald nach der zweiten Heirat seiner Mutter, am 29. September 1798, kam Andreas Wannow zu seinem Oheim, dem Mitnachbarn Johann Andreas Stande zu Güttland im oberen Danziger Werder, in die Wirtschaft. Johann Andreas Stande war ein Bruder seiner Mutter. Er besaß einen Hof von fünf Hufen und fünf kulmischen Morgen, den er mit seiner ersten Ehefrau Engel (= Angelita) Christ erheiratet hatte. Daneben besaß er die Hakenbude in Güttland, die verpachtet gewesen sein wird. In zweiter Ehe war er verheiratet mit Luise Renate Kraehing, einer Tochter des Mitnachbarn Georg Friedrich Kraehing aus Güttland und der Constanzia Renata Neukirch, die später mit dem Mitnachbarn Kegin verheiratet war. Als Andreas Wannow nach Güttland kam, war die Frau seines Oheims erst 25 Jahre alt; sie war also nur zehn Jahre älter als er.

Andreas Wannow hat es im Hause seines Oheims Johann Andreas Stande gut angetroffen. Es wurde ihm eine zweite Heimat. Sein Oheim gewann ihn bald lieb und hielt große Stücke auf ihn, so daß er ihm, da er fränklich war, schließlich bald alles anvertraute. Auch Luise Renate, die Frau seines Oheims, war ihm zugetan. Wahrscheinlich wird sie es gewesen sein, bei der er, wie er einige Tage nach seiner Ankunft in Güttland mit kindlicher Genugtuung schreibt, „Information in Klavierspiel“ genommen hat. Denn es war damals auf dem Lande nicht Sitte, für derlei Geld auszugeben. „Anno 1800 d. 20 ten May“, so schreibt er kurze Zeit später einigermassen resigniert, „wie in Güttland das Feuer war, wurde das Informieren im Klavierspielen gestörth, also das ich nicht länger als 1 Jahr und 8 Monate gelernet habe“. Der

Ernst des Lebens trat auf den Plan. Die „erschreckliche“ Feuersbrunst, die ihm den Klavierunterricht kostete, hatte in Güttnand nicht weniger als 26 Gebäude, dazu neun Hoffschauer eingeäschert; auch der Stall und die Scheune seines Oheims waren verbrannt. Es gab nun alle Hände voll zu tun; Holz, Ziegelsteine und anderes Baumaterial mußten angefahren, der Bau überwacht werden. Dabei konnten die Nachbarn wenig helfen, weil sie selber abgebrannt waren.

Es waren noch nicht drei Jahre seit dieser Feuersbrunst vergangen, da brannten die beiden neu erbauten Gebäude am 16. Mai 1803 wiederum nieder und mußten nochmals neu erbaut werden. So gewann Andreas Wannow schon in seiner Jugend durch den zweifachen Wiederaufbau eines Stalles und einer Scheune Erfahrung im Bauen, die er in seinem späteren Leben ausgiebig genutzt hat.

Inzwischen hatte, im neunzehnten Lebensjahre des Andreas Wannow, das 19. Jahrhundert begonnen. Er erlebte den Beginn des neuen Jahrhunderts im Hause seiner Mutter in Wedhornskampe. Besonders tiefen Eindruck hat auf ihn die kirchliche Feier in Kobbelgrube gemacht: Dort ist, so berichtet er im Tagebuch, „nach der Predigt das Lied Herr Gott Dich loben wir gesungen worden und alle Mahl, wenn die Strophe Heilig ist unser Gott gesungen ist, ist draußen mit zwei Canonen drei Mahl gefeuert worden, außer diesem haben noch den ganzen Gottesdienst Muscie mit blasenden Instrumenten mitgespielt“.

Am 4. April 1805 starb sein Oheim und Lehrherr Johann Andreas Stande. Damit trat eine große Wendung im Leben des Andreas Wannow ein. Was nun weiter geschah, darüber will ich Andreas Wannow selber reden lassen:

„Ich als ein junger, in dieser Wirtschaft erwachsener Mensch nahm mir aufs sorgfältigste diese Wirtschaft an und verwaltete sie so gut, wie es in meinen Kräften stand. Aber ohnerachtet allen meinen Fleißes mußte ich doch dieses Haus verlassen. Denn der Wittwe alten Mutter entgingen sowohl meine wie auch der Wittwe geheimste Gedanken nicht. Diese hatte einen geheimen Groll schon seit langer Zeit auf mich, woraus dieser entstand, weiß ich selbst nicht, ich denke daher, weil mich mein seeliger Oheim sehr liebte und mich auch alles vertraute. Kurz, ich mußte dieses Haus d. 6ten Juni neun Wochen nach dem Tode meines Oheims verlassen, wer wird es mir verdienen, daß ich dieses Haus mit Thränen verließ, ein Haus in dem ich so vieles zurücke ließe und das mich so lange Zeit ernährt hatte, ein Haus in dem ich so vieles Gutte genossen hatte.“

Andreas Wannow mußte also wieder nach Wedhornskampe zurückkehren. In seinem Tagebuch heißt es: „Wer weiß, auf wie lange“.

In der Tat dauerte seine Abwesenheit von Gütlland nicht sehr lange Zeit. Denn alsbald berichtet Andreas Wannow im Tagebuch: „Anno 1806 d. 24 ten Juli begab ich mich durch Gottes Gnade in den Ehestand mit Frau Lovisa Renata verw. Standen geb. Kraeking Mitnachbarin in Gütlland. Unser Hochzeitsfest wurde den 24. und 25. Juli im Beisein vieler Verwandten und Bekannten gefeiert . . . Unserem Feste zu Ehren wurde folgendes Gedicht gemacht:

Sie hat gesiegt die treue Liebe
und ist durch Prüfungen bewährt.
Nach manchen Tagen bang und trübe
ist heut ein froher eingelehrt.
Nach mancher überstandnen Plage
strahlt uns der Hoffnung holber Blick,
und zeigt uns für die künftigen Tage
der Liebe unvergänglich Glück.

Der heutige Tag legt unsre Hände
zusammen für die Lebenszeit,
doch unsre Herzen waren lange
vereinigt für die Ewigkeit.
Geschlossen ist der Bund der Treue
vor Zeugen heute am Altar,
der unauflöslich schon im Stillen
vor Gott von uns geschlossen war.

Durch treue Liebe fest vereinet
gehn wir durchs Leben mutig hin,
froh wenn die Sonne heiter scheint,
und, wenn sie Wolken überziehn
mit Ruhe, denn die Nebel fliehn,
wie jener düstre Nebel schwand,
der lange ohne zu verziehn
an unsrem Horizonte stand.

Die Freundschaft, die auf allen Wegen
so gerne ihre Blumen streut,
sie wünscht uns heute Glück und Segen
zum Lohn der treuen Zärtlichkeit.
Gott mag den schönen Wunsch erfüllen
und, ruft er uns vom Schauplatz ab,
so leg die Freundschaft unsre Hüllen
einst zu einander in ein Grab!

Zum Schmerz des jung vermählten Paares war die Brautmutter Constanzia Renate zur Hochzeit nicht erschienen. Doch schon am 24. August 1806, genau einen Monat später, ließ sie sich zusammen mit einigen anderen Bekannten bei Andreas und ihrer Tochter sehen, da, wie er schreibt: „sich ihr Haß schon etwas gelegt hatte“. Später legte sich ihr Haß noch mehr, indem sie dem Schwiegersohne ihre Geschäfte anvertraute.

Der Standesche Hof wird ein Gütlländer Grundstück von durchschnittlicher Beschaffenheit gewesen sein, wobei aber zu bemerken ist, daß Gütlland eines der fruchtbarsten Dörfer des Danziger Werders ist. Stall und Scheune waren erst 1803 erbaut, also noch sehr gut. Baufällig war das Wohnhaus. In einer Taxe, die sich bei den Grundakten des Standeschen Grundstücks Nr. 15 findet, wird vermerkt, daß es aus Schurkwerk sei und unter Pfannendach stehe. „Darin seien drei Stuben, sechs Kammern, zwei Hühnerställe, ein gewölbter Keller, eine massive Küche.“ Die Taxatoren gaben ferner an, daß außer dem Wohnhaus zwei andere Wohnhäuser, Stall, Scheune und ein ziemlich baufälliges Badhaus vorhanden sei. Das Vorhandensein von drei Wohnhäusern läßt darauf schließen, daß

der Standesche Hof aus mehreren Besitzungen entstanden ist. Die Felder werden also zerstreut gelegen haben, was ein großer Fehler dieses Hofes und überhaupt ein Fehler der sonst so guten Güttländer Grundstücke ist. Zerstreut liegende Felder erschweren die Wirtschaft in hohem Maße. Kurz, Andreas Wannow kam durch seine Heirat keineswegs in besonders günstige Verhältnisse, zumal ihm Luise Renate fünf Kinder einbrachte. Schon im Interesse einer glücklichen Ehe mußten dieselben fürsorglich behandelt werden. Denn Luise Renate war eine sehr gute und aufopfernde Mutter.

Andreas Wannow hatte also keineswegs eine gute Partie gemacht, wie es beim Einheiraten leicht den Anschein haben kann. Der erheiratete Hof war doch nur etwas über fünf Hufen groß. Bei der Abschichtung, die Luise Renate am 21. April 1806 ihren Kindern gewährt hatte, war er nach Abzug der Schulden auf 30 000 Danziger Gulden geschätzt worden, wofür sie ihn unter Anrechnung auf ihre kulmische Hälfte von 15 000 Gulden übernahm, indem die übrigen 15 000 Gulden für die Kinder, also für jedes 3000 Gulden eingetragen wurden. Die fünf Kinder, die sie ihm einbrachte, waren natürlich auch eine große Last. Eher war Andreas Wannow, der sein Erbteil von 7000 Gulden einbrachte und ein junger, rüstiger und unternehmender Mann war, der sich schon auf diesem Hofe bewährt hatte, für Luise Renate eine gute Partie. Andreas Wannow hat also nicht seines Vorteils wegen geheiratet, er hat offenbar Luise Renate lieb gehabt. Freilich wird er auch an dem Hofe gehangen haben, so daß ihm dieser Besitz begehrenswert gewesen ist. Der Hof war für ihn nicht nur die Brotstelle, sondern eben „sein Hof“, für den er sich aus tiefstem Inneren verantwortlich fühlte, und den er vertrat, wie ein König sein Königreich. Dies kommt schon in der stolzen Unterschrift, wie ich sie nachfolgend im Faksimile bringe, zum Ausdruck.



Andreas Wannow

Leider ist den Nachvordern dieses gesunde stolze Besitzgefühl abhanden gekommen. Unsere Väter, die Söhne des Andreas Wannow, haben es noch besess.

Die Ehe des Andreas Wannow mit Luise Renate war sehr glücklich. In jeder anderen Hinsicht aber waren die ersten Ehejahre außerordentlich schwer. Als die verbündeten Franzosen und Polen zu Anfang des Jahres 1807 heranzogen, flüchtete Luise Renate mit ihren fünf Kindern zu der Mutter des Andreas nach Wedhornskampe, das weit von der Marschstraße entfernt lag. Dort gebar sie ihm am 7. Mai 1807 das erste Kind, das auf die Namen Andreas Theodor getauft wurde.

Unterdessen trafen die Franzosen und die mit ihnen verbündeten Polen auf ihrem Marsch nach Ostpreußen im Danziger Werder ein. Andreas Wannow berichtet darüber folgendes:

„Am 27. Februar 1807 nahmen die Polen Dirschau ein. Am 24. Februar kamen die ersten Polen nach Gütlland, ungefähr acht Tage danach die ersten Franzosen. Am 25., 26., 27., 28. und 29. Februar wurde Gütlland von den Polen ausgeplündert. Während dieser Tage und der Belagerung von Danzig, welche zwölf Wochen dauerte und (während) dem Abmarsche von Danzig verlor ich . . . auf fünf Huben 20 Pferde und vier Wagen; neun Stück Rindvieh mußte ich liefern.“

Kein Unglück kommt allein. Dem Franzoseneinfall folgte, wahrscheinlich durch die fremden Truppen eingeschleppt, eine schlimme Viehseuche. Andreas Wannow verlor acht Kühe und einen Bullen. Im September hatte er auf seinem Grundstück nur noch eine Kuh, zehn Pferde und zehn Fährlinge.

Dazu kamen gewaltige Steuern. „Anno 1807 im Monat Oktober“, so berichtet Andreas, „mußten alle Ländereien von Danzig eine Kriegsteuer zahlen, welche dem Lande auf Huben geschlagen wurde. Das Werder mußte zahlen von jeder Hube 240 Gulden und von jeder doppelten Hube 400 Gulden. Wer aber in der Stadt wohnte, mußte von seinem ganzen Vermögen fünf Prozent abgeben. Anno 1809 wurde nochmals von dem Lande von jeder Hube 480 Gulden Kriegskontribution gefordert. Dieses mußte ein Drittel gleich bar und zwei Drittel in Jahresfrist bezahlt werden“.

Natürlich kamen unter diesen Verhältnissen die Wirtschaften, von Inventar und Geld völlig entblößt, sehr herunter. Ein Bild, wie es Andreas Wannow von dem Hofe seiner Schwiegermutter in Gütlland gibt, den er am 1. April 1808 dem Pächter Selke abnahm, wird nicht vereinzelt, sondern beinahe typisch gewesen sein. Er fand, so berichtet er, „in diesem Hofe zwölf Scheffel Roggen, zehn Scheffel Gerste, zwölf

Scheffel Hafer, zwei Scheffel Bohnen, zwei Scheffel Erbsen. Hiervon sollte ein Hof mit acht Huben Land besäet und unterhalten werden. Zur Winterfaat waren (nur) neun Morgen gesäet“. Hiervon erntete Andreas Wannow auch nichts, „denn es wurde lauter Tistel, daß die Schnitter es gar nicht schneiden wollten“. An lebendem Inventar fand er vor:

„Sieben schorfige Pferde, wovon einige nicht aufstehen konnten, drei zweijährige und drei einjährige Jährlinge, drei Bullkälber von ein Jahr alt“.

Diesen verschuldeten Hof erbte er von seiner 1813 verstorbenen Schwiegermutter. Da der übernommene Hof an acht Hufen groß war, Andreas aber schon über fünf Hufen inne hatte, hatte er nun schon einen recht stattlichen Besitz, zumal die Grundstücke in Wirklichkeit wesentlich größer waren, als Hebbücher und Grundbuch sie ausgaben.

Andreas wird es nicht leicht gehabt haben, unter so ungünstigen Umständen den verlodderten Hof in Ordnung zu bringen. Dabei war ihm das Glück nicht günstig. „Anno 1812 verlor er abermals durch die Viehseuche 28 Stück Rindvieh und behielt noch zwölf Stück. Es wurde durch blaue Podolische Ochsen angesteckt, welche auf Futter waren“. Vermutlich war auch diese Seuche eine Folge der Kriegszeit.

Andreas Wannow verzagte jedoch nicht; er nahm den Kampf mit dem Schicksal auf, und er hat diesen Kampf gewonnen. Er kam allmählich vorwärts. Sein wirtschaftlicher Aufstieg kam natürlich auch seinen Stiefkindern zugute, da er mit Luise Renate nach der Sitte jener Zeit in Gütergemeinschaft lebte und an ihrer kulmischen Hälfte ihre Kinder erster Ehe beteiligt waren.

Außer dem 1807 geborenen Andreas Theodor hat Luise Renate ihm noch in Güttland zwei gesunde Kinder geschenkt, nämlich:

Luise Charlotte, geboren am 15. Februar 1810,

Laura Sophie, geboren am 13. April 1811.

Die Geburt der Luise Charlotte Wannow mußte nach französischem Gesetz zu Protokoll genommen werden, was am 17. Februar 1810 geschah; am 18. Februar 1810 empfing Luise Charlotte dann, wie Andreas schreibt, die heilige Taufe.

Der Ehe entsprossen außerdem noch zwei Kinder, und zwar am 22. Juli 1812 ein Sohn, der Gustav Ferdinand getauft wurde, und am 4. August 1817 eine Tochter. Beide verstarben als kleine Kinder. Dem gestorbenen Gustav Ferdinand hat Andreas in seinem Tagebuch folgende Zeilen gewidmet:

„Gewiß ruhest Du jetzt sanfter, als Du bisher geruhest hast, und hat Deine Seele Empfindung, so muß es ihr gewiß wohlgehen, weil Du

noch kein Unrecht begangen hast. Kann man sich mit Gewißheit des Gedankens erfreuen, daß wir uns dort sehen werden, so bin ich froh, Dich im besseren Leben zu wissen, und wie froh werden wir uns einander begegnen, wenn Du wirst Deinen Vater erkennen, den Du hier noch nicht gekannt hast. Nun ruhe sanft, unschuldige Seele.“

Wir brauchen trotz dieser Zeilen nicht annehmen, daß Andreas an sich zur Sentimentalität geneigt hätte. Die Zeitstimmung war aber damals sentimental und färbte auf jedermann, namentlich auf die Ausdrucksweise ab. Auffallend ist die gute Sprache in jenem Tagebuchvermerk. Andreas suchte und fand leicht einen klaren und einfachen Ausdruck. Als Beispiel hebe ich hervor den Nachruf, den er in späteren Jahren einem treuen Knecht auf das Grabkreuz gesetzt hat:

Hier ruhet in stiller Gruft mein vieljähriger Diensthote

Albrecht Lewandowski

gestb. d. 23. d. Mts.; mehr als 80 Jahre alt und bald 60 Jahre ununterbrochen hat er größtentheils in meinem eigenen wie in dem meiner Vorfahren oft schwerem Dienste stets treu und rastlos für seine Pflichten gelebt. Möge er vorm Throne Gottes so getreu erscheinen, wie er hier in seinem Thun von mir anerkannt wird.

Gütlland d. 26. Sept. 1849.

Wannow.

Dieser Nachruf ist in seiner Wortsetzung und seinem echten Pathos beinahe vorbildlich. Das Grabkreuz ziert noch heute den Kirchhof in Gütlland und ehrt das Andenken des getreuen Knechtes und seines dankbaren Brotherrn.

Im Jahre 1817 erwarb Andreas Wannow einen kleinen Hof mit 25 fulmischen Morgen in Schiewenhorst für das Meistgebot von 1916 Reichstaler.

Im Jahre 1819 traf ihn und die Seinigen ein harter Schlag. „Am 2. Februar dieses Jahres nachmittag um zwei Uhr“, so schreibt er, „endete der Tod das sanfte mir so theure Leben meiner guten, edlen Gattin Luise Renata geb. Kraeking. Schon bei der Geburt ihrer (im August 1817) im Alter von vier Wochen gestorbenen Tochter zehrte eine Nervenschwäche an den Kräften ihres schon ohnedem immer schwächlichen Körpers, denn von da ab hat sie eigentlich keinen gesunden Tag genossen. Auch lag wohl schon länger der Keim dieses ihren Körper verwüstenden Übels in ihr, denn schon seitdem sie die zwei letzten . . . Kinder gebar, die doch auch nur ihres schwächlichen Körpers wegen so bald ihr Leben endeten, und zwischen welchen noch zwei Mißgeburten (= Fehlgeburten) waren,

scheint mir schon diese Art Schwäche in ihrem Körper gehebt zu haben, denn alle ihre früheren Kinder waren und sind noch jetzt gesund und wohl“.

Luiſe Renate war erſt fünf Monate über 45 Jahre alt, als ſie ſtarb. Wenn Andreas erzählt, daß ihre Krankheit ſchon längſt in ihr gelegen habe, und daß darauf auch der Tod ihrer beiden letzten Kinder und die beiden Fehlgeburten zurückzuführen ſeien, ſo ſagen wir uns heute, daß Andreas beſſer die ſchwächliche und ſchon kranke Frau vor dieſen Geburten bewahrt hätte. Haben wir aber, die wir im Zeitalter des Zweikinderſystems oder gar prinzipieller Kinderloſigkeit leben, ein richtiges Urtheil? Leben iſt Schaffen und Zeugen, Unfruchtbarkeit iſt Tod, iſt Abſterben und Ausſterben; gewollte Unfruchtbarkeit aber iſt Mangel an Lebenswillen und Selbſtmord.

Andreas Wannow hat ſicherlich die Vorſtellung, daß er durch ein natürliches Eheleben ſeiner Frau Unrecht tun konnte, völlig fern gelegen. Er würde ſonſt nicht ſo offen über ihre Kränklichkeit als die Urſache zweier Fehlgeburten und zweier kränklicher und früh verſtorbener Kinder ſprechen. Auf jeden Fall hat er Luiſe Renate ſehr geliebt. Das zeigt ein Nachruf, den er ihr acht Tage nach ihrem Tode in ſeinem Tagebuch widmet:

„Ich habe mit ihr im Eheſtande zwölf Jahre ſechs Monat und neun Tage gelebet. Eine in anderer Hinſicht, wegen der geherrſchten Kriege dieſe ganze Zeit, ſehr böſe Zeit, aber in unſerer Ehe ſehr glückliche Zeit. Gewiß ſie hat mir die Leiden durch ihre Sanftmuth, Güte und Herzliche Anhänglichkeit und treue Liebe verſüßet, daß ſie mir nicht ſo ſchwer wurden, wie es ohne ſie und ohne ihre Edlen Tugenden der Fall geweſen ſein würde. Sie war das beſte, das liebevollſte, das edelſte Weib und gewiß die zärtlichſte beſte Mutter unſerer Kinder. Sie verlangte nichts zu keiner Zeit mit Strenge und doch geſchah alles was ſie wünſchte und was ſie verlangte, ſelbſt gegen ihre untergebene handelte ſie nicht anders. Wenn ſie einmal einen Fehler oder dergleichen vergab, ſo dachte ſie auch nie, zu keiner Zeit mehr daran. So gut war ſie in allem ihren Thun. Keine Mühe und Laſt für die Ihrigen und ſelbſt für einen Fremden wurde ihr zu ſchwer. Ich kann es alſo vor Gott und vor der Welt, und darf es ſagen, ſie war in jeder Hinſicht das beſte Weib. Darum weihe ich ihr auch ſo gerne meine Tränen und werde noch nach Jahren ſie ihr weihen, denn nie wird ihr Andenken in meinem Herzen erlöſchen — ſelbſt dann nicht, wenn mich meine Verhältniſſe durchaus nöthigen ſollten mich mit einer anderen einſt ehelich zu verbinden. Auch nur ein ſolches Weib die mit mir, bei ihrem Andenken, eine ſtille Träne weinen könnte, würde meine Achtung verdienen können. — Ruhe ſanft du Edle gutte Liebevolle Seele, Dein Andenken wird nicht ſo leicht verlöſchen.“

Diesen Worten ist nichts hinzuzufügen.

Wenn Luise Renate auch ihr Leben so früh hat beenden müssen, so konnte sie doch in Ruhe die Augen schließen, denn nicht nur die Kinder, die sie mit Andreas gezeugt hatte, sondern auch ihre fünf Kinder erster Ehe waren bei Andreas gut aufgehoben.

Die Geschwister Stande, die sämtlich in Gütlland geboren waren, hießen:

Johann Friedrich Wilhelm Stande,

Karl August Stande,

Amalie Henriette Stande,

Johanna Wilhelmine Stande,

Auguste Friederike Stande.

Andreas Wannow ist seinen Stiefkindern ein zweiter Vater und ein so hervorragender Fürsorger gewesen, wie es ihnen ihr eigener Vater Johann Andreas Stande, der nicht die hervorragende Wirtschaftlichkeit des Andreas Wannow besaß, nicht hätte sein können. Das wird noch heute von den Nachkommen seiner Stiefkinder rühmend anerkannt. Andreas Wannow hat durch seine Fürsorge für diese Kinder den Dank voll abgetragen, den er seinem verstorbenen Oheim und Lehrherrn Johann Andreas Stande schuldete.

Schon die Erbteilung vom 19. Juli 1819 zeigt, welchen Vorteil auch die Stiefkinder des Andreas Wannow durch die zweite Heirat ihrer Mutter gehabt hatten. Die Teilungsmasse betrug 40 862 Taler 23 Gr. 0 Pf., wovon die acht Kinder der Luise Renate die Hälfte mit 20 431 Taler 11 Gr. 9 Pf., also jedes 2553 Taler 80 Gr. 3¹/₂ Pf. erhielten. Also bekam jedes der Stiefkinder rund 2500 Taler, während es einst als väterliches Erbteil nur 3000 Gulden erhielt.

In der Teilungsmasse ist außer dem alten Standeschen Hofe und der von der Schwiegermutter übernommenen Besizung noch ein weiterer Hof von 4¹/₂ Hufen aufgeführt. Diesen Hof hatte Andreas ursprünglich für seinen ältesten Stiefsohn gekauft und ihm am 1. März 1814 verschrieben. Johann Friedrich Wilhelm Stande kränkelte aber und konnte nicht selber wirtschaften, so daß Andreas den Hof in eigene Bewirtschaftung hatte nehmen müssen. Schließlich ließ er diesen Hof, „den Krügerschen Hof“, sich und den Erben der Luise Renate von J. Fr. W. Stande abtreten, so daß er in die Teilungsmasse kam und Andreas Wannow zufiel, da er die Teilungsmasse in Anrechnung auf seine kulmische Hälfte übernahm.

Für das gute Verhältnis, in dem Andreas zu seinen Stiefkindern stand, ist bezeichnend, daß ihm seine beiden ältesten, schon majorennen

Stiefkinder J. Fr. W. Stande und Karl August Stande bei der Erbteilung nicht nur ihr ihnen jetzt überwiesenes mütterliches Erbteil, sondern auch das auf dem alten Standeschen Hofe stehende väterliche Erbteil ohne Sicherheit kreditierten. Die Muttererbtteile der übrigen drei Geschwister Stande und der drei Kinder des Andreas wurden auf dem Wannowschen Besitz eingetragen, und zwar erhielt das Geld der Geschwister Stande den Vorrang vor den Erbteilen der leiblichen Kinder des Andreas. Auch hierin zeigt sich, daß Andreas seinen Stiefkindern unter allen Umständen gerecht werden wollte.

J. Fr. W. Stande starb am 2. September 1821 an der „Auszehrung“, wie Andreas im Tagebuch berichtet. Auch Johanna Wilhelmine Stande ist am 28. August 1823 jung und zwar noch minderjährig verstorben, nachdem sie ihren Better, den Nachbarn Salomon Gottfried Wannow zu Fischerbabe, der verwitwet und kinderlos war, geheiratet hatte und dadurch sehr gut versorgt war. Salomon Gottfried war ein Sohn der Catharina Wannow geb. Stande, einer Schwester ihres Vaters, und als Sohn des Johann Gottlieb Wannow aus Wedhornskampe zugleich ein Bruder ihres Stiefvaters Andreas Wannow, woraus sich recht verwickelte Verwandtschaftsverhältnisse ergaben.

Die beiden anderen Schwestern Stande, Amalie Henriette und Auguste Friederike, haben sich, gewiß nicht ohne Zutun ihres fürsorglichen Stiefvaters, gut verheiratet, und zwar Letztere mit dem Hofbesitzer Johst in Liehau, Erstere mit dem Hofbesitzer Karl Eduard Randt im benachbarten Kriestohl²⁶⁾. Beide Schwiegersöhne hatten große Besitzungen.

Für seinen Stieffohn Karl August Stande sorgte Andreas in folgender für seine Umsicht und seinen Unternehmungsgeist charakteristischen Weise. Andreas hatte auf dem Hof des Nachbarn Kraehing zu Gr.-Zünder 2500 Taler ausstehen. Dieser Hof, der sechs Hufen groß war, kam nun im Oktober 1824 auf Betreibung des ersten Hypothekengläubigers Dr. Behrend, der 15 000 Gulden nebst vielen aufgelaufenen Zinsen zu fordern hatte, zur Subhastation und wurde dem Dr. Behrend zugeschlagen. Diesem wurde der Kauf leid und so übergab er den Hof für 4000 Taler an Andreas Wannow. Allerdings war das Grundstück, wie Andreas in seinem Tagebuch schreibt, „indessen ganz vernachlässigt, die Herbstsaat liegen geblieben, die Ernte ganz in andere Scheunen gebracht und das Vieh gegen ganz unbrauchbares vertauscht, welches Andreas bis auf zwei

²⁶⁾ Eine Tochter der Amalie Henriette, Auguste Randt, hat später den jüngsten Sohn des Andreas, Eduard Wannow, geheiratet. Eine andere Tochter der Amalie Henriette namens Laura heiratete den Hofbesitzer Emil Philipsen zu Kriestohl.

Pferde und zwei Kühe, die auf dem Hofe waren, sofort den Eigentümern, die selbiges hierher vertauscht hatten, zurückgab. Zum Frühjahr und schon den ganzen Winter mußte Andreas alles dorthin schicken und mit seinem Gespann von Güttnland dort zupflügen, weil sich das Ankaufen von Pferden nicht sogleich tun ließ. Indessen es ließ sich noch alles zur Not machen, denn am 27. April 1825 hatte Andreas schon die ganze Saat bestellt. An diesem Tage wurde ein zweiter Hof mit vier Hufen dort verkauft, und da bei dem ersten gar kein Stall war, und auch dem Wohnhaus der Einsturz drohte, so war ich genöthiget, diesen zweiten, wo noch ein ziemlich gutes Wohnhaus darauf stand, zu kaufen. Da war auch ein Stall von der Größe, der, wenn alle innere Einrichtung, die gänzlich herausgebrochen war, wieder gebaut wurde, auf beide Höfe groß genug war. Aber auch hier war noch bis dahin kein Scheffel Sommersaat, auch im vergangenen Herbst keine Wintersaat gesät. Ich schickte deshalb sogleich mein ganzes Gespann aus Güttnland dort hin und auch Futter für dasselbe, so daß mit acht Gespannen gearbeitet wurde, und in acht Tagen war das ganze Sommer- und Winterfeld bestellt. Nun mußte an das Bauen und Viehankaufen gedacht werden, welches noch alles vor der Ernte geschah“.

Martini desjelben Jahres übergab Andreas die beiden vereinigten Höfe „mit vollen Scheuern und vollem Besitz“ an seinen Stieffohn Karl August Stande, der das Grundstück mit Inventar und Ernte für 15000 Taler annahm.

Seine Schilderung dieses Vorgangs fügt Andreas im Tagebuch hinzu, daß Stande „auch jetzt, zwei Jahre später, noch mit dem Kaufe sehr zufrieden“ sei. In der That war für Karl August Stande sehr gut geforgt. Er begann mit zehn Hufen; Andreas selbst, der ihn so wohl versorgt hatte, hatte nur mit wenig über fünf Hufen angefangen, die dazu noch mit fünf eingebrachten Kindern belastet waren. Man muß Karl August Stande um diesen Stiefvater beneiden.

Übrigens war Andreas Wannow unterdessen, wie er es als für seine Wirtschaft und für seine ganzen Verhältnisse als nötig vorausgesehen hatte, eine zweite Ehe eingegangen, indem er, im Lebensalter von sechs- unddreißig Jahren, am 6. Januar 1820 sich zu Güttnland mit Friederike Wilhelmine Neumann verheiratete. Diese war erst neunzehn Jahre alt und die Tochter des verstorbenen Schulzen und Mitnachbarn George Gabriel Neumann aus Güttnland aus der Ehe mit Beata Constanzia Friederike Wannow geb. Hader.

Beata Constanzia Friederike Hader war eine Tochter des Hofbesizers Johann Traugott Hader und seiner Ehefrau Anna Elisabeth Hader geb. Schumacher zu Stüblau. Die Haders waren eine der ältesten und an-

gesehensten Familien des Danziger Werders, die wie der Polizeipräsident Wessel in seinem Gedentbuch der Familie Wessel berichtet, wohl schon zur Ordenszeit im Danziger Werder ansässig war und innerhalb des 18. Jahrhunderts dem Danziger Werder nicht weniger als vier Deichgrafen geliefert hat.

Auch George Gabriel Neumann, der am 26. Dezember 1768 zu Zugdam geboren und am 15. März 1814 zu Güttnland „an Brustentzündung“ verstorben ist, gehörte einer alten Werderfamilie an. Sein Vater war der Hofbesitzer Johann Gottfried Neumann aus Zugdam, der Sohn des dortigen Hofbesitzers Johann Neumann; seine Mutter war Anna Elisabeth Neumann geb. Schulz, die Tochter des Hofbesitzers George Schulz aus Zugdam-Osterwid. Die Familie Neumann wird sich ohne große Mühe mehrere Generationen weit zurück verfolgen lassen. Ein Messingmörser aus dem Nachlaß des George Gabriel Neumann mit der eingepprägten Inschrift „G. G. Nymann 1801“ ist in meinem Besitz und ein interessantes und wertvolles Familienstück.

Der elterliche Hof der Friederike Wilhelmine Neumann war im Besitz der Witwe Beata Constantia Friederike Neumann geb. Hacker und ihrer Kinder. Die Vormünder der Kinder verzichteten 1815 und 1816 auf ihren Anteil an dem überschuldeten Hof, und der Hof wurde alsbald nach der Heirat ihrer Tochter mit Andreas Wannow auf den Namen der Witwe verschrieben. Der Hof kam schließlich 1841 zur Zwangsversteigerung. Also war auch die zweite Frau des Andreas Wannow keine gute Partie. Beate Constanzia Friederike Neumann geb. Hacker, die am 22. Dezember 1837 zu Güttnland „im Alter von 63 Jahren am Nervenfieber“ verstarb, hatte den Verlust des Hofes nicht mehr erleben brauchen. Der Verlust wäre ihr sehr schwer gefallen. Denn der Hof war schon lange im Besitz der Familie gewesen; ehe ihr Ehemann George Gabriel Neumann ihn 1801 erwarb, besaß ihn der Archidiaconus Mischke von der Marienkirche in Danzig, der mit Johanna Renate Hacker verheiratet war; Letztere war die Tochter des Deichgrafen George Hacker aus Güttnland, der den Hof bejessen hatte, und von dessen Witwe Mischke ihn 1794 kaufte.

Auch mit Wilhelmine Friederike Neumann hat Andreas Wannow in sehr glücklicher Ehe gelebt. Sie war wohl an Körper und an Wesen kräftiger, wie seine erste Frau und stand ihm namentlich bei seinen großen Unternehmungen lebhaft teilnehmend zur Seite. Mit ihrer Gesundheit „ausgezeichneten Geistesgegenwart und anderen Fähigkeiten“, die Andreas ihr nachrühmt, war sie wohl die Frau, die ein Mann wie Andreas Wannow brauchte.

Das erste Kind dieser Ehe wurde am 26. November 1820 geboren und am 7. Januar 1821 auf den Namen Adolph Ferdinand getauft. Es fand eine große Taufe statt, und die angesehensten Familien der Gegend stellten die Paten. Dies Kind starb am 18. September 1821.

Am 20. Februar 1822 wurde als zweites Kind dieser Ehe ein Knabe geboren: Otto Friedrich Wannow. Es ist dies der spätere Deichhauptmann.

In der darauf folgenden Nacht brach auf dem neben der Hafnbude gelegenen Hofe des Andreas Wannow ein Feuer aus, das sich von einem Strohhaufen aus schnell verbreitete und Stall und Scheune vernichtete, in der noch ungefähr 25 Last Getreide unausgedroschen lagerten und mit verbrannten. An lebendem Inventar verbrannten elf Mastochsen, zwölf Pferde, 26 Jährlinge. Außerdem verbrannte die in dem Stall aufgestellte Grümmühle, die Andreas im Jahre 1815 von dem Zimmermeister Wienß von Kl.-Mausdorfer Weide gekauft hatte, und auf die er anscheinend sehr stolz war. Zu diesem Unglücke schreibt Andreas im Tagebuche: „Gott hat mir dieses Unglück zugeschiedt, ich hoffe, er wird es mir auch tragen helfen und wenn es mir nützlich auch wieder ersehen“.

Am 28. August 1823 wurde ihm eine Tochter geboren, die Johanna Wilhelmine getauft wurde, aber schon am 21. Juni 1825 verstarb.

Am 30. Oktober 1824 schenkte ihm Wilhelmine Friederike Neumann wiederum einen Sohn, der die Namen Karl Heinrich Wannow erhielt. Es ist dies mein Vater.

Im selben Herbst kaufte Andreas Wannow die schon oben erwähnten Grundstücke in Gr.-Zünder, die er seinem Stieffsohn Karl August Stande verschrieben hat.

Am 20. Oktober 1825 übernahm Andreas Wannow von seiner Mutter und deren zweiten Ehemann Johann Daniel Goerß den ehemals väterlichen Hof in Wedhornstampe, der rund fünf Hufen groß war, für 8600 Taler unter Übernahme von 5500 Taler Hypotheken und im übrigen unter Verrechnung seiner, wie er angibt, sehr bedeutenden Forderung. Der Vertrag wurde in Gegenwart und mit Billigung seines Bruders Salomon Gottfried Wannow abgeschlossen. Nicht lange darauf, am 23. Februar 1826, starb seine Mutter, und Andreas übernahm nun den Hof in eigene Bewirtschaftung. Diese führte er, wie er im Tagebuch schreibt, ein Jahr lang in der dort bestehenden Art weiter; da ihm diese wenig Ertrag zu geben schien, so verpachtete er vierzig kulmische Morgen, das übrige aber bestimmte er zur Viehweide und behielt nur etwas als Ackerland zurück. Die Aufsicht führte ein dortiger Einwohner. So hatte er dort keine eigentliche Wirtschaftshaltung mehr. Fortan schickte An-

Andreas Wannow alle Jahre sein Jungvieh und seine Fohlen mit einigem anderen Vieh nach Wedhornskampe auf die Weide. Er pflegte auf seinem Schimmel an der Spitze des Herdejuges zu reiten, wenn es nach Wedhornskampe oder zurück nach Güttsland ging. Als einmal der Fährmann in Stüblau, wo Andreas Wannow überzusetzen pflegte, ihn überteuern wollte, — oder forderte der Fährmann Gerechtes, und Andreas war nur nach seiner Art allzu sparsam, man kann es nicht wissen —, da ritt Andreas auf seinem Schimmel durch den damals ziemlich flachen Strom, und alles Vieh, an die Führerschaft des Schimmelreiters gewöhnt, folgte ihm wattend oder schwimmend. Nur ein einziges Kalb soll ertrunken sein. So sparte er teures Fährgeld. Man erzählte übrigens auch, daß er bei einem Dammbrech vor dem heranschäumenden Wasser auf dem Rücken dieses Schimmels bis zu der höher gelegenen Dorfstätte geflüchtet sei. Häufig trug er einen roten Frack und grauen Zylinder, wenn er ausritt. Wir dürfen uns allerdings diese Montur nicht eleganter vorstellen, als der Alte Fritz sie weiland zu tragen pflegte. Ich kann mich besinnen, bei meiner Tante Auguste Friederike Bahrendt geb. Wannow ein großes Bild gesehen zu haben, welches meinen Großvater Andreas auf seinem Schimmel in rotem Frack und mit Zylinder durch das Dorf reitend darstellte. Die Reiterfigur war jedoch nur in sehr kleinem Maßstabe dargestellt, so daß die Gesichtszüge nicht kenntlich gewesen sein werden. Das Bild ist spurlos verloren gegangen. Ein anderes Bild des Andreas Wannow existiert nicht. (Der Deichhauptmann Otto Wannow soll ihm, wie man später erzählte, unter seinen Söhnen am ähnlichsten angesehen haben.)

Außer der Genugtuung, wieder in den Besitz der väterlichen Scholle gekommen zu sein, hat Andreas Wannow an dem Hof in Wedhornskampe wenig Freude gehabt; nach einem von ihm am 8. Juni 1851 verfaßten Schriftstück hatte dieses Grundstück nur gute drei Hufen brauchbares und kleine zwei Hufen nach der Überschwemmung ausgelegtes, also minder brauchbares Land, und es waren an Steuerabgaben, Lasten und Feuerfassenbeiträgen rund 150 Taler zu zahlen; „es mußte, behufs der notwendigen Betrodnung, allein für sich eine Wasserabmahlmühle, vier Schleusen, an 1100 Ruthen Stauwälle, mindestens 200 Ruthen Uferdeckwerke und mehr als 1500 Ruthen Entwässerungs- und Feldgräben allein unterhalten, und dennoch traten Fälle ein, wo die sämtlichen Feldfrüchte usw. durch die Überschwemmung vernichtet wurden“.

Im Jahre nach dem Erwerb von Wedhornskampe, am 3. Juni 1826, wurde Andreas eine Tochter geboren, welche Rosalie Friederike Wannow getauft wurde. Es ist dies die spätere Frau Bahrendt.

Am 31. Mai 1828 wurde ihm ein Sohn geboren, der den Namen Richard Edward Wannow erhielt.

Nachdem eine am 21. September 1829 geborene Tochter im Alter von sieben Wochen gestorben war, wurde ihm am 2. Mai 1831 seine Tochter Adolphine Mathilde geboren; sie ist die spätere Frau des Gutsbesizers Hugo Philipsen zu Barlewitz.

Im Jahre 1827 verheiratete er seine Tochter erster Ehe Charlotte Wannow mit dem Hofbesitzer Daniel Nieß zu Damerau, und im Jahre 1835 seine Tochter aus erster Ehe Laura Wannow mit dem Hofbesitzer Johann Wilhelm Doering zu Kl.-Lichtenau.

Im Herbst 1827 kaufte Andreas Wannow zwei devastierte Grundstücke, die in Königsdorf im Marienburger Werder belegen und zwölf Hufen und sechzehn kulmische Morgen groß waren, in der Subhastation für 7000 Taler. Wenn man daran denkt, daß Andreas schon 1824 die beiden Grundstücke in Gr.-Zünder ersteigert hatte, so wird man erkennen, wie schlecht die Zeiten damals waren, andererseits aber dem Unternehmenden, der etwas Geld oder Kredit und Mut besaß, Gelegenheit zum Zugreifen boten. Andreas hat diese Grundstücke in Kultur gebracht, darauf einige Gebäude gebaut und sie acht Jahre besessen, um sie dann mit vollem Besaß für 18100 Taler an einen Herrn v. d. Osten aus Mariendorf bei Stralsund zu verkaufen.

Im Jahre 1836 wurde Andreas Wannow zum zweiten Male Witwer. „Am 13. September 5 $\frac{1}{2}$ Uhr abends“, so schreibt er in seinem Tagebuch, „raubte mir der bittere Tod auch meine theure, liebe Gattin Friderike Wilhelmine geb. Neumann im 36. Jahre. Am 2. September wurde sie von einem gesunden Mädchen sehr glücklich entbunden, war zwei Tage auch sehr wohl, verfiel aber im 3. Tage in ein Fieber, welches sich zum Nervenstieber ausbildete, und nun war in ihrem Zustande jede Hilfe fruchtlos“.

„Mein Lebensglück“, so schreibt Andreas weiter, „ist mit ihr dahin, denn sie war mir mit ihrer ausgezeichneten Geistesgegenwart und anderer Fähigkeit Alles, und ich glaubte immer unentbehrlich, und doch mußte ich sie verlieren, sie, die mit der zärthlichsten Treue und Liebe mich verehrte und liebte. Sechs lebende Kinder von ihr beweinten mit mir ihren Verlust, von welchen das zuletztgeborene ihr bald folgte.“

Andreas war 52 Jahre alt, als ihm seine zweite Gattin starb. Fortan war er einsam, nicht nur als Gatte, sondern als Mensch überhaupt. Er hatte schon immer einen harten Kopf gehabt. Nunmehr wurde er noch eigenwilliger und eigensünniger. Sein Sohn Otto war damals erst vierzehn, sein Sohn Heinrich erst zwölf Jahre alt; sie konnten ihm nichts be-

deuten. Übrigens hatte er so gar nicht die Art, mit Kindern umzugehen. Dazu hatte er sich keine Zeit gelassen. Er verstand es auch nicht, zärtlich zu sein, und zeigte die Liebe zu seinen Kindern nur, indem er unermüdllich für sie arbeitete, dachte und plante. Er lebte fortan ganz seinen Unternehmungen und seiner Wirtschaft, in der ihm seine Söhne, sobald sie aus der Dorfschule entlassen waren, unterstützen mußten.

Im September 1842 hatte er wiederum unter einer Feuersbrunst zu leiden. „Am 7. September“, so schreibt er zehn Tage nach dem Brande im Tagebuch, „ungefähr acht Uhr brach in der Scheune gegen Süden am Giebel Feuer aus und da der Wind von hier aufs Dorf stand, so raubte mir diese Flamme in Summa elf Gebäude, wovon nur sieben mit 8000 Taler versichert waren, welches auch nur aber $\frac{2}{3}$ des Werths beträgt. Der ganze Brandschaden, nämlich die volle Ernte und eine sehr schöne Ernte, ungefähr noch dreißig Last Getreide auf den Böden, acht compl. Wagen, acht große Schlitten, vieles Schirr- und Bauholz beträgt gewiß an 30 000 Taler und wie schon bemerkt erhalte ich nur 8000 Taler Entschädigung. Wie mir der gute gnädige Gott, der die Hand des boshafsten Menschen, der mir dieses Unglück bereitet hat nicht zurückhielt auch dieses so große Unglück wird überstehen helfen weiß ich noch nicht.“

Andreas zog in ein altes Wohnhaus, das Gott sei Dank noch stehen geblieben war. Es war eine schwierige Lage, aber Andreas war der Mann, sie zu meistern, und mit dem Werke wuchsen seine Kräfte. Nun konnte er seine Tatkraft und Umsicht in vollstem Maße bewähren und zugleich seine Eigenart zum Ausdruck bringen.

Er fuhr nach Polen und holte sich Bauholz, das auf der Weichsel angeflößt wurde. So kam er viel billiger weg, als wenn er in Danzig hätte einkaufen müssen. Da er auch die Ziegelsteine nicht kaufen mochte, legte er einen Feldofen an und backte nun selber die nötigen Steine. Als er genug Ziegel hatte, begann er mit dem Bau des Wohnhauses und Speichers. Die übrigen Gebäude wurden aus Holz errichtet.

Als Wohnhaus errichtete er einen mächtigen Backsteinbau, wie er in dieser Art nirgends zu finden ist. Nur in einem lehnte er sich an die im Werder herkömmliche Bauweise an, indem er nämlich den Hauptbau mit einer auf Pfeiler gestützten und mit Durchfahrt versehenen Vorlaube nach der Straße zu versah. Im übrigen ist der Bau ein mächtiges Steinwerk, halb Wohngebäude und halb Speicher, das trotziger Herrisch und zugleich bürgerlich-wirtschaftlich-nützlich ausschaut und, obwohl nichts daran ist, was an Prunk und Schmutz auch nur erinnert, dennoch in hohem Grade repräsentiert. Man merkte gleich: „Hier wohnt schon Einer“. Und man sagt sich noch heute: „Wer dieses Haus erbaute, der

war schon ein Kerl und nicht irgendwer“. Und in der Tat ist dieser Bau die ureigenste Schöpfung meines Großvaters Andreas Wannow. Er hat sich von keinem Architekten hereinreden lassen. Zimmer- und Maurermeister waren in diesem Falle „die Handlanger eines höheren Willens“. Seine trutzig-starke, zugleich aber so überaus wirtschaftliche Persönlichkeit hat in der mächtigen schmucklosen Speicherburg und in ihrem alsbald erbauten Gegenstück monumentalen Ausdruck gefunden.

Der Bau war im Jahre 1845 fertig geworden, wie die Jahreszahl an der Vorlaube zeigt.

Nachdem auch das Gehöft fertiggestellt war, machte Andreas sich daran, ein zweites großes Gehöft neben dem ersteren zu erbauen. Denn zwei Söhne, Heinrich und Eduard, hatte er noch zu versorgen. Natürlich wurden auch die Steine für diese Bauten aus eigenem Lehm gebrannt und wiederum kam billiges Holz auf dem Weichselstrom aus Polen. Beide Gehöfte erhielten Tore mit mächtigen massiven Pfeilern, und auch die Gärten wurden durch stolze, von massiven Pfeilern getragenen Zäune eingerahmt. Das zweite Wohnhaus, in dem hernach mein Vater Heinrich Wannow gewohnt hat, war dem ersten beinahe gleich und wurde 1852 fertig. Vor dem zuerst erbauten Hofe, den hernach sein Sohn Eduard erhielt, errichtete er statt der alten Holzbrücke eine Steinbrücke, die in ihrer verhältnismäßig imposanten und doch schmucklosen Bauart sich den beiden Wannowschen Wohnhäusern anpaßt.

Es sind dies die Denkmäler, die Andreas Wannow sich selber gesetzt hat. Die Brücke trägt den Namen „Wannow“ an ihrer Stirn. Der zweite Hof zeigt unter der Vorlaube die Jahreszahl 1852.

Der zwanzig Hufen große Hof erforderte an sich schon, zumal die Felder leider sehr verstreut lagen, einen großen Wirtschaftsbetrieb. Dieser vermehrte sich ins Ungemessene während der Baujahre. Sehr anschaulich schildert diese Zeit Eduard, der jüngste Sohn des Andreas, in einem Lebenslauf aus dem Jahre 1849. Er erzählt, daß damals auf dem Gehöft seines Vaters nicht weniger als zwanzig vier-spännige Gespanne und nicht weniger als zweihundert Menschen gearbeitet haben. In jener Zeit mag es gewesen sein, als einmal — so erzählten mir häufig unsere Knechte, um den Umfang des Besitzes meines allmählich sagenhaft gewordenen Großvaters zu rühmen — ein Junge mit Pferden geritten kam und Andreas Wannow ihn fragte, wem die Pferde gehörten. Durch die Antwort des Jungen stellte sich heraus, daß es eigene Pferde des Andreas Wannow waren. In der Tat wäre es bei einem solchen großen Pferdebestande und dem damit verbundenen Wechsel kein Wunder gewesen, wenn er einmal, zumal bei frisch ein-

gespannten oder vorübergehend überarbeiteten Pferden, ein Gespann nicht wiedererkannt hätte.

Eine große Mithilfe war in dieser Zeit der Besitz der sechs Hufen in Wedhornskampe und Schiwenhorst, weil von dort mancherlei Wirtschaftsbedürfnisse bezogen werden konnten.

Im Jahre 1850 kaufte Andreas Wannow seinem Sohne Otto Wannow einen sechs Hufen großen Hof in Trutenau. Im Jahre darauf verheiratete er seine Tochter Friederike mit dem Hofbesitzer Bahrendt zu Kohling.

Nach einem tätigen Leben voll Mühe und Arbeit ist Andreas Wannow am 14. September 1852 auf seinem Hofe zu Gütlland in seinem 69. Lebensjahre gestorben, als der zweite Hof gerade fertiggestellt war; es waren die Tage der Cholera, doch ist er nicht an der Cholera gestorben, wie mir mein Großvater Bulcke erzählt hat; aus jenen Tagen erzählte mir auch Großvater Bulcke eine originelle Äußerung meines Großvaters Andreas Wannow: Bulcke hatte als Ortschulze Särge für die verstorbenen und sterbenden Opfer der Cholera gekauft; die Särge waren nun dem Andreas Wannow zu teuer und zu fein, und da sagte er: „de Lid ware sich noch an de dire (teure) Serg' verleck're“. Ein paar Tage später lag Andreas Wannow selber im Sarge.

Bei Andreas Wannow lebten damals seine jüngste Tochter, die schöne Mathilde Wannow, und seine beiden jüngeren Söhne, mein Vater und Ohm Eduard, Mathilde wurde von Andreas verwöhnt, soweit das seine harte und spartanische Art zuließ; Heinrich und Eduard aber — diesen Ausdruck brauchte kürzlich mein Vetter Paul aus Kokoschen — „hatten nicht zu lachen“, denn Andreas Wannow war außerordentlich streng und scharf und hatte nicht das geringste Verständnis für die Bedürfnisse der Jugend. Selbst den erwachsenen Söhnen löschte er mitunter, sogar wenn Freunde zu Besuch waren, die Lampe aus, damit sie ins Bett gingen und am nächsten Tage frischer in die Wirtschaft kämen. Sein Tod wird daher bei aller Schätzung, die sie ihrem für seine Person so anspruchslosen, immer nur auf die Zukunft der Familie bedachten und rastlos tätigen Vater entgegenbrachten, für Heinrich und Eduard eine Erleichterung gewesen sein. Jetzt kamen sie ans Licht, zur Freiheit und Selbständigkeit; bis dahin hatten sie im Schatten seiner starken und gebieterischen Persönlichkeit gestanden.

Bei der Feststellung des Nachlasses zeigte sich, daß der Fleiß, der Unternehmungsgeist und die Regsamkeit des Andreas Wannow reichliche Früchte gezeitigt hatte. Obwohl er längst seine Stiefkinder ganz und gar und seine Kinder erster Ehe wegen ihres Muttererbs theils abgefunden

hatte, wurde die Teilungsmasse gerichtlich auf nicht weniger als 128 697 Reichstaler geschätzt. Die drei Kinder erster Ehe erhielten durch Erbbrechß vom 13. Juni 1855 davon noch jedes 8043 Taler 18 Sgr., rund 8000 Reichstaler, die fünf Kinder zweiter Ehe erhielten jedes außerdem 12 860 Reichstaler 11 Sgr., also im ganzen jedes rund 21 000 Reichstaler. Es war ein großes Vermögen, welches jedes dieser Kinder erhielt; was daraus erhellt, daß das Güttländer Grundstück mit seinen zwanzig Hufen auf nicht mehr als 70 000 Reichstaler bewertet wurde; so hoch war damals die Kaufkraft des Talers.

Während die Wirtschaften in Bedhornstampe und Schiewenhorst sowie die Hakenbude von den Erben verkauft wurden, fielen die Höfe in Gütlland an Heinrich und Eduard. In der That eine reichliche Entschädigung für manches Mißerleben im Vaterhaus. Was würde ich alles einem Vater verzeihen können, der mir solchen stolzen Hof hinterlassen hätte.

Durch welche Eigenschaften ist Andreas Wannow derart vorwärtsgekommen? Er war äußerst sparsam und anspruchslos; freilich, wenn es etwas darzustellen galt, war er großzügig und keineswegs kleinlich, wie seine stolzen Hofbauten und seine Grundstückskäufe beweisen. Er war energisch und zäh und verlor nie das Endziel aus dem Auge. So hat er schwere Zeiten und Hindernisse überwunden und die Genugtuung erlebt, noch mit eigenen Augen alle seine Kinder bis auf Mathilde, die hernach den Gutsbesitzer Hugo Philipßen auf Barlewitz heiratete und ihm die ererbte stattliche Mitgift einbrachte, auf großen Wirtschaften angezogen zu sehen, für seine Söhne Heinrich und Eduard aber die beiden stolzen Höfe in Gütlland bereitzuhalten.

Freilich hat es Andreas Wannow an einer gewissen Rücksichtslosigkeit nicht gefehlt. Mir will es aber scheinen, daß im Grunde weniger Gewinnsucht, als Ehrgeiz die Triebfeder gewesen ist. Die alte Lehrerfrau Marschalk, die meinen Großvater Andreas Wannow noch gekannt und einen lebendigen Eindruck von ihm hatte, und die der Menschen Herzen und Wesen verstand, pflegte von ihm zu sagen, daß er wie der große Napoleon gewesen sei; Amalie Vingenberg, eine Tochter der Frau Marschalk, schildert zwar häufig in ihrem Tagebuch über Andreas Wannow, daß er mit den Nachbarn keinen Frieden halten könne, daß er immer herrschen wolle und stets Recht behalten müsse, spricht aber nie von seiner Habsucht. Andreas wollte ja auch nie etwas für sich selber haben, er wollte nur durch Wohlstand seine Nachkommen und das Ansehen der Familie emporheben.

Andreas Wannow hat viele Jahre, rund ein Menschenalter hindurch,

wichtige öffentliche Ämter, und zwar beinahe ein Jahrzehnt die höchsten Ämter verwaltet, die damals offen standen.

Schon im Jahre 1811, also noch ein junger Mann, wurde er Schlichtgeschworener und hatte als solcher die Grabenentwässerung des obersten Werderbezirks zu leiten. Im Jahre 1814 wurde er Kirchenvorsteher; in demselben Jahre erhielt er den ehrenvollen und schwierigen Auftrag, nach einem Dammbrech die Dammbauten zu leiten. Im Jahre 1820 wurde er Ortsschulze.

Im Jahre 1824 wurde er zum Landtagsabgeordneten für das Werder vorgeschlagen, schlug aber diese Kandidatur aus und begnügte sich mit der Wahl zum stellvertretenden Landtagsabgeordneten. Im Jahre 1830 wurde er Landtagsabgeordneter und ferner Kreisdeputierter für das Danziger Werder. Damit hatte er den Höhepunkt seiner öffentlichen Tätigkeit erreicht.

Seine Ämter versah er mit leidenschaftlichem Eifer. Ich entfinne mich, in meinen jüngeren Jahren Ausarbeitungen von seiner Hand über provinzielle Gewohnheitsrechte gesehen zu haben. Im Gedenkbuch der Familie Wessel zitiert der Polizeipräsident Wessel mehrere Berichte, die Andreas Wannow als Deichgeschworener in landwirtschaftlichen und in anderen Fragen erstattet hat; in einem dieser Berichte wendet er sich mit Energie gegen einen gehässigen und herabsehenden Angriff, der aus höheren Verwaltungskreisen gegen die Werderschen Hofbesitzer gerichtet war. Übrigens existiert eine von Andreas Wannow verfaßte Druckschrift über die bäuerlichen Lasten im Werder, die ein ungewöhnliches Maß von Kenntnissen und Rechtsverstand verrät. Ich habe auch einmal als jüngerer Mann einen handschriftlichen Aufsatz des Andreas Wannow zu lesen bekommen, in welchem er die Weichselregulierung durch Vereinigung der Ströme in einem Strombett, also eine Weichselregulierung, empfiehlt, wie sie später stattgefunden hat.

Es lag in der ungebundenen Art des Andreas Wannow, daß er sich mit der staatlichen Bürokratie nicht zu stellen wußte; auch scheint er seinem starken und heftigen Temperament im Verkehr mit den höheren Staatsbeamten keine Schranken auferlegt zu haben. Als Schlichtgeschworener hatte er einen Zusammenstoß mit dem Deichinspektor, über den er sich dann beschwerte. Darauf ermahnt ihn die Regierung „sich gegen die Einsassen und die Deichbeamten jederzeit mit der erforderlichen Ruhe zu benehmen und sich nicht zu leidenschaftlichen Äußerungen verleiten zu lassen“. Man sieht, daß unserem Großvater Andreas jene unerfreuliche Unterwürfigkeit, die so oft nicht nur bei Werderschen Hofbesitzern, sondern sogar bei großen Rittergutsbesitzern im Verkehr mit Landrat und hohen

Regierungsbeamten bemerkbar war, völlig fern lag. Das rechne ich unserem Großvater hoch an. Freilich war er wohl viel zu schroff.

Gewiß hat Andreas Wannow auch als Landtagsabgeordneter und Kreisdeputierter sich bei der Regierung nicht gerade sehr beliebt gemacht; das lag ganz und gar nicht in seiner Art. Die neueingezogene preußische Regierung hatte übrigens damals — wie Polizeipräsident Wessel berichtet — kein richtiges Verständnis für die Art der Werderschen Hofbesitzer, die schon seit Jahrhunderten durch Selbstverwaltung zu freien und selbstbewußten Staatsbürgern herangewachsen waren, während den preußischen Dorfbauern noch die Erbuntertänigkeit in den Knochen saß; wie sollten sie für einen so selbstbewußten, eigenwilligen, ungestümen und heftigen Mann, wie Andreas Wannow es war, Verständnis und Geduld haben?

In den letzten Jahren seines Lebens hatte Andreas Wannow kein Amt mehr inne. Dies hängt mit einem Streit zusammen, den er mit seinem Nachbarn Halbe, dem Großvater des Dichters Halbe, gehabt hat. Nach Äußerungen meiner Mutter soll es sich um einen Grenzstreit im Außendeich gehandelt haben. Max Halbe dagegen hat mir nach Angaben seiner Großmutter Halbe, also einer Zeitgenossin des Andreas Wannow, wohl richtiger erzählt, daß sein und mein Großvater als Nachbarn wegen eines Gartenzauns in wütenden Streit geraten seien; den Gartenzaun habe dann Andreas Wannow eines Tages mit Gewalt abgebrochen und sogar eigenmächtig die Grenzsteine versetzt; dabei soll es dann zwischen den beiden Streitmächten zu einem regulären Gefecht unter Aufgebot der Hofleute gekommen sein. Näheres darüber habe ich weder in den Deichakten noch sonst im Staatsarchiv ermitteln können. In den Deichakten war nur so viel zu finden, daß am 12. April 1839 der Deichgraf vom Landrat aufgefordert wurde, den Deichgeschworenen Andreas Wannow wegen eines in erster Instanz gegen ihn erlassenen Strafurteils vorläufig seines Amtes als Deichgeschworenen zu entheben, und daß eine Anzahl Schulzen vergeblich gebeten haben, ihn in seinem Amte zu belassen.

Es läßt sich nicht annehmen, daß der ehrgeizige und tatenslustige Andreas Wannow durch die gerade für ihn so schwer zu tragenden schlimmen Folgen seiner Eigenmacht lebenswürdiger und freundlicher geworden ist. Fortan hat er sicher seine große latente Kraft im Streit mit seinen Nachbarn noch mehr erprobt und betätigt.

Wie dem aber auch sei, er war eine eindrucksvolle und seine Umgebung weit überragende Persönlichkeit. Kein Geringerer als unser Güttländer Landsmann Max Halbe hat an seiner Gestalt, wie sie ihm seine Großmutter, sein Vater und andere Güttländer geschildert haben, Interesse genommen und einiges von ihm in seinem Drama „Haus

Rosenhagen“ und wohl auch im „Strom“ verwendet. Max Halbe hat mir darüber folgendes geschrieben:

„Leider kann ich zu dem Kapitel Ihres Großvaters nicht gerade viel beitragen. Was ich gehört habe, insbesondere von meiner Großmutter, die jene Dinge ja miterlebt hatte, ist so ziemlich das Gleiche, was Sie selbst wissen und auch in Ihrem Brief erwähnen. Meine Großmutter erzählte mir, daß es sich um die Verletzung unseres Gartenzauns durch Ihren Großvater gehandelt habe. Das dürften die Grenzsteine sein, von denen sie sprechen. Es soll zu einem sehr dramatischen Gegenstande zwischen Ihrem Großvater und dem meinigen unter Hinzuziehung beiderseitiger Knechte gekommen sein. Dies ist die Urzelle meines Dramas „Haus Rosenhagen“ geworden. Dem alten Christian Rosenhagen, der am Ende des ersten Aktes stirbt, habe ich manche Züge von Ihrem Großvater geliehen, natürlich nur so, wie ich ihn mir nach den Berichten der Zeitgenossen vorstellte, da ich ihn ja selbst nicht mehr gekannt habe. Für den Deichhauptmann im „Strom“ hat er mir bewußt nicht als Modell gedient. Es kann aber sein, daß aus dem Unbewußten doch einiges von ihm mithineingekommen ist. Mein Vater hat in jüngeren Jahren manchmal von ihm erzählt, was mir wohl irgendwie haften geblieben ist.“

Man will es scheinen, als ob man damals die unbedachte und ungestüme Tat des Andreas Wannow in ihrer Schwere weit überschätzt hat. Das wäre nicht geschehen, wenn es nicht gerade Andreas Wannow gewesen wäre, dieser unbequeme, selbstbewußte und trostige Mann, der so hochfahrend war, und der für seine Person die damals bei der Regierung vorherrschende Lehre vom beschränkten Untertanenverstand so ganz und gar ablehnte.

Man hat wohl auch nicht bedacht, daß solche Taten aus dem Blute kommen und aus einem bitteren Ernste. Was er damals mit dem alten Halbe vorhatte, war, wie der Inspektor Rathke im „Haus Rosenhagen“ sagt: „Mehr wie eine gewöhnliche Streiterei“, das war „ein Krieg“ in wahrer Bedeutung des Wortes. Übrigens kam das Handeln des Andreas Wannow noch in anderem Sinne aus dem Blute. Wie sagte doch unser Vorfahr Christian Wannow, der der Urgroßvater des Andreas war, wie sagte dieser doch, als man ihm seinen Weg durch einen Zaun verbaut hatte: „Es wisse doch ein jeder, daß er Zäune und Schlösser abbreche“ und flugs zerschlug er den Zaun mit einem Beil; seine ungestüme Art, sein starkes Blut drängte ihn unaufhaltsam vorwärts. Die Tat des Andreas Wannow ist nicht eine zufällige Wiederholung einer Handlung seines Vorfahren Christian, sie ist der Ausdruck des von diesem ererbten

starken Blutes. Nie hätte ein Mensch von blassem Wesen so handeln können, nie ein Bethmann-Hollweg, wohl aber vielleicht ein Bismarck.

Ich glaube, daß wir Nachkommen des Andreas Wannow allen Grund haben, auf diesen Vorfahren stolz zu sein. „Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem“.

Noch mehr haben wir Grund, ihm dankbar zu sein. Denn auf dem Fundament, das er errichtet hat, sind wir vorwärts gekommen.

Mehr aber als überkommenes Geld und Gut wird seine Nachkommen gefördert haben das ihnen von ihm überkommene frische und kräftige Blut. Damit vererbte er ihnen zugleich seinen zähen und zielbewußten Sinn, seine tatkräftige und zugreifende Art, seine hohen wirtschaftlichen Fähigkeiten, seine Lebenskraft und Lebenstüchtigkeit; das ist mehr als Geld und Gut. Es ist kein Zufall, daß beinahe vollzählig alle Nachkommen des Andreas Wannow und zwar — da heute schon Ururenkel von ihm im blühenden Mannesalter leben — durch vier Generationen sich sozial und wirtschaftlich auf der Höhe erhalten haben. Kriegsausgang, Revolution und Inflation haben freilich auch hier etwas herabgedrückt. Aber getrost: das gute Blut wirkt weiter und zeitigt seine Früchte.

Ich habe schon Eingangs des Buches hervorgehoben, daß nicht weniger als zehn Nachkommen meines Großvaters Andreas Wannow im Weltkriege gefallen sind, und daß acht davon Offiziere, die beiden übrigen aber Offiziersaspiranten waren. Ein wesentlicher Hochstand der Nachkommen des Andreas Wannow zeigt sich überhaupt, wenn man sie mit dem militärischen Maßstabe mißt. Von seinem ältesten Sohn freilich habe ich nicht feststellen können, ob er Soldat war. Von seinen drei übrigen Söhnen waren jedoch zwei Soldat und zwar erste Leibhusaren; mein Vater konnte freilich nicht Soldat werden, da er sich durch einen Beilschlag das Knie verletzt hatte. Von den zwanzig Enkeln des Andreas Wannow sind achtzehn Soldat gewesen, davon dreizehn Offiziere. Erstreulich gestaltet sich auch, mit dem Auge des Soldaten gesehen, das Bild der Urenkel und Ururenkel des Andreas Wannow, von denen ich natürlich nur diejenigen mitzähle, die zu der Zeit, als wir noch unser Heer hatten, schon zu dem nötigen Alter herangewachsen waren. Von diesen Urenkeln und Ururenkeln, deren Gesamtzahl dreiunddreißig beträgt, waren nur fünf ungedient. Die anderen sind sämtlich Soldaten gewesen und nicht weniger als dreiundzwanzig von ihnen Offizier geworden. Die übrigen wären es in Kürze geworden, wenn sie nicht gefallen wären, bis auf meinen Sohn Werner Wannow und Kurt Ziehm aus Troop, die beide noch als Fahnenjunker in der Garnison standen, als der Zusammenbruch erfolgte, also noch lange nicht an der Reihe waren.

Ich lasse am Schlusse des Buches eine Tabelle über den Militärstand der Nachkommen des Andreas Wannow folgen. Sie ergibt, daß die Nachkommen des Andreas Wannow ein gutes Soldaten- und Offiziersmaterial gewesen sind. Auf Andreas Wannow aber zurückblickend müssen wir folgern, daß er ihnen ein gut Teil der Eigenschaften, die den Soldaten ausmachen, vererbt hat.

Andreas Wannow ist auf dem Gützländer Kirchhof beerdigt. Sein Grabdenkmal im umzäunten Erbbegräbnis zeigt folgenden Vers:

Schnell ging ich ein zu meiner Ruh
Nach schwerem Lebenslauf,
Sanft schließt das matte Aug' sich zu
Der Geist schwang sich hinauf.
Weint Kinder nicht, ich habe überwunden
Ich hab das schöne Ziel erst jetzt gefunden
Die Mutter ist uns schon so früh vorangegangen
Wir sind nun beide hier euch froh einst zu empfangen.

A n h a n g.

Ich komme nun zu den Töchtern des Andreas Wannow. Von seinen Söhnen werde ich in besonderen Kapiteln berichten. Möge mir verziehen werden, wenn ich unter seinen Töchtern zunächst die mir näher verwandten Töchter aus seiner zweiten Ehe mit Friederike Wilhelmine Wannow geborene Neumann erörtere.

Seine ältere Tochter aus zweiter Ehe, Rosalie Friederike Wannow (* 3. Juni 1826), verheiratete sich in Gützland am 28. Oktober 1851 mit dem Hofbesitzer Albert Bahrendt zu Kohling. Die Ehe war wenig glücklich und wurde geschieden. Friederike Bahrendt war eine sehr ursprüngliche und dabei gutherzige Frau. Ich erinnere mich gern der Besuche, die wir als Kinder ihr in Danzig machten. Sie war stets sehr freundlich zu uns und hatte immer Kuchen bereit. Sie ist im Jahre 1882 zu Rudolfshof bei Czermiñ gestorben.

Aus ihrer Ehe sind folgende Kinder hervorgegangen:

Bertha Bahrendt, geboren zu Kohling am 22. Oktober 1852.

Hugo Bahrendt, geboren zu Kohling am 31. Januar 1853.

Albert Bahrendt, geboren zu Kohling am 12. Juli 1855.

Ludwig Bahrendt, geboren zu Kohling am 12. Juli 1857.

Bertha war mit dem Hofbesitzer Karl Kohbieter († 1903) verheiratet und ist 1905 in Zoppot verstorben. Ihre Kinder sind:

Meta Kohbieter, geboren zu Altmark, Kreis Stuhm, am 29. März 1876, Hausdame in Zoppot.

Friedrich Wilhelm Kohbieter, geboren zu Altmark am 11. August

1889, Gutspächter, gefallen am 7. Juli 1916 als Leutnant im Lehrinfanterieregiment.

Margarete Kohbieter, geboren zu Altmark am 21. November 1890.

Diese ist Ehefrau des Katasterdirektors Ernst August Günther zu Bielefeld und hat aus dieser Ehe einen Sohn: Edgar Günther, der am 10. März 1917 zu Danzig-Langfuhr geboren ist.

Hugo Bahrendt war Landwirt und ist unverheiratet 1905 gestorben.

Albert Bahrendt war Gutsbesitzer in Waldowken und mit Klara Drescher verheiratet. Er ist 1925 verstorben. Aus seiner Ehe ist eine Tochter namens Käthe Bahrendt hervorgegangen, welche am 23. Oktober 1889 zu Grünhagen, Kreis Stuhm, geboren ist und mit dem Bankangestellten Walter Kurz in kinderloser Ehe verheiratet ist. Sie wohnt mit ihrer Mutter zu Petershagen bei Berlin-Fredersdorf.

Ludwig Bahrendt war Kaufmann in Hamburg und ist 1924 verstorben. Er war verheiratet mit Amalie Bahrendt geb. Hupfeld, einer verwitweten Schafse. Aus dieser Ehe sind hervorgegangen:

Roland Bahrendt, geboren zu Ahrensburg, Kreis Storman, am 27. Mai 1893, Kaufmann in Hamburg,

Max Bahrendt, geboren zu Ahrensburg, Kreis Storman, am 26. September 1894, Kaufmann in Danzig,

Fried Bahrendt, geboren in Hamburg am 16. Februar 1892.

Letztere ist verheiratet mit dem Kaufmann Walter Sauer zu Hamburg. Aus dieser Ehe ist der am 3. November 1923 geborene Peter Sauer hervorgegangen.

Mathilde Wannow (* 2. Mai 1831), die jüngste Tochter des Andreas Wannow, heiratete am 11. Juli 1854 in Güttsland den Gutsbesitzer Hugo Philipsen zu Barlewitz. Sie ist am 18. September 1873 zu Barlewitz gestorben. Ihre Kinder sind:

Anna Philipsen, geboren zu Barlewitz am 9. Februar 1856,

Hans Philipsen, geboren zu Barlewitz am 8. Mai 1859,

Max Philipsen, geboren zu Barlewitz am 11. Mai 1861,

Selma Philipsen, geboren zu Barlewitz am 8. November 1862,

Hugo Philipsen, geboren zu Barlewitz am 20. März 1868,

Klara Philipsen, geboren zu Barlewitz am 8. Juli 1870,

Kurt Philipsen, geboren zu Barlewitz am 13. November 1872.

Mathilde Philipsen geb. Wannow war die Lieblingschwester meines Vaters und hat auch meiner Mutter sehr nahe gestanden. Ihr Ehemann war übrigens ein Bruder meiner Schwiegermutter, der Frau Emilie Borchmann geb. Philipsen. Wie meine Mutter so war auch meine Schwiegermutter mit Mathilde sehr befreundet. Nach ihren Schilberun-

gen und nach dem Bildnis zu urteilen, muß Mathilde eine Frau von großer Schönheit und seltener Anmut gewesen sein. Mehrere ihrer Kinder hatten ihre Schönheit geerbt.

Hans Philipfen war aktiver Kavallerieoffizier und viele Jahre hindurch ein sehr bekannter und erfolgreicher Rennreiter. Es gehört zu den stolzesten Erinnerungen meiner Schulzeit in Danzig, wenn Hans Philipfen bei den Danziger Rennen wie selbstverständlich siegte; wir aber, seine Vettern, Sekundaner des städtischen Gymnasiums zu Danzig, durften neben ihm gehen, von unseren Mitschülern ob dieser berühmten Verwandtschaft angestaunt und bewundert. Bei dem Distanzritt Berlin-Wien, den er mit erheblicher Gewinnaussicht, doch ohne Erfolg mitmachte, weil sein Pferd einige Meilen vor Wien sich einen Nagel in einen Huf eintrat, hat er sich überanstrengt und kränkelte seitdem. Er ist im Jahre 1900 verstorben.

Max Philipfen war aktiver Offizier wie sein Bruder und hat trotz seiner anerkannten militärischen Tüchtigkeit als Major selbst seinen Abschied herbeigeführt. Er ist unverheiratet und lebt in Berlin. Gern erinnere ich mich der häufigen Einladungen, die dieser liebe und getreue Vetter, obwohl er sonst hausälterisch veranlagt war, während meiner Referendarzeit in Berlin an mich und einen anderen jüngeren Verwandten ergehen ließ; ohne ein paar Flaschen Sekt ging es dabei niemals ab. Noch mehr hat mir seine verwandtschaftliche Anhänglichkeit wohlgetan.

Hugo Philipfen ist Amtsgerichtsrat in Danzig und hat das elterliche Gut Barlewitz von den Miterben übernommen. Er ist mit Luise Stolz, einer Hamburger Großkaufmannstochter, verheiratet. Die Ehe ist kinderlos.

Curt Philipfen war zunächst aktiver Offizier und wurde erst Jurist, als ich gerade vor dem Assessor stand. Wir wohnten in demselben Hause und waren täglich zusammen. Er nahm das juristische Studium mit leidenschaftlichem Interesse auf und erwartete dasselbe Interesse für das, was er uns ganz begeistert aus den Kollegs wiedererzählte, auch bei uns. Das traf freilich nicht ganz zu, doch bewunderten wir einhellig seine frische Begeisterung. Kurt ist jetzt Rechtsanwalt in Berlin und unverheiratet.

Was die Töchter der Mathilde Wannow angeht, so ist die älteste unter ihnen Anna Hardt geb. Philipfen. Sie war einige Jahre mit dem Leutnant Otto Hardt verheiratet und wurde geschieden, wobei der andere Teil für schuldig erklärt wurde. Dieser Ehe sind folgende Kinder entsprossen:

Arthur Hardt, geboren zu Danzig am 23. Oktober 1874,

Olga Hardt, geboren zu Danzig am 14. Oktober 1875,

Walter Hardt, geboren zu Danzig am 29. Januar 1877.

Letzterer war aktiver Offizier und schon im Frieden zum Generalstab kommandiert. Nach dem Kriege wurde er als Major verabschiedet. Er ist Polizeioberst und Kommandeur der Polizeischule in Eiche.

Auch Arthur Hardt war aktiver Offizier, und zwar im 3. Garde-regiment zu Fuß. Er ist nach dem Kriege im Jahre 1919 an den Folgen einer Gasvergiftung gestorben. Er war verheiratet mit Frida Luchau, der Tochter des Medizinalrats Luchau zu Königsberg. Aus dieser Ehe stammen:

Konrad Hardt, geboren zu Sensburg am 18. Juni 1904, Polizei-anwärter in Burg,

Karl-Heinz Hardt, geboren zu Reike am 1. Mai 1912.

Olga Hardt ist mit dem Staatsrat Ernst Ziehm zu Danzig ver-heiratet, der einige Jahre Vizesenatspräsident der Freien Stadt Danzig war und in der deutschnationalen Volkspartei führend ist. Wie Olga eine Urenkelin meines Großvaters Andreas Wannow aus zweiter Ehe ist, so ist Ernst Ziehm ein Urenkel des Andreas Wannow aus seiner ersten Ehe, worauf ich nachher zurückkomme. Ernst und Olga Ziehm haben folgende Kinder:

Günther Ziehm, geboren zu Strasburg in Westpreußen am 23. Sep-tember 1902, Kaufmann zu Neunorf,

Wiltrud Ziehm, geboren zu Oppeln am 7. März 1910.

Die zweite Tochter der Mathilde Philipsen geb. Wannow, namens Selma Philipsen, heiratete den Hofbesitzer Karl Witt zu Klein-Rebrau, der durch seine Tätigkeit im öffentlichen Leben, namentlich als Reichstagsabgeordneter bekannt geworden und 1922 zu Marienwerder verstorben ist. Er war ein gerader, offener und liebenswürdiger Mann. Mit unbedingter Lauterkeit und Biederkeit des Charakters verband er eine außerordentliche Gewandtheit und bedeutete dadurch viel in dem Fraktionsleben der Freikonservativen Partei. Ich persönlich habe ihm viel zu verdanken. Während meiner Referendarzeit in Berlin zog er mich heran, und ich durfte, so viel ich wollte, am Stammtisch seiner Fraf-tion verkehren, was für mich sehr lehrreich und interessant war, und wobei ich manchen Mann von Bedeutung kennengelernt habe, so den Abgeordneten Freiherrn v. Zedlitz-Neukirch und den Abgeordneten v. Kardorf, den bekannten Doppelwährungspolitiker.

Aus der Ehe Karl Witts mit Selma Philipsen sind folgende Kinder hervorgegangen:

Wilhelm Witt, geboren zu Klein-Nebrau am 2. September 1882,

Anna Witt, geboren zu Klein-Nebrau am 30. August 1883,

Martha Witt, geboren zu Klein-Nebrau am 3. Januar 1885,

Kurt Witt, geboren zu Klein-Nebrau am 26. April 1895,

Hans Witt, geboren zu Klein-Nebrau am 15. September 1900.

Wilhelm Witt hat den elterlichen Hof in Klein-Nebrau übernommen und ist verheiratet mit Dora Giesecke, der Tochter des herzoglich anhaltischen Forstmeisters Giesecke und seiner Ehefrau Klara Giesecke geb. Kaleski. Der Ehe sind folgende Kinder entsprossen:

Gisela Witt, geboren in Barlewik am 17. April 1913,

Charlotte Witt, geboren in Klein-Nebrau am 16. Dezember 1914,

Karl-Heinrich Witt, geboren in Klein-Nebrau am 2. August 1916,

Ursula Witt, geboren in Danzig am 9. Juli 1919.

Anna Witt ist verheiratet mit dem Kaufmann Max Gleisner, dem Chef und Inhaber der Firma M. Gleisner & Co. zu Concepcion in Chile und zu Hamburg, der in Hamburg wohnt. Aus dieser Ehe sind folgende Kinder hervorgegangen:

Klara Gleisner, geboren zu Concepcion am 25. Juni 1905,

Max Gleisner, geboren zu Concepcion am 26. September 1906
(† 1919),

Wolrad Gleisner, geboren zu Hamburg am 20. März 1910,

Kenate Gleisner, geboren zu Hamburg am 11. November 1913,

Kurt-Dietrich Gleisner, geboren zu Hamburg am 22. November 1914.

Klara Gleisner ist verlobt mit dem Schutzpolizeihauptmann Ernst v. Leyser.

Martha Witt ist mit dem Oberlandesgerichtsrat Theodor Kosack zu Naumburg a. S. verheiratet. Aus dieser Ehe ist der am 25. Juni 1919 zu Marienwerder geborene Helmuth Kosack hervorgegangen.

Kurt Witt war Leutnant im 4. Garderegiment zu Fuß und ist am 29. August 1914 in der Schlacht bei St. Quentin bei dem Sturm auf Lahm gefallen.

Hans Witt ist Landwirt und Pächter des Ritterguts Riesenwalde im Kreise Elbing. Er betreibt Forschungen über die Familie Witt.

Ich komme nun zu den Töchtern des Andreas Wannow aus seiner ersten Ehe mit Luise Kenate geb. Kräking verwitwete Stande.

Seine Tochter Luise Charlotte Wannow (* Güttnland 15. Februar 1810, † 1854) verheiratete sich am 5. April 1827 zu Güttnland mit dem Hofbesitzer Daniel Nieß zu Damerau. Aus dieser Ehe sind folgende Kinder in Damerau geboren:

Emma Adolphine Nieß, geboren am 4. Oktober 1835,

Ida Berta Nieß, geboren am 6. November 1836, gestorben in Danzig am 29. Januar 1928,

Mathilde Franziska Nieß, geboren am 20. Mai 1838,

Bernhard Robert Nieß, geboren am 22. Oktober 1844.

Emma Nieß heiratete am 15. September 1859 zu Groß Lichtenau den Gutsbesitzer Reinhold Ziehm zu Adl. Liebenau. Sie ist schon 1864 verstorben. Reinhold Ziehm verheiratete sich am 15. Mai 1866 zu Groß Lichtenau mit Emmas jüngerer Schwester Mathilde Nieß. Wie Emma, so hat auch Mathilde nur eine Tochter hinterlassen. Die Tochter Emmas ist die am 6. September 1860 zu Strauden bei Mewe geborene Helene Ziehm († Groß Salkow 2. August 1912), die mit dem Rittergutsbesitzer und königlichen Amtsrat Hans Krüger zu Groß Salkow verheiratet war; dieser war von 1890 bis 1891 königlicher Domänenpächter in Gallengin, Kreis Stolp, 1898 erwarb er Groß Salkow. Aus dieser Ehe entstammen folgende Kinder:

1. Werner Oskar Reinhold Hans Krüger, geboren zu Gallengin am 16. September 1891, seit 1919 Rittergutsbesitzer in Groß Salkow, Leutnant d. R. a. D. des 46. Feldartillerieregiments,

2. Hans Gerhard Krüger, geboren in Gallengin am 14. November 1892, seit 1919 Gutsbesitzer in Wobeser, Kreis Rummelsburg in Pommern,

3. Annemarie Krüger, geboren zu Gallengin am 11. Juni 1895, seit 1915 verheiratet mit Rittergutsbesitzer Hans Becker zu Bartin, Kreis Rummelsburg in Pommern. Ihrer Ehe entstammen folgende Kinder:

Hans-Dietrich, geboren am 6. August 1919,

Karl-Heinz, geboren am 28. Oktober 1920,

Jürgen-Leo, geboren am 1. Februar 1923,

Anne-Lore Marie, geboren am 16. März 1925.

4. Leo Kurt Krüger, geboren zu Gallengin am 4. Juli 1896, gefallen bei Chateau-Thierry am 12. Juli 1918 als Leutnant d. R. im 38. Feldartillerieregiment.

Die Tochter der Mathilde Ziehm geb. Nieß ist die am 23. Februar 1867 zu Adl. Liebenau geborene Margarete Neumann geb. Ziehm († Groß Salkow 21. August 1825), deren Ehe mit dem Rittergutsbesitzer Hugo Neumann zu Groß Salkow († 1897) folgende Kinder entsprossen sind:

1. Hans Hugo Reinhold Neumann, geboren zu Groß Salkow am 9. November 1883, Kaufmann in Berlin, Rittmeister a. D. im Dragoner-Regiment Nr. 10, verheiratet mit Hertha Banselow, Tochter des Sanitätsrats Banselow zu Berlin,

2. Günther Hugo Reinhold Neumann, geboren zu Groß Silkow am 13. Juni 1891, Landwirt, Gutsverwalter zu Segenthin, Leutnant d. R. a. D. des Feldartillerieregiments Nr. 71,

3. Walter Hugo Reinhold Neumann, geboren zu Groß Silkow am 10. April 1894, Rittmeister und Eskadronchef im Reiterregiment 2 zu Königsberg in Preußen, verlobt mit Margarete v. Massow auf Schloß Neuhausen bei Königsberg.

Die drei Brüder Neumann haben den Namen Neumann-Silkow angenommen.

Ida Kieß († Danzig 29. Januar 1928) war mit dem Hofbesitzer Gustav Ziehm zu Damerau verheiratet. Mit ihren jüngeren Söhnen habe ich als Schüler verkehrt, ohne daß wir zunächst von unserer Verwandtschaft wußten. Die Kinder der Ida Kieß sind:

Richard Ziehm, geboren in Damerau am 3. Oktober 1861,

Benno Ziehm, geboren in Damerau am 8. Juni 1863,

Klara Ziehm, geboren in Damerau am 28. Juli 1864,

Franz Ziehm, geboren in Damerau am 9. Januar 1866,

Ernst Ziehm, geboren in Damerau am 1. Mai 1867,

Felix Ziehm, geboren in Damerau am 9. Juni 1870.

Richard Ziehm, Gutsbesitzer zu Inselküche, der mit Alma geb. Taube verheiratet und kinderlos ist.

Benno Ziehm, Kaufmann in Danzig, ist mit Margarete geb. Sauer verheiratet und ebenfalls kinderlos.

Franz Ziehm, Hofbesitzer zu Dießau und zur Zeit Senator, war mit Wanda Johst († 26. September 1926), Tochter des Hofbesizers Adolf Johst zu Barendt, verheiratet; letztere war ebenfalls eine Urenkelin des Andreas Wannow, worauf ich hernach komme. Aus dieser Ehe ist nur die am 24. Oktober 1893 zu Dießau geborene Hertha Ziehm hervorgegangen. Hertha Ziehm ist mit dem Major a. D. Wilhelm Habrecht verheiratet, der nach dem Kriege Landwirt geworden ist und in Dießau wohnt. Aus dieser Ehe sind folgende Kinder zu Danzig geboren:

Wolfgang Habrecht, geboren am 30. Oktober 1917,

Hergart Habrecht, geboren am 25. April 1923.

Ernst Ziehm und seine Nachkommenschaft sind schon oben besprochen.

Felix Ziehm, Gutsbesitzer zu Troop bei Stuhm, ist mit Margarete Grunau, Tochter des Ökonomierats Otto Grunau, der einst als Pferdezüchter in Tralau bekannt war, verheiratet. Er hat einen Sohn, den am 30. Juli 1900 zu Damerau geborenen Kurt Ziehm, der Landwirt ist.

Klara Ziehm hat aus ihrer Ehe mit dem Ökonomierat Paul Frost zu Paulshof folgende Kinder zu Paulshof geboren:

Margarete Frost, geboren am 22. Januar 1888,

Anna Frost, geboren am 17. Februar 1889,

Kurt Frost, geboren am 8. Januar 1891.

Kurt Frost war aktiver Offizier im Thorer Feldartillerieregiment Nr. 81 und ist am 6. September 1916 als Oberleutnant und Batterieführer an der Somme gefallen.

Margarete Frost ist mit dem Gutsbesitzer Ernst Barnbeck, früher in Adl. Zellen bei Mewe, jetzt zu Lindenberg, Kreis Mewe (Lipiagora bei Gniow), verheiratet und hat aus dieser Ehe folgende Kinder:

Eliabeth Barnbeck, geboren zu Adl. Zellen am 30. April 1909,

Annemarie Barnbeck, geboren zu Adl. Zellen am 11. Juni 1910,

Hans Barnbeck, geboren zu Adl. Zellen am 12. Januar 1912,

Wilhelm Barnbeck, geboren zu Lindenberg am 9. März 1914.

Anna Frost ist verheiratet mit dem Gutsbesitzer Harry Pollnau, der zunächst das Gut Adl. Gremblin hatte und seit 1913 das Gut Groß Gluschen, Kreis Stolp, besitzt. Dieser Ehe entstammen:

Ingeborg Pollnau, geboren zu Adl. Gremblin am 23. Juni 1910,

Lieselotte Pollnau, geboren zu Danzig-Langfuhr am 30. November 1914.

Das jüngste Kind der Luise Charlotte Nieß geb. Wannow, **Bernhard Nieß**, war Landwirt, hatte verschiedene Besitzungen, darunter **Königshof** bei Marienburg und war mit Ottilie Menna, einer Hofbesitzerstochter aus Werdersdorf, verheiratet. Am 14. Juni 1922 ist er zu Potsdam verstorben. Seine Kinder sind:

Meta Nieß, geboren zu Liessau am 19. November 1874,

Waldemar Nieß, geboren zu Liessau am 15. Februar 1876,

Erich Nieß, geboren zu Liessau am 16. Juli 1880.

Lehterer war Landwirt und ist im Jahre 1900 in Danzig unverheiratet und kinderlos gestorben.

Meta Nieß ging mit 21 Jahren nach Berlin, um sich — trotz ihrer guten Vermögensverhältnisse — einem Berufe zu widmen und wurde Bibliothekarin. Als solche ist sie bei der Stadt Berlin angestellt.

Waldemar Nieß war Gutsbesitzer zu Crossen und hernach in Klein Kelpin. Aus seiner Ehe mit Martha Nieß geb. Pelz sind ihm zwei Kinder geboren:

Helmuth Nieß, geboren zu Crossen in Ostpreußen am 24. April 1904,

Günther Nieß, geboren zu Klein Kelpin am 12. Oktober 1906.

Waldemar Nieß ist am 16. Januar 1917 als Rentner zu Freiburg i. B. verstorben.

Sein Sohn Helmut hat das Abitur gemacht und erlernte sodann den kaufmännischen Beruf. Er, wie sein Bruder Günther, der Elektromonteur bei der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft Freiburg i. B. ist, halten sich bei ihrer Mutter in Freiburg i. B. auf.

Die zweite Tochter des Andreas Wannow aus seiner ersten Ehe Laura Sophie Wannow (* 13. April 1811, † 11. Januar 1842), verheiratete sich am 30. April 1835 zu Güttnand mit dem Hofbesitzer Johann Wilhelm Doering zu Klein Lichtenau. Aus dieser Ehe sind hervorgegangen:

Rudolf Doering, geboren zu Klein Lichtenau am 25. September 1832,

Hugo Doering, geboren zu Klein Lichtenau am 16. April 1834,
Laura Doering, geboren zu Klein Lichtenau am 1. Januar 1842.

Rudolf Doering, der bei den ersten Leibhusaren in Danzig gedient hat, war mit der Hofbesitzerstochter Henriette Neumann aus Niedau im Kreise Groß Werder verheiratet. Er ist 1888 und seine Frau ist 1911 verstorben. Er besaß zunächst einen Hof in Niedau bis 1874 und kaufte 1876 einen Hof in Schönwiese. Außer zwei klein verstorbenen Kindern hat er aus der Ehe mit Henriette Neumann folgende Nachkommen hinterlassen:

Arthur Doering, geboren zu Niedau am 9. Juli 1868,

Paul Doering, geboren zu Niedau am 9. Dezember 1870,

Max Doering, geboren zu Niedau am 30. August 1872.

Arthur Doering ist Landwirt und übernahm, nachdem er bei den 2. Gardeulanen gedient hatte, die elterliche Besizung in Schönwiese. Diese parzellierte er und erwarb alsdann das Gut Bucheck und hernach das Gut Pulkow im Kreise Schwef. Nach Verkauf derselben erwarb er das Rittergut Julienhöhe, Kreis Labiau in Ostpreußen. Dort war er vier Jahre hindurch Vertreter des gesamten Ostpolders im Deichverband Kaymen Lablacken, auch einige Jahre Mitglied des Ostpreußischen Generallandtages. Nach Verkauf von Julienhöhe zog er nach Neufahrwasser, wo er zwei Häuser besitzt. Sein sonstiges Vermögen hat er durch die Inflation verloren. Arthur Doering ist unverheiratet.

Paul Doering diente bei den 5. Kürassieren und erwarb das Gut Tactau im Kreise Labiau. Als das im Stau des Kurischen Haffes gelegene Gelände, zu dem auch Tactau gehörte, eingedeicht werden sollte, wurde er zum Deichhauptmann ernannt und mit der Leitung des Baues beauftragt. Jetzt wohnt er in Neuhäuser, Kreis Fischhausen, wo er eine Villa besitzt. Paul Doering ist unverheiratet. Er ist Landwehroffizier. Im Kriege führte er als Feldwebelleutnant eine Munitionskolonne.

Unverheiratet ist auch **Max Doering**, der bei den 3. Gardeulanen in Potsdam gedient hat und das Gut Jägersheim, Kreis Königsberg, besaß. Nach Verkauf dieses Gutes erwarb er ein Gartengrundstück in Fedderau, Kreis Heiligenbeil, wo er seinen Wohnsitz hat.

Hugo Doering, der zweite Sohn der Laura Doering geb. Wannow besaß das Gut Heinrichshof im Kreise Vr. Holland. Nach Verkauf desselben zog er als Rentner nach Danzig, wo er am 3. April 1905 verstorben ist. Wie sein Bruder Rudolf, so hat auch er bei den ersten Leibhusaren in Danzig gedient. Er war verheiratet mit Eveline Neumann aus Niedau, einer Schwester der Frau seines älteren Bruders Rudolf. Eveline Doering ist 1912 in Danzig verstorben. Aus ihrer Ehe mit Hugo Doering sind folgende Kinder hervorgegangen:

Eugen Doering, geboren in Heinrichshof am 21. Oktober 1866,

Walter Doering, geboren in Heinrichshof am 10. März 1869,

Margarete Doering, geboren in Heinrichshof am 28. Februar 1872.

Eugen Doering erlernte das Materialwarengeschäft, diente beim 16. Feldartillerieregiment und ist Werkmeister bei der Buch- und Stein-druckerei Julius Bauer. In dieser Stellung ist er 37 Jahre. Er ist mit Anna Schwarzkopf verheiratet, die am 14. Februar 1884 zu Danzig geboren ist. Aus dieser Ehe stammen:

Else Doering, geboren zu Danzig am 16. Mai 1910,

Heinz Doering, geboren zu Danzig am 29. September 1918.

Walter Doering erlernte das Speditionsgeschäft, diente beim Kaiser-Franz-Garde-Grenadier-Regiment in Berlin und war bis zu seinem Tode am 9. März 1920 Expedient und Lagerverwalter der Firma Johannes Jä. Er war mit Anna Behrendt, der am 11. Mai 1873 in Insterburg geborenen Tochter des Mühlenbesizers Behrendt daselbst, verheiratet. Aus dieser Ehe sind hervorgegangen:

Herta Doering, geboren in Danzig am 18. Mai 1899,

Edith Doering, geboren in Danzig am 3. Juni 1902,

Herbert Doering, geboren zu Danzig am 10. März 1905,

Horst Doering, geboren zu Danzig am 13. Juli 1911.

Herta Doering besuchte eine Handelsschule und ist seit 12 Jahren Kontoristin bei der Firma Eduard Rothenberg Nachf. in Danzig.

Edith Doering erlernte die Buchführung und ist seit 1924 Inhaberin eines Materialwarengeschäfts.

Herbert Doering erlernte das Speditionsgeschäft und ist Expedient bei der Firma Johannes Jä, bei der auch sein Vater angestellt gewesen war.

Horst Doering ist Lehrling in einem Getreidegeschäft in Danzig.

Die Tochter der Laura Doering geb. Wannow, **Laura Doering**,

heiratete den Hofbesitzer Adolf Johst zu Barendt. Dieser Ehe entstammen folgende Kinder:

Arnold Johst, geboren zu Barendt am 30. September 1864,

Alma Johst, geboren zu Barendt am 25. März 1866,

Wanda Johst, geboren zu Barendt am 21. Juni 1868,

Eugen Johst, geboren zu Barendt am 4. Januar 1874.

Arnold Johst ist Gutsbesitzer zu Rieben und mit der Hofbesizertochter Adele Goerz zu Viessau in kinderloser Ehe verheiratet.

Über Wanda Johst, die den Senator Franz Ziehm zu Viessau heiratete, war schon oben die Rede.

Alma Johst († 1922) hat aus ihrer Ehe mit dem Hofbesitzer Richard Schulz zu Kunzendorf folgende Kinder:

Gertrud Schulz, geboren zu Kunzendorf am 16. Juni 1888,

Helmuth Schulz, geboren zu Kunzendorf am 27. Oktober 1892,

Margot Schulz, geboren zu Kunzendorf am 27. Februar 1896.

Gertrud Schulz ist seit etwa 12 Jahren Krankenschwester und in der Lungenheilstätte Sommerfeld, Waldhaus Charlottenburg, Osthavel-land, tätig.

Margot Schulz ist mit dem Gutsbesitzer Wilhelm Strelow in Brück bei Cossakau, Kreis Puzig, in Pommerellen verheiratet. Aus dieser Ehe ist am 27. Januar 1925 ein Sohn namens Wolfram Strelow geboren.

Helmuth Schulz ist Hofbesitzer in Kunzendorf — er hat die väterliche Wirtschaft übernommen — und hat aus der Ehe mit Lore Kröhling, Tochter des Gutsbesizers Max Kröhling zu Borwerk Mösland bei Pelp- lin, einen Sohn namens Joachim Schulz, der am 12. Mai 1925 geboren ist.

Eugen Johst war Hofbesitzer in Altweichsel und hat seinen Hof kürzlich verkauft. Er ist verheiratet mit Erna Eggert, einer Tochter des Hofbesizers Hermann Eggert zu Klein Lichtenau. Seine Kinder aus dieser Ehe sind:

Kurt Johst, geboren zu Altweichsel am 12. November 1905,

Traute Johst, geboren zu Altweichsel am 13. Juli 1907.

Kurt Johst ist Landwirt und zur Zeit Inspektor. Traute Johst ist seit kurzer Zeit mit dem Hofbesitzer Hermann Görth zu Zipplau verheiratet.

12. Andreas Theodor Wannow.

* Gütlland 7. Mai 1807, † Gr.-Zünder 7. August 1877.

Hofbesitzer zu Trutenau, hernach Rentner.

Andreas Theodor Wannow war ein Sohn des Hofbesizers Andreas

Wannow aus Gütlland und seiner Ehefrau Luise Renate Kraezing verm. Stande. Er besaß eine Besitzung von sechs Hufen in Trutenau, die er hernach an seinen Halbbruder Otto Wannow, den späteren Deichhauptmann, verkaufte. Im Alter von 30 Jahren verheiratete er sich mit der Hofbesitzertochter Ludovika Dnd aus Zugdam, die damals erst 16 Jahre alt war.

Aus dieser Ehe wurden zwei Töchter geboren:

Marie Wannow, geboren am 16. September 1848,

Luise Wannow, geboren am 26. Januar 1850.

Nach dem Verkauf seines Hauses zog er nach Guteherberge und wechselte wiederholt seinen Wohnsitz. Zulezt wohnte er in Gr.-Zünder, wo er auch gestorben ist, und zwar am 7. August 1877.

Übrigens war er unterdessen von seiner Ehefrau geschieden worden.

Seine Tochter Luise Wannow verheiratete sich am 26. September 1870 mit dem Hofbesitzer Maximilian Gerken zu Trutenau. Aus dieser Ehe ist nur Valerie (Balln) Gerken hervorgegangen, die am 19. Oktober 1871 zu Trutenau geboren ist und in Zoppot mit ihrem alten Vater zusammen lebt. Dieser ist übrigens Veteran aus dem Kriege 1866.

Balln Gerken ist mithin die letzte Nachkommin des Andreas Theodor Wannow.

13. Otto Friedrich Wannow.

* Gütlland 20. Februar 1822, † Danzig 8. Februar 1908.

Hofbesitzer in Trutenau und Deichhauptmann des Danziger Werders.

Otto Friedrich Wannow wurde zu Gütlland am 20. Februar 1822 geboren. Sein Vater war der dortige Hofbesitzer Andreas Wannow. Seine Mutter war Friederike Wilhelmine Wannow geb. Neumann, die Tochter des Hofbesitzers George Gabriel Neumann zu Gütlland aus der Ehe mit Beata Constanzia Friederike Hacker, einer Tochter des Hofbesitzers Johann Traugott Hacker und seiner Ehefrau Anna Elisabeth Hacker zu Stüblau.

Otto Wannow besuchte nach der Sitte der Zeit nur die Dorfschule. Schon vor der Zeit wurde er eingeseget, um als vierzehnjähriger Knabe dem Vater in der großen Wirtschaft beizustehen. Er muß schon damals ernst und zuverlässig gewesen sein; sonst hätte ihn sein so anspruchsvoller Vater nicht als Gehilfen brauchen können.

Nach einiger Zeit sandte sein Vater ihn nach Königsdorf bei Marienburg, wo er einen Hof von 10½ Hufen besaß. Der junge Otto sollte dort wirtschaften. Daß er dort selbständig gewirtschaftet hat, ist bei seiner Jugend kaum anzunehmen. Vermutlich war sein Vater oft in Königsdorf und gab alles an. Vielleicht war dort auch ein anderer der eigentliche

Wirtschaftler, und Otto sollte ihm nur auf die Finger sehen. Immerhin war es ein großer Vertrauensbeweis, den Otto von seinem Vater erhielt. Übrigens war es auch für ihn sehr angenehm, „aus dem Schuß“ zu sein. Denn mit dem gestrengen Vater war nicht gut Kirschen essen.

Als die Zeit der Militärpflicht herannahte, machte er den Versuch, das sogenannte Einjährige durch eine Prüfung bei der Regierung zu erreichen. Der Versuch mißlang, wie sein Bruder Eduard in einem Lebenslauf berichtet, weil Otto die verlangte Kenntnis einer fremden Sprache fehlte. Immerhin beweist der Versuch das gesunde Streben Ottos.

Er diente bei den ersten Leibhusaren in Langfuhr, brauchte aber wegen vorzüglicher Dienstleistungen nicht die ganze Dienstzeit durchzumachen. Er kam zurück als ein sehr guter Reiter und mit einem starken Interesse für edle Pferde, das er hernach in seinem ganzen Leben in erfolgreicher Aufzucht von Halbblutpferden betätigt hat.

Im Jahre 1850 kaufte ihm sein Vater einen Hof von sechs Hufen in Trutenau.

Noch in demselben Jahre, am 26. Dezember 1850, verheiratete er sich mit Johanna Dorothea Wessel (* zu Großzünder am 4. August 1828), einer Tochter des Hofbesizers Michael Ehregott Wessel zu Gr.-Zünder und der Karoline Elisabeth Wessel geb. Philipsen. Johanna Wannow geb. Wessel war eine große Schönheit und blieb es bis in ihre älteren Jahre. Sie war freundlicher Natur und verstand es, mit ihrem etwas schwierigen Gatten gut umzugehen und namentlich seine große Strenge gegenüber den Kindern auszugleichen und vermittelnd zu wirken.

Das junge Paar fand auf dem Hof nur ein bescheidenes Wohnhaus vor, an dessen Stelle Otto alsbald ein stattliches Gebäude errichtete, das auch heute noch den Wohnbedürfnissen eines größeren Besitzers entspricht. Denn ein solcher war Otto geworden, indem er alsbald das Klomhusche Grundstück von vier Hufen zukaufte und dadurch seinen Hof nicht nur vergrößerte, sondern auch besser abrundete.

Aus Ottos Ehe mit Johanna Dorothea Wessel sind außer einigen klein verstorbenen Kindern folgende Kinder hervorgegangen:

Otto Maximilian Wannow, geboren zu Trutenau am 22. Februar 1853.

Andreas Richard Wannow, geboren zu Trutenau am 17. März 1854.

Johannes Otto Wannow, geboren zu Trutenau am 2. November 1858.

Paul Otto Wannow, geboren zu Trutenau am 10. Januar 1860.

Luiße Therese Wannow, geboren zu Trutenau am 16. Juni 1863.

Klara Jeannete Wannow, geboren zu Trutenau am 26. August 1864.

Friedrich Otto Wannow, geboren zu Trutenau am 6. Oktober 1865.

Emil Otto Wannow, geboren zu Trutenau am 17. März 1867.

Antonie Johanna, geboren zu Trutenau am 22. März 1868.

Es ist bewundernswert, wie Otto Wannow diese stattliche Anzahl von neun Kindern auf verhältnismäßig kleinem Besitz zwar sparsam, aber ohne falsche Sparsamkeit aufgezogen und gefördert und dennoch hernach die Mittel zu ihrer reichlichen Ausstattung und zu eigenem auskömmlichem Leben behalten hat, so daß er schließlich nach Erziehung und Ausstattung aller Kinder noch im Besitz eines stattlichen Vermögens verblieb und hernach noch jedem der neun Kinder 22 000 Mark hinterlassen hat. Das ganze Geheimnis war: Sparen, sparen, sparen, doch nur in persönlichen Bedürfnissen, der Wirtschaft aber und der Ausbildung der Kinder nichts versagen.

Alle seine Kinder, nicht nur die sechs Söhne, sondern auch die drei Töchter, schickte er auf höhere Schulen nach Danzig. Die Söhne freilich blieben nur „bis zum Einjährigen“ oder der Prima in der Schule, was damals das übliche war, wenn man studieren wollte. Auf jeden Fall hat Otto Wannow sich die Schulbildung seiner Kinder sehr viel kosten lassen. Auch die militärische Laufbahn seiner Söhne verursachte große Kosten. Zwei von ihnen dienten bei der Infanterie, zwei bei der Kavallerie und zwei bei der Feldartillerie ihr Jahr ab. Fünf davon sind hernach Reserveoffiziere geworden, was damals nicht so einfach war wie später. Mancher hat sich darüber gewundert, daß der sonst so sparsame Otto Wannow für die Militärlaufbahn seiner Söhne so viel Geld übrig hatte. Des Rätsels Lösung war, daß Otto Wannow Kosten niemals scheute, wenn er dadurch einen Erfolg erreichte, und daß er als alter Husar die militärischen Erfolge seiner Söhne als einen Erfolg ansah, für den man schon etwas opfern könne.

All das konnte nur ein außerordentlich tüchtiger und sparsamer Landwirt leisten, und als solcher hat Otto Wannow sich einen Namen erworben.

Im Jahre 1872 kaufte Otto Wannow einen Hof von 10 $\frac{1}{2}$ Hufen in Fischau. Dort setzte er seinen ältesten Sohn Max ein und ließ ihn zunächst unter seiner Oberleitung und hernach selbständig wirtschaften. Max war ein außerordentlich tüchtiger Landwirt, aber vielleicht in seinen persönlichen Ausgaben zunächst etwas großzügig und noch nicht geschäftserfahren genug. Er gab einem betrügerischen Kaufmann einen Blankowechsel, den dieser mißbrauchte. So war Max plötzlich überschuldet. Durch energisches und geschicktes Eingreifen rettete sein Vater ihn, und so konnte Max später, von seiner Schuld befreit, den Hof in Fischau übernehmen, nachdem er geheiratet hatte.

Seinem zweiten Sohn Richard kaufte Otto Wannow einen Hof von sechs Hufen in Antonienhof; für seinen Sohn Otto kaufte er einen Hof von sieben Hufen in Schönwiese und für seinen Sohn Paul einen Hof von neun Hufen in Gütlland. Wie gut der Hof in Gütlland war, mit den Höfen in Fischau, Schönwiese und Parward — letzteren sieben Hufen großen Hof kaufte hernach Otto für seinen Sohn Fritz — konnte er nicht mithalten; daher war er mehr als eine Hufe größer.

Nicht minder gut, ja besser, stattete Otto seine Töchter aus. Jedem Sohn hatte er 30 000 Mark zur Anzahlung zur Verfügung gestellt. Die Töchter erhielten bei ihrer Heirat je 36 000 Mark, dazu die Aussteuer. Wenn ein Sohn heiratete, erhielt er einen Landauer und zwei Kutschpferde, außerdem eine reichliche Wäscheaussteuer.

Seine Tochter Therese verheiratete sich mit dem Hofbesitzer Ludwig Wessel zu Gr.-Zünder, Toni mit dem Hofbesitzer Max Doerksen zu Gr.-Zünder, der jetzt Deichhauptmann des Danziger Werders ist. Nur Klara blieb unverheiratet. Sie hat viele Jahre, nachdem ihre Mutter am 24. Februar 1886 in Trutenau verstorben war, im Vaterhaus die Hausfrauenstelle versehen. Hernach zog sie, als ihr Vater den Hof in Trutenau 1901 an seinen jüngsten Sohn Emil Wannow übergab, mit ihm nach Danzig. Klara erkrankte hernach und kam in eine Anstalt, wo sie noch heute lebt.

Otto Wannow hatte nicht nur als Landwirt einen guten Namen. Seine Tüchtigkeit und sein klarer Verstand verschafften ihm wichtige öffentliche Ämter. Er war viele Jahre Amtsvorsteher und Standesbeamter, viele Jahre auch Kreisdeputierter (Stellvertreter des Landrats) und 21 Jahre Deichhauptmann des Danziger Werders. Er hat den Kronenorden IV. Klasse und den Roten Adlerorden IV. Klasse erhalten.

Am 8. Februar 1908 ist er hochbetagt im Alter von 86 Jahren verstorben. Er liegt in Trutenau neben seiner geliebten Gattin Johanna Wessel begraben.

Otto Wannow war wohl derjenige unter den Söhnen des Andreas Wannow, der ihm — alles in allem — am ähnlichsten war. Er war wie dieser von Tatkraft und Ehrgeiz erfüllt. So wirtschaftlich er war, und so gut er mit Zahlen und seinem Vorteil zu rechnen verstand, die innere Triebfeder war wohl der Ehrgeiz. Er pflegte seinen Willen schroff und rücksichtslos durchzusetzen und duldete keinen Widerspruch. Sein Vorwärtsdrang konnte sich mit irgend einem Verzug schwer abfinden, selbst wenn derselbe geboten war. Bei der Bestellung und beim Säen, bei Erntebeginn und bei Ernteschluß, immer wollte und mußte er unter allen Umständen der Erste sein. Der Eifer riß ihn dann mitunter so stark mit, daß er vor der Zeit begonnen und sich geschadet hätte, wenn nicht

seine Söhne, auf deren Berichte er sich verließ, mit dieser Eigenschaft ihres Vaters gerechnet und vorsichtig berichtet hätten. Wenn das Getreide noch etwas zu feucht zum Einerten war, so mußten sie ihm sagen, daß es „mistnaß“ wäre; sonst hätte er unverzüglich ernten lassen.

Wie er selbst rastlos tätig war und keine Ruhe kannte, so stellte er die höchsten Ansprüche an seine Beamten und seine Arbeiter, nicht minder aber an seine Söhne, die unter seiner Leitung arbeiteten. Wenn diese beim Morgengrauen ihren schweren Dienst antraten, so stand ihr strenger Lehrherr schon auf dem Hof; erst wenn er wußte, daß sie zur Stelle waren, legte er sich wohl noch ein Stündchen hin.

Er war eine ausgesprochene Herrennatur und auch im Ausdruck schroff. Verbindliche Formen waren ihm fremd. Er war auch in diesem Fehler ganz und gar Preuße. Gegenüber Untergebenen und Leuten minder Stellung war er hochfahrend. Sie respektierten ihn, freilich ohne ihn zu lieben, weil er sie in der Furcht des Herrn zu halten wußte.

Doch suchte er die Erfüllung seines Ehrgeizes niemals in nichtigen Äußerlichkeiten. Sein Anzug war ihm gleichgültig. Ihm kam es nur auf Wohlstand, Einfluß und Macht an. Auch seine Formen waren anspruchslos und bescheiden; seine Sprechart war kurz und abgerissen.

Seine Gattin liebte er über alles. Dennoch vermochte er den Grundzug seines Wesens, rücksichtsloses Einspannen aller Kräfte zum Erreichen des gestellten Zieles, auch ihr gegenüber nicht abzumildern. Wurde geerntet, und es war Not am Mann, so mußte auch in der Zeit, als noch die Knechte auf dem Hofe beköstigt wurden, seine Frau die Mehrzahl ihrer Mädchen für Feld oder Scheune weggeben und selber in der Küche noch kräftiger als sonst mitanfassen, obwohl sie eine Frau war, die sechzehn Kinder geboren hatte. Auch ihr gegenüber kannte er keine Schonung. Das lag eben nicht in den Möglichkeiten seiner stets straff auf das Ziel eingestellten und vom Vorwärtstreben beherrschten Natur. Der fest gefaßte Entschluß arbeitete in ihm und drängte wie von selber zur Durchführung. Wie sagt doch Goethe vom schaffenden Menschen? „Das Mögliche soll der Entschluß beherzt sogleich am Schopfe fassen; der kann es dann nicht fahren lassen und wirkt weiter, weil er muß.“ Am Ende sind Männer dieses Schlages diejenigen, welche die Welt vorwärtstreiben; wer wollte daher mit solchen Fehlern rechten? Am wenigsten tun es seine Kinder, wenn er ihnen ein eigentlich freundlicher Vater auch nicht gewesen ist. Doch erkannten sie mehr und mehr, was sie an diesem rastlos tätigen Manne hatten. Wenn der Hochzeitstag eines seiner Kinder anbrach, so nahm er das junge Paar, das nun in die Welt und ihre Kämpfe hinausging, beiseite und sprach mit seiner grollenden Stimme unvergeßliche Worte, deren

Sinn der war: „Wenn Euch das Leben schwere Sorge und Verlegenheit bringt, so kommt zuerst zu mir. Es würde mich schwer kränken, wenn Ihr das nicht tütet. Denn dazu ist der Vater da. Euch wird geholfen werden, wenn Euch überhaupt geholfen werden kann. Wenn ich Euch nicht helfen kann, dann wird Euch auch kein Anderer helfen.“ Die Kinder und Schwiegerkinder des Deichhauptmanns Wannow konnten beruhigt ins Leben treten. Denn sie wußten, daß es niemals nur Worte waren, was er sagte.

Otto Wannow war in seinen jungen Jahren ein flotter Mann, der den Mädchen gefiel; und auch die Mädchen gestielen ihm. Noch in seinen älteren Jahren war er zu Pferde eine brillante Erscheinung. Wie er jung war, soll ihm keine Hecke zu hoch, kein Graben zu breit gewesen sein. Noch als uralter Mann hatte er ein leuchtendes Auge, aus dem unter buschigen Augenbrauen männliche Energie und starkes Temperament aufblitzten. Wer tiefer schaute, der erkannte, daß seine äußere Ruhe nur Beherrschung war. Darin war ihm mein 1916 gefallener Bruder Egon ähnlich.

Ein großes Glück für ihn war es, daß ihm eine Frau wie Johanna Wessel begütigend und ausgleichend zur Seite stand. Ihr ist es zu verdanken, daß seine Härten und Schärfen im ganzen eher fördernd als schädlich gewirkt haben. Unter ihren Enkelinnen ist ihr wohl Gertrud aus Kotoschken am ähnlichsten.

Meine Geschwister und ich haben besonderen Anlaß, unserem Onkel Otto Wannow dankbar zu sein, denn er ist uns viele Jahre ein treuer und fürsorglicher Vormund gewesen. Als mein Bruder Heinrich sich verlobte und ihn mit seiner Braut besuchte, da war er sogleich bedacht, mit ihm über einen Grundstückskauf zu raten und sicherlich, wenn es nötig gewesen wäre, auch zu taten.

A n h a n g.

Was die Kinder des Deichhauptmanns Wannow angeht, so haben fünf seiner Söhne geheiratet und Nachkommen hinterlassen; von diesen fünf Söhnen und ihren Nachkommen ist in besonderen Kapiteln die Rede.

Nur ein Sohn des Deichhauptmanns Wannow, der am 6. Oktober 1865 geborene F r i z W a n n o w hat nicht geheiratet. Er war Landwirt und Besitzer eines acht Hufen großen Hofes in Parwark, Kreis Marienburg, den er jedoch 1905 verkauft hat. Seitdem war er Rentner und viel auf Reisen. Er war Reserveoffizier des 16. Feldartillerieregiments und wurde bei Kriegsausbruch Führer einer Landsturmbatterie in Danzig. Später wurde er Kommandeur der 2. Ersatzabteilung des Feldartillerieregiments

Nr. 36 und erhielt im Jahre 1918 den Charakter als Major. Seit 1920 ist er Vertreter einer Versicherungsgesellschaft in Danzig.

Von den drei Töchtern des Deichhauptmanns Wannow haben Therese und Toni geheiratet.

Therese Wannow ist mit dem Landwirt Louis Karl Ehregott Wessel (* 5. September 1853) zu Großzänder verheiratet, der lange Zeit einen großen Hof in Großzänder besaß und noch heute dort lebt. Aus dieser Ehe sind zwei Kinder hervorgegangen, namens Reinhard Wessel, der am 13. Juni 1890 geboren ist, Landwirt war und am 19. September 1917 als Fliegeroffizier gefallen ist, und die am 7. Dezember 1884 geborene Herta Wessel, die mit dem 1914 gefallenen Amtsrichter Carl Kummer verheiratet war und in Großzänder das Restgut des väterlichen Hofes besitzt. Sie hat einen Knaben namens Carl Kummer, geboren zu Danzig am 11. Januar 1915, der das Gymnasium besucht.

Toni Wannow ist mit dem Hofbesitzer und Deichhauptmann Max Andreas Doerksen (* 22. Dezember 1861) zu Großzänder verheiratet. Aus dieser Ehe sind folgende Kinder hervorgegangen:

Gerhard Otto Julius, geboren am 1. September 1890,
Magda Johanna Auguste, geboren am 26. Juli 1892,
Gertrud Clara Antonie, geboren am 25. Oktober 1893,
Anna Martha Therese, geboren am 15. Juli 1897,
Gerda Margarete Louise, geboren am 17. November 1899,
Christel Elisabeth Dorothea, geboren am 15. August 1905.

Gerhard Doerksen ist Regierungsassessor. Er hat den Weltkrieg als Reserveoffizier des Feldartillerieregiments Nr. 36 und bei anderen Formationen mitgemacht.

Anna Doerksen ist verheiratet mit dem Hauptmann a. D. Siegfried Voigt, der nach dem Kriege Syndikus des Verbandes der Metallindustriellen Danzigs geworden ist. Ihre Kinder sind:

Heinz-Herwart, geboren zu Langfuhr am 27. März 1924,
Gisela, geboren zu Langfuhr am 3. November 1925.

Gerda Doerksen ist verheiratet mit dem Ingenieur Karl-Heinrich Grünewald, dem technischen Leiter der Firma Siemens und Schuckert in Graudenz. Aus dieser Ehe sind folgende Kinder geboren:

Rosemarie, geboren zu Graudenz am 9. August 1922,
Elisabeth, geboren zu Danzig am 26. Oktober 1924.

Nachfolgend bringe ich die Stammtafel des Louis Wessel zu Großzänder, des Ehemanns der ältesten Tochter des Deichhauptmanns Wannow.

Der Stammtafel seines zweiten Schwiegersohnes, des Deichhaupt-

manns Max Doerksen, konnte ich leider nicht habhaft werden. Die Doerksens sind wohl etwa vier Jahrhunderte in der Weichselniederung ansässig.

Stammtafel des Louis Wessel.

Michael Ehregott Wessel,

* Gr.-Zünder 29. 9. 1793,

† Gr.-Zünder 17. 3. 1836;

Mitnachbar zu Gr.-Zünder,

× mit Karoline Eleonore Philipfen.

Näheres wegen Michael Ehregott Wessel und seiner Ehefrau sowie wegen seiner Stammtafel, die sechs Vorfahren Wessel im Mannesstamm aufweist, siehe bei Stammtafel seiner Schwester Johanna Dorothea Wannow geb. Wessel, der Ehefrau des obigen Deichhauptmanns Otto Wannow zu Trutenau.

Hermann Eduard Wessel,

* Gr.-Zünder 25. 9. 1817,

† Danzig 3. 6. 1896,

Nachbar zu Gr.-Zünder;

× mit Laura Luise Stanke, aus Gr.-Zünder.

Louis Karl Ehregott Wessel,

* Gr.-Zünder 5. 9. 1853,

Hofbesitzer, später Rentner zu Gr.-Zünder;

× mit Therese Wannow, aus Trutenau.

Louis Wessel blüht also auf 8 Vorfahren des Namens Wessel im Mannesstamm zurück.

14 a. Andreas Richard Wannow.

* Trutenau 17. März 1854, † Danzig 29. März 1916.

Hofbesitzer in Antonienhof, hernach in Trappenfelde.

Andreas Richard Wannow wurde am 17. März 1854 zu Trutenau geboren.

Sein Vater war der Deichhauptmann Otto Wannow zu Trutenau, seine Mutter war Johanna Dorothea Wannow geb. Wessel, die Tochter des verstorbenen Hofbesizers Michael Ehregott Wessel zu Großzünder und der Karoline Elisabeth Wessel geb. Philipfen.

Er besuchte das Realgymnasium zu St. Johann in Danzig bis zum Einjährigenzeugnis und wurde dann Landwirt. Er verbrachte seine Lehrzeit auf dem väterlichen Hof und blieb dort tätig, bis er sich selbständig machte.

Im März 1877 übernahm er das Stadtgut Antonienhof bei Stuhm, das etwa 500 preußische Morgen groß war.

Bald danach, am 11. Oktober 1877, verheiratete er sich zu Groß-

zänder mit Emilie Boelcke, der zu Großzänder am 6. Dezember 1856 geborenen Tochter des Hofbesizers Adolf Boelcke zu Großzänder aus der Ehe mit Johanna Boelcke geb. Steiniger.

Aus dieser Ehe sind, außer einer 1893 geborenen und körperlich und geistig zurückgebliebenen Tochter Susanna und einigen klein verstorbenen Kindern, folgende Kinder hervorgegangen:

Erich Wannow, geboren zu Antonienhof am 21. Juli 1880,
Margarete Wannow, geboren zu Antonienhof am 10. Dezember 1881,
Elsa Wannow, geboren zu Antonienhof am 15. Mai 1883,
Kurt Wannow, geboren zu Antonienhof am 22. September 1886,
Charlotte Wannow, geboren zu Antonienhof am 25. Juni 1887,
Willy Wannow, geboren zu Antonienhof am 15. Juli 1891,
Otto Wannow, geboren zu Trappensfelde am 30. Juni 1899.

Im Jahre 1897 verkaufte Richard seine Besizung in Antonienhof, sah sich eine Weile lang, von Langfuhr aus, nach einem anderen Gut um und kaufte schließlich sehr preiswert einen schönen Hof in Trappensfelde von 177,5 Hektar Größe, den er bis 1911 behalten hat. Dann verkaufte er und ließ sich als Rentner in Danzig nieder. Als solcher starb er dort am 29. März 1916 im Alter von 62 Jahren. Seine Ehefrau Emilie Wannow starb am 18. Januar 1924 in Danzig.

Richard Wannow war ein sehr tüchtiger und namentlich sparsamer gut rechnender Landwirt, der sozusagen in Zahlen lebte. Charakteristisch für ihn ist, daß er sich, als er Trappensfelde verkaufte, hernach ausrechnete, wie viel von dem verdienten Konjunkturgewinn auf jeden Tag seiner Besitzzeit fielen. Er hat es auf einer anfänglich kleinen Grundlage möglich gemacht, seine Kinder in höhere Schulen zu senden, auszustatten und vorwärts zu bringen, dabei aber noch ein erhebliches Vermögen zurückzubehalten, das freilich durch die Inflation zerflossen ist. Im Anfange freilich hatte er schwer zu kämpfen.

Er war nicht nur ein guter Hausvater, sondern auch im öffentlichen Leben tätig und wohl angesehen.

Als Besitzer von Antonienhof ein Bürger der Stadt Stuhm, wurde er bald Stadtverordneter und hernach Ratmann, d. h. unbesoldetes Magistratsmitglied, auch Kreistagsabgeordneter und Mitglied des Kuratoriums der Kreissparkasse. Bald nach seinem Besitzantritt in Trappensfelde wurde er Kreistagsabgeordneter des Kreises Marienburg und blieb es bis zu seinem Fortzuge. Alle diese Ämter hat er mit außerordentlicher Treue verwaltet.

Was Sparsamkeit, wirtschaftliches Rechnen, rastlosen Fleiß und Verlässlichkeit anbetrifft, so wird es nicht viele seinesgleichen geben.

Anhang.

Sein jüngster Sohn Otto Wannow ging als Freiwilliger in den Krieg; er ist am 31. August 1918 als Unteroffizier und Fahnenjunker im Feldartillerieregiment Nr. 72 bei Beaucourt, nördlich Péron, gefallen. Sein Sohn Willy Wannow war zunächst Referendar und hat den Krieg als Feldartillerieoffizier mitgemacht. Er ist in Danzig bei der Zollverwaltung angestellt.

Charlotte Wannow ist unverheiratet und lebt in Danzig.

Was die anderen Kinder Richards angeht, so ist Liesbeth mit dem Hofbesitzer Hugo Tornier in Parschau und Elsa mit dem Hofbesitzer Fritz Strich zu Gr.-Lichtenau verheiratet. Seine Tochter Margarete war mit dem Ingenieur und Kaufmann Arthur Strich († 1914) verheiratet.

Liesbeth Tornier geb. Wannow hat folgende zu Parschau geborene Kinder:

Anita Tornier, geboren am 18. Mai 1902,

Lotte Tornier, geboren am 15. September 1903,

Wilhelm Tornier, geboren am 27. September 1904.

Wilhelm Tornier ist Landwirt, Anita und Lotte sind im Elternhaus.

Margarete Strich geb. Wannow hat folgende Kinder:

Ingeborg Strich, geboren zu London am 31. Juli 1910,

Brigitta Strich, geboren zu Gr.-Lichtenau am 4. Dezember 1911.

Elsa Strich geb. Wannow hat folgende Kinder, die sämtlich in Gr.-Lichtenau geboren sind:

Reinhard Strich, geboren am 31. Juli 1907,

Werner Strich, geboren am 23. Oktober 1909,

Friedrich Wilhelm Strich, geboren am 25. November 1914,

Elisabeth Strich, geboren am 27. März 1920.

Von Richards Söhnen Erich Wannow und Kurt Wannow ist in besonderen Kapiteln die Rede.

14 b. Otto Maximilian Wannow.

* Trutenau 22. Februar 1853, † Breslau 17. Dezember 1897.

Hofbesitzer zu Fischen.

Maximilian Otto Wannow wurde zu Trutenau am 22. Februar 1853 geboren.

Sein Vater war der Deichhauptmann Otto Wannow zu Trutenau, seine Mutter war Johanna Dorothea Wannow geb. Wessel, die Tochter des verstorbenen Hofbesizers Michael Ehregott Wessel zu Großzunder und der Karoline Elisabeth Wessel geb. Philipsen.

Max Wannow besuchte das Realgymnasium St. Johann in Danzig bis zum Einjährigzeugnis und wurde dann Landwirt. Er diente sein Jahr bei den 5. Grenadieren in Danzig ab und wurde Reserveoffizier. Hernach nahm er als Premierleutnant der Landwehr den Abschied.

Schon in jungen Jahren, gleich nachdem er ausgelernt hatte, übernahm er die Verwaltung des über zehn Hufen großen Hofes, den sein Vater in Fischau gekauft hatte. Er war ein außerordentlich tüchtiger Landwirt. Seine großen landwirtschaftlichen Erfolge in Fischau haben viel dazu beigetragen, daß es seinem Vater möglich war, seine vielen Kinder so gut auszustatten und seine Söhne auf Höfen anzusetzen.

Er verheiratete sich am 26. Juni 1886 zu Fischau mit Martha Madsack, der Tochter des Fabrikbesizers Ludwig Madsack aus Elbing aus der Ehe mit Christiane Schwabe, Tochter des Fabrikbesizers Hermann Schwabe zu Marienburg. Gleichzeitig übernahm er den Hof in Fischau.

Aus seiner Ehe mit Martha Madsack sind folgende Kinder hervorgegangen:

Frieda Wannow, geboren zu Fischau am 9. Mai 1887,

Erna Wannow, geboren zu Fischau am 9. Oktober 1888,

Günther Wannow, geboren zu Fischau am 3. September 1890.

Gern erinnere ich mich der Zeit, wo ich kurz nach meiner ersten juristischen Prüfung, ehe ich noch stolzer Referendar wurde, Maxens und Marthas Gast in Fischau war. Ich kannte beide bis dahin nur oberflächlich, nun kamen wir uns schnell näher. Martha hatte schon damals den breiten behaglichen Humor, der sie stets ausgezeichnet hat, und war eine gastliche Hausfrau, so daß ich mich vom ersten Tage an in Fischau wie zu Hause fühlte. In Max fand ich einen großzügigen und weitblickenden Mann, der auch nicht ein bißchen geistig eingeschlafen war, wie es mitunter dem Einen oder dem Andern auf dem Lande geht. Sein gesunder Wannowscher Familienstolz, der bei ihm am meisten von uns allen ausgeprägt war, hat mich angefeuert. Er erwartete von der Zukunft, daß die Familie Wannow ihr Ansehen und ihre Stellung nicht nur erhalten, sondern noch heben würde. Ich wünschte, daß er Recht behielte. Von Fischau fuhr ich damals zum Vetter Otto nach Schönwiese und von hier zum Vetter Fritz Wannow nach Parwarß. Überall wurde ich mit offenen Armen wie ein Bruder aufgenommen. Diese Verwandtenreise wird mir unvergeßlich sein. Sie gehört zu den Erinnerungen, von denen man zehrt.

Max Wannow ist leider jung an einer forbutähnlichen Krankheit am 17. Dezember 1897 gestorben. Er hat sich wohl diese Krankheit in der Zeit nach dem Weichseldurchbruch bei Jonasdorf geholt. Damals wurde

nicht nur seine ganze Besitzung, sondern auch sein Haus überschwemmt, und das Haus blieb lange naß und ungesund.

Max hat damals als Deichgeschworener und stellvertretender Deichhauptmann die Entwässerungsarbeiten geleitet. Übrigens ist er auch lange Zeit Vorsitzender eines Kriegervereins gewesen, wie sein Bruder Otto, der hernach seine Witwe geheiratet und seinen hinterbliebenen Kindern den Vater ersetzt hat.

A n h a n g.

Sein Sohn Günther Wannow ist am 11. Oktober 1915 als Bizewachtmeister und Offizieraspirant im Feldartillerieregiment Nr. 36 gefallen. Ich hatte mit ihm dienstlich zu tun und erinnere mich gern dieses frischen und forschen Jungen.

Frieda ist mit dem Gutsbesitzer Willy Siemund auf Dargau, Talspitten und Pinnau verheiratet. Sie hat folgende Kinder:

Günther Siemund, geboren zu Dargau am 15. Oktober 1909,

Margot Siemund, geboren zu Dargau am 9. September 1910.

Erna heiratete den Rittergutsbesitzer Fritz Hacketier zu Talspitten, der während des Krieges sein Gut verkauft hat und jetzt Kaufmann ist. Sie hat folgende Kinder:

Liselotte Hacketier, geboren zu Talspitten am 9. Dezember 1913,

Dorothea Hacketier, geboren zu Talspitten am 18. Dezember 1914,

Rudolph Hacketier, geboren zu Talspitten am 4. März 1918.

14 c. Johannes Otto Wannow.

* Trutenau 2. November 1858, † Danzig 11. Februar 1928.

Früher Hofbesitzer zu Fischau und Schönwiese.

Johannes Otto Wannow wurde am 2. November 1858 zu Trutenau geboren.

Sein Vater war der Deichhauptmann Otto Wannow zu Trutenau, seine Mutter war Johanna Dorothea Wannow geb. Wessel, die Tochter des verstorbenen Hofbesizers Michael Ehregott Wessel zu Großzänder und der Karoline Elisabeth Wessel geb. Philipsen.

Er erhielt den ersten Unterricht in der Trutenauer Dorfschule und zugleich beim Ortspfarrer. Dann kam er auf das Realgymnasium zu St. Johann in Danzig und verließ dieses mit dem Einjährigenzeugnis.

Seine erste landwirtschaftliche Ausbildung erhielt er in der elterlichen Wirtschaft unter dem strengen aber lehrreichen Regiment seines Vaters. Vielleicht war das militärische Dienstjahr, das er darauf bei dem

33. Füsilierregiment ableistete, eine Erleichterung gegenüber der Lehrzeit. Danach kehrte er nach Trutenau zurück. Allmählich gestaltete sich seine Stellung etwas selbständiger, da sein Vater sich immer mehr seinen öffentlichen Ämtern widmete. Im ganzen hat Otto Wannow dreizehn Jahre in der Wirtschaft seines Vaters verbracht. Er hat sich dort zu dem sehr tüchtigen Landwirt herangebildet, als der er sich später einen Namen gemacht hat. Übrigens war er unterdessen nach den vorgeschriebenen militärischen Übungen Reserveoffizier des 4. Grenadierregiments geworden, wurde später Hauptmann der Reserve und ist dies bis 1913 geblieben, wo er seinen Abschied nahm.

Im Jahre 1889 machte Otto Wannow sich selbständig, indem er einen Hof von siebeneinhalb Hufen in Schönwiese kaufte, den er bis 1902 besessen hat.

In unmittelbarer Nähe von Schönwiese lag die Besitzung seines Bruders Max Wannow. Dieser erkrankte und starb nach mehrjähriger Krankheit im Jahre 1897. Während der Krankheit und nach dem Tode seines Bruders nahm sich Otto in aufopfernder Weise seiner Wirtschaft und seiner Familie an.

Am 18. April 1899 verheiratete er sich zu Fischau mit der Witwe seines Bruders Max, Martha Wannow geb. Madsack hat diese Ehe nicht zu bedauern gehabt. Ein Glück war diese Heirat auch für die Kinder Marthas aus erster Ehe, denen er den Vater ersetzt hat. Es war dies bei seinem Charakter nicht anders zu erwarten.

Bei der Heirat übernahm Otto auch die über zehn Hufen große Besitzung in Fischau. Diese war bald wieder die Musterwirtschaft, die sie in Maxens gesunden Tagen gewesen war. Schönwiese verkaufte Otto alsbald.

Aus der Ehe Ottos mit Martha Wannow geborene Madsack ist außer einem im Alter von vier Jahren verstorbenen Knaben namens Georg hervorgegangen:

Ernst Otto Wannow, geboren zu Fischau am 11. Mai 1905.

Otto Wannow hat im öffentlichen Leben des Kreises Marienburg eine führende Rolle gespielt. Er war Amtsvorsteher und Kreistagsmitglied. Seit Gründung der Landwirtschaftskammer war er Mitglied des Vorstandes dieser Kammer. Er hat diese Ämter innegehabt, bis er sich im Jahre 1913 nach Verkauf von Fischau zur Ruhe setzte und als Rentner nach Zoppot zog. Er war auch viele Jahre Vorsitzender des landwirtschaftlichen Vereins Schönwiese und des Kriegervereins Altfelde. Beide Vereine haben ihn bei seinem Fortzuge aus dem Kreise Marienburg zum Ehrenmitgliede ernannt. Außerdem war er viele Jahre im Ehrenrat des Landwehroffizierkorps Marienburg und mehr als zehn

Jahre Vorsitzender dieses Ehrenrats. Seine strenge Ehrauffassung habe ich als vorbildlich empfunden.

Auch in Zoppot hat er sich eine angesehenere Stellung erworben, wozu seine geselligen Gaben beitrugen. Vor einigen Jahren wurde er Vorsitzender des Vereins der inaktiven Offiziere und der diesem Verein angegliederten Kasinogesellschaft.

Während des Krieges tat er Garnisondienst beim Korpsbekleidungsamt in Danzig. Er wurde alsbald Major und erhielt das E. K. 1. Außerdem besitzt er die Militärdienstauszeichnung 1.

Otto Wannow war Familienältester und wurde als solcher von selber respektiert, ohne daß es einer besonderen Wahl bedurft hätte.

In seinen letzten Lebensjahren war Otto Wannow zuerkrankt und bekam eine Wunde am Fuß, die zunächst verheilte, später aber wieder aufbrach und brandig wurde. Es mußte ihm im städtischen Krankenhaus zu Danzig ein Bein amputiert werden. Mit männlicher Ruhe sah er der in seinem Alter und Körperzustande lebensgefährlichen Operation entgegen, und er trug auch die der Operation folgenden großen Schmerzen mit unerschütterlicher Geduld.

Am Tage nach der Operation, am 11. Februar 1928, ist Otto Wannow gestorben. Er stand im 70. Lebensjahre.

Wenige Tage vor seinem Tode hatte er eine Veranstaltung der Kasinogesellschaft geleitet und sich dabei seine schwere Krankheit nicht anmerken lassen.

Am Tage nach der kirchlichen Bestattungsfeier im Krematorium zu Langfuhr wurde seine Urne auf dem Zoppoter Friedhof neben dem Grabe Günther Wannows beigesetzt. Bei dieser im engsten Rahmen der Familie veranstalteten Feier sprach der Verfasser dieses Buches, dem der Verstorbene ein lieber Freund gewesen war, auf Wunsch der Witwe Ottos einige Worte, in denen er vor allem den starken Familiensinn und den rechtlichen Charakter Ottos hervorhob und der Familie zum Vorbild stellte. Er erinnerte auch noch daran, daß es Otto Wannow vergönnt gewesen sei, den ersten Familientag der Familie Wannow-Wannovius am 18. Dezember 1927 zu erleben und zu leiten.

A n h a n g.

Ottos Sohn Ernst Wannow besuchte das städtische Realgymnasium zu Zoppot. Schon als Schüler machte er sich im Sportwesen einen Namen. Nach bestandener Reifeprüfung studierte er zwei Semester in Königsberg die Rechtswissenschaft. Dann kam es zur Erfüllung seines lang gehegten Wunsches, zum Eintritt in die Offizierslaufbahn der Reichswehr, der

Fortsetzung unseres alten Heeres, in dem sein Vater und seine Oheime nicht ohne Ehre gedient haben. Er ist also dasjenige Mitglied der Familie, welches eine alte Familientradition in seiner Person fortsetzt bis zu der Zeit, wo unsere Söhne und Enkel wieder ihrem Vaterlande mit der Waffe dienen können, wenn das uns älteren nicht mehr vergönnt sein sollte.

14 d. Paul Otto Wannow.

* Trutenau 10. Januar 1860.

Hofbesitzer zu Gütlland, hernach Rittergutsbesitzer zu Kotoszken bei Danzig.

Paul Otto Wannow wurde zu Trutenau am 10. Januar 1860 geboren. Sein Vater war der Deichhauptmann Otto Wannow zu Trutenau, seine Mutter war Johanna Dorothea Wannow geborene Wessel, die Tochter des verstorbenen Hofbesizers Michael Ehregott Wessel zu Großzänder und der Karoline Elisabeth Wessel geborene Philipsen.

Er besuchte das Realgymnasium zu St. Johann in Danzig und wurde alsdann Landwirt. Seine Lehrzeit verlebte er größtenteils in der elterlichen Wirtschaft.

Vom 1. Oktober 1882 bis 1. Oktober 1883 diente er bei dem 16. Feldartillerieregiment, das damals noch in Danzig stand, sein Jahr ab und wurde 1885 Reserveoffizier dieses Regiments.

Am 29. Oktober 1885 verheiratete er sich zu Großzänder mit Margarete Kettelski, der Tochter des verstorbenen Hofbesizers Heinrich Kettelski aus Zugdam aus der Ehe mit Johanna Kettelski geborene Henje.

Aus dieser Ehe sind folgende Kinder hervorgegangen:

Kurt Otto Heinrich Wannow, geboren am 22. Oktober 1886.

Gertrud Johanna Wannow, geboren am 21. September 1888.

Diese Kinder wurden zu Gütlland geboren, wo Paul Wannow sich 1885 einen etwa neun Hufen großen Hof gekauft hatte. Es ist das derselbe Hof, den früher mein Urgroßvater Bulcke besessen hatte.

Paul Wannow erwies sich als ein sehr guter Land- und Geldwirt, der sehr schnell vorwärts kam. Er sah in seiner Wirtschaft wenig auf Außeres und auch nicht auf Refordernten, sondern auf Reinerträge. Namentlich verstand er es, die Wirtschaftskosten einzuschränken und an Arbeitskräften zu sparen. Der Erfolg hat seiner Wirtschaftsweise Recht gegeben. Schon nach 18 Jahren hatte er es so weit gebracht, daß er den Gedanken fassen konnte, ein größeres Grundstück zu erwerben.

Im Jahre 1903 verkaufte er seinen Hof in Gütlland und sah sich von Zoppot aus nach einem geeigneten Gut um. Im Jahre 1904 erwarb er

das 2600 preußische Morgen große Rittergut Kokoſchken bei Danzig, das heute leider jenseits der Grenze, wenn auch hart am Freistaat Danzig liegt. Auch dort ist Paul seinen Wirtschaftsgrundsätzen treu geblieben, wie ihm der Erfolg. Auch hier sparte er aufs äußerste, allerdings nicht an notwendigen Ausgaben.

Schon an seinem früheren Sitz war Paul Wannow Kreistags- und Kreisauschußmitglied gewesen. Um Gütlland hatte er sich dadurch besonders verdient gemacht, daß er mit großer Energie den Bau der Chaussee durchsetzte, welche die Gütlländer Hinterländer nach Hohenstein hin aufschloß. Auch im Kreise Danziger Höhe, dem sein neues Gut Kokoſchken zugehörte, kam er alsbald in den Kreistag und in den Kreisauschuß und wurde dort ferner Deputierter der ritterlichen Landschaft.

Die Gerechtigkeit gebietet es, hervorzuheben, daß ihm seine Ehefrau Margarete Wannow mit ihrem klaren und ruhig abwägenden Verstande überall ratend und helfend zur Seite gestanden hat. Sie besaß dieselbe „ausgezeichnete Geistesgegenwart und Fähigkeit“, die Andreas Wannow, Pauls Großvater, an seiner zweiten Gattin Friederike Wilhelmine Neumann rühmt und hat an der Vorwärtsentwicklung ihres Ehemannes starken Anteil.

Sie ist am 23. Januar 1916 im Krankenhaus zu Danzig verstorben. Wie sie Paul eine gute und kluge Gattin gewesen war, so war sie ihren Kindern eine gute und verstehende Mutter. Denn sie war nicht nur von klarem Verstande und bestimmten Willen, sondern zugleich ein freundliches und ganz und gar aufrichtiges Menschenkind. Wer sie kennenlernte, der mochte sie gern, und wer sie näher kannte, der mußte sie lieb haben. Das Lichtbild, das ich von Grete Wannow bringe, gibt sie nicht richtig wieder. Es gibt aber kein besseres Bild von ihr. Sie hatte eben kein „Photographiergesicht“. Sie sah viel besser aus, als es das Bild erscheinen läßt, sah übrigens als reife Frau besser aus, als sie als junges Mädchen ausgesehen hatte. Sie hatte sehr schöne Augen. Ihre Tochter Trude hat viel von ihr.

Paul hat das Gut vor einigen Jahren seiner Tochter Gertrud, die sich mit dem Major a. D. Ernst Fiebranz verheiratet hat, übergeben. Er lebt bei ihnen in Kokoſchken.

Paul Wannow hat den Weltkrieg vom 17. August 1914 bis zum 18. Mai 1918, wo er verwundet zurückkehrte, mit Auszeichnung mitgemacht und zwar meist an der Front. Schon zu Beginn des Krieges wurde er Major. Er hat das E. K. 2 und 1.

Mit Paul und Grete Wannow verbinden mich schöne Erinnerungen aus der Jugendzeit. Ich war Sekundaner, als sie den Hof in Gütlland,

meinem Heimatdorf, kauften und dadurch unsere Nachbarn und bald neben Baldes unsere besten Freunde wurden.

Es gab während meiner Schulferien und später während meiner Studentenferien keinen Tag, wo ich nicht in ihrem Hause war. Grete war mir gleichaltrig; ich bin ihr sehr zugetan gewesen und wir waren oft fröhlich miteinander wie die Kinder. Auch mein Vetter Paul war mir ein lieber älterer Freund und Berater, der mir auch heute noch sehr nahe steht. Pauls Einzug in den Güttländer Hof haben, meine Geschwister und ich, es in erster Linie zu verdanken, daß die durch die zweite Heirat meiner Mutter etwas gelöste Verbindung mit der Verwandtschaft meines Vaters schnell wieder zu der Bedeutung kam, die einer so nahen Blutsverwandtschaft zukommt. Auf dieser Brücke wurde schnell die Verbindung mit den übrigen Vettern aus Trutenau hergestellt und ist seitdem stets eine sehr enge geblieben.

A n h a n g.

Von dem Sohne Pauls, Kurt Wannow, ist in einem besonderen Kapitel die Rede.

Trude Wannow — so wird Gertrud meistens genannt — ist mit dem Major a. D. Ernst Fiebranz verheiratet und wirtschaftet mit ihm auf Kokoşken. Aus ihrer Ehe sind zwei Knaben hervorgegangen:

Hans Jürgen, geboren zu Danzig am 11. August 1920.

Ernst-Otto, geboren zu Danzig am 6. November 1924.

Trude, die ich habe aufwachsen sehen, ist mir besonders lieb. Auch mit ihrem Mann, bei dessen Batterie ich als Oberleutnant einige Monate im Jahre 1915 stand, verbinden mich nahe freundschaftliche Beziehungen. Oft reite ich zu ihnen nach Kokoşken herüber.

14 e. E m i l O t t o W a n n o w.

* Trutenau 17. März 1867.

Gutsbesitzer zu Müggau.

Emil Otto Wannow wurde am 17. März 1867 zu Trutenau geboren.

Sein Vater war der Hofbesitzer und Deichhauptmann Otto Wannow zu Trutenau, seine Mutter war J o h a n n a Dorothea Wessel, die Tochter des verstorbenen Hofbesizers Michael Ehregott Wessel zu Großzänder und der Karoline Elisabeth Wessel geborene Philipßen.

Er besuchte das Realgymnasium zu St. Johann in Danzig und wurde alsdann Landwirt. Seine Lehrzeit verlebte er in der elterlichen Wirtschaft und bei seinem Bruder Max Wannow in Trutenau.

Seiner Einjährigenschaft genügte er beim 11. Dragonerregiment zu Bromberg vom Herbst 1887 bis zum Herbst 1888 und ist 1891 Leutnant der Reserve beim Train geworden.

Im Jahre 1891 übernahm er den väterlichen Hof in Trutenau, der zehn Hufen groß war.

Am 4. November 1891 verheiratete sich Emil mit Bertha Doerksen, Tochter des Hofbesizers Julius Ferdinand Doerksen und der Auguste Luise Doerksen geborene Schumacher. Aus dieser Ehe sind hervorgegangen und in Trutenau geboren:

Charlotte Johanna Auguste Wannow, geboren am 18. August 1892.

Margarete Martha Klara Wannow, geboren am 19. Oktober 1894.

Eine weitere Tochter dieser Ehe, die am 30. September 1900 geborene Magdalene Wannow, war geisteskrank und ist am 1. Juni 1919 in Stettin verstorben.

Nachdem Emil Wannows erste Ehefrau am 11. Mai 1904 gestorben war, verheiratete er sich in zweiter Ehe am 20. November 1905 zu Danzig mit Marie Ida Kulbe, der Tochter des Güterexpedienten Karl Kulbe zu Breslau aus der Ehe mit Marie Kulbe geborene Weniger.

Im Juni 1906 verkaufte Emil Wannow den Hof in Trutenau und kaufte im Monat darauf das Rittergut Sassen, das 2700 preußische Morgen groß war. Im Oktober 1910 verkaufte er Sassen und kaufte noch in demselben Monat das Rittergut Mothalen, das er bis Oktober 1913 besaß.

Im März 1914 kaufte er das 1300 preußische Morgen große Gut Müggau, das er 1919 parzellierte. Er ist noch im Besitz des Restgutes, das noch 200 preußische Morgen groß ist. Dort wohnt er und besitzt außerdem den sogenannten Roten Hof in Kriestohl, der acht Hufen groß ist, sowie eine Besingung von 120 Morgen in Piekel.

Aus seiner zweiten Ehe mit Marie Kulbe (* Breslau 3. Januar 1881) sind folgende Kinder hervorgegangen, die in Sassen geboren sind:

Ulrich Karl Otto Wannow, geboren am 2. Oktober 1906.

Dorothea Maria Berta Wannow, geboren am 9. Juni 1908.

Die Töchter Emils befinden sich im Elternhause. Ulrich Wannow, der das Gymnasium bis zur Oberprima besucht hat, ist Landwirt geworden und bewirtschaftet den Roten Hof in Kriestohl.

14f. George Richard Erich Wannow.

* Stuhm 21. Juli 1880.
Kaufmann zu Danzig.

George Richard Erich Wannow wurde am 21. Juli 1880 zu Stuhm geboren. Sein Vater war der Hofbesitzer Richard Wannow zu Antonienhof, später zu Trappensfelde. Seine Mutter war Emilie Boelcke, Tochter des Hofbesizers Adolf Boelcke zu Großzüncker und der Johanna Boelcke geborene Steiniger.

Er besuchte zunächst die Gymnasien in Marienburg und Danzig, erreichte das Reisezeugnis der Prima und wurde dann nach einem einsemestrigen Studium an der Technischen Hochschule Charlottenburg Kaufmann. Nachdem er bei der Firma H. von Morstein ausgelernt hatte, diente er sein Jahr bei den 3. Grenadiere in Königsberg ab und war dann einige Jahre in Danzig, Köslin und Berlin bei größeren Firmen in Stellung. Im Jahre 1907 wurde er Reserveoffizier im Infanterieregiment Nr. 59. Seit 1907 war er Mitinhaber der Firma Müller und Wannow in Danzig, welche sich mit Getreidekommission besaßte.

Er machte den Krieg als Offizier teils im Osten, teils auf dem Balkan und teils im Westen mit. Er wurde zweimal verwundet und erhielt das Eiserne Kreuz 2. und 1. Klasse. Im April 1915 wurde er Oberleutnant und im Februar 1918 Hauptmann. Bis Juli 1919 war er Hauptmann und Kompagnieführer bei einer Freiwilligen-Kompagnie im Grenzschutz und Kommandeur des Grenzabschnittes Leibitsch, Gouvernement Thorn.

Nach dem Kriege wurde Erich Wannow zunächst Makler für Devisen und Effekten an der Danziger Devisenbörse. Seit Januar 1924 gehört er der Warenbörse an und hat Vertretungen für Kolonialwaren.

Am 30. September 1909 hat er sich zu Danzig mit Erna Zobel aus Danzig verheiratet, der Tochter des Kaufmanns Richard Zobel zu Danzig. Aus dieser Ehe ist ein Sohn hervorgegangen namens

Hans Joachim Richard Wannow, geboren zu Danzig am 21. Oktober 1910.

14g. Kurt Reinhard Wannow.

* Antonienhof bei Stuhm 22. September 1886.
Hofbesitzer zu Wossitz.

Kurt Reinhard Wannow wurde am 22. September 1886 zu Stuhm geboren. Sein Vater war der Hofbesitzer Richard Wannow zu Antonienhof, später zu Trappensfelde. Seine Mutter war Emilie Boelcke, Tochter

des Hofbesizers Adolf Boelcke zu Großzänder und der Johanna Boelcke geborene Steiniger.

Nachdem er das Gymnasium bis zur Obersekunda besucht und das Einjährigenzeugnis erhalten hatte, erlernte er die Landwirtschaft und zwar teils in der väterlichen Wirtschaft, teils in fremden Wirtschaften in Westpreußen und Ostpreußen.

Vom Herbst 1909 bis zum Herbst 1910 genügte er seiner militärischen Dienstpflicht beim Feldartillerieregiment Nr. 36.

Als Reserveoffizier dieses Regiments hat er den Krieg mitgemacht und wurde zum Oberleutnant befördert. Er hat das E. K. 2 und 1 erhalten.

Am 1. September 1912 kaufte er einen Hof von sieben Hufen zehn kalm. Morgen zu Wositz, den er noch heute besitzt.

Am 17. März 1915 verheiratete sich Kurt Wannow zu Gr. Trampfen mit Wanda Claassen, der Tochter des früheren Gutsbesizers Richard Claassen aus der Ehe mit Maria Claassen geborene Wannow. Die Ehe ist 1923 geschieden.

Dieser Ehe entstammen folgende Kinder:

Rudolf Richard Wannow, geboren zu Danzig-Langfuhr am 12. September 1916.

Lieselotte Maria Wannow, geboren zu Danzig-Langfuhr am 12. November 1919.

Wolfgang Günther Wannow, geboren zu Danzig-Langfuhr am 30. November 1920.

Die Kinder halten sich bei der Mutter in Zoppot auf und besuchen dort die Schule.

14 h. Kurt Otto Heinrich Wannow²⁷⁾.

* Güttland 22. Oktober 1886.

Rechtsanwalt in Greifswald.

Am 22. Oktober 1886 wurde ich, Kurt Otto Heinrich Wannow, zu Güttland geboren.

Mein Vater war der dortige Hofbesitzer Paul Wannow, der später das Rittergut Kokošken erworben hat. Meine Mutter war Margarete Wannow geborene Kettelski, die Tochter des verstorbenen Hofbesizers Heinrich Kettelski zu Zugdam aus der Ehe mit Johanna Kettelski geborenen Henze.

Zu meinen frühesten Kindheitserinnerungen gehört der Umbau

²⁷⁾ Lebenslauf, geschrieben von ihm selber.

unseres schönen Wohnhauses. Die offene Veranda, die auf starken runden Säulen einen Vorbau trug, wurde abgerissen und durch einen geschlossenen Neubau ersetzt. Praktisch war dies jedenfalls, brachten wir doch später fast das ganze Leben, soweit es sich im Zimmer abspielte, in diesem neu entstandenen großen Raum zu. Wenn ich aber heute ein Bild des Hauses in seinem alten Zustande betrachte, so kann ich nur ein außerordentliches Bedauern empfinden, daß die für ein Werderhaus so typische „Vorlaube“ nicht bestehen geblieben ist.

In Gütlland haben wir, meine Schwester Gertrud und ich, eine herrliche Kindheit verlebt. Besonders glücklich traf es sich, daß wir gleichaltrige Spielgefährten in der Cousine Annchen Wunderlich und in Kläre Bulcke hatten. Eduard Wunderlich, Richard und Fritz Bulcke paßten zwar nicht ganz im Alter zu uns, verschmähten aber den Besuch mancher Kindergesellschaft auch nicht, zu der sich dann noch oft aus Stübblau Rexins und aus Kriestohl Frosts Kinder einfanden. Es waren dann sehr vergnügte Gesellschaften, besonders wenn sie bei Tante Auguste Wannow stattfanden, die immer trefflich für die Kinderschar zu sorgen verstand.

Den ersten Unterricht hatten wir bei Lehrer Klatt. Alle, die bei diesem Mann Unterricht gehabt haben, werden sich gern seiner erinnern. Er schien uns furchtbar streng zu sein, ich besinne mich aber doch kaum darauf, ihn jemals wirklich böse gesehen zu haben. Der Unterricht, der abwechselnd bei Tante Auguste Wannow (Annchen Wunderlichs wegen) und uns stattfand, war jedenfalls vortrefflich. Wir wurden später alle anstandslos in die höheren Schulen aufgenommen. Ich besinne mich darauf, daß wir später zu irgendeinem Jubiläum Herrn Klatt in dankbarer Erinnerung eine goldene Uhr stifteten.

Gut in Erinnerung geblieben aus der Gütlländer Kinderzeit sind mir die sogenannten Kränzchen. In regelmäßigen Zeitabständen fanden diese abwechselnd bei den Kränzchenmitgliedern statt. Tante Luise mit ihrer Tochter Jenny und ihren Söhnen, soweit sie in Gütlland waren, Bulckes, Edgar Haselau und Schwester, Rexins und PhilipSENS aus Stübblau und meine Eltern waren, soweit ich mich besinne, die Mitglieder. Es gab jedesmal „Raffisch“, nachher spielten die Herren Karten und die Damen machten Handarbeiten. Manchmal wurde es sehr vergnügt und Onkel Albert PhilipSENS sang mehr laut als schön in später Stunde: „Schön ist die Jugendzeit“.

Im Sommer wurden die Kränzchenabende seltener. Dann fanden sich die Damen oft zum Kroquettspiel zusammen, das damals gerade Mode wurde, und die Herren legelten abends in der Hafenbude.

Einige Persönlichkeiten, die mit Gütlland eng verbunden waren,

muß ich erwähnen. In meinem Elternhause lebte der Bruder meiner Mutter, Paul Kettelsti. Er hatte für damalige Verhältnisse weite Reisen gemacht, war in Italien und Scandinavien gewesen und erzählte uns Kindern oft davon. Das Schönste war aber, daß er uns jedesmal von der Reise herrliche Geschenke mitbrachte. Er war auch Mitglied des Stammes in der Hafembude, und zu diesem gehörte auch die zweite, mir des Erwähnens wert erscheinende Persönlichkeit, der Verwalter von Tante Auguste, Herr Schiemann. Dieser lebt in meiner Erinnerung als ein martialisch aussehender, großer, starker Mann mit großem Schnauzbart, der aber zu uns Kindern sehr gut war und der uns in der Hafembude oft von Frau Mallonef Bonbons kaufte. Schließlich muß ich noch eine Person nennen, ohne die Gütlland für uns Kinder eben nicht das gewesen wäre, was es war, den Hofmeister meines Vaters, Witt. Dieser Mann konnte nach unserer heiligen Überzeugung einfach alles. Er war in einer Person Hofmeister, Stellmacher, Maurer und Maschinenführer. Er hatte in seinen Taschen stets alles, was wir Kinder uns nur wünschen konnten: Bindfaden, Steine, Stednadeln, Nägel usw. Stundenlang standen wir bei ihm in der Stellmacherei und irgend etwas fiel für uns immer ab. Nur einen Fehler hatte er in unseren Augen. Er konnte sich mit unserer Wirtin Johanna Mielle nicht um die Welt vertragen. Die beiden haben sich arg beschimpft, und da wir beide zärtlich liebten, waren wir darüber oft tief traurig.

Zu den größten Vergnügungen des Güttländer Kreises gehörte in jedem Sommer ein Ausflug in den Sobbowitzer Wald. Ofters wurde dieser auf Leiterwagen gemacht, Essen und Trinken wurde mitgenommen und es war sicher sehr schön. Auf einen dieser Ausflüge besinne ich mich besonders gut. Im Walde wurden wir von einem mächtigen Gewitterregen überrascht und wir wurden trotz mitgenommener Schirme ordentlich naß. Als nun früher als ursprünglich beabsichtigt, nach Hause gefahren werden sollte, stellte sich heraus, daß die Kutscher allzusehr dem Alkohol zugesprochen hatten. Da wir aber mit Leiterwagen vier-spännig die Tour unternommen hatten, wollte keiner der Herren in den Sattel steigen und die Kutscher mußten nun doch fahren. Wir zahlreichen Kinder, es waren damals noch die Kinder meiner Tante Möller bei uns zu Besuch, lagen unten im Wagen im Stroh, die Köpfe zwischen den Leitersprossen. Mit einem Mal gab es einen Krach. Der Kutscher unseres Wagens war mit dem Leiterbaum gegen einen Chausseebaum gefahren und sämtliche Sprossen waren in der Mitte durchgeknickt. Daß damals kein Unglück passierte, erscheint mir heute noch als ein wahres Wunder.

Mich hat das Schicksal dann später doch gefaßt. Im August 1894

wurde ich auf der sogenannten steinernen Brücke von einem Erntewagen überfahren und das linke Bein wurde zweimal gebrochen. Die Behandlung war damals noch nicht so kunstgerecht wie heute. Dr. Duwensee aus Dirschau legte einfach einen Gipsverband um das Bein und ich mußte sechs Wochen damit liegen. Als dann der Verband entfernt wurde, war das Bein auch tatsächlich zusammengeheilt, ich lahmt aber doch noch lange Zeit.

Im Herbst desselben Jahres kam ich nach Danzig auf das königliche Gymnasium und in Pension zu Frau Wächter. Dort war bereits Vetter Eduard Wunderlich in Pension und mit mir zugleich kam Vetter Eduard Wannow aus Hausfelde hin. Später kamen noch die Vettern Gerhard Dörksen und Reinhard Bessel hinzu. Es war also eine richtige Verwandtenpension. Frau Wächter geborene Kosmack war die Krone aller Pensionsmütter. Sie erschien sogar uns Kindern als solche. So gut wie bei ihr schmeckte das Essen nicht einmal im Elternhause, so schön erzählen konnte kein anderer Mensch, und kein anderer konnte so schöne Ausflüge planen und leiten, wie sie. Darüber hinaus muß ich heute sagen, daß sie ein ganz seltener Mensch war. Ich glaube nicht, daß auch nur ein einziger ihrer Pensionäre anders als mit dem Gefühl des größten Dankes an sie zurückdenken wird.

Die Pension lag im Jahre 1894 in der Holzgasse, damals standen noch die Wälle. Wir konnten von den hinteren Fenstern aus auf einem Plättbrett, das hinübergeschoben wurde, mit Leichtigkeit auf den Wall gelangen und taten dies auch oft, allerdings ohne Wissen von Frau Wächter, die uns arbeitend vermutete. Der Weg zum Gymnasium nach der Weidengasse war weit. Da ich in der ersten Zeit meines Beines wegen so weit nicht laufen konnte, schickte mein Großvater Wannow, der als Deichhauptmann in der Fleischergasse wohnte, täglich seinen Landauer, der mich in die Schule fahren und wieder abholen mußte. Selbstverständlich fuhr die ganze Pension mit und wir „fühlten uns“.

Die Schule selbst wurde mir sehr leicht. Vielleicht mag es hieran liegen, daß ich unangenehme Erinnerungen an die Schulzeit nicht habe. Trotz des damals noch an mehreren Tagen der Woche bestehenden Nachmittagsunterrichts blieb mir freie Zeit. War ein ganzer Nachmittag frei, so ging Frau Wächter mit uns entweder in den Schützengarten oder in den Schweizergarten am Bischofsberg. Jeder bekam dann 10 Pfennige, mit denen er machen konnte, was er wollte. Manchmal kauften wir uns Kuchen, oft schossen wir aber auch für „das Dittchen“ in der Schießbude nach der Scheibe. Das schien uns ein herrliches Vergnügen.

Etwas im Jahre 1898 zogen wir um. Es kamen damals die Vettern

Gerhard Dörksen und Reinhard Wessel in Pension, und die Räume in der Holzgasse wurden zu eng. Die neue Wohnung lag in der Hirschgasse, also sehr bequem zum Gymnasium. In jener Zeit kam Frau Wächters Sohn Franz aus Ostafrika zurück. Das war für uns natürlich ein Ereignis. Die Stunden, in denen er aus Afrika oder Samoa erzählte, waren Feststunden. Auch unsere Briefmarkensammlungen sind durch ihn nicht unwesentlich bereichert worden. Er wurde sehr bald Direktor der Aktiengesellschaft Wechsel, und von diesem Zeitpunkt an wurden unsere Sonntagsausflüge regelmäßig mit Dampfer nach Westerplatte gemacht. Da sich auch die Pension Mangold (Frau Mangold war eine Tochter von Frau Wächter) daran beteiligte, waren wir eine zahlreiche Jungenschar, die manchen Streich ausführte.

In Untersekunda wurde ich eingeseget. Den Unterricht hatte ich bei Prediger Weinlig gehabt, der damals auch eine höhere Mädchenschule leitete, die meine Schwester besuchte. Der Konfirmandenunterricht war uns langweilig, insolgedessen besuchte ihn eine größere Zahl von Teilnehmern, darunter ich, nur sehr wenig. Schließlich wollte Prediger Weinlig uns nicht einsegnen und gab erst seine Zustimmung, nachdem wir bei ihm einige Extrastunden genommen hatten.

Im Jahr darauf hatten wir, meine Schwester und ich, Tanzstunden bei Fräulein Dufke, bei der wohl ungezählte Angehörige der Danziger Gesellschaft sich auf dem Parkett zu bewegen gelernt haben. Der Verkehr mit dem weiblichen Geschlecht war von uns bis dahin sehr wenig gepflegt worden. Er beschränkte sich auf einige Besuche bei Tante Anna Hardt, die eine Mädchenpension leitete, und bei der auch meine Schwester und verschiedene Basen in Pension waren. Das wurde nun anders. Die Tanzstunde nahm uns ganz gefangen und als in deren Verlauf die Kränzchenbälle bei den Eltern der Teilnehmer kamen, litt die Schule erheblich.

Im Jahre 1903 verkaufte mein Vater Gütland. Die Verhältnisse in der Niederung hatten sich erheblich geändert. Immer mehr der alt-eingesessenen Familien zogen weg und die Geselligkeit litt darunter. Andererseits begann die Blütezeit der Landwirtschaft und es wurden für die Besitzungen in der Niederung hohe Preise gezahlt.

Meine Eltern zogen zunächst nach Danzig. In einem neuen Hause, Kassubischer Markt 1a, wurde eine Wohnung gemietet, ich verließ die Pension und zog zu meinen Eltern. Ich war damals schon in Prima und mußte allmählich zum Examen arbeiten. Hierfür war der Wechsel sehr gut.

Am 3. September 1904 bestand ich pünktlich nach neunjähriger Schulzeit, noch siebzehnjährig, das Abiturientenexamen. Von Jugend auf war mir von meinen Eltern beigebracht worden, ich sollte Jura studieren,

so daß ich auf einen anderen Gedanken gar nicht kam. Später habe ich gemerkt, daß der mir zusagendste Beruf Landwirt gewesen wäre. Das muß wohl so im Blut liegen. In diesem Herbst kaufte mein Vater das Rittergut Kokoſchken von Herrn von Rümker.

Mitte Oktober ging es dann nach Heidelberg. Ich stellte mich bei dem Korps Gueſtphalia vor und wurde auch nach einigen Tagen aufgenommen. Ich kann von mir behaupten, ich bin ein guter Korpsstudent gewesen, der es mit den durchaus nicht geringen Pflichten eines solchen ernst nahm. Das Fechten machte mir eine ganz besondere Freude. Habe ich doch zweiundzwanzig Partien gefochten, eine in den letzten Jahrzehnten von einem Korpsstudenten selten erreichte Zahl. Im übrigen waren die Heidelberger Semester sehr fröhlich, und eine stattliche Zahl von Strafmandaten beweist, daß es auch manchmal zu fröhlich wurde. Dabei war die Polizei damals noch nicht so böse wie heute, und jeder Polizist nahm dankend an seinem Geburtstage Kuchen und Bowle auf der Polizeiwache entgegen.

Am Ende des dritten Semesters wurde ich inaktiv und ging nach Tübingen, wo ich bei Suevia aktiv wurde. Auch Tübingen ist eine ideale Studentenstadt und ich habe mich dort sehr wohl gefühlt. Ich würde mich freuen, wenn mal ein Better an mich herantreten würde, um Korpsstudent zu werden. Ich werde ihm gern behilflich sein.

Nach dem Tübinger Semester wurde ich nun endgültig inaktiv und ging nach Königsberg, um Examen zu machen. Damit wurde es nun freilich so bald nichts. Erst nach einem vergeblichen Versuch bestand ich Ende 1908 das Referendarexamen.

Nach neun Monaten Tätigkeit am Amtsgericht in Neustadt in Westpreußen trat ich am 1. Oktober 1909 als Einjährig-Freiwilliger beim 2. Leibhusarenregiment in Langfuhr ein. Der Dienst, selbst in der ersten schweren Zeit, bekam mir vorzüglich und gefiel mir ganz besonders gut. Ich stand bei der 3. Eskadron, deren Chef der Rittmeister Schmidt v. Altenstadt war, der eine Tochter des Herrn v. Rümker aus Kokoſchken — des Vorbesizers meines Vaters — zur Frau hatte. Er machte mir im Oktober 1908 eine große Freude. Eines Tages erklärte mir der Wachtmeister, der Rittmeister habe befohlen, ich solle am Nachmittag die Reitjagd des westpreußischen Reitervereins mitreiten, die in Kokoſchken geritten würde. Zunächst bekam ich einen großen Schreck, denn der Reitunterricht war noch sehr in den Anfängen. Nachher ging aber alles sehr gut und ich kam auf dem Schwadronspferd tadellos über den schweren Kokoſchker Kurs.

Die Freude am Soldatenleben veranlaßte mich, meinen Vater zu bitten, mir die Laufbahn des aktiven Offiziers zu erlauben. Zu meinem

ziemlichen Erstaunen machte er auch keine allzugroßen Schwierigkeiten, und im Sommer 1910 konnte ich als Fahnenjunker-Unteroffizier in das Kürassier-Regiment 5 eintreten. In Riesenburg, meiner neuen Garnison, blieb ich allerdings nur einen Tag. Ich wurde sofort nach Berlin gesandt, um mich dort auf das Offiziersexamen vorzubereiten. Der Besuch der Kriegsschule wurde mir erlassen. Nach drei Monaten bestand ich denn auch das Offiziersexamen mit guter Nummer und wurde am 20. November 1910 mit zwei Jahren Vorpatent Offizier.

Die Zeit in Riesenburg und Rosenberg, die ich bis zum Beginn des Krieges nun zubrachte, wird mir immer in ganz besonders schöner Erinnerung bleiben. Für einen Menschen, der den Aufenthalt in freier Natur liebt, passionierter Jäger ist und an der Geselligkeit auf dem Lande Gefallen findet, waren Riesenburg und Rosenberg ideale Garnisonen. Über allem kamen aber Dienst und Arbeit nicht zu kurz. Schon 1913 durfte ich den Regimentsadjutanten vertreten, 1914 übertrug der Kommandeur mir die Ausführung der Mobilmachungsvorarbeiten, bald darauf legte ich das Examen zur Kriegsakademie ab und im Sommer wurde ich als Lehrer für einen Reserveoffizierkursus nach Arns entsandt. Für meine jungen Dienstjahre konnte ich zufrieden sein.

Das Jahr 1914 brachte mir noch etwas besonderes, nämlich die Bekanntschaft meiner späteren Frau. Bertha Henning war die Tochter des Rittergutsbesitzers Henning aus Carnin, Vorpommern. Ihr Vater war Heidelberger Westphale, ebenso zwei Brüder von ihr, ein dritter Bruder stand bei den 5. Kürassieren. Es waren also zahlreiche Beziehungen vorhanden. Am 29. März 1914 verlobten wir uns.

Der Aufenthalt auf dem Truppenübungsplatz Arns fand ein jähes Ende durch den drohenden Krieg. Wir mußten in unsere Garnisonen zurück. Schon mehrere Tage vor der allgemeinen Mobilmachung rückte die 2. Eskadron von Rosenberg an die Grenze.

Über den Krieg ist soviel geschrieben worden, daß ich nur ganz kurze Daten geben will. Ich machte mit dem Regiment zunächst alle Schlachten in Ostpreußen mit, bin unzählige Male Patrouillen geritten und habe dabei allerhand erlebt. Auf einer Patrouille zog ich mir kurz vor der Winterschlacht eine Lungenentzündung zu, kam in verschiedene Lazarette und schließlich im Frühjahr 1915 zur Ersatzeskadron nach Graudenz. Hier wurde ich vom Gouvernement eingefangen und wurde Adjutant des Gouvernements Graudenz. Diese Zeit benutzte ich, um zu heiraten. Mit meiner Frau konnte ich dann noch eine verhältnismäßig ruhige Zeit in Graudenz verleben, bis ich die Gelegenheit der Aufstellung von Neuformationen benutzte, um wieder ins Feld zu kommen, diesmal an die Westfront.

An der Westfront, die ich in ihrer ganzen Ausdehnung kennengelernt habe, war ich in allen denkbaren Stellungen tätig: als Kompagnieführer, Bataillonsführer, Batterieführer, Ordonnanzoffizier, in der Stellung eines zweiten Generalstabsoffiziers und schließlich als Divisionsadjutant. Als solcher hatte ich folgendes Erlebnis: Wir lagen bei Peronne unter einem Wellblechbogen, drei Offiziere. Nachts um zwei Uhr warf ein englischer Flieger Bomben. Eine Bombe explodierte auf unserem Wellblechbogen, einen Meter von meinem Kopf. Die beiden rechts und links von mir liegenden Offiziere erlitten so schwere Verletzungen, daß sie bald starben. Mein Rock, der mir zu Füßen lag, hatte unzählige Löcher. Ich war wunderbarerweise ganz unverletzt geblieben.

Zu den großartigsten Erinnerungen des Krieges gehört für mich der Sturm auf den Kemmel Anfang April 1918. Unsere Division hatte den Kemmelberg selbst zu nehmen. Das Flugzeuggeschwader Richthofen stand zu unserer Verfügung. Dieses arbeitete so vorzüglich, daß wir an diesem Tage einen feindlichen Flieger kaum zu Gesicht bekamen, eine ganz ungewohnte Tatsache, die den Mut der Truppe bedeutend hob. Schon nach einstündiger Artillerievorbereitung wurde zum Sturm angetreten, und eine Stunde später war der Kemmel genommen. Ich hatte damals die Arbeiten des zweiten Generalstabsoffiziers der Division zu verrichten und die Sache muß wohl geklappt haben, denn ich wurde daraufhin zum Hausorden von Hohenzollern eingegeben. Leider wurden wir dauernd bei den verschiedenen Armeen rumgeschoben, so daß die Eingabe vor Kriegsende nicht mehr bearbeitet worden ist, jedenfalls habe ich keine Nachricht mehr darüber bekommen. Ich konnte nur feststellen, daß die 18. Armee dieses Gesuch im Oktober 1918 weitergegeben hat. E. K. 2 und 1 hatte ich längst.

Ende Oktober 1918 wurde unsere Division aufgelöst. Ich wurde mit der Auflösung beauftragt, und zu meinem Dienstort wurde Danzig bestimmt, wo die Division beheimatet war. Anfang November reiste ich über das Große Hauptquartier in Spa, wo ich mich zwecks späterer Verwendung melden sollte, nach Danzig. In Berlin erlitt ich noch unvorhergesehenen Aufenthalt, weil mehrere Tage die Eisenbahnen gesperrt wurden, und kam gerade am 8. November abends in Danzig an. Am 9. November fuhr ich mit Achselstücken und Degen nach Kokoschken.

In Danzig habe ich noch etwa dreiviertel Jahr „aufgelöst“ und reichte dann meinen Abschied ein.

Im Kriege war meine Mutter gestorben, erst 45 Jahre alt, aufs aufrichtigste betrauert von allen, die sie gekannt haben.

Ich wollte nunmehr Landwirt werden und ging, was ja sehr nahe lag, nach Kokoschken. Leider schlug dies nicht zum guten aus. Ich war

mittlerweile in die Dreißiger gekommen, war verheiratet, Vater eines Sohnes und war doch schon allerhand umhergekommen. Es lag nahe, bei meinem Vater nach einjährigem Aufenthalt in Kotoschken anzufragen, ob ich wohl Aussicht hätte, in absehbarer Zeit von ihm Kotoschken übergeben zu erhalten. Mein Vater lehnte dies zwar nicht strikte ab, erklärte aber, er werde trotzdem nicht von Kotoschken weggehen. Ein solcher Zustand hätte aber zu keinem guten Ende geführt. Mein Vater und ich haben beide harte Schädel, und ich war ehrlich genug, ihm das zu sagen. Darüber kam es dann zu Unstimmigkeiten und ich zog mit Frau und Kind Ende 1920 nach Danzig.

Es folgten zwei reichlich wilde Jahre. Die einsetzende Inflation und die daraus sich ergebende Möglichkeit, leicht anscheinende Gewinne zu erzielen, hat ja viele zu den gewagtesten Geschäften verleitet. Am Ende haben sie mir jedenfalls keinen Gewinn gebracht.

Im Jahre 1922 beschloß ich, nach Deutschland zu gehen und mich, sei es auch nur auf kleiner Fläche, selbstständig zu machen. Ich kaufte das kleine Restgut Heinrichsrub bei Rasewalk. Hier stand ein altes von Friedrich dem Großen gebautes Schloß in einem herrlichen, dem Geschmack der damaligen Zeit entsprechenden Park. Etwas Land und Wiesen ermöglichten es mir, in der damaligen verrückten Zeit tatsächlich ganz angenehm zu leben. Aber bald sah ich ein, daß dies ja doch ein widersinniger Zustand werden müßte. Ich beschloß daher, wieder auf mein Referendarexamen zu setzen und erreichte meine Wiedereinstellung im Justizdienst. Leider verkaufte ich damals noch in der Inflation Heinrichsrub. Wir zogen nach Greifswald, wo ich jetzt eine zweite Heimat gefunden habe.

Meine Frau hat mir zwei Söhne geschenkt:

Kurt, geboren zu Danzig am 29. Oktober 1916, und

Hans, geboren zu Greifswald am 12. Oktober 1923.

Im Jahre 1925 bestand ich mein Assessorexamen, nachdem ich schon vorher den Titel Dr. erlangt hatte. Am 1. Oktober 1925 ließ ich mich in Greifswald als Anwalt nieder, von wo ich im Herbst 1927 nach Stettin übersiedelte.

Es ist mein Traum, mal auf eigener Scholle zu sitzen.

15. Richard Eduard Wannow.

* Gütlland 31. Mai 1828, † Gütlland 8. Oktober 1883.

Hofbesitzer zu Gütlland.

Richard Eduard Wannow wurde am 31. Mai 1828 zu Gütlland geboren. Seine Eltern sind der Hofbesitzer Andreas Wannow zu Gütlland und Friederike Wilhelmine Wannow geborene Neumann.

Über seine Jugend berichtet ausführlich der Lebenslauf, den er als junger Leibhusar, wohl kurz nach seinem Dienstantritt, der am 10. April 1849 stattfand, geschrieben hat.

Dort heißt es:

„Obgleich ich meine inniggeliebte Mutter schon sehr früh, nämlich in meinem achten Lebensjahre, verlor, so habe ich doch von meinem guten und liebevollen Vater eine Erziehung genossen, die meinem Stande angemessen ist.

Bis zu meinem 14. Jahre besuchte ich die Dorfschule in Güttland, wurde dann vom schon genannten Superintendenten in der dortigen Kirche eingesegnet (konfirmiert), und da ich von meinem Vater in seinen weitläufigen Wirtshäusern nötig gebraucht wurde, und aus mir auch ein Landwirt werden sollte, so blieb ich auch fernerhin zu Hause, um ihn in denselben unterstützen zu können.

Mein Vater ist der jetzt noch anwesende Besitzer Wannow in Güttland, obgleich er 66 Jahre alt ist, so ist er doch noch immer rüstig und tüchtig da, dem lieben Gott sei Dank dafür, ach! möchte er mir ihn auch noch weiterhin erhalten.

Meine Mutter war eine geborene Neumann, Tochter des Reichsgeschworenen und Hofbesizers Neumann in Guettland; der liebe Gott nahm sie am 11. September 1836, wie sie 35 Jahre alt war, zu sich. Wer weiß, aus welchem Grunde, sie sollte wahrscheinlich nicht das Unglück erleben, das uns späterhin passierte, denn ein paar Jahre darauf brandten uns sämtliche Gebäude mit der ganzen Ernte, bis auf ein altes Wohnhaus herunter.

Das Schicksal wollte es, daß wir nur einige Gebäude etwas, vom Einschnitt und Infentarium aber noch gar nichts versichert hatten; das Aufbauen war daher für uns nicht so leicht, wie für andere, die alles von der Feuer Kasse bezahlt bekamen. Indessen, wir bezogen das, uns noch übriggebliebene Haus, schafften uns mit unserm Angespann alle Bau-Materialien bei und baueten Alles wieder auf.

Eine große Mithülfe für uns war die, daß wir unser Saat-Getreide und sonstige Bedürfnisse von der Wedhornstampe und aus Schiemenhorst bezogen, woselbst mein Vater auch Grundstücke besitzt.

Für mich war dieses nicht die leichteste Zeit, denn wenn 20 Gespanne zu beschäftigen und ungefähr 200 Menschen unter Aufsicht zu halten sind, so ist es für Einen wohl nöthig, sich zusammen zu nehmen. Von meinen vier Geschwistern (zwei Schwestern und zwei Brüder) waren zwei noch unerwachsen, ein Bruder immer kränklich, und der älteste Bruder war damals freiwillig als Dreijähriger hier in Danzig bei den Husaren ein-

getreten, nachdem er das Volontair-Examen gemacht, selbiges aber, da er nur allein deutsch sprechen konnte, nicht bestanden hatte, ich hatte somit keinen zu Hülfe als einen Hofmeister. Indessen, es ist mir nicht schwer geworden, was thut man auch nicht Alles aus Liebe zu seinem Vater?

Endlich wollte ich Husar werden. Obgleich ich wohl einjah, daß mein Vater, der Wirtschaft wegen ganz dawider sein würde, so sah ich aber auch ein, daß ich sollte und mußte Soldat werden; und ich würde es mir zur Schande gerechnet haben, gar nicht Soldat geworden zu sein. Ich meldete mich schon Anno 48 hier als Freiwilliger, konnte aber nicht eingestellt werden; denn, in der damals unruhigen Zeit wurden bei eintretender Befanzen immer Kriegs-Reserven eingezogen und keine Freiwilligen eingestellt. Ich blieb daher bis zum folgenden Jahre, wurde Contong-pflichtig und mußte mich dazu stellen; da wurde ich angekehrt zu den Garde-Husaren; aber, auf Verwenden meines Vaters, welcher mich gerne in seiner Nähe behalten wollte, beim Landrath; und auch auf den, mir vom Herrn Rittmeister Graf Strachwitz übergebenen Brief, den ich dort vorzeigte, wie ich zu einer andern Truppen-Abtheilung angekehrt war, wurde es mir gewähret freiwillig einzutreten, und zwar wo und zu welcher Zeit ich wollte; der Herr Major nämlich, der damals bei dem Contongs-Geschäft war, klopfte mich auf die Schulter und sagte: „Ich weiß, sie werden einen tüchtigen Soldat abgeben, treten sie ein, wenn sie wollen.“

Ich trat am 10. April 1849 hier in Danzig bei der 1ten Eskadron 1ten Leibhusaren-Regiments mit dem festen Vorsatz ein, des Herrn Majors Worte in Wahrheit verwandeln zu wollen; woselbst ich mich auch jezt noch befinde mit dem Bemühen, mir die Liebe, Achtung und das Wohlwollen meiner Vorgesetzten zu erwerben.“

Der Lebenslauf ergibt, daß Eduard Wannow schon von seiner Einsegnung an eine umfangreiche und verantwortungsvolle Tätigkeit ausgeübt hat. Sein Bruder Otto war in Königshof. Sein Bruder Heinrich war fränklich. Alles lag auf ihm, der Vater aber stellte hohe Ansprüche und war nicht leicht zufrieden zu stellen. Eine leichte Jugend hat er nicht gehabt. Unter diesen Umständen bedeutet es viel, wenn er es schließlich beim Vater durchsetzte, daß er bei den Husaren eintreten durfte. Denn sein Vater Andreas Wannow war eigenwillig und wenig nachgiebig.

Der Lebenslauf Eduards ergibt auch, daß er gern und freudig Soldat gewesen ist, nicht anders wie sein älterer Bruder Otto Wannow. Sein Bruder Heinrich hatte wegen seines Beinbruchs nicht Soldat werden können. Es lag aber wohl die Freude am Soldatentum in der Natur der Wannows, denn alle elf Enkel und Namensträger des Andreas Wannow

sind Soldat und alle bis auf einen Reserveoffizier geworden. Auch die vier Söhne der jüngsten Tochter des Andreas Wannow, der Mathilde Philippsen geborene Wannow, sind sämtlich Offizier geworden.

Im Jahre 1845 stellte Andreas Wannow den Hof fertig, den später Eduard Wannow übernehmen sollte. Als bald machte er sich an den Bau des zweiten Hofes, den mein Vater Heinrich Wannow später erhielt. Der fürsorgliche Vater hatte einen Teilungsplan fertiggestellt, in welchem er das gesamte etwa 20 Hufen große Grundstück in zwei Höfe für diese beiden Söhne aufteilte, jedoch Heinrich und Eduard die Wahl und Abänderung freiließ.

Im Jahre 1852 verstarb Andreas Wannow und es kam als bald zur Teilung, in der Eduard Wannow den älteren Hof, der gegenüber der Mottlaubrücke liegt, erhielt. Die Wohnhäuser der beiden Gehöfte sind einander sehr ähnlich, nur haben Haus und Vorlaube des Eduard Wannowschen Wohnhauses Satteldächer, und die Vorlaube dieses Hofes hat fünf Pfeiler, während das andere Wohnhaus auf Hauptgebäude und Vorlaube einfache Dächer und seine Vorlaube nur vier Pfeiler hat. Die Vorlaube des ersteren Hauses zeigt von außen die Jahreszahl 1845, die des letzteren die Jahreszahl 1852 von innen. Auch sonst waren die beiden Höfe gleichwertig. Eduard und Heinrich Wannow übernahmen jeder seinen Hof für 35 000 Reichstaler, worauf jedem sein Vermögen von 21 000 Taler angerechnet wurde. Sie traten also unter sehr günstigen Bedingungen ihre Eigenwirtschaft an.

Am 21. Juni 1853 verheiratete sich Eduard Wannow — der übrigens ein Mann von mittlerer Größe, untersehter Gestalt, sehr gutem Aussehen und guten Umgangsformen war — mit Auguste Johanna Randt. Ihr Vater war der Hofbesitzer Karl Eduard Randt aus Krieskohl; die Randts gehören zu den ältesten Werderfamilien und waren, wie Polizeipräsident Wessel in seiner Familienchronik berichtet, schon mehrere Jahrhunderte in Krieskohl ansässig.

Die Mutter der Auguste Randt war Amalie Henriette Randt geborene Stande, eine Tochter der Ehe des Hofbesitzers Johann Andreas Stande zu Gütlland mit Luise Renate Stande geborene Kraehing, also ebenfalls aus altem Niederungsblut.

Aus der zu Gütlland geschlossenen Ehe Eduard Wannows sind zwei Kinder hervorgegangen, nämlich:

Otto Emil, geboren zu Gütlland am 2. August 1854,

Helene Henriette, geboren zu Gütlland am 29. März 1856.

Eduard Wannow kam auf seinem Hof gut vorwärts, obwohl er in späteren Jahren den größten Teil seiner Arbeitskraft in öffentlichen

Ämtern verbrauchte. Er war viele Jahre Mitglied des Kreistages und des Kreis Ausschusses, auch Amtsvorsteher.

Im Jahre 1879 hatte er die Freude, daß seine beiden Kinder Otto und Helene selbständig wurden.

Am 20. Mai 1879 verheiratete sich nämlich Otto Wannow zu Kriefkohl mit Olga Auguste Philipsen, der Tochter des dortigen Hofbesizers Emil Philipsen zu Kriefkohl und Stüblau. Ihre Mutter war Laura Philipsen geborene Randt, eine Schwester der Ehefrau Eduard Wannows.

Eduard Wannow und Emil Philipsen übergaben dem jungen Paar das etwa 1000 Morgen große Gut Hansfelde im Kreise Graudenz, das noch im Besitz der Erben Ottos und Olgas ist.

Helene heiratete am 16. Oktober 1879 zu Güttnland den Gutsbesizer Kurt Eugen Ferdinand Wunderlich auf Osterwid bei Konitz.

Wenige Jahre später, am 8. Oktober 1883, starb Eduard Wannow zu Güttnland am Krebs.

Es folgten schwere Jahre. Die Wirtschaften in Hansfelde und Osterwid gingen nicht recht, da Otto bald erkrankte, Wunderlich aber kein guter Wirt war. Dies trat aber erst nach dem Tode Eduard Wannows voll in die Erscheinung, so daß ihm manches erspart geblieben ist. Was der gute alte Hof in Güttnland brachte, das wurde in Hansfelde und in Osterwid zugelegt und darüber hinaus, so daß auch die Wirtschaft in Güttnland zurückging. Schließlich mußte Osterwid verkauft werden. Daß nun allmählich der Hof in Güttnland wieder in Ordnung und Eduards Witwe wieder zu Wohlstand kam, war in erster Linie das Verdienst des langjährigen Gutsverwalters Schiemann, der in Stüblau seine alten Tage verlebte.

Nach dem Tode ihres im Jahre 1888 verstorbenen Ehemannes zog Helene Wunderlich geborene Wannow mit ihren beiden Kindern zu ihrer Mutter nach Güttnland. Es sind dies:

Eduard Wunderlich, geboren zu Güttnland am 12. Februar 1882,

Annchen Wunderlich, geboren zu Güttnland am 28. Januar 1887.

Im Jahre 1902 verkaufte Auguste Wannow geborene Randt den Hof in Güttnland und lebte von da ab mit ihrer Tochter Helene und ihrer Enkelin in Danzig, wo sie im Jahre 1911 verstorben ist. Sie war eine gütige und wohlwollende Frau von klarem Verstande. Gern erinnere ich mich der Freundlichkeit, die sie mir während meiner Knabenjahre und hernach während meiner Primaner- und Studentenzeit entgegengebracht hat.

A n h a n g.

Was ihren Sohn Otto Wannow angeht, so ist von ihm hernach in besonderem Kapitel die Rede.

Von den Kindern der Helene Wunderlich geborenen Wannow wurde Eduard Wunderlich Gerichtsassessor und ist im Oktober 1914 bei Radom in Polen als Leutnant im Infanterieregiment Nr. 129 gefallen.

Ihre Tochter Annchen Wunderlich verheiratete sich am 6. Januar 1912 mit dem Kapitänleutnant Hellmuth Fürst zu Wilhelmshaven, der jetzt als Prokurist der Automobilvertretung Benz-Mercedes in Bremen lebt. Aus ihrer Ehe sind folgende Kinder hervorgegangen:

Harald Fürst, geboren zu Wilhelmshaven am 19. März 1913.

Gisela Fürst, geboren zu Bremen am 24. Juli 1920.

15 a. Otto Emil Wannow.

* Gütlland 2. August 1854, † Schwetz a. W. 2. April 1894.
Gutsbesitzer in Hansfelde.

Otto Emil Wannow wurde am 2. August 1854 zu Gütlland geboren. Sein Vater war der Hofbesitzer Eduard Wannow zu Gütlland, seine Mutter war Auguste Wannow geborene Randt.

Er besuchte das Realgymnasium zu St. Petri bis zur Obersekunda und studierte drei Semester auf der Landwirtschaftlichen Schule Hohenheim.

Seiner militärischen Dienstpflicht genügte er bei den Wrangel-Kürassieren in Königsberg und wurde Reserveoffizier dieses Regiments.

Im Jahre 1878 kaufte er mit Hilfe seines Vaters und Schwiegervaters, des Hofbesitzers Emil Philippen zu Krieffkohl, mit dessen Tochter Olga Auguste er sich verlobt hatte, das 1000 Morgen große Gut Hansfelde im Kreise Graudenz.

Am 20. Mai 1879 verheiratete er sich in Krieffkohl mit Olga Auguste Philippen.

Aus dieser Ehe sind folgende Kinder hervorgegangen:

Eduard Emil Arnold Wannow, geboren zu Hansfelde am 1. September 1886,

Helene Wannow, geboren zu Hansfelde am 13. Juli 1890.

Otto wurde später geisteskrank und ist am 2. April 1894 in der Provinzial-Heilanstalt in Schwetz gestorben, Olga, die eine außergewöhnlich tüchtige Frau war, ist am 4. März 1928 zu Allenstein in Ostpreußen gestorben und wurde am 10. März 1928 zu Hansfeld, Kreis Graudenz, Pommerellen, begraben.

Was Ottos und Olgas Kinder angeht, so ist Eduard Wannow Landwirt und Verwalter des Gutes Hansfelde, das sich im Eigentum seiner Mutter befindet. Er ist unverheiratet. Sein Dienstjahr hat er bei

dem 16. Feldartillerieregiment in Königsberg abgeleitet, bei dem er Reserveoffizier war. Er hat den Krieg als Feldartillerieoffizier mitgemacht und das E. K. 2 und 1 erhalten. Während des Krieges wurde er Hauptmann.

Seine Schwester *Helene Wannow* ist verheiratet mit dem Syndikus der Handelskammer *Allenstein Dr. jur. Kurt Schauer zu Allenstein* in Ostpreußen. Aus dieser Ehe ist ein Sohn hervorgegangen namens:

Wilhelm Schauer, geboren zu *Allenstein* am 15. Oktober 1921.

16. *Karl Heinrich Wannow.*

* *Güttland* 30. Oktober 1824, † *Güttland* 29. April 1873.

Hofbesitzer in *Güttland*.

Der Hofbesitzer *Karl Heinrich Wannow*, mein Vater, ist zu *Güttland* am 30. Oktober 1824 geboren.

Sein Vater war der Hofbesitzer *Andreas Wannow* zu *Güttland*. Seine Mutter war *Friederike Wilhelmine Wannow geb. Neumann*, die Tochter des Hofbesizers *George Gabriel Neumann* in *Güttland* aus der Ehe mit *Beata Constanzia Friederike Hader*, einer Tochter des Hofbesizers *Johann Traugott Hader* und seiner Ehefrau *Anna Elisabeth Hader* zu *Silblau*.

Heinrich Wannow hat nur die Dorfschule besucht. Dennoch war er ein gebildeter Mann, wie die Ausführungen in seinen Wirtschaftsbüchern und andere Schriftstücke von seiner Hand beweisen, die in guter Sprache abgefaßt sind. Durch vieles Lesen und Arbeit im großen Wirkungskreis hat er sich nachgebildet.

Nach der Schulzeit blieb er auf dem großen väterlichen Hof, wo es mancherlei zu lernen gab, und wo er, wie hernach seine eigenen wirtschaftlichen Erfolge beweisen, auch viel gelernt hat. Hier ist er geblieben, bis er selbst einen Hof übernahm.

Sein Vater, *Andreas Wannow*, war ein strenger Hausvater und ein harter Lehrherr. Um so mehr fehlte ihm die Mutter, die er als zwölfjähriger Knabe verlor. Einigen Ersatz für die früh verstorbene Mutter bot ihm eine treue und gutherzige Magd „*Annusche*“. Als er hernach seinen Hof übernahm, ging sie mit ihm und führte ihm die Wirtschaft. Sie war noch bei ihm, als er viele Jahre später meine Mutter heiratete, und bis zu ihrem Tode war sie eine Respektsperson im Hause, die zur Familie gehörte und überall nach dem Rechten sah. Auch meine Mutter war ihr sehr zugetan. Ich selber erinnere mich noch undeutlich *Annuschens*. Sie starb, als ich noch sehr klein war, plötzlich am Schlaganfall, als sie

gerade „Apfelkeilchen“ aß, und ihr Kopf war in den Teller gesunken. Hernach erzählten die Leute, sie wäre in Apfelkeilchen ertrunken, und fanden diesen Tod gar nicht so übel.

Heinrich Wannow war seit seiner Jugend etwas lahm. Er hatte sich als Knabe mit einem Beil ins Knie geschlagen. Das Bein war schief verheilt, und man hatte es hernach nochmals gebrochen. Er soll damals monatelang in Eispackungen gelegen haben. Seitdem war er blasenleidend. Allmählich hatte sich das Leiden gemäßigt und belästigte ihn wenig. Immerhin wird es, da seine letzte Krankheit mit einer Blasenentzündung begann, der Keim seines frühen Todes gewesen sein. Trotz dieses Gebrechens war er kräftig und sehr gewandt. Namentlich hatte er viel Armkraft und war ein sehr guter Turner. Meine Mutter erzählte, daß er einmal als junger Ehemann — also über 36 Jahre alt — auf den Balken in der Scheune bis zum Dach in die Höhe geklettert sei. Er forderte die Knechte auf, ihm zu folgen, aber selbst von den „Losbändigen“ (Jungknechten) vermochte es keiner. Er scheint auch ein guter Reiter gewesen zu sein. Er hatte, als der Krieg 1870/71 ausbrach, eine sehr schöne und schnelle Fuchsstute, die man ihm als Offizierspferd abnahm. Das war ihm ein großer Verlust. Trotz eifriger Nachforschungen gelang es nach dem Kriege nicht, die geliebte Stute aufzuspüren.

Heinrich Wannow war mittelgroß und sehr schlank und sehnig. Er wird etwa den Körperbau seines ältesten Sohnes Egon gehabt haben, der ebenfalls hager, nur größer war, als unser Vater. Überhaupt soll Egon unter seinen Söhnen ihm am ähnlichsten gewesen zu sein. Seinem Jugendbild sehe ich vielleicht ähnlicher. Er war blond und trug in späteren Jahren einen Vollbart, der rötlich war.

Heinrich war 28 Jahre alt, als sein Vater Andreas Wannow starb. Nun übernahmen er und sein Bruder Eduard die beiden väterlichen Höfe, wie es ihr Vater in einem Teilungsplan mit Teilungsskizze vorgesehen hatte. Am 5. Januar 1853 kam die Punktation und am 1. April 1853 der formelle Vertrag zustande, durch welchen die Erben des Andreas ihren Brüdern Heinrich und Eduard die Gützländer Besitzungen für den Tagewert von 70 000 Reichstaler überließen. Erst am 15. Dezember 1855 teilten die Brüder untereinander. Eduard erhielt den von Andreas schon 1845 fertiggestellten Hof, auf dem Andreas gewohnt hatte, mit insgesamt neun Hufen, 25 kadm. Morgen 278 $\frac{1}{2}$ Ruten. Es ist dies der Hof an der massiven Mottlaubrücke. Heinrich Wannow erhielt den zweiterbauten erst 1852 fertiggestellten Hof mit neun Hufen 22 Morgen 20 $\frac{1}{2}$ Ruten am Ende des Dorfes. Beide Teile wurden als gleichwertig angesehen und waren es wohl auch. Heinrich soll Eduard die Wahl überlassen haben.

Wie später erzählt wurde, soll eine alte Kinderfrau, die Eduard großgezogen hatte und ihn sehr liebte, und der auch er sehr zugetan war, ihm geraten haben, den Hof zu nehmen, dem das „Heststed“ (Hauptstück) zugehöre. Es ist dies ein besonders guter Schlag, der von Gütlland aus gesehen rechts der Kuhtrift dicht hinter der Mottlau liegt. Eduard hat in der Tat den Hof mit dem Hauptstück gewählt. Er bedang sich noch aus, daß er bei der Teilung alle braunen Pferde, und wenn diese nicht ausreichenden, Dunkelfüchse erhalten sollte. Mein Vater willfahrte diesem Wunsch gern. Seitdem waren auf dem Hof des Eduard Wannow zumeist braune und zuletzt nur braune Pferde im Arbeitsgespann, als Kutschpferde aber Dunkelfüchse. Der Pferdebestand Heinrich Wannows dagegen war ziemlich buntscheckig. Ich kann mich erinnern, daß wir im Arbeitsgespann sogar sechs bis acht richtige Schecken hatten. Der Farbenreichtum unseres Angespanss wurde dadurch nicht gemindert, daß mein Vater im Jahre 1871 ein französisches Beutepferd, einen Percheronhengst, der ein Rotshimmel war, gekauft hatte; dessen Nachzucht waren meist Schimmel aller möglichen Schattierungen. Wir hatten lange Zeit drei Biergespanne, die nur aus solchen Rotshimmeln bestanden. Es waren gestuete, starke Pferde von zwei bis vier Zoll Größe, die sich als Arbeitspferde hervorragend bewährten.

Nach der Teilung zog Heinrich Wannow mit Annusche, die ihm den Haushalt führte, in den zweiten Hof. Er verschönerte ihn alsbald, indem er einen ziemlich großzügigen Garten und namentlich eine sehr schöne Lindenallee längs des von massiven Pfeilern getragenen Straßenzaunes anlegte.

Es lag nun nahe, eine Frau in den Hof zu führen. Heinrich Wannow ist aber lange Jahre Junggeselle geblieben. Annusche wird zu gut für ihn gesorgt haben.

Einige Zeit war er übrigens verlobt mit der Opersängerin Julie Marschald, einer Tochter des sehr musikalischen Gütlländer Dorfschullehrers, die hernach Kammer Sängerin in Stuttgart geworden ist und zu ihrer Zeit eine bekannte und namentlich durch ihre Anmut beliebte Bühnenkraft gewesen ist²⁵⁾. Es kam aber nicht zur Heirat, da Julie sich schließlich nicht von ihrem Berufe trennen mochte. Übrigens soll sich mein

²⁵⁾ Derselben hochmusikalischen Familie entstammen übrigens, als Kinder von Juliens Schwester Laura, die Konzertsängerin war und hernach einen Better des gleichen Namens heiratete, meine Jugendfreundinnen die Schwestern Mathilde Marschald, Lisbeth Strauß, geb. Marschald, die Frau des Dichters Emil Strauß, Gertrud Heimann geb. Marschald, die Frau des Schriftstellers Moriz Heimann und Margarete Hauptmann geb. Marschald, die Frau Gerhart Hauptmanns, sowie ihr Bruder, mein Jugendfreund: Komponist Max Marschald.

Vater auch eine Zeit lang für Emilie Philipsen aus Stüblau interessiert haben. Diese ist hernach statt meines Vaters Frau meine Schwiegermutter geworden.

Nach langer Junggesellschaft verlobte sich Heinrich Wannow mit meiner Mutter, Luise Bulcke. Sie heirateten am 30. August 1860 in Gütlland.

Luise Bulcke war die Tochter des Hofbesizers Richard Bulcke zu Gütlland und seiner Ehefrau Emilie Bulcke geb. Deschner, der Tochter des Gütlländer Ortspfarrers und Superintendenten Deschner.

Die Hochzeit wurde nicht im Bulckeschen Hause, das sehr klein war, sondern auf dem stattlichen Hofe des Bräutigams gefeiert. Zum Hochzeitsaal war der riesige Raum über der Vorlaube hergerichtet. Es soll eine sehr große Hochzeit gewesen sein.

Mein Vater war über 35 Jahre alt, während meine Mutter erst 21 Jahre alt war. Dennoch haben sie sehr gut miteinander gelebt, weil sie gut zueinander paßten. Meine Mutter war eine von jung an gesetzte, sehr ausgeglichene und sehr kluge Frau. Ihre Neigung, sich mitunter recht ausgiebig und wiederholt über Dinge meist unbedeutender Natur auszusprechen, die sie geärgert hatten — denn größeres Malheur, wie geschäftlichen Schaden, ertrug sie ziemlich ruhig — war für meinen Vater wenig störend, da er leicht in Gedanken versank und nicht hinhörte; was meine Mutter halb ärgerte und halb belustigte; sie konnte es in der That nicht tragisch nehmen, denn sie wußte, daß seine Gedanken, in denen versunken er nichts sah und nichts hörte, nichts anderem als der Wohlfahrt und der Zukunft seiner Familie galten. Doch nein, mitunter galten sie auch seinen Bienen. Das war seine einzige Leidenschaft. Für die Bienen baute er sogar mehrere Morgen Alee von einer Sorte, deren Blüten den Bienen besonders zusagen. Wenn die Bienen zu schwärmen begannen, war er für nichts anderes zu haben, dann saß er bei seinen Bienen.

Luise Bulcke war ein großes, stattliches, aschblondes Mädchen von sehr guter Schulbildung, sehr guten gesellschaftlichen Formen und ruhigem, freundlichem und gemessenem Wesen. Sie gehörte noch zu jener alten heute beinahe ausgestorbenen Sorte von Frauen, die dienen wollen, aber darum im Hause keineswegs weniger bedeuten. Sie war sehr zäh und gesund und hat die Bulckesche Urkraft in unsere Familie gebracht. Ich erinnere mich, daß sie nach großen Gesellschaften, wo an hundert Personen und mehr in unserem Hause gewesen und bis in den Tag hinein geblieben waren, nicht schlafen ging, sondern sofort mit den Mädchen Ordnung schaffte. Es fiel ihr nicht schwer, und sie nickte dann vielleicht nachmittags

auf ihrem Lehnstuhl, wo sie zwanzig bis dreißig Minuten im Halbschlaf zu sitzen pflegte, ein paar Minuten länger. Wenn Weihnachten oder der Geburtstag ihres Gatten herannahte, stand sie oft nachts von seiner Seite auf, um ein paar Stunden heimlich Handarbeit am Weihnachtsgeschenk oder an der Geburtstagsgabe zu machen. Bis in ihr Alter ist sie sehr rüstig geblieben.

Sie hat meinem Vater im ganzen acht Kinder geschenkt. Sechs davon blieben am Leben und waren sämtlich gesund und kräftig. Ihre Namen sind:

Luiſe T h e r e ſ e, geboren am 31. Oktober 1861,
H e i n r i c h E g o n, geboren am 27. Juli 1864,
A n n a E l i ſ a b e t h, geboren am 8. Februar 1868,
H e i n r i c h R i c h a r d, geboren am 9. Januar 1870,
K a r l H e i n r i c h, geboren am 6. Juni 1871,
J e n n y M a t h i l d e, geboren am 24. Mai 1873.

Zwei Kinder Heinrichs und Luise's starben im jüngsten Kindesalter, Emilie und Toni. Toni soll von erstaunlicher Schönheit in der Art ihrer Tante Mathilde Philipsen geb. Wannow gewesen sein, wie meine Mutter häufig erzählte. Auch diese Kinder werden gesund gewesen sein und sind nur zufällig an irgend einer Säuglingskrankheit gestorben; mit so was machte man damals nicht so viel Aufhebens, und es war gut so. Übrigens hat meine Mutter das Ihre dazu getan, ihre Kinder gut aufzuziehen. Sie hat alle ihre Kinder selbst an der Mutterbrust genährt.

Wir haben unserer Mutter sehr viel zu verdanken. Sie hat unsere Kindheit behütet, und sie hat uns während unserer Kinderjahre durch ihr Beispiel und die feste Ordnung, auf die sie hielt, zu ordentlichen Menschen erzogen. Sie liebte ihre Kinder über alles, und sie hätte sich für uns in Stücke schlagen lassen. Das fühlten wir, und es gab für uns keine anderen Götter neben ihr. Sie war nicht eigentlich streng zu uns, war aber unerbittlich in Sachen der Ordnung, Sauberkeit und Wahrhaftigkeit. Darüber hinaus hat sie einen gewollten Einfluß auf uns nicht ausgeübt. Wir Geschwister Wannow hatten alle sehr unsern eigenen Kopf, Mama aber — so redeten wir sie nach der Sitte der Zeit an — war keineswegs willensstark. Ich erinnere mich an ein Gespräch, das sie später einmal mit dem alten Pfarrer Collin führte; dieser fragte sie, ob sie auf ihre Kinder starken Einfluß habe; sie aber entgegnete: „Meine Kinder erster Ehe haben alle den festen Willen ihres Vaters geerbt; ich aber habe gar keinen starken Willen; das übrige können Sie sich denken“. In der That hat Mama uns in unser Wesen und in unser Wollen nicht hereingeredet. Das lag nicht in ihrem Können, aber auch nicht in ihrem

Wollen. Und doch, ihr unwillkürlicher Einfluß ist auf uns sehr stark gewesen. Sie war eine ganz und gar geschlossene Persönlichkeit, von ganz klarem Wesen, unverrückbar und unbetrübbar in ihrer Art. Darin war sie so fest, daß keine zehn Pferde sie hätten davon wegziehen können. Das wußten wir, das fühlten wir, und damit rechneten wir wie mit einer festen Größe. Auf diese Weise wirkte sie auf uns mehr als irgendwelche Erziehungskünste es vermocht hätten. Stets wußten wir genau, was Mama gefallen und was Mama mißfallen würde, und da wir sie so sehr liebten, taten wir gern, was ihr gefiel, wenn es nicht gegen unsere Art war. Sie verstand es übrigens ganz ausgezeichnet, mit Kindern umzugehen. Stundenlang konnte sie sich noch als alte Frau mit ihren kleinen Enkeln beschäftigen und mit ihnen im Kinderton plaudern. Sie hatte viel Humor und einen treffenden handgreiflichen Ausdruck. Unter Erwachsenen wurde sie im engeren Kreise, namentlich im Kränzchen mit Bulkes, Haselaus, Paul Wannows und Rexins, oft zum Mittelpunkt. Im größeren Kreise war sie zurückhaltender, ohne jedoch etwa schüchtern und still, oder gar langweilig zu sein.

Sie war von großer gesellschaftlicher Gewandtheit, gänzlich unbefangen und völlig sicher. Kein Kaiser oder König hätte sie aus ihrer Haltung bringen können. Noch heute sehe ich das Bild meiner Mutter, wie sie mit leichtem Berneigen des Kopfes in den Saal tritt; alles schaute unwillkürlich auf sie; sie machte in der That eine ungewöhnlich gute Figur. Diese Selbstsicherheit und Unbefangenheit hatte meine Tochter Rosemarie von ihr geerbt. Ihrerseits hatte Mama die gelassene Sicherheit wohl von meinem Großvater Bulke her, während ihre große Gewandtheit und ihre guten Formen, ich möchte sagen, ihre großen Formen, von ihrer Mutter Emilie Deschner herrührten. Während diese aber durch ihre bessere Erziehung und durch ihre höhere Bildung in einen gewissen wahrscheinlich nicht ganz ungewollten Gegensatz zu ihrer gesellschaftlich und geistig einfacheren Umgebung gekommen war, lag es in dem Wesen meiner ganz auf das wirkliche Leben eingestellten Mutter, in ihre Umgebung ganz und gar hineinzuwachsen. Wäre sie in einen mehr geistig eingestellten Kreis gekommen, so wäre sie bei ihrer Begabung wohl eine hochgebildete Frau geworden. So aber war sie nur eine kluge Frau und nicht mehr, und das war gut so, daß sie sich den Verhältnissen nicht entgegenstellte, sondern eben das Leben nahm, wie es war. Ihre Geistigkeit holte sie nur aus der Ecke hervor, wenn es etwa galt, ihre Kinder zu unterrichten, oder bei den eleganten Verschen, die sie bei Spielen mit ihren heranwachsenden Kindern aus dem Stegreif zu machen verstand.

Im Grunde genommen gab es für meine Mutter nichts anderes, wie ihre Familie. Manche mögen dies tadeln, und manche haben es getadelt. Dem Sohne und Nutznießer dieser Ausschließlichkeit steht das nicht an. Ich möchte aber annehmen, daß solche Ausschließlichkeit am Ende immer ein Vorzug ist, wenn die Ausgeschlossenen daran auch keine Freude haben können.

Eine Eigenschaft meiner Mutter muß besonders hervorgehoben werden, ihr außergewöhnlich stark entwickeltes Taktgefühl. Diese Eigenschaft hat sie wohl in erster Linie vom Großvater Bulcke geerbt. Ich habe niemals im Leben einen Menschen kennen gelernt, der mehr Herzenstakt und Feingefühl gehabt hätte, wie dieser einfache Mann. Meine Mutter war ihm darin ähnlich; sie kam später, als ihre vielen Kinder erwachsen und sieben davon verheiratet waren, aus einem Haus ins andere. Da gab es aber nichts, was an Zwischenträgerei erinnert hätte; sie tat im Gegenteil alles und war ängstlich darauf bedacht, ihre Kinder und Schwiegerkinder gut zu einander zu stimmen. Auch lag es ihr fern, sich irgendwie in die Ehe einzumischen. Sie ist nicht nur von ihren drei Schwiegerjöhnen — was viel sagen will —, sondern — was noch mehr sagen will — von ihren vier Schwiegertöchtern verehrt worden. Sie wollte nichts anderes, als das Glück ihrer Kinder und schloß in ihre Liebe für ihre Kinder die Schwiegerkinder ein.

Am meisten haben wir ihr wohl zu danken, daß sie als die ganz und gar wahrhaftige Persönlichkeit, die sie war, uns hierin ein Vorbild gewesen ist. Ich habe meine Mutter niemals die Unwahrheit sagen hören. Es wäre ihr auch gar nicht möglich gewesen, die Unwahrheit zu sagen. Denn die Wahrheit stand ihr auf dem Gesicht geschrieben. Sie konnte sich so gar nicht verstellen. Wenn ihr jemand mißfiel — vor allem war ihr läppiſches und arrogantes Wesen widerwärtig — so konnte man es ihr vom Gesicht ablesen. Auf ihrem Gesicht lag dann eine komische Mischung von abgrundtiefer Ablehnung und fassungslosem Staunen. Selbst kleine Nollügen fielen ihr schwer und verfehlten vollkommen ihren Zweck, weil ihr Gesicht die Ausrede nicht mitmachen konnte.

Es war mir eine tiefe Freude, zu sehen, daß in unserer Zeit, wo das Gedächtnis so ungeheuer kurz ist und alles nur dem Tage lebt, meine Mutter in Güttsland auch unter den kleinen Leuten noch unvergessen ist, und ihr höchstes Lob gezollt wird. Sie sagen: „Ja, das war noch eine Frau“. Daß sie ihre Dienstmädchen in strenger Zucht hielt und sogar etwas schurigelte, das fanden sie ganz in der Ordnung, aber sie sagten dann ferner, daß „die gnädige Frau“ auch gut war, und erzählten von den großen Weihnachtsfesten, die sie für die Arbeiterfamilien des Hofes

ausrichtete. Auch mir werden diese Feiern unvergeßlich bleiben. Schon lange Wochen vorher begannen die Vorbereitungen. Da wurde von Mutter und Schwestern eine Anzahl Puppen hergestellt und eingekleidet und daran mit Liebe, ja geradezu mit Begeisterung gearbeitet. Die dazu nötigen Porzellanköpfe wurden in der Stadt gekauft, die Leiber und Glieder aus Leinwand und Sägespänen hergestellt; ebenso wurden die Kleider von Mama und den Schwestern gearbeitet. Schließlich lagen dann sechzehn, zwanzig oder mehr Puppen auf Plättbrettern aufgereiht und es fand eine Art Schönheitskonkurrenz statt. Jedes Mädel über acht Jahre erhielt eine Puppe, jedes Kind überhaupt ein Spielzeug. Dazu bekam jedes Kind eine Anzahl Äpfel — waren es zehn oder zwölf, ich weiß es nicht —, eine Pfefferkuchenfigur, einige Walnüsse und so und so viel Hände voll Pfeffernüsse. Es wurden vorher ganze Säcke voll Pfeffernüsse gebaden. Überhaupt stand die ganze Adventszeit im Zeichen des Weihnachtsfestes. War dann das Weihnachtsfest gekommen, so wurden in unserm großen Saal Kapspläne ausgelegt — meine Mutter war sehr, sehr sauber — und rings um den riesigen Weihnachtsbaum lange Bänke aufgestellt; auf denen standen in Milchschüsseln die Geschenke für unsere Arbeiterkinder. Daneben lagen nützliche Sachen, Schürzchen, bunte Taschentücher und kleinere Wäschestücke, endlich die abgetragenen Sachen von uns Kindern. Es waren ganze Berge, die da zusammenkamen. Kleine Familien hatten eine Milchschüssel, größere zwei bis drei Milchschüsseln voll Geschenken vor sich stehen. Ich sehe es noch, wie sich am Abend des 23. Dezember unsere Arbeiterkinder, die Kleinen an der Hand ihrer Eltern, in den Saal drängten, um einen guten Platz unmittelbar am Weihnachtsbaum zu erobern; sie brauchten keine Sorge haben; der Saal war so geräumig, daß alle unmittelbar am Weihnachtsbaum stehen konnten.

Eine besondere Freude ist es mir, daß unsere Kusine Clärchen Bulcke, die übrigens auch in ihrem Äußeren eine große Ähnlichkeit mit meiner Mutter hat, als Gutsherrin von Kl.-Wissed diese schöne Sitte übernommen hat und mit ihrem lieben Mann, dem Rittergutsbesitzer Walter Büttner, alljährlich ihren Gutsarbeiterfamilien ähnliche Weihnachtsfeste ausrüstet.

Unsere engere Familie und die Familie Bulcke haben überhaupt durch ihr eng verwandtschaftliches Zusammenleben und Zusammenhalten sehr aufeinander gewirkt. Wir waren herzenseinig und beinahe wie eine Familie. Unser enger Zusammenhang ist einmal auf merkwürdige Weise wie symbolisch zum Ausdruck gekommen. Mein Bruder Egon fiel 1916, Better Willy Bulcke war schon 1914 verschollen. Ein

Zufall brachte es, daß sein Tod gerade festgestellt wurde, als Egon gefallen war; und so kam es, daß die Todesanzeigen beider, ohne Abrede, an dem gleichen Tage erschienen; und zwar standen sie in beiden Zeitungen, in der Danziger Allgemeinen Zeitung und in der Deutschen Tageszeitung zufällig dicht nebeneinander.

Ich persönlich habe besonders Onkel Fritz Bulke viel zu verdanken. Er ist der einzige Mensch, der während meiner reiferen Knabenjahre für meine Entwicklung Interesse und Verständnis gezeigt und mich mit Vorbedacht, Takt und Erfolg erzogen hat. Es ist mir eine Genugtuung, daß mir das spätere Leben Gelegenheit gegeben hat, ihm meine Anhänglichkeit und Dankbarkeit zu bezeigen.

Doch nun zurück zu meinem Vater, Heinrich Wannow.

Seitdem er Kinder hatte und weitere Kinder erwarten durfte, sann er auf Verbreiterung seiner wirtschaftlichen Grundlage. Am 16. Januar 1867 kaufte er den Schlubach'schen Hof für 63 000 Reichstaler bei 12 000 Reichstaler Anzahlung; weitere 10 000 Taler zahlte er nach zwei Jahren aus; der Rest wurde in Hypotheken übernommen. Es war dies der Hof, in welchem seine Mutter geboren war. Dieser Gedanke mag die Kaufabsicht gefördert haben. Der gekaufte Hof war über elf Hufen groß. Bald verkaufte Heinrich einundzweidrittel Hufen davon an seinen Freund und Nachbarn Robert Halbe, den Vater des Dichters Max Halbe, und etwa eine halbe Hufe an seinen Schwiegervater Richard Bulke. Die weit abgelegenen Hinterländer beider Höfe von zusammen rund vierundeinendrittel Huf zweigte er ab und erbaute darauf zwei kleinere Gehöfte. Das Baumaterial entnahm er zum großen Teil dem Schlubach'schen Hof, den er, außer dem noch heute freilich in geänderter Form bestehenden stattlichen Wohnhaus eingehen ließ. Das übrige Land nahm er zu seinem Gehöft, das nunmehr nach dem Grundbuch etwas über vierzehn Hufen groß war. In der Tat werden es $14\frac{1}{2}$ oder 15 Hufen gewesen sein. Denn die Güttländer Grundstücke waren, wie sich damals auch bei der Neuvermessung des Schlubach'schen Hofes herausstellte, bedeutend größer, als das Grundbuch angab. Rechnet man die beiden kleinen Höfe auf dem Hinterland mit, auf denen Heinrichs Söhne ihre Lehrjahre verbringen sollten, so war Heinrichs Grundbesitz in Güttland nunmehr etwa ebenso groß, wie der Güttländer Grundbesitz seines Vaters Andreas gewesen war. Es war das sicherlich für meinen Vater eine sehr wohlthuende Vorstellung.

Heinrich Wannow war ein glücklicher und erfolgreicher Mann. Er lebte in guter, zufriedener und ruhiger Ehe. Er sah fünf Kinder munter und gesund heranwachsen. Er hatte treue Freunde und war überall wohl-

angesehen, obwohl er — zum Unterschied von seinen Brüdern — öffentliche Ämter nicht erstrebte. In seiner Wirtschaft kam er vorwärts und hegte wohl mancherlei Pläne. So tatkräftig und aufmerksam er war, wenn es galt, etwas zu unternehmen, so oft war er in Gedanken verloren und träumte vor sich hin. Er sann dann wohl darüber nach, wie er seine Jungen und seine Töchter auf großen Höfen ansetzen könne. Wenn er so vor sich hinträumte, sah und hörte er nichts, was um ihn geschah.

Da nahte vor der Zeit das Ende dieses tätigen und gesegneten Lebens.

Heinrich Wannow hatte eine Schlittensfahrt nach Soldau unternommen, um dort, wie alljährlich, Schafe zu kaufen. Das tat er nach dem Vorbild seines Vaters Andreas Wannow, der als Einziger im Werder eine beträchtliche Schafherde von dreihundert bis vierhundert Stück hielt. Die weideten viel auf dem Weichseldamm, auf dem damals noch Schafe geweidet werden durften, und der mangels jeden anderen Bewerbers sehr billig zu pachten war. Diese Fahrt — es waren hin und zurück wohl an 34 Meilen — brachte ihm den Tod. Er pflegte seinen Körper nicht zu schonen und sich sehr viel zuzumuten, war auch sehr abgehärtet, und so hatte er zu der Schlittensfahrt sich keinen Pelz angezogen. Auf der Rückfahrt stellten sich Blasenbeschwerden ein und steigerten sich, als er zu Hause eintraf. Meine Mutter sandte sofort einen Wagen nach Dirschau, um den Arzt zu holen, und schickte auch nach meinem Großvater, der bis zum frühen Morgen dablief und mit seinem gesunden Blick die Krankheit von vornherein, entgegen seiner sonst ganz unzimperlichen Art, sehr ernst nahm. Von da an lag mein Vater meist zu Bett, bis er schließlich ganz bettlägerig wurde und immer mehr dahinsiechte. Am 29. April 1873 verstarb er im Alter von weniger als 48½ Jahren. Er starb auf der Höhe des Manneslebens, auf der Höhe des Schaffens, und auf der Höhe des Erfolges. Er hinterließ fünf Kinder; sein sechstes Kind, Jenny, wurde vier Wochen nach seinem Tode geboren.

Ich war damals 3¼ Jahre alt, und das Bild meines Vaters ist mir nicht mehr deutlich. Nur auf zwei Momente kann ich mich besinnen. Am Krankenbett meines Vaters saß Großvater Bulde. Ich stand am Bett, und mein Vater hatte die Hand auf meinen Kopf gelegt. Da soll sich dann oft folgendes Bild wiederholt haben. Mein Vater legte die Hand auf den Kopf eines seiner Kinder, nickte seinem Freund und Schwiegervater Bulde zu und dieser antwortete durch ein Nicken. Das Nicken bedeutete auf der einen Seite das feste Vertrauen in den älteren, rüstigen Freund, daß er sich um die Waisen kümmern werde, auf der anderen Seite aber das feste Versprechen, den Waisen beizustehen. Großvater Bulde hat Wort gehalten. Ich besinne mich dann noch, daß mein Vater

einmal, eine Decke über den Knien, im Sonnenschein auf unserer Gartenveranda saß, und daß ich dabeistand und einen schönen neuen hellgrauen Mantel mit roten Litzen und blanken Knöpfen anhatte. Dieser Mantel war mir damals entschieden wichtiger als der franke Vater.

Auch seines Begräbnisses erinnere ich mich. Unser ganzer großer Hof war angefüllt mit den Kutschen der Besitzer, die von nah und fern gekommen waren. Ich hatte viele Freude an den modischen buntlackierten Wagenrädern. Als ich den gelben Sarg sah und hörte, daß mein Vater darin ruhte, sprach ich meine Verwunderung aus, warum er in den gelben Kasten gekrochen wäre. Während die Glocken bei der letzten Fahrt meines Vaters über den Heimatboden läuteten, machten ich und mein jüngerer Bruder nach dem Glockenklang Marschübungen.

Was ich an meinem Vater verloren hatte, habe ich erst voll erkannt, als ich in die dreißiger Jahre gekommen und in den Kampf des Lebens getreten war. Von ihm Rat zu holen, wäre ich nicht zu stolz gewesen.

Nun will ich noch berichten, was mir meine Mutter und ihre Schwestern, Großvater Richard Bulcke und Ohm Fritz Bulcke von meinem Vater im Laufe der Jahre erzählt haben. Sie haben ihn alle sehr lieb gehabt und besonders seinen geraden offenen Charakter und seine vornehme Gesinnung geschätzt. Hierin und in seiner einfachen und schlichten Art war er meinem Großvater Bulcke gleich, dem er im übrigen an Intelligenz und Umsicht, an Tatkraft und Unternehmungsgeist weit überlegen war. Zwischen beiden hatte sich mehr und mehr ein inniges Freundschaftsverhältnis herausgebildet, das sich freilich, bei ihrer zurückhaltenden Art, nicht in viel Worten äußerte. Ich selbst habe meinen Vater, da ich bei seinem Tode noch ganz klein war, nicht kennen lernen können. Wohl aber habe ich meinen Großvater Bulcke, der ein Mann ohne Falch und ohne Arg war, genau gekannt, und ich kann sagen: Wenn mein Großvater Bulcke meinen Vater solcher tiefen Freundschaft gewürdigt hat, so ist es gar nicht anders möglich, als daß mein Vater ein gerader und braver Mann gewesen ist. Denn mein Großvater hatte, bei aller Bescheidenheit und trotz der Schlichtheit seines Verstandes einen sehr fein ausgeprägten Sinn und ein unbestechliches Urtheil für Menschenwert. Es ist mir immer ein lieber Gedanke gewesen, daß ich in meinem Großvater zugleich den besten Freund meines Vaters verehren konnte. Die Art, in der er von meinem Vater sprach, hat mir Großvater Bulcke noch näher und vertrauter gemacht. Das gleiche war mir auch wohlthuend bei seinem Sohn, meinem lieben Ohm, dem Landschaftsrat Fritz Bulcke.

Mein Vater war außerordentlich sparsam; und doch half er gern und war sogar geneigt, im großen mit Rat und Tat zu helfen. Als er

glaubte, die Heirat einer Schwägerin, die er gern hatte, mit einem besitzlosen Verwandten fördern zu können, wollte er gleich mit Geld zu einem Hofkauf einspringen.

Seine große Sparsamkeit kam mehr aus seiner bewundernswerten Bedürfnislosigkeit, als aus der Freude am Geld. Das Geld wertete er nur, weil sein Besitz ermöglichte, etwas zu schaffen. Denn er war unternehmungs- und schaffensfreudig, wie sein Vater Andreas es gewesen war. Übrigens kam es ihm nicht darauf an, auch einmal ordentlich Geld auszugeben, wenn die Stunde danach war. Wenn im Sommer die Pioniere an der Weichsel Brückenbau übten, und die Offiziere hernach in das am Weichseldamm gelegene Gasthaus „Vogel Greif“ kamen, soll er gern mal einen Korb Sekt ausgegeben haben.

Seinen Arbeitern war er ein fürsorglicher und verstehender Brotherr; sie hingen an ihm, obwohl er mitunter scharf durchgriff. Denn jede Überheblichkeit lag ihm fern, und er war freundlich zu jedermann. Dieser Eigenschaft meines Vaters verdanke ich ein schönes Geschenk, das mir drei Jahrzehnte nach seinem Tode zuteil wurde. Der Pferdehändler Leopold B. hatte eine kleine Besitzung parzelliert, und ich war dabei als Notar tätig gewesen. Als wir abends heimfuhren, erzählte ich, daß ich nächster Tage eine militärische Übung machen müßte, und erwähnte zufällig dabei, daß ich noch keine Reitstiefel aus Lackleder besäße. Darauf sagte der alte B.: „Herr Rechtsanwalt, ich werde mir erlauben, Ihnen solche Stiefel zu verehren“. Als ich nun fragte, warum er mir ein so schönes Geschenk machen wolle, da sagte er: „Ich kenne Ihre Familie schon lange. Mein Vater ging immer mit dem Bündel (Bündel) durch Güttland durch, und ich ging als Junge mit einem kleinen Bündel hinter ihm her. Da haben viele auf meinen Vater geschimpft. Ihr Herr Vater aber war immer freundlich zu ihm und pflegte zu ihm zu sagen: „Jude, wo gehst du da? Oft gab er meinem Vater auch einen Schnaps. Dafür, Herr Rechtsanwalt, möchte ich Ihnen die Lackstiefel schenken“. Des Vaters Segen hat mir in diesem Falle zwar keine Häuser, aber ein Paar Stiefel gebaut.

Mein Vater gab sehr wenig, wahrscheinlich zu wenig, auf Äußeres und auf seinen Anzug, womit meine Mutter nicht immer ganz zufrieden gewesen sein soll. Auch in der Wirtschaft legte er nichts ins Schaufenster. Er pflegte zu sagen: „Pracherei hilft Bauern“. Das Rechenbuch entschied, und er rechnete richtig. In seinem Auftreten und seinem ganzen Wesen war er schlicht und einfach.

Ich muß noch einige Anekdoten aus seinem Leben erzählen.

Mein Vater hatte — wie schon oben gesagt — eine Leidenschaft, die

er sich etwas kosten ließ. Das waren seine Bienen. Wenn die Bienen schwärmten, so war er für nichts anderes zu haben. Meine Mutter war nicht immer über diese Passion erfreut. Einmal hatte sie Gelegenheit zur Schadenfreude. Mein Vater und der Sanitätsrat Preuß aus Dirschau, der ebenfalls ein großer Bienenfreund war, hatten sich aus Italien eine Bienenkönigin kommen lassen. Die kam an in einer mit Nadelstichen durchlöcherten Düte innerhalb einer Kiste. Mit feierlicher Spannung öffneten Preuß und mein Vater die Düte und — die Bienenkönigin flog ihnen weg. Meine Mutter pflegte zu erzählen, daß sie die verdutzten Gesichter der beiden nie vergessen könnte.

Mein Vater hatte viel Sinn für Humor. Seine Brüder Otto und Eduard waren große Kartenspieler, während er sich aus Kartenspielen nichts machte. Wenn er nun doch mit ihnen spielen mußte, so machte er zu seinen unbeabsichtigten Fehlern noch vorsätzlich Fehler und freute sich, wenn die beiden, welche das Kartenspiel als eine sehr ernste Sache handhabten, sich darüber ärgerten.

Eines Tages kam meine Mutter als junge Frau ihm freudig erregt entgegen: „Denk Dir, Heinrich, der Jude hat mir eben für den alten kaputten Kupferkessel im Keller zwei Taler gegeben!“ Mein Vater aber antwortete lachend: „Mir hat der verfluchte Jude dafür vor einer Stunde fünf Taler geboten!“ Der gute Witz war meinem Vater den Verlust von drei Talern wert.

Er kam überhaupt in seinem unbeirrten Gleichmut nicht leicht aus der Fassung. Wenn es während der Ernte regnete, so pflegte mein Großvater Bulcke herumzugehen wie ein brüllender Löwe, und so sagte eines Tages meine Mutter, die diese Regenstimmung vom Elternhause her kannte, zu meinem Vater: „Heinrich, ich verstehe Dich nicht, daß Du, wo uns die Ernte verdirbt, so gleichgültig bleibst.“ Er aber antwortete: „Ich würde den ganzen Tag über schimpfen, wenn das Wetter davon besser würde.“

Er war im Genuß geistiger Getränke mäßig und trank in der Regel wenig. Meine Mutter stellte ihn uns darum oft zum Vorbild. So sagte sie einmal: „Jungens, ich verstehe es gar nicht, euer Vater trank so wenig, und ihr trinkt so viel!“ Egon aber entgegnete: „Mama, dann müssen wir es doch wohl von Dir haben.“

Wir Geschwister Wannow waren noch sehr jung, als unser Vater starb. Jenny wurde sogar erst nach seinem Tode geboren. So konnte er auf uns lebendigen Einfluß nicht ausüben. Doch wirkte in seinen Kindern das von ihm überkommene Blut, das ganz und gar durchschlug.

Die Kinder Heinrich Wannows waren alle durchweg „Wannows“

geworden. Mein Vater war tatkräftig und von festem Willen. So sind auch seine drei Söhne und seine drei Töchter geworden; ohne Zweifel war er auch etwas dickköpfig und starrsinnig, wie wir es alle sind.

In seinem Lebensplan lag es wohl, seine Kinder auf großen Werderhöfen anzusehen. Es hat nicht sollen sein. Seine Kinder wurden künstlich vom Lande wegezogen und leben jetzt, vom Grund und Boden gelöst, und von der engeren Heimat getrennt, überall verstreut. Nur Bruder Heinrich ist ein Besitzer geworden, wenn auch nicht auf der Heimatscholle.

Deutlich erinnere ich mich der Zeit nach dem Tode meines Vaters, als Ohm Fritz Bulcke bei uns wirtschaftete und wohnte. Er hatte ein fröhliches und fröhliches Wesen und beschäftigte sich viel mit uns Kindern. Ich erinnere mich noch, daß er für uns Klavier spielte und mitunter auch sang, und daß wir Kinder vergnügt um das Klavier herumstanden. Aus jener Zeit ist mir besonders ein Bild gegenwärtig, daß sich oft wiederholte. Mama saß am Tisch und schlug mit einem Hammer Haselnüsse auf, die sie uns Kindern in die Schnäbel steckte. Ich erinnere mich auch angenehm eines Honiggetränkes, daß sie damals häufig für uns zubereitete.

Nach dem Tode meines Vaters wurde mein Ohm Eduard Wannow und nach dessen Tode mein Ohm Otto Wannow unser Vormund, mein Großvater Richard Bulcke aber wurde Gegenvormund. Das Vormundschaftsgericht verlangte eine Vermögensaufstellung. Die Vermögensmasse wurde auf 71 798 Reichstaler geschätzt und festgestellt. In weniger als zwanzig Jahren hatte mein Vater sein Vermögen verdoppelt. Wären ihm noch zwei Jahrzehnte beschieden gewesen, so wären seine Vermögenserfolge hinter denen seines Vaters Andreas Wannow wohl nicht zurückgeblieben.

Als meine Mutter, was bei ihren jungen Jahren und bei der Herrenlosigkeit des großen Hofes nahelag, zu heiraten beschloß, setzte sie sich mit uns sechs Geschwistern auseinander. Uns wäre die Hälfte des Vermögens mit rund 36 000 Reichstaler zugekommen. Sie erhöhte unsere Erbteile auf 42 000 Taler, so daß jedem von uns 7 000 Taler Vermögen zukamen.

Bis zu unserer Volljährigkeit erhöhte sich noch unser Vermögen durch Zinszuwachs.

Am 4. Januar 1875 verheiratete sich meine Mutter in Güttnland mit ihrem Better, dem Landwirt Karl Wüst. Karl Wüst war der älteste Sohn des Pfarrers Wüst zu Güttnland aus der Ehe mit Mathilde Bulcke, einer Schwester ihres Vaters. Die Hochzeit wurde in Danzig im Englischen Haus gefeiert. Die Einfachheit und Sparsamkeit hatten aufgehört. Meine Mutter und wir sechs Geschwister Wannow haben diese zweite Heirat

nicht bedauern brauchen. Karl Wüst ist ihr ein guter Ehemann und uns Geschwistern Wannow ein wohlwollender Stiefvater gewesen, wenn er uns natürlich auch den uns artgleichen Vater nicht ersetzen konnte. Besonders haben wir ihm zu danken, daß er durch seinen Sinn für Behaglichkeit und durch seine natürliche Liebenswürdigkeit es verstand, mit meiner Mutter unser Elternhaus bei einer gewissen Großzügigkeit der Aufmachung, die uns allen ein sicheres und selbstbewußtes Auftreten schon in jungen Jahren gegeben hat, sehr begänglich und gemüthlich zu gestalten und zu führen. Wir haben alle eine sehr schöne Jugend in unserm Elternhause verlebt; Gütlland war uns ein Paradies.

Zu uns sechs Geschwistern Wannow gesellten sich bald Halbgeschwister, Max Wüst, der hernach als aktiver Infanteriehauptmann in der Schlacht von Tannenberg gefallen ist, das in jüngster Kindheit verstorbene Karlchen Wüst und Walter Wüst. So verschieden unsere Halbbrüder von uns Wannows waren, unsere Beziehungen zu einander waren ganz und gar geschwisterlich und sind es stets geblieben²⁹⁾.

Es war eine herrliche Jugend, die wir in Gütlland verlebten. Von jung an hatten wir volles Verständnis für den stolzen Hof, auf dem wir aufwuchsen. Es spielte sich auch so schön auf dem großen Hof und im Garten, in dem mächtigen Hause mit seinen weitläufigen Zimmern und Böden, in Ställen und Scheune. Wir waren ganz und gar mit unserm Gütlland zusammengewachsen.

Es gefiel uns daher nicht sonderlich, als der Lehrer Klatt, der Güttländer Dorfschullehrer, uns zu unterrichten begann; und zwar hatten wir Hausunterricht. Klatt war ein sehr gutmüthiger und freundlicher Mann, der uns das Leben nicht sonderlich schwer machte. Auch war er wohl nicht sehr energisch und wir nahmen ihn nicht ganz ernst. Den letzten Schluß gab uns allen, ehe wir nach Danzig auf die höhere Schule kamen, unsere Mutter. Mama war ein Lehrtalent sondergleichen; dazu hatte sie ihr Schulwissen bis aufs i-Tüpfelchen im Kopfe behalten. Noch als alte Frau kannte sie die Präpositionen auswendig, die den Genitiv, Dativ oder Akkusativ regieren und konnte es nicht verstehen, daß anderen diese Kenntnis längst entfallen war. Dabei hatte sie die höhere Töchterchule nur bis zur II a besucht. Dennoch ist es ihr gelungen, ihre älteste Tochter Therese Wannow bis zur II b vorzubereiten. Gewiß eine ungewöhnliche Leistung.

Meine Mutter lebte noch, nachdem Karl Wüst 1894 verstorben war,

²⁹⁾ Walter Wüst ist mit Margarete Schulz-Fademrecht aus Koozendorf verheiratet und mit ihr im Besiz des Hofes seines verstorbenen Schwiegervaters, des Oeconomierats Schulz-Fademrecht.

viele Jahre in Gütlland. Leider erbauten wir, durch vorübergehend sehr hohe Ziegelpreise verführt, eine große Ziegelei, was verfehlt war. Dafür war meine Mutter nicht verantwortlich. Denn sie überließ die Entscheidung ihren Söhnen; namentlich hörte sie auf ihren ältesten Sohn Egon, und in diesem Falle auf Heinrich, der damals in Gütlland sehr erfolgreich wirtschaftete. Bei der Ziegelei war Unglück von Anfang an. Ein besonders gerühmtes neues System, nach welchem die Ziegelei erbaut wurde, bewährte sich nicht. Außerdem hatten wir Pech mit den ersten Ziegelmeistern, die es fertigbekamen, aus vorzüglichem Lehm, aus dem mein Großvater in einfachen Feldöfen die besten Ziegel hergestellt hatte, miserable Steine zu brennen. Als allmählich alles klappte und die gute Qualität der Steine bekannt wurde, waren die Ziegelpreise bis unter die Grenze der Rentabilität gesunken. Förderlich war uns ein Ziegelei-Brand, der einen zweckmäßigeren Ersatzbau ermöglichte. Schließlich ist der durch den Bau der Ziegelei uns erwachsene Schaden durch die Enteignung der zwei Hufen Außendeichland zu Zwecken der Weichselregulierung wieder wettgemacht worden. Wir erhielten nicht nur den Wert des Landes, sondern auch das dort ruhende Lehmlager und die Unterbindung des Weges zur Weichsel auf eigenem Grund und Boden hoch entschädigt. Der Senat der Freien Stadt Danzig hat unterdessen die Ziegelei aus dritter Hand gekauft. Er soll keine reine Freude daran erleben.

Als Heinrich heiratete, kam mein ältester Bruder Egon, der damals schon längst Forstassessor war, nach Gütlland und übernahm die Leitung der Wirtschaft. Nachdem mein Halbbruder Walter Wüst herangereift war, trat er an Egons Stelle. In der letzten Zeit seines Zusammenwirtschaftens mit meiner Mutter verheiratete er sich und bezog mit seiner jungen Frau Margarete Schulz-Fademrecht, Tochter des Ökonomierats Schulz-Fademrecht zu Noozendorf, das Erdgeschöß, während meiner Mutter im ersten Geschöß eine sehr gemütliche Wohnung mit demselben Grundriß eingebaut wurde, in der die alten lieben Möbel wie in der unteren Wohnung verteilt standen. Meine Mutter und meine Schwester Jenny, die damals noch bei ihr lebte, haben sich dort, nach schmerzlichem Abschied von der alten Wohnung, schließlich sehr wohlgeföhlt.

Als auch Jenny heiratete, blieb meine Mutter allein. Da starb plötzlich die junge Frau meines Halbbruders Max Wüst, der in Bromberg zusammen mit Oskar Falk, dem Ehemann meiner Schwester Jenny, in Garnison stand, und ließ Max mit vier Kindern allein und hilflos zurück. Am Tage nach der Todesnachricht saß meine Mutter schon auf der Bahn, indem sie das Haus verließ, wo sie bald 50 Jahre glücklich

gelebt hatte, und fuhr nach Bromberg, um an den vier kleinen mutterlosen Kindern die Mutterstelle zu vertreten. Es war nicht leicht für eine Frau in ihren Jahren und bewies das ihr eigene unbeirrte Pflichtbewußtsein. Sie hat seit dieser schleunigen Abfahrt mehrere Jahre ihr Güttland und ihr Haus nicht gesehen. Ein gewisser Trost für sie war, daß sie nun ihre geliebte Jenny fast täglich sehen konnte.

Später kehrte sie nach Güttland zurück und Max verheiratete sich wieder.

Unterdessen hatten Walter und ich gemeinschaftlich den Hof in Güttland übernommen. Hernach trat ich vom Besitz zurück und Walter wurde Alleinbesitzer. Während des Krieges hat er den Hof verkauft, der alsdann parzelliert wurde. Das Restgut ist nur noch gute sieben Hufen groß.

Meine Mutter zog 1913 nach Danzig, wo sie mit ihrer Lieblingschwester Jenny Wüst geborene Bulcke, die mit einem Bruder ihres zweiten Mannes verheiratet war, zusammenwohnte. Sie war sehr lange außerordentlich rüstig gewesen. Plötzlich wurde sie hinfällig und ließ ein paar Monate vor ihrem Tode infolge Arterienverkalkung in ihren früher so regen Geisteskräften nach. Es schien, als ob sie eine kleine Gehirn lähmung gehabt hatte. Wir sahen alle das Ende herankommen. Im Sommer 1914 mietete ich ihr eine Sommerwohnung in Zoppot in der Nähe meines Hauses, so daß ich sie nun fast täglich sehen und sie sich am Besuch meiner Kinder, die sehr an ihr hingen, freuen konnte. Da kam der Krieg, und auch ich mußte von ihr Abschied nehmen. Danach habe ich sie nicht mehr lebend gesehen. Am 12. November 1914 ist sie plötzlich sanft entschlafen. Die Todesnachricht hat mich in Jüterbog, wo ich gerade von meiner damals in Mlawa stehenden Truppe aus auf Batterieführerkursus war, nicht erreicht. Auf der Rückfahrt passierte ich Zoppot, erfuhr da erst das Geschehene und sah noch einmal ihr friedliches, liebes Gesicht. Zum Begräbnis konnte ich nicht bleiben, da, wie ich auf dem Generalkommando erfuhr, meine Truppe bei Soldau im lebhaften Gefecht war. Ich hätte gegen das Pflichtbewußtsein gehandelt, welches das Leben meiner Mutter beherrscht hat. Das Begräbnis war in Güttland. Zu Friedenszeiten wäre bei dem Namen, den sie sich als Frau von vorbildlichem Leben und als die Mutter von acht durchweg gut eingeschlagenen und im Leben bewährter Kinder erworben hatte, ein Heer von Teilnehmenden erschienen. Nun ist es ein ganz stilles Begräbnis geworden. Zwei ihrer Kinder, ihre älteste Tochter Therese Wessel geborene Wannow und ihr Sohn Max Wüst waren schon kurz vor ihr dahingegangen, und zwar war letzterer in der Schlacht bei Tannenberg in der Nähe der Stadt Gilgenburg gefallen. Aber auch Egon und ich, sowie ihr Schwiegerjohn Oskar Falk

fehlten, da wir alle drei im Felde waren. So war es mit manchem, der sonst beim Begräbnis erschienen wäre. Aber auch von den zu Hause gebliebenen erschienen nicht viele. Das Schicksal des einzelnen und der einzelnen Familien hatte neben dem großen Geschehen und Sterben im Felde an Interesse verloren.

Unsere Mutter ruht auf dem Kirchhof zu Gütlland an der Seite meines Vaters. An ihrer andern Seite ruht ihr zweiter Gatte Karl Wüst. Einfache schwarze Kreuze mit goldener Inschrift bezeichnen die Grabstätten. Daneben sind zwei kleine Grabhügel mit kleinen weißen Marmorkreuzen; darunter liegen die beiden klein verstorbenen Söhnchen meiner Schwester Therese.

Es war kein Nachteil für meine Mutter, daß sie in den letzten Monaten ihres gesegneten Lebens nicht mehr bei vollen Geisteskräften war. So ist es möglich geworden, ihr den Tod ihrer Tochter Therese, die einige Monate vor ihr gestorben ist, und den Tod unseres Halbbruders Max Wüst, der als Hauptmann und Kompagnieführer bei Gilgenberg fiel, zu verheimlichen und ihr diesen Schmerz zu ersparen. Nur wer selber erwachsene Kinder verloren hat, weiß, was sie sonst gelitten haben würde.

Das hier beigegebene Bild stellt unsere Mutter Luise Wüst verwitwete Wannow geborene Bulcke in ihren späteren Frauenjahren im Kreise ihrer acht Kinder, zweier Schwiegersöhne, einer Schwiegertochter und zweier Enkelinnen dar. Neben ihr sitzen zur einen Seite ihre Tochter Elisabeth Collin geborene Wannow und deren Ehemann Walter Collin, zur anderen Seite ihre Tochter Therese Wessel geborene Wannow; vor den beiden jungen Müttern sitzen ihre Töchter Edith Wessel und Käthe Collin. Die obere Reihe stellt dar Mamas fünf Söhne, ihre Tochter Jenny Wannow und ihre Schwiegertochter Edith Wüst geborene Schramm in folgender Reihenfolge: Max Wüst, der damals noch Leutnant war und seine Braut Edith Schramm, Heinrich Wannow, Walter Wüst, mich, Richard Wannow — ich war damals Referendar, — Jenny Wannow, Egon Wannow und den Gatten meiner Schwester Therese, den Arzt Dr. Eugen Wessel. Der äußeren Harmonie des Bildes entsprach der innere Zusammenhalt der Familie. Mama war die glückliche Mutter glücklicher Kinder, die sich untereinander gut vertrugen.

A n h a n g.

Ihre älteste Tochter aus der Ehe mit Heinrich Wannow namens *T h e r e s e W a n n o w* war mit dem Arzt Dr. Eugen Wessel aus Draußenhof verheiratet.

Dieser war dort am 8. April 1857 als Sohn des Hofbesizers Albert

Wessel und seiner Ehefrau Amalie geborene Biedke, geboren. Dr. Wessel war zunächst praktischer Arzt in Driesen und seit 1901 nach zweijährigem Studium des Spezialfachs Spezialarzt für Magen- und Darmkrankheiten in Düsseldorf, wo er 1910 Sanitätsrat wurde.

Therese Wessel geborene Wannow ist nach glücklicher Ehe am 5. September 1914 in Düsseldorf gestorben. Zwei kleine Söhne dieser Ehe sind verstorben und liegen in Güttnland begraben. Zwei Töchter dieser Ehe, Edith und Hildegard Wessel, sind am Leben und verheiratet.

Edith Wessel, geboren am 20. Juli 1895 zu Driesen, war zunächst mit dem Kaufmann Karl Stolz aus Driesen verheiratet. Aus dieser Ehe ist am 13. Januar 1917 zu Düsseldorf eine Tochter geboren namens Thea-Hilde Stolz. Nach Scheidung dieser Ehe, bei welcher der Kaufmann Stolz als allein schuldiger Teil erklärt wurde, heiratete Edith Wessel den praktischen Arzt Dr. Erich Graudenz, der jetzt in Brandenburg praktiziert. Am 21. Januar 1923 wurde aus dieser Ehe eine Tochter namens Erika Graudenz in Düsseldorf geboren.

Hildegard Wessel, geboren am 1. Januar 1901 zu Charlottenburg, verheiratete sich am 5. August 1922 zu Düsseldorf mit dem Kaufmann Heinrich Holzrichter zu Düsseldorf. Aus dieser Ehe ist am 9. August 1923 zu Düsseldorf eine Tochter namens Rosemarie Holzrichter geboren.

Elisabeth Wannow, die zweite Tochter aus der Ehe Heinrich Wannows mit Luise Bulcke, heiratete am 23. Oktober 1892 zu Güttnland den Pfarrer Walter Collin.

Dieser ist ein Sohn des Superintendenten Heinrich Collin zu Güttnland aus der Ehe mit Klara Wohlgemuth und war von 1892 bis 1910 Pfarrer in Tuschel; von da ab ist er Pfarrer in Niederschönhausen.

Aus seiner Ehe mit Elisabeth Wannow sind außer einer im Alter von einem Jahr verstorbenen Tochter folgende Kinder hervorgegangen:

Käte Collin, geboren am 4. August 1895,

Heinrich (Heinz) Collin, geboren am 22. Februar 1902,

Traute Collin, geboren am 28. April 1903,

Martin Collin, geboren am 31. Oktober 1906.

Die drei jüngeren Kinder sind im Elternhaus, Heinz ist Ingenieur.

Käte Collin heiratete am 12. Oktober 1920 zu Berlin-Niederschönhausen den Regierungsrat Hans Schulz-Fademrecht, jetzt Oberregierungsrat in Osterode in Preußen.

Aus dieser Ehe sind folgende Kinder zu Mührungen geboren:

Dietrich Schulz-Fademrecht am 28. April 1922,

Gerhard Schulz-Fademrecht am 15. Mai 1924.

Die jüngste Tochter Heinrich Wannows, J e n n y W a n n o w, wurde

am 24. Mai 1873, also erst nach dem Tode ihres Vaters geboren. Sie verheiratete sich am 1. Juni 1906 zu Güttnland mit Oskar Fald, der jetzt als Oberst a. D. zu Marienburg in Westpreußen lebt.

Oskar Fald ist ein Sohn des Garnisonverwaltungsinspektors Karl Fald, seine Mutter war Luise geborene Neuenfeld.

Aus der Ehe der Jenny Wannow mit Oskar Fald sind folgende Kinder hervorgegangen:

Ingeborg Fald, geboren zu Bromberg am 22. Juli 1907,

Karl-Heinz Fald, geboren zu Stettin am 1. März 1909,

Hildegard Fald, geboren zu Stettin am 29. Oktober 1910,

Luise Fald, geboren zu Brieg am 20. Dezember 1912.

Nachstehend bringe ich die Stammtafeln der Ehemänner der drei Töchter des Heinrich Wannow. Von seinen drei Söhnen ist in besonderen Kapiteln die Rede.

Stammtafeln der Ehemänner der Schwestern Therese, Elisabeth und Jenny Wannow aus Güttnland.

Stammtafel des Arztes Dr. Eugen Wessel.

Ephraim Wessel,

* 1750, † 1807. Mitnachbar zu Gr.-Zünder;

× mit Dorothea Concordia Arend.

Näheres wegen Ephraim Wessel und seiner Ehefrau sowie seine Stammtafel, welche fünf Vorfahren Wessel im Mannesstamm aufweist, siehe bei Stammtafel der Frau Deichhauptmann Johanna Dorothea Wannow geb. Wessel.

Daniel Gottfried Wessel,

* Gr.-Zünder 6. 10. 1797, † Danzig 19. 3. 1874,

Mitnachbar zu Stüblau, Deichhauptmann des Danziger Werders;

× mit Auguste Wilhelmine Rosenhagen,

* Heinen, Kr. Stuhm, 6. 10. 1826, † Danzig 19. 6. 1881,

L. d. Rosenhagen, Gutsbesitzer zu Heinen, Kr. Stuhm.

Albert Ferdinand Alexander Wessel,

* Stüblau 24. 2. 1832, † Draußenhof 27. 2. 1887,

Hofbesitzer zu Draußenhof;

× mit Witwe Amalie Pfahl geb. Liedtke.

Eugen Hugo Albert Wessel,

* Draußenhof 8. 4. 1857,

Arzt zu Driesen, später zu Düsseldorf, Sanitätsrat;

× mit Therese Luise Wessel, geb. Wannow,

* Güttnland 31. 10. 1861, † Düsseldorf 5. 9. 1914.

Eugen Wessel blüht also auf acht nachweisliche Vorfahren des Namens Wessel im Mannesstamm zurück. — Diese Stammtafel ist entnommen dem Gedenkbuch der Familie Wessel, geschrieben vom Polizeipräsidenten Max Wessel.

Stammtafel des Pfarrers Walter Sölln.

Martin Sölln,

* Tilsit 1720,

† Tilsit 30. 5. 1794,

Büchenschmied und Bürger zu Tilsit;

× mit Elisabeth Spangenberg, † Tilsit 15. 2. 1781.

Johann Martin Sölln,

* Tilsit 28. 6. 1765,

† Tilsit 21. 6. 1852,

Büchenschmied und Bürger zu Tilsit, wohl auch Ratsherr;

× mit Sophie Abramowski, * 6. 11. 1775, † 6. 6. 1852,

Pflege Tochter des † Johann Rowonapki, Goldschmied.

Johann Sölln,

* Tilsit 18. 5. 1803,

† Tilsit 13. 9. 1874,

zuerst Predigtamtskandidat, sodann Kantor an der deutschen Kirche zu
Tilsit und Gesanglehrer am Gymnasium daselbst;

× mit Rosalie Glogau, * 18. 2. 1814, † 14. 12. 1861, L. d. . . . Glogau,
† 1831, Pfarrer zu Posselen, Kr. Labiau, u. f. G. Elisabeth Andersen.

Heinrich Sölln,

* Tilsit 14. 6. 1838,

† Rißingen 30. 6. 1906,

von 1865 Gymnasiallehrer am Fredericianum zu Königsberg i. Pr. und
Gefängnisgeistlicher, von 1866—1891 Divisionspfarrer in Danzig, sodann
Pfarrer und Superintendent in Gütlland;

× mit Klara Wohlgemuth,

* Königsberg i. Pr. 15. 6. 1838, † Gütlland 25. 11. 1902,

L. d. Rudolf Wohlgemuth, Dr., prakt. Arzt zu Königsberg i. Pr.

Walter Sölln,

* Danzig 6. 3. 1868,

von 1894 Pfarrer in Tuchel, von 1910 Pfarrer in Niederschönhausen bei
Berlin;

× mit Elisabeth Bannow,

* Gütlland 8. 2. 1868,

L. d. Heinrich Bannow, Hofbesitzer zu Gütlland.

Stammtafel des Oberst Oskar Falck.

Heinrich Falck.

* um 1550,

um 1580 Krüger in Kriewitz, Kr. Raugard i. Pom., Besitzer von 3 Hufen Land.

Sein Sohn ist wohl:

Paul Falck.

um 1616 Freischulze in Kriewitz.

Sein Sohn ist wohl:

Korsten Falck.

* um 1620, Bauer und Schulze in Kriewitz;

× mit Elisabeth Kriech (oder Kref).

Heinrich Falck.

* Kriewitz um 1651, † Kriewitz 1727, Bauer und Schulze zu Kriewitz;

× 1676 mit Maria Maczj, † Kriewitz 5. 1. 1722.

Martin Falck.

* Kriewitz 17. 5. 1698, † Kriewitz 24. 11. 1758, Bauer und Krüger zu Kriewitz;

× mit Dorothea Biefener, † Kriewitz 31. 11. 1758.

Johann Falck.

* Kriewitz 17. 11. 1722, † Raugard 25. 2. 1788, Krugbesitzer zu Kriewitz;

× 1. Rothensier 11. 10. 1745 mit Witwe Marie Struck geb. Wilde,

† Raugard 20. 1. 1772. 2. mit Witwe Anna Westphal geb. Radtke.

Martin Friedrich Falck.

* Rothensier, Kr. Raugard i. Pom., 27. 5. 1746, † Raugard 22. 9. 1811, Aderbinger zu Raugard

× Raugard 16. 7. 1772 mit Anna Dorothea Stübe, * um 1750, † 22. 5. 1799,

L. b. Friedrich Stübe, Bürger und Amtsfischer zu Raugard.

Karl Ludwig Falck.

* Raugard 31. 8. 1777, † Stolp i. Pom. im Invalidenhaus 26. 8. 1849, Militärinvalid;

× mit Marie Friederike Radun.

Karl Friedrich Wilhelm Falck.

* Raugard 27. 8. 1821, † Grabow bei Stettin 17. 8. 1879, Garnisonverwaltungsinspektor;

× mit Berta Marie Luise Neuenfeld, * Kolberg 31. 7. 1838, † Kolberg 2. 4. 1902,

L. b. Karl Friedrich Wilhelm Neuenfeld, Büchsenmacher, u. f. G. Berta Wille.

Oskar Karl Friedrich Falck.

* Stettin 30. 5. 1862, kgl. preuß. Oberst a. D., Oberregierungsrat a. D.;

× Danzig 2. 6. 1906 mit Jenny Mathilde Wannow, * Gütlland, Kr. Dirschau, 24. 5. 1873,

L. b. Karl Heinrich Wannow, Hofbesitzer, u. f. G. Luise Emilie Hulde.

Karl-Heinz Oskar Falck.

* Stettin 1. 3. 1909, Gymnasial-Abturtient.

Oberst Oskar Falck blüht also auf sieben Vorfahren seines Namens im Mannesstamm zurück, die sich bestimmt nachweisen lassen.

17 a. Heinrich Egon Wannow.

* Gütlland 27. Juli 1864, † bei Dünaburg 30. November 1916.

Rgl. preussischer Forstmeister zu Rehhorst bei Liebenwalde.

Heinrich Egon Wannow wurde am 27. Juli 1864 zu Gütlland geboren.

Seine Eltern waren der Hofbesitzer Karl Heinrich Wannow zu Gütlland und seine Ehefrau Luise geborene Bulcke.

Seine ersten Jugendjahre verlebte er auf dem elterlichen Gute, um dann von seinem zehnten Lebensjahre ab das städtische Realgymnasium zu St. Petri und Pauli in Danzig zu besuchen, wo er 1884 die Reifeprüfung bestand.

Die Forstlehre erhielt er auf der Oberförsterei Sobbowitz in Westpreußen bei dem tgl. Oberförster Kallenbach und diente 1885—1886 beim Grenadierregiment König Friedrich der Große Nr. 4, das damals in Danzig stand. Er studierte an den Universitäten Berlin und München und an der Forstakademie Hann.-Münden und bestand im Sommer 1889 die Forstreferendarprüfung.

Als Forstreferendar erledigte er die Försterzeit in der Oberförsterei Driesen, die Verwaltungszeit in den Revieren Gottsbüren, Stangenwalde und Haste, die Taxationsarbeiten in Reifenstein und Lauental. Das forstliche Staatsexamen bestand er im Herbst 1891.

Als Forstassessor war Egon Wannow zuerst im Privatdienst des Geh. Kommerzienrats Lenz in Stettin, dann seit 1893 im Staatsdienst in den Oberförstereien Gnewau, Jakobshagen und Krausenhof beschäftigt, zuletzt als Hilfsarbeiter bei der Regierung in Stralsund.

Als das elterliche Gut mit der neu erbauten Ziegelei nach dem Rücktritt seines Bruders Heinrich Wannow von der Wirtschaftsleitung ohne Betriebsleiter war, nahm er die Zügel in die Hand und gab für eine Reihe von Jahren seinen Beruf auf, obwohl er an diesem seinem Beruf mit ganzem Herzen hing. Ein besonderes Verdienst hat er sich auch dadurch um seine Mutter und Geschwister erworben, daß er die Interessen der Familie bei der Enteignung der für den Ziegeleibetrieb wichtigen Außendeichländereien richtig einzuschätzen und erfolgreich zu vertreten verstand.

Im Jahre 1904 wurde er Oberförster in Wodest, von wo er am 1. Januar 1910 nach Rehhorst bei Liebenwalde versetzt wurde. Im Jahre 1915 erhielt er den Titel „Forstmeister“.

Was seine militärische Laufbahn angeht, so ist er Reserveoffizier des 4. Grenadierregiments geworden, bei dem er sein Jahr abgedient

hat. Obwohl er bei Kriegsbeginn schon über 50 Jahre alt war, stellte er sich freiwillig für die Front zur Verfügung, wurde im September 1914 Hauptmann und war seit Januar 1916 Bataillonsführer II 353. Nachdem er am Oberarm verwundet worden war, kehrte er wiederum ins Feld zurück. Er ist bei Dünaburg am 30. November 1916 den Heldentod gestorben. Über seinen Tod berichtet sein Adjutant wie folgt:

Es war am 30. November. Herr Hauptmann ging wie immer gegen 9 Uhr vormittags in den Schützengraben, um die Arbeiten zu kontrollieren. Etwa gegen 10 Uhr setzte ein heftiges russisches Artilleriefeuer ein, das sich bis etwa 2 Uhr nachmittags hinzog. Gegen 11 Uhr kam der Divisionskommandeur, dessen Pferdeburtsche, nachdem er gerade abgeessen war, schwer verwundet wurde. So fing der Tag an, und eine Stunde später meldete uns der Befehlsempfänger, der Herrn Hauptmann begleitete, ganz aufgelöst, daß Herr Hauptmann gefallen sei. Wenige Augenblicke kam sein treuer Jagdhund, der ihn stets begleitete, winselnd und beinahe auf dem Boden kriechend, in meinen Unterstand. Wir gingen sofort los und suchten unseren alten Bataillons-Führer, der das Bataillon seit Januar 1916 bis September 1916 und dann seit dem 2. November 1916 bis zu seinem Tode geführt hatte, und fanden ihn auf dem halben Wege zwischen Stellung und Bataillons-Stabsunterständen mit einer schweren Hinterkopfoverletzung. Er war umgefallen und war, ohne zu leiden, ohne Schmerzen auf der Stelle tot. Der Befehlsempfänger, der etwa drei Schritte hinter ihm ging, konnte sich noch rechtzeitig hinwerfen und wurde so von der Granate, die in einen etwa zwei Meter entfernt liegenden Unterstand schlug und alle Eisenbahnschienen, die als Auftreffschicht dienten, umkrempelte, nicht getroffen. Herr Hauptmann wurde verbunden und in dem Sanitätsunterstand aufgebahrt. Da wir ihn nicht auf unserem Heldenfriedhof, unmittelbar hinter der Front, beisetzen wollten, brachten wir ihn nach Borikischki, etwa vier Kilometer hinter der Front, wo er am 2. Dezember beigelegt wurde. Es waren viele Offiziere, die ihm das letzte Geleit gaben, war er doch einer der ältesten Offiziere der Division. Die Beisetzung fand 10 Uhr vormittags statt. Der Divisionspfarrer segnete ihn ein und hob vor allem seine Persönlichkeit hervor, die auch nach seinem Wirken auf Erden fort- und fortleben wird. Nachdem die Bataillonsmusik den Schlußchoral gespielt hatte und eine dreifache Salve über sein Heldengrab abgegeben war, trat unser Divisionskommandeur an das Grab und rief dem, der nie an den Tod dachte, der keine Furcht, nur seine Soldatenpflicht kannte, der ihm als Bataillonsführer eine große Stütze war, den der Bewegungskrieg verschonte, der jetzt im Stellungskrieg sein Leben für sein Vaterland lassen mußte, ergreifende Worte

nach. Es wurde Sr. Exzellenz schwer, und er mußte wiederholt innehalten. Als Exzellenz dann von der Kameradschaftlichkeit sprach und die Regimentsmusik das alte einfache Soldatenlied: „Ich hatt' einen Kameraden“ anstimmte, da waren viele, mit deren Beherrschung es dann am Ende war. Er starb als Held in Erfüllung seiner Pflicht; sein Andenken, sein Geist wird in uns, denen er mehr war als nur ein Vorgesetzter, fortleben. Er ruht auf dem Heldenfriedhof Bortkischki, etwa sieben Kilometer nördlich Bahnhof Berkhof, südwestlich Dünaburg.

Den Tod meines Bruders erfuhr ich im Felde durch die mit Fernsprecher gestellte Anfrage eines Kameraden, ob ich mit dem gefallenem Forstmeister Egon Wannow aus Rehhorst verwandt sei. Eine halbe Stunde später erhielt ich selbst die Post und las die Todesnachricht in der Deutschen Tageszeitung. Merkwürdig war es, daß unmittelbar darunter die endgültige Todesnachricht unseres seit 1914 vermißten Veters Willy Bulke stand.

Die Todesnachricht hat mich mächtig ergriffen. Ich fühlte erst jetzt voll und ganz, wie sehr ich Egon geliebt hatte. Auch bedauerte ich den Verlust für unsere Kinder und besonders meine Söhne. Sie hätten viel von ihrem Onkel Egon gehabt und hätten ihn lieb gewonnen. Vor allen Dingen hätten sie an ihm das Beispiel eines klaren und lauterem Charakters gehabt; und sein Beispiel mußte um so wirksamer sein, als er eine außerordentlich lebensvolle und darum ungewöhnlich eindrucksvolle Persönlichkeit war. Es gab und gibt nicht viele seinesgleichen. Er war ganz ohne Arg und Falsch, von seltener Offenheit, Geradheit und Wahrhaftigkeit. Er war tatkräftig, entschlossen und zielbewußt, doch ohne viel Geschäftsklugheit und Schlaueit; dazu war er zu warmherzig und vertrauend. Er besaß eine eigene kräftige und herzhaft Art, und diese seine eigene Art kam schon in seinem Aussehen, in seinem festen Auftreten und in seinen straffen Bewegungen zum Ausdruck. Dabei wollte er nicht anders sein wie andere Leute; er war nur anders. Im allgemeinen eher schweigsam und zurückhaltend, konnte er sehr lebhaft werden, wenn ihn eine Sache erfüllte. Obwohl er dann sehr laut und schallend zu reden pflegte, wirkte er dennoch niemals ungünstig. Denn er bot das Bild eines herzswarmen und überzeugungstreuen Mannes und keines Schreiers. Jeder fühlte, daß hier mehr Klang als eine tönende Schelle. Er war aus einem Guß und in einem Maße sich selber treu, wie ich noch niemanden angetroffen habe. Es liegt eine merkwürdige Schönheit darin, daß er, der in seinem Leben nie etwas gesagt oder getan hat, das nicht zu ihm paßte, nun auch „seinen“ Tod gestorben ist. Egon durfte keinen andern Tod sterben, als den auf dem Schlachtfeld, wenn er, wie vordem

in seinem ganzen Leben, sich auch im Tode treu sein wollte. Der Tod auf dem Schlachtfeld war nicht seine Auflösung, sondern seine Erfüllung.

Er liebte es nicht, viele Worte zu machen. Namentlich trug er seine Gefühle nicht zur Schau. Der einzige Ausdruck seiner Gesinnung war die Tat. Er mochte es auch nicht, wenn man von ihm Aufhebens oder gar Rühmens machte. Das machte ihn verlegen. Von anderen erst hörten wir, daß er — wie übrigens niemand es anders von ihm erwartet hatte — im Kriege ein Vorbild der Tapferkeit und Unererschrockenheit gewesen ist und sein selbständiges Eingreifen den Ausgang eines Gefechtes entschieden hat. Von anderen und namentlich von seinem Burschen, der übrigens merkwürdigerweise den sehr seltenen Namen unseres Stiefvaters „Wüst“ führte, hörten wir auch erst, daß er, trotz seines kurz angebundenen und oft beinahe schroffen Wesens von seinen Leuten ganz außerordentlich geschätzt und verehrt wurde, nicht nur wegen seiner Unererschrockenheit und Gerechtigkeit, sondern wegen seiner unermüdlichen Fürsorge für seine Leute und wegen seiner einfachen und anspruchslosen Lebensweise.

Am meisten haben durch seinen Tod seine beiden Schwestern Elisabeth und Jenny verloren. Nicht minder auch die Waisen seines Halbbruders Max Wüst. Die Ferientage auf der Oberförsterei ihres Onkels in Rehhorst waren für die Nissen und Nichten ein Lichtblick.

In seinem Testament hat er Jenny und Elisabeth sowie den jüngsten Sohn seines Halbbruders Max Wüst zu je einem Drittel zu Erben eingesetzt. Seinem überlebenden Halbbruder Walter Wüst vermachte er seine Gewehre, mir und Heinrich seine geliebten Jagdtrophäen. Das Testament, in dem er übrigens billiger Weise auch seiner Wirtin mit der Begründung, daß sie ihm bei der Vermehrung seines Besitzes geholfen habe, das Hausinventar und ein kleines Vermögen zur Ergreifung eines Berufes verschrieben hatte, schließt mit dem Satz: „Sollte ich auf dem Felde der Ehre bleiben und dieses Testament in Wirksamkeit treten, so rufe ich allen Lieben ein letztes „Lebewohl“ zu.“ Seinen Geschwistern lebt Egon weiter, ob er auch gestorben ist. Mir ist er lebendiger, als viele, die vor und nach ihm dahingingen, es mir bei ihrem Leben gewesen sind. An Egons lebensvoller und starker Art gemessen, sind die meisten Menschen doch nur Kellerpflanzen.

Für das Grabdenkmal meines Bruders Egon hatte ich die nachfolgenden Verse bestimmt:

Kein schön'rer Tod auf dieser Welt,
Als, wer vom Feind erschlagen,
Auf grüner Heid', auf weitem Feld
Mit braucht hör'n groß' Wehklagen.

Sie haben aber, wie das Lichtbild des Grabes zeigt, auf dem Denkmal nicht Platz gefunden; sie hätten ganz und gar in seinem Sinne gelegen.

Es war Egons Wunsch, daß einer meiner Söhne gleich ihm preussischer Oberförster würde. Lange hoffte ich, daß sich dieser Wunsch erfüllen ließe und daß mein Sohn Hans-Andreas Wannow diese Laufbahn beschreiten würde.

Egon Wannow ruht auf dem Heldenfriedhof Vortkischki, sieben Kilometer nördlich Bahnhof Berkhof südwestlich Dünaburg.

Ehre seinem Andenken!

Er war ein Mann und ein Mensch.

17 b. Karl Heinrich Wannow³⁰⁾.

* Gütlland 6. Juni 1871.

Rittergutsbesitzer zu Annaberg.

Ich, Karl Heinrich Wannow, bin geboren am 6. Juni 1871 als Sohn des Gutsbesizers Heinrich Wannow und seiner Frau Luise geborene Bulke zu Gütlland, Kreis Dirschau, besuchte zu Danzig das städtische Gymnasium. Nach Abgang von der Schule war ich auf dem elterlichen Gute Gütlland und in Sachmirowitz, Kreis Hohensalza, als Landwirtschaftseleve tätig. Meiner einjährigen Militärpflicht genügte ich in Bromberg beim Feldartillerie-Regiment Nr. 17. Im darauffolgenden Jahre machte ich die Unteroffiziers- und Bizewachtmeisterübung und wurde bei demselben Regiment Reserveoffizier im Jahre 1892. Infolge Kränklichkeit meines Stiefvaters war ich gezwungen, bei demselben bis 1894 in der Wirtschaft zu verbleiben und übernahm nach dessen Tode 1894 die selbständige Führung der Wirtschaft. Im Jahre 1897 erbaute ich dortselbst eine Dampfziegelei mit künstlicher Trocknung mit einer Produktion von 4 bis 5 Millionen Steinen, die am Heiligen Abend desselben Jahres in Betrieb gesetzt wurde. Bis zum Jahre 1900 leitete ich die Wirtschaft und Ziegelei. Dann pachtete ich das 3000 Morgen große Majorat Orle im Kreise Graudenz, das damals meinem Onkel, Dr. Ferdinand Chomse gehörte. In demselben Jahre heiratete ich Charlotte Schulz-Fademrecht, Tochter des Geh. Sanitätsrats Dr. Schulz-Fademrecht zu Dirschau. Trauung und Hochzeitsfeier waren am 3. Mai 1900 zu Dirschau.

Auf dem Gute Orle mußte ich erbauen infolge schlechter baulicher Zustände: eine Ziegelei, sechs Insthäuser, den Speicher, Kutschstall, eine

³⁰⁾ Lebenslauf, geschrieben von ihm selbst.

Scheune, eine Feldscheune und das Gutshaus. Außerdem errichtete ich im Einverständnis mit dem Majorats Herrn im Jahre 1902 eine große Spiritusbrennerei, welche die Vorbedingung für eine rentable Bewirtschaftung von Orle war. Die Ländereien wurden mit einem Dampfpflug bearbeitet und dadurch sowie durch starke künstliche Düngung zu bedeutend höheren Erträgen gebracht. Orle wurde schon in den ersten Jahren staatlich anerkannte Saatzuchtwirtschaft. Am 30. Juni 1911 kaufte ich von dem Rittergutsbesitzer Knöpfler die benachbarten Rittergüter Annaberg und Rammiken in Größe von 2200 Morgen, welche an diesem Tage genau fünfzig Jahre im Besitze der Familie Knöpfler gewesen waren. Kaufpreis 1 100 000 Mark. Ich behielt meinen Wohnsitz in Orle und konnte infolge der günstigen Lage meines neuen Besitzes dessen Bewirtschaftung auch noch von dort aus leiten. Im Jahre 1912 arrondierte ich den Besitz durch den Zukauf einer als Enklave in Annaberg einspringenden Besitzung von 110 Morgen Größe aus der Gemeinde Grutta. Auch diese beiden Güter wurden bald nach Ankauf anerkannte Saatzuchtwirtschaften. Außerdem wurde die in Annaberg vorhandene älteste Herdbuchherde Westpreußens vergrößert auf über 200 Stück Rindvieh. Die Pferdezucht wurde auf Stutbuchbasis angelegt. Starker Zuckerrüben- und Weizenanbau bilden die Grundlagen der Bewirtschaftung des hervorragenden Bodens der Güter. Von den vorhandenen 150 Morgen Wiesen wurden 120 Morgen als Bewässerungswiesen angelegt und gaben bedeutend erhöhte Erträge. Zwei große Feldscheunen, die Ziegelei und ein Insthaus wurden sofort nach Übernahme gebaut.

Bei Ausbruch des Krieges 1914 wurde ich sofort als Hauptmann zur ersten mobilen Landsturmbatterie des 17. Armeekorps eingezogen. Nach Zusammentreffen in Rußland mit der 2. Landsturmbatterie des Korps wurde ich Abteilungsführer. Ich machte die Gefechte und Schlachten bei Mława, Uzdau, Thurau, Tannenberg und Myszyniec mit und erhielt nach Tannenberg das Eiserne Kreuz 2. Ein Gallensteinleiden zwang mich, aus dem Felde zurückzukehren, von da ab habe ich in Danzig und später in Graudenz Garnisondienst getan. Meine Beförderung zum Major der Reserve kam nach Kriegsschluß heraus.

In meiner Ehe wurden fünf Kinder geboren, die alle am Leben sind:

1. Gertrud Wannow, geboren zu Orle am 15. Februar 1901,
2. Hans Heinrich, geboren zu Orle am 14. April 1902,
3. Irmgard, geboren zu Orle am 30. November 1903,
4. Margarete, geboren zu Orle am 31. Dezember 1907,
5. Charlotte, geboren zu Orle am 13. Dezember 1912.

Im Jahre 1919 war die Pacht von Orle abgelaufen. Ich verlegte

daher meinen Wohnsitz nach Annaberg. Im Jahre 1920 kamen Annaberg und Ramutken durch den Versailler Vertrag zum Staate Polen und werden jetzt Annowo und Ramutki genannt. Bei der Landwirtschaftlichen Ausstellung 1923 in Graudenz wurde ich von der polnischen Landwirtschaftskammer und dem Ausstellungskomitee ersucht, Annowo und Ramutki als Mustergüter besichtigen zu lassen, was alsdann geschah.

Infolge Regierungsbeschlusses vom 10. Januar 1926 sollen mir auf Grund des polnischen Agrargesetzes 800 Morgen meines Besitzes zu Parzellierungszwecken enteignet werden.

Anhang.

Was Heinrich Wannows Kinder angeht, so ist seine Tochter Gertrud Wannow mit seinem Vetter Ernst Bulcke, dem Sohn des verstorbenen Landschaftsrats Fritz Bulcke, verheiratet. Dieser war zunächst aktiver Offizier und hatte zuletzt eine etatsmäßige Generalstabsstelle inne. Seit dem Kriege betätigt er sich kaufmännisch. Aus seiner Ehe mit Gertrud Wannow sind zwei Knaben hervorgegangen:

Lotte Bulcke, geboren 4. November 1922,

Willi Heinrich Bulcke, geboren 10. November 1923.

Irmgard Wannow, Margarete Wannow und Charlotte Wannow sind im Elternhaus.

Hans Wannow ist Landwirt. Er besuchte nach Hausunterricht das Realgymnasium in Graudenz bis zur Prima; zeitweise war er auch im Deutschen Landerziehungsheim Haubinda. Nachdem er die Landwirtschaft erlernt hatte, genügte er seiner einjährigen militärischen Dienstpflicht vom 1. Januar 1922 im polnischen Heere beim 15. Ulanenregiment in Bromberg. Trotz Besuchs der Offiziersschule wurde er wegen ungenügender Kenntnisse der polnischen Sprache nur Unteroffizier ohne Offiziersqualifikation. Nach seiner Dienstzeit war er auf seinem väterlichen Gute und hernach auf andern Gütern tätig. Seit dem 1. Oktober 1926 ist er in München und studiert dort Landwirtschaft und Nationalökonomie.

17 c. Heinrich Richard Wannow.

* Gütlland 9. Januar 1870.

Justizrat, Rechtsanwalt und Notar zu Zoppot.

Ich, Heinrich Richard Wannow, bin am 9. Januar 1870 in Gütlland als zweiter Sohn des dortigen Hofbesizers Heinrich Wannow aus seiner Ehe mit Luise Bulcke geboren. Ich habe Grund, auf die Ab-

stammung von beiden Eltern im gleichen Maße stolz zu sein. Beide waren nach Charakter und Fähigkeiten überdurchschnittliche Persönlichkeiten; und wie mein Vater, so gehörte auch meine Mutter einer altangesehenen Familie an.

Mein Vater starb, als ich wenig über drei Jahre alt war. Dagegen hatte ich das Glück, unter der nie versagenden Obhut und Fürsorge meiner Mutter aufzuwachsen und diese bis in meine besten Mannesjahre in unserer Mitte zu sehen.

Als ich gerade fünf Jahre alt war, verheiratete sich meine Mutter in zweiter Ehe mit ihrem Vetter, dem Landwirt Karl Wüst; dieser war ein Sohn des Güttländer Ortspfarrers Wüst und der Mathilde Wüst geb. Bulke, einer Schwester ihres Vaters Richard Bulke. Unser Stiefvater verstand es sehr gut, mit uns Kindern umzugehen und sich unsere Zuneigung zu erwerben. Namentlich verstand er es ganz ausgezeichnet, einen großen Brummkreisler laufen zu lassen, den er uns aus Danzig mitgebracht hatte; ich höre diesen bewundernswerten Brummkreisler noch heute summen und brummen. Meine Schwester Jenny — die erst nach dem Tode meines Vaters geboren wurde — war damals erst $1\frac{1}{2}$ Jahre alt. Seine Stellung zu Jenny unterschied sich wohl nicht von der eines rechten Vaters zur Tochter. Auch Heinrich, der nächst jüngere unter uns, war ihm sehr ans Herz gewachsen. Am wenigsten lag ihm wohl meine Art. Ich war kein liebenswürdiger und gewandter Junge, während er selber gerade diese Eigenschaften in hohem Maße besaß und sie daher bei mir besonders vermischte. Ich besinne mich, daß ich einmal, als Besuch bei uns war, mit freudiger Hilfsbereitschaft beim Biereingießen half und dabei etwas umwarf. Darüber ärgerte sich Papa, der am Stattisch saß, und sagte in Gegenwart der mit ihm spielenden Herren: „Zu nichts ist auch der Junge zu gebrauchen“. Das kränkte mich natürlich sehr, und ich schlich still hinaus auf den Hof. Da legt sich plötzlich eine Hand auf meine Schulter, und von hinten sagt jemand: „Jungs'chen, mach Dir daraus nichts, laß ihn man reden, Du bist doch mein Richard“. Es war Großvater Bulke. So tröstete er mich über den Vorfall, den ich in jugendlicher Empfindlichkeit zu tragisch genommen hatte; denn im ganzen konnte auch ich mich weiß Gott nicht über meinen Stiefvater beklagen.

Einen wesentlichen Einfluß hat er freilich auf uns nicht gehabt. Denn wir waren eigenwillig, er aber war wenig energisch.

Sehr zu danken haben wir ihm eins. Der größere Rahmen, in dem fortan unser Haus geführt wurde, hat uns allen ein sicheres und selbstbewußtes Auftreten gegeben, das im Leben förderlich ist.

Mit neun Jahren kam ich zusammen mit Schwester Elisabeth nach

Danzig. Elisabeth besuchte die Müllersche höhere Töchterchule, die unterdessen der Pfarrer Weinlig übernommen hatte. Ich kam leider auf das städtische Gymnasium.

Elisabeth wurde bei Tante Hermine Fuhrmann, einer verheirateten Schwester meines Stiefvaters, untergebracht. Ich aber kam zu „Tante Jenny“ und „Onkel Fritz“. Ich stelle unwillkürlich ihren Namen voraus, denn sie hatte die führende Stellung im Hause, die sich auch über ihren Ehegarnahl erstreckte. Tante Jenny war die Lieblingschwester meiner Mutter, ihr Gatte Fritz Wüst aber war ein jüngerer Bruder meines Stiefvaters. Er war ein ganz außergewöhnlich liebenswürdiger und gutherziger Mann, hatte aber wenig Energie; er hat es dann auch als Kaufmann zu nichts gebracht. Tante Jenny dagegen war eine energische und zielbewußte Natur, die den Kampf mit dem Leben handfest aufnahm. Damals lebten die beiden, noch ein junges Ehepaar, in der Hauptsache sich selbst, und wir waren daher meist auf unser Zimmer und auf unsere Freunde angewiesen. Ich sage „wir“, denn als ich zu Tante Jenny kam, traf ich dort noch meinen Bruder Egon an, der dann nach einigen Jahren sein Abitur machte; ein Jahr später aber kam mein Bruder Heinrich und im Jahre 1883 auch Schwester Jenny in unsere Pension. So waren wir vier, Elisabeth, Richard, Heinrich und Jenny, die wir zusammen in Gütlland getollt hatten, nun auch wieder in Danzig beisammen.

Wir hätten es in Danzig vor Sehnsucht nach Gütlland und dem Elternhaus nicht ausgehalten, wenn wir bei Fremden gewesen wären. So aber waren wir bei Onkel Fritz und Tante Jenny, die auch ihrerseits Gütlländer waren, und konnten mit ihnen von Gütlland und dem Elternhaus sprechen; auch Großvater Bulke ließ sich bald mit seinen Töchtern, Tante Clärchen und Tante Hedwig, als Rentner in Danzig nieder und kam täglich zu Tante Jenny herüber. Schließlich kamen Mama und Papa, sowie Ohm Fritz Bulke und seine Frau, Tante Clara, recht häufig nach Danzig. So blieben wir in steter Fühlung mit der Heimat, und das war tröstlich.

Ich habe mich schwer in die Stadt und in die Schule gefunden. Mir ging es wie dem Schüler in Goethes Faust:

Aufrichtig, möchte schon wieder fort:
In diesen Mauern, diesen Hallen
Will es mir keineswegs gefallen.
Es ist ein gar beschränkter Raum,
Man sieht nichts Grünes, keinen Baum.

Als ein richtiger Landjunge hatte ich nichts Anderes als unseren Gutshof und vor allen Dingen die Pferde im Kopf. Ich kannte damals

und bis in meine Studentenzeit hinein alle unsere Pferde; das waren gut 50 Stück und dazu noch an zwei Duzend Fohlen und Jährlinge. Von ihnen träumte ich auch während des Unterrichts; meine Seele war in Gütlland, nur mein Körper saß auf der Schulbank. Dennoch kam ich in Sexta, Quinta und Quarta sehr gut mit und war stets einer von den Ersten. Dabei mutete man uns damals verbrecherisch viel zu. In Sexta setzte Latein ein, in Quinta Französisch, in Quarta Griechisch, dazu noch Mathematik. Ich habe damals sehr fleißig gearbeitet und war ein wohl-angesehener Schüler. Auf die Dauer aber bekam mir das Stillsitzen und die Überbürdung nicht und ich wurde elend. Schließlich erkrankte ich und lag mehrere Wochen zu Bett. Kuriert wurde ich vom Sanitätsrat Scheele auf eine typhusartige Erkrankung, es wurde von „Typhoid“ gesprochen. Die Diagnose wird aber nicht ganz richtig gewesen sein. Denn wie ich als Genesender nach Gütlland kam, steckte mir unsere dicke Wirtin „Minchen“ drei steinharte Zwergkäse zu, die ich heißhungerig verschlang; bis dahin hatte ich nur flüssige Nahrung erhalten. Sie bekamen mir wunderschön. Hätte wirklich etwas von Typhus in meinen Därmen gelegen, so wäre ich ein Kind des Todes gewesen. Minchen beurteilte die Sache harmloser und war im Recht. Durch die Erkrankung, vielleicht auch durch allgemeine Ermüdung, kam ich in der Schule zurück und blieb ein halbes Jahr sitzen. Dasselbe geschah mir hernach in Obertertia und schließlich in Unterprima. Inzwischen hatte sich allerdings mein Verneifer gelegt. Ich wehrte mich instinktiv gegen die Überlastung und lernte immer nur so viel, um gerade so durchzukommen. Die übrige Zeit verbrachte ich mit meinen Freunden, die alle, wie ich, vom Lande waren; mit einzelnen von ihnen — ich denke in erster Linie an die Brüder Klatt aus Tiege — bin ich noch heute befreundet. Fortan war es mir nicht mehr gegeben, mich bei meinen Lehrern beliebt zu machen. Schon als Knabe war ich unangenehm aufgefallen durch mein allzulebhaftes Wesen; ich konnte es nicht durchhalten, die vielen Unterrichtsstunden hindurch ununterbrochen zu schweigen und plauderte viel mit meinem Nebenmann. Da wurde ich oft „albern“ und „kindisch“ gescholten. Einmal, oder vielleicht mehrmals wurde ich sogar beim Quartalschluß in der Aula als „kindisch“ verlesen, was mich sehr beschämte, aber wenig änderte. Nun war ich aber öffentlich als „kindisch“ und „albern“ an den Pranger gestellt, und dieser Ruf ging mir voraus, als ich in die Prima kam. Nur durch einen Gewaltakt gelang es mir, die Situation zu retten. Als ein Veteran jener höheren Klasse mich mit diesem überkommenen Vorwurf beleidigte, schlug ich ihm eines hinter die Ohren; fortan hatte jeder erfaßt, daß ich den Ernst des Lebens begriffen hatte, und ich wurde nun für voll genommen.

In den letzten Jahren meiner Schulzeit wurde mir seitens der Lehrerschaft etwas anderes verdacht: Ich sollte — so meinten meine Lehrer — ein zu großes Selbstbewußtsein zur Schau tragen. Ich glaube nicht, daß das der Fall war. Richtig aber war wohl, daß ich mich, ohne allerdings mir dessen bewußt gewesen zu sein, mit allen Fasern gegen die Unterdrückung der Persönlichkeit gewehrt habe, die das damalige Schulsystem mit sich brachte, und die überhaupt eine Schattenseite des sonst so glänzenden, jedoch zu sehr normalisierenden preußischen Systems ist. Ich habe mich nicht klein kriegen lassen und bin immer ich selber geblieben. Das stieß an, und das wurde mir als Hochmut und Widerspenstigkeit ausgelegt. Und wenn es Widerspenstigkeit gewesen wäre:

Den Menschen laß ihr widerspenstig Wesen;
Ein jeder muß sich wehren wie er kann
Vom Knaben auf, so wird's zuletzt ein Mann.

sagt Goethe im Faust. Meine Lehrer waren anderer Ansicht. Wir sollten demütig und unterwürfig sein. Selbstbewußtsein war verpönt. Dazu neigte ich aber als Sohn aus gutem Hause, und weil ich, außerhalb des Elternhauses aufwachsend und daher von jung an auf mich selber gestellt, verhältnismäßig früh reif war. So hatten ich und meine Freunde vom Lande schon die Formen des jüngeren Mannes, während andere unseres Alters sich noch als Knaben gebärdeten, und das wurde mißbilligt. Es mißfiel auch und trug uns kritische Bemerkungen mancher Lehrer ein, daß wir besser als der Normalschüler gekleidet waren.

Sehr verargt wurde mir, wie ich erst zwei Jahre später zu meinem Schaden erfahren habe, folgender Vorfall:

Oberlehrer Dr. L., unser Lateinlehrer in der Prima, war ein begeisterter Verehrer der lateinischen Grammatik. Aus Tacitus suchte er Sätze heraus, die den Anforderungen der klassischen Grammatik genügen, und paukte daran dieses sein geliebte Spezialfach bis zum Erbrechen. Nun war er auf gewisse Konditionalsätze gekommen und auf irgend einen verfeinerten Unterschied in der Nuance, in welchen Fällen man — beispielsweise — sagt „si amaturus fuerit“ oder „si amaturus fuisset“. Diese Feinheit uns beizubringen, hatte er nicht nur die gewöhnliche Lateinstunde, sondern auch die darauf folgende Horazstunde verwendet. Und nun wollte er die Früchte seiner Lehrkunst an mir pflücken und fragte mich, ob es in einem von ihm vorgetragene Falle heißen müsse „fuerit“ oder „fuisset“. Ich aber hatte sanft geschlafen und hatte das Pech, falsch zu raten, obwohl 50 Prozent Chancen für richtig raten waren. Ich hatte eben damals schon Pech, wie später mein ganzes Leben hindurch. Darauf hielt Dr. L. mir eine kleine Ansprache, die durchaus akademisch

mit dem Leitsatz begann, daß wir nicht für die Schule, sondern für das Leben lernen; wobei freilich unklar blieb, was diese verfluchten Konditionalsätze mit dem Leben zu tun hätten; dann aber wurde er in der Anwendung dieses Leitsatzes auf mich recht ausfallend und endete schließlich mit den Worten: „Sie sind überhaupt ein ganz dummes Gör“. Ich war, wie vor den Kopf geschlagen und war in meiner jungen Männlichkeit — ich war damals 17^{1/2} Jahre alt, aber in der Tat nach Sinnesart völlig erwachsen — schwer verletzt. Ich war ganz und gar von der an sich richtigen Vorstellung beherrscht, daß ich die Beleidigung auf der Stelle zurückweisen müsse. Da sagte ich denn wörtlich — ich kann mich noch genau besinnen — folgende hoheitsvollen Worte: „Herr Oberlehrer, wenn Sie mit mir sprechen, bitte ich mir eine andere Ausdrucksweise aus.“ Ich hatte aber nicht die entfernte Absicht, hoheitsvoll zu sein, sondern wollte mich nur wehren, und mir fiel eine andere und geschicktere Bemerkung nicht ein. Dr. L. stand vor mir zwischen den Schulbänken; er rief: „Gehen Sie raus, gehen Sie raus.“ Ich erhob mich, um seiner Aufforderung zu folgen, er aber verschwand hinter dem Katheder. In der großen Pause ging ich zum Direktor, um mich über die mir geschehene Beschimpfung zu beschweren. Der Direktor sagte, daß auch Oberlehrer Dr. L. ihm den Vorfall gemeldet habe und er nicht allein entscheiden, sondern die Entscheidung einer Lehrerkonferenz überlassen wolle. Einige Tage später kam der Direktor in die Klasse und sagte, daß Dr. L. die Sache zurückgenommen habe. Er setzte stillschweigend voraus, daß auch ich die Sache für erledigt hielt, und ich beruhigte mich damit, weil es mir inzwischen dämmerte, daß ich in der Form meiner Abwehr nicht sehr glücklich gewesen war.

Zwei Jahre später, kurz vor dem Abitur, merkte ich, daß für das Lehrerkollegium dieser Vorfall durchaus nicht erledigt war. Das Lehrerkollegium stellte mich nämlich aus einem ganz geringfügigen Anlaß „wegen sittlicher Unreife“ vom Examen zurück. Ich nahm den Kampf auf und beschwerte mich. Das tat ich aus eigenem Entschluß, ohne Eltern oder Verwandte zu befragen. Die schnelle Folge war, daß das Provinzialschulkollegium Vertagung des schon für die schriftlichen Arbeiten angesetzten Termins anordnete, weil das Provinzialschulkollegium — dem übrigens der Oberpräsident und beide Regierungspräsidenten angehörten — nicht versammelt sei, und eine Sitzung desselben abgewartet werden müsse.

Etwa vierzehn Tage später kam folgender Bescheid: „Das Lehrerkollegium, das mich von dem Examen zurückstellen wolle, sei dafür gar nicht zuständig; zuständig sei allein die Prüfungskommission, deren Vor-

sitzender der Herr Provinzialschulrat sei; der Herr Provinzialschulrat ordne an, daß ich zum Examen zuzulassen sei, und daß nach Erledigung desselben die Prüfungskommission unter seinem Vorsitz zu entscheiden habe, ob ich die nötige wissenschaftliche und sittliche Reife besäße“.

Ich machte also die Prüfung mit, und ich bestand sie. Zwei der fünf schriftlichen Arbeiten hatte ich mit „gut“ oder „sehr gut“ machen wollen, und zwar die mathematische Arbeit und den deutschen Aufsatz. Die mathematische Arbeit erhielt auch das Prädikat „gut“, der Aufsatz fiel nur „genügend“ aus; ich habe noch heute nicht die Überzeugung, daß diese Zensur sonderlich wohlwollend war. Unvergeßlich wird mir die mündliche Prüfung sein. Mit Religion wurde begonnen, und ich fiel ziemlich herein, wurde wohl auch etwas scharf geprüft. Was folgte, ging einigermaßen. Nun kam Latein heran, und nun fand Dr. L. Gelegenheit, sich auszuwirken. Meine beiden Mitabiturienten vom gleichen Jahrgang hatten von ihm jeder eine ganz kurze leichte Stelle aus Livius zur Übersetzung erhalten. Nun kam ich heran und erhielt eine ganz lange schwierige Stelle vorgelegt, die aus einer oder zwei Perioden bestand. Dennoch schlug ich mich so leidlich durch. Da griff der Provinzialschulrat, Geheimrat Dr. Kruse, in die Prüfung ein. Ich höre noch heute seine breiten Worte: „Ach, ich möcht' ihm doch noch 'ne andere Stelle geben!“ Nun bekam ich eine eben so leichte Stelle, wie die beiden anderen Abiturienten sie gehabt hatten, und ich übersetzte sie spielend. Denn Übersetzungen aus der fremden Sprache in die deutsche Sprache waren meine besondere Stärke. Dann fragte der alte Kruse, der für Horaz ebenso begeistert war, wie Dr. L. für lateinische Grammatik, welche Oden ich auswendig kenne. Ich nannte ihm eine ganze Anzahl Oden, und er gab mir nun Stellen zum Aussagen an, die ich auswendig fortsetzte, bis er unterbrach. Dann fragte er nach den mir bekannten Horazischen Episteln und Satiren, und auch hier konnte ich die mir angegebenen Stellen aussagen, bis ich unterbrochen wurde. Ich muß gestehen, daß ich die Begeisterung des Geheimrats Kruse für Horaz nur in sehr schwachem Grade geteilt habe und auch heute noch nicht verstehe, aber klug genug gewesen war, wegen seiner mir bekannten Vorliebe für Horaz meine Horazkenntnisse auf stolze Höhe zu bringen. Geheimrat Kruse war zufrieden und sagte: „Ich denke, wir können mit der Prüfung weitergehen, wir sehen ja“. Ich habe es noch in den Ohren, wie Dr. L. nun sagte: „Der Wannow ist in Grammatik schwach, darf ich ihm da vielleicht noch einige Fragen vorlegen?“ Kruse aber erwiderte in seiner freien Art: „Na, wenn 'Se grad' wollen.“ Dr. L. legte mir nun einige Fragen vor, die ich leidlich beantwortete. Mich nach

„si . . . fuerit“ und „si fuisset“ zu fragen, hatte er wohl nach Kruses Ironie die Lust verloren. Den faux pas des Dr. L. machte nachher der Direktor, weiß Gott nicht aus Wohlwollen sondern aus berechnender Lebensklugheit, wieder gut, indem er bei der nachfolgenden griechischen Prüfung mir Gelegenheit gab zu glänzen. Er ließ mich die deutsche Übersetzung der Totenklage Andromache's aussagen, die ich einmal in fünffüßigen Jamben verfaßt hatte, und mit der ich — ein seltener Fall — angenehm aufgefallen war. Das war so gegen Schluß der Prüfung. Endlich war's zu Ende, und wir Abiturienten traten heraus; drinnen aber war eine lange und hörbar lebhaft Besprechung. Dann wurden wir hereingerufen, und der alte Kruse verkündete, daß auch ich bestanden hätte. Dabei sagte er etwa folgendes: „Ich habe den Herren Lehrern gesagt, daß, wenn einer erst zehn Jahre auf einer Schule gewesen ist, und bis dahin war er nicht sittlich unreif, so kann er nicht plötzlich über Nacht sittlich unreif geworden sein.“

Als ich aus dem Prüfungszimmer heraustrat, empfing mich der Jubel meiner Mitschüler. Vor den Augen aller Lehrer hoben sie mich dann auf die Schultern und trugen mich einmal um den Winterplatz herum.

Ich weiß nicht, ob die Lehrer sich bei mir oder an den Primanern rächen wollten, wenn sie hernach, außer dem Pfarrer Fuhs, dessen Sohn mein Mitabiturient war, dem Abiturientenkommers fern blieben. Die Folge soll keineswegs Niedergeschlagenheit, sondern nur eine ungewöhnlich große Betrunktheit der nunmehr völlig unüberwachten Abiturienten und Primaner gewesen sein. Ich selber war dem Kommers fern geblieben, weil ich der Lehrerschaft meinen unliebsamen Anblick ersparen wollte. Denn daß ich ihnen nunmehr verhaßt war, bestätigte sich bei meiner Abmeldung vom Direktor; der reichte mir mein Abgangszeugnis mit den Worten: „Na, ich will Ihnen wünschen, daß aus Ihnen was wird; aber ich glaub's nicht!“ Ich traute meinen Ohren nicht. Zufällig war Professor Lampe gegenwärtig, ein alter Freund unserer Familie, der auch mir wohlwollte; er nahm mich in die Arme, küßte mich auf die Stirn und sagte: „Ich wünsche Ihnen das Beste!“ In der Zensur zeigte sich eine absprechende Tendenz und unter „Betragen“ fanden sich so mißwollende Bemerkungen, daß mir nach ein paar Jahren Geheimrat Sachau, der Direktor des Orientalischen Seminars, dem ich mich vorstellte und der gerade meine Papiere eingesehen hatte, mich befragte, was ich eigentlich auf der Schule verbrochen hätte und, als ich ihm die Vorgänge geschildert hatte, kopfschüttelnd sagte, er könne es nicht begreifen, wie Lehrer so etwas einem Schüler auf den Lebensweg mitgeben könnten. Auch ich kann dies nicht begreifen. Übrigens hat mir

diese bösertige Betragenszensur nirgends geschadet. Es ist dies nicht gerade sehr schmeichelhaft für die Zensoren, daß man so gar nichts auf ihr Urteil gegeben hat.

Leider habe ich es versäumt, mich über die Betragenszensur zu beschweren. Auch hier würde ich obgestiegen haben. Ich war aber damals durch Überarbeitung und durch die Aufregungen derart herunter, daß ich die Entschlußkraft dazu nicht aufreiben konnte. Auch sah ich vorwärts und wollte nicht mehr rückwärts sehen.

Ich glaube in der Tat, daß bei meiner Zurückstellung vom Examen der oben geschilderte Zusammenstoß mit Oberlehrer Dr. L., obwohl er mehr als zwei Jahre zurücklag, mitgewirkt hat. Denn als ich vor der Zurückstellung vom Examen wegen des neuen Vorfalls verhört wurde, und man mir eine Lüge vorwarf, sagte ich schließlich, um meine Lehrer von meiner Unschuld zu überzeugen: „Ich gebe mein Ehrenwort, daß mir eine Lüge fern gelegen hat, und daß ich nach bestem Wissen geantwortet habe“. Der Direktor entgegnete mit der Phrase, ein Offizier habe ein Ehrenwort, auch ein Student habe ein Ehrenwort, ein Schüler habe kein Ehrenwort. Dann kam er darauf zu sprechen, daß ich bei dem neuen Vorfall auf die Frage des Oberlehrers Dr. L., ob ich einsähe, daß ich ein Lügner sei, so von oben herab: „Oh nein, Herr Oberlehrer“ geantwortet hätte, und schloß mit den Worten: „Wenn wir Lehrer zu Ihnen sprechen, so machen Sie oft ein Gesicht, als ob Sie denken, Sie seien der Herr Wannow, und wir Lehrer seien Ihre Schuwische!“ Da also lag der Hund begraben.

Übrigens erlebte der Fall meines Abiturs damals großes Aufsehen. Ich wurde zum ersten Male in meinem Leben eine bekannte Persönlichkeit. Es geschah mir zwei oder drei Mal, daß zufällig in meiner Gegenwart rühmend von diesem Fall gesprochen wurde, ohne daß die Sprechenden wußten, daß ich, der Held dieser Erzählung, anwesend sei.

Ich war schon längst entschlossen, Jura zu studieren, und ging zunächst nach Leipzig. Im ersten Semester und anfangs des zweiten Semesters war ich aktiv und zwar bei dem sehr kleinen, aber sehr feudalen Korps Misnia. Als ich eintrat, war neben mir nur ein einziger Bürgerlicher im Korps; die anderen waren ein Reichsgraf, zwei Freiherren, und ein einfacher „von“; der aber war dafür der Neffe des sächsischen Kriegsministers. Ich glaube selber, daß ich, ein fröhlicher und frischer, ganz und gar unbefangener und gänzlich unblasierter Junge vom Lande in diese stark vornehme und ganz und gar weltmännische Gesellschaft nicht paßte; dazu war ich nicht geschliffen, nicht „fein“ genug. Der einzige Bürgerliche, den ich im Korps antraf, hieß übrigens Schulz, war also

dem Namen nach noch bürgerlicher wie ich. Der hatte mich gern, kam aber leider bald fort, was ich um so mehr bedauerte, als er der erste Chargierte war. Ich wurde sehr früh herausgestellt und schlug die erste Mensur zur vollen Zufriedenheit. Nach der zweiten Bestimmungsmensur wurden mir zwei Reinigungsmensuren auferlegt, da ich unruhig gestanden haben sollte. Diese Mensuren schlug ich und sie wurden für genügend erklärt; damit schien die Sache in Ordnung. Einige Tage später aber wurde mir seitens des Korps der Rat gegeben, um meine Entlassung einzukommen. Dabei wurde geäußert, daß meine zweite Reinigungsmensur nicht ganz Ia gewesen sei, und zart angedeutet, daß auch noch andere Gründe vorlägen. Mir wurde dann, so heißt wohl der technische Ausdruck, auf meine Bitte der Austritt gestattet. Ich weiß es nicht, ob meine Mensuren zufriedenstellend gewesen sind. Irgend etwas von Angstlichkeit hat jedenfalls meiner Art von jeher ferngelegen. Ich bin, um einen ländlichen Ausdruck zu gebrauchen, selbst einem Bullen nie aus dem Wege gegangen. Auch an der Front im Weltkrieg hat wohl niemand etwas bei mir gesehen, was an Furcht auch nur entfernt erinnerte. Bis zu meiner Malariaerkrankung im Sommer 1917 erschien es mir sogar als ein Zeichen bedauernswerter Schwäche, wenn ich hie oder da bei nahem Einschlag schwerer Geschosse einen Offizier sein Gesicht verziehen sah. Die Malaria hat das geändert. Wir sind eben alle von unserm Körper abhängig. Ubrigens weiß ich nicht, ob die gestrengen Beurteiler meiner Mensuren, die 1914 ebenfalls etwa 45 Jahre alt gewesen sein müssen, bei diesem Alter als Landwehroffiziere freiwillig an die Front gegangen sind und sich auf den vordersten Platz gedrängt haben, wie ich. Der wahre Grund meiner Ausschaltung aus dem Korps war eben der, daß ich meinen Herren Korpsbrüdern nicht weltmännisch genug war. Vor meinem Eintritt in dieses feudale Korps hatte übrigens ein anderes Korps versucht, mich zu „teilen“; ich hatte schon in dem Korpszimmer dieses Korps gegessen und mit den Fächsen getrunken; die waren aber eher betrunken als ich, und niemand kümmerte sich nun um mich, den Gast. Diese Formlosigkeit mißfiel mir. Die waren mir nicht fein genug erschienen. Den anderen wiederum war ich nicht fein genug. So geht es im Leben. Man trifft meist nicht das, was für einen paßt. Mir ist es übrigens mein Lebtag über ärgerlich gewesen, nicht Korpsstudent geblieben zu sein, nachdem ich es nun einmal geworden war. Ich hätte zu einem anderen Korps gehen sollen; dazu konnte ich mich aber nicht entschließen. Ich dachte damals: „Ihr könnt mir was“.

Vielleicht ist es aber für meine Entwicklung gut gewesen, daß ich nicht in korpsstudentischen Kreisen geblieben bin. Ich war so ganz anders, wie

diese Umgebung; und hätte ich mich richtig eingefügt, so wäre ich nicht ich selber geblieben. Auch habe ich statt der Beziehungen und Anschlüsse, die ich mit dem Verlassen des Korps verloren habe, sehr wertvolle andere Beziehungen gewonnen, die von bleibendem Wert für mich gewesen sind, und die wahrscheinlich dem Korpsstudenten versagt geblieben wären. Denn wenn ich als solcher nach Berlin gekommen wäre, wo ich nach meinen beiden Leipziger Semestern hinging, so wäre ich in einen von vornherein vorgeschriebenen Kreis gekommen und nach menschlichem Ermessen darin verblieben. So aber suchte und fand ich in Berlin andere Fühlung.

Da ich mich in Berlin einsam fühlte, was bei engem Anschluß an Korpsstudentenkreise nicht der Fall gewesen wäre, ging ich schon in den ersten Tagen meines Berliner Aufenthalts zur Familie Marschalk, die aus Mutter, Sohn und vier schönen Töchtern bestand. Mutter Marschalk war eine Gützländerin und eine Jugendfreundin meiner Mutter; sie war einmal Konzertsängerin gewesen, und auch ihre Kinder, wie überhaupt die ganze Familie Marschalk, waren künstlerisch hoch begabt. Damals schlug sich die Familie Marschalk, nachdem der Familienvater wirtschaftlich zusammengebrochen und gestorben war, kümmerlich mit einem photographischen Atelier durch. Diese Familie Marschalk war der Mittelpunkt eines Künstlerkreises, mit dem ich nun Fühlung bekam.

Bald wurde ich mit Max Marschalk, dem Sohne des Hauses, der zunächst Maler gewesen und hernach Musiker geworden war, befreundet; jetzt ist er Komponist und als Musikkritiker bekannt. Im Marschalkschen Hause lernte ich Gerhart Hauptmann, Emil Strauß, Walter Leistikow, Moritz Heimann und andere Größen der Literatur und Kunstwelt kennen, von denen freilich damals zunächst nur Walter Leistikow einen schon anerkannten Namen hatte. Merkwürdig ist es, daß ich auch erst bei Marschalks meinen Landsmann Max Halbe näher kennen lernte; ich habe übrigens der Erstvorlesung seines Dramas „Der Eisgang“ im engsten Kreise beigewohnt.

Durch diesen Verkehr in einer ganz anderen Umgebung, als meine angestammten und die mir durch meinen Beruf nahestehenden Kreise, ist mein Gesichtskreis weiter und freier geworden. Es ist gut, die Welt auch einmal mit den Augen anderer zu sehen.

Als bald ging es mir nun so, daß ich in diesem Künstlerkreise als eine reaktionäre Erscheinung angesehen wurde, andererseits aber, wenn ich nach Gützländ zurückkehrte, als ein blutroter Demokrat galt. In Wirklichkeit war ich weder das Eine noch das Andere.

Die Marschalksche Familie aber hat mir noch mehr gegeben. Dort

fühlte ich mich wie zu Hause, und Frau Marschalk war mir wie eine Mutter. Ich habe sie sehr lieb gehabt, denn sie gab mir mütterliche Liebe. Fast mehr noch als mit Max Marschalk war ich mit den vier Schwestern Marschalk befreundet. Ich war zwei- oder dreimal in der Woche bei Marschalks, und oft ging ich stundenlang mit meinen Freundinnen spazieren. Trude ist, wenn auch nicht meine erste, so doch meine zweite Liebe gewesen; und vielleicht hatte das Interesse für sie dazu beigetragen, daß ich so schnell zu Marschalks ging; ihre Geschwister haben sie jedoch mit mir geneckt, was dazu beitrug, daß unsere Beziehungen rein freundschaftlich blieben. Trude stand mir unter den Schwestern Marschalk am nächsten, denn Mathilde und Liesbeth Marschalk waren älter und viel reifer als ich, und Margarethe Marschalk war damals erst zwölf oder dreizehn Jahre alt. Die Freundschaft mit den Marschalks ist eine Freundschaft fürs Leben geblieben. „Grete“ ist übrigens die Gattin Gerhart Hauptmanns geworden, während Trude zunächst mit einem Bruder des Malers Leistikow und hernach mit meinem Freunde Moritz Heimann verheiratet war. Liesbeth hat den Dichter Emil Strauß geheiratet. Nur Mathilde ist unverheiratet geblieben.

Als ich später als Referendar wiederum nach Berlin kam, setzte sich dieser Verkehr wie vordem fort. Mutter Marschalk freilich war krank und nicht mehr wie bisher der belebende Mittelpunkt des Hauses, aber selbst auf dem schweren Krankenlager von freundlichem Humor. Ich erinnere mich ihres Sterbetages; ich kam zu Marschalks und erfuhr, daß es zu Ende ginge, auf Wunsch meiner Freunde blieb ich über Nacht dort, bis Mutter Marschalk sanft einschlummerte. Hernach gingen wir eine Stunde in den Tiergarten. Als wir nach einigen Tagen vom Begräbnis heimkehrten, boten mir die Schwestern Marschalk das „Du“ an. Max Marschalk und ich sagten schon längst „Du“ zu einander.

Neue Eindrücke und Erweiterung des Gesichtskreises gewann ich auch dadurch, daß ich während meiner Berliner Studentenjahre und hernach als Referendar in Berlin in einigen großen Pensionaten verkehrte und hier mit Ausländern zusammentam. Insbesondere habe ich viele Amerikanerinnen kennen gelernt. Alle belehrten sie mich über die Unübertrefflichkeit der „U. S. A.“; die meisten waren nett und offenbar für deutsches Wesen, deutsche Gemüthlichkeit und deutschen Humor sehr eingenommen; mit einigen von ihnen war ich beinahe befreundet. Ich erinnere mich, daß ich mit Amerikanerinnen damals eine Kunstausstellung besuchte; es stand nun dort ein weiblicher Akt in gebückter Stellung, die Rückseite uns zugekehrt; da klatschte ich der Figur mit der flachen Hand auf die rückwärtigen Oberschenkel, die Amerikanerinnen aber blieben beinahe

weg vor Lachen über diesen anmutigen Scherz. Ihre männlichen Landsleute freilich fanden den Scherz „shoking“.

Was nun meine Berufsarbeit angeht, so hatte ich während des ersten Semesters in Leipzig überhaupt nichts gearbeitet. Dies tut mir auch heute noch nicht leid. Denn ich brauchte diese Erholungspause. Der bis dahin dauernd mit Lernstoff überfütterte Magen mußte geschont werden. Im zweiten Semester nahm ich „Sohms Institutionen des römischen Rechts“ vor und habe dies Buch zwei- oder dreimal gründlich durchgearbeitet, so daß ich den darin verarbeiteten Stoff beherrschte. Übrigens war ich haß erstaunt, daß es mir außerordentlich schwer fiel, logischen Gedankengängen zu folgen; denn ich war in dieser Hinsicht auf der Schule einer der Besten gewesen.

In meinem dritten Semester in Berlin begann ich mit Volldampf zu arbeiten. Kollegs besuchte ich nur wenig und später überhaupt nicht, da ich ein sah, daß ich mich aus Büchern und Kollegheften anderer besser förderte. Dagegen arbeitete ich sehr viel zu Hause.

Ein großes Glück für mich war es, daß ich den Gerichtsassessor Otto Kesseler kennen lernte. Dieser hatte eben erst die große Staatsprüfung mit gut bestanden und war dabei, zwei seiner Freunde, mit denen zusammen er einst studiert hatte, und die dann Bankbeamte geworden waren, zum Dr. jur. einzupauken. An diesem Kursus nahm ich nun teil. Wir hatten mindestens dreimal in der Woche zweistündigen Unterricht. Kesseler hatte ein großes Lehrtalent und verstand es namentlich ganz ausgezeichnet, beim Lehren der Pandekten überall dies oder jenes aus anderen Disziplinen nebenbei zu bringen, so daß wir, als wir mit dem Zivilrecht fertig waren, schon überall das Wesentlichste wußten. Ich bin noch heute Kesseler, der hernach Staatsanwalt geworden ist, dankbar. In etwa fünf Vierteljahren war bei sehr intensiver Arbeit, deren Anlage und Umfang das Maß eines üblichen Repetitors weit überschritt, der ganze Stoff bewältigt. Ich ließ aber nicht locker, sondern erweiterte mein Wissen aus Büchern und Kollegheften, hörte auch noch das übliche Repetitor. Ich war damals unermüdtlich fleißig, wobei ich die Unermüdtlichkeit nicht weniger als den Fleiß hervorheben will. Oft arbeitete ich geschlagene zehn Stunden oder mehr. Hin und wieder legte ich aber eine Ruhepause von einigen Tagen oder sogar von einer Woche ein, während der ich nichts, aber auch rein gar nichts tat.

Sofort nach Ablauf der sechs vorgeschriebenen Semester meldete ich mich zum Referendarexamen und bestand dasselbe am 19. Dezember 1892 in Berlin mit dem Prädikat „gut“. Ich war in der Tat vorzüglich vorgebildet und habe in der mündlichen Prüfung auch nicht eine Frage ver-

fehlt. Schon vorher, am 6. Dezember 1892, hatte ich in Jena den Dr. jur. „cum laude“ bestanden. In Jena fühlten sie mir sehr heftig auf den Zahn, nachdem sie dahinter gekommen waren, daß ich noch vor dem Referendar stand. Das war mir um so unerfreulicher, als ich einen furchtbaren Katzenjammer hatte. Am Abend vorher war ich nämlich im Jenenser Ratskeller gewesen und hatte dort auf der Weinfarte zwei Weinmarken merkwürdigen Namens, „Kreo“ und „Krollo“, gefunden, die meine Neugier weckten. Es waren thüringische Landweine, von denen der eine rot, der andere weiß war; sie waren ebenso sauer als billig. Ich hatte von jedem der Weine eine ganze Flasche getrunken, und diese sauren Gewächse rumorteten nun während des Examins derart in meinem Magen herum, daß mir beinahe der Angstschweiß auf der Stirn stand. Aber ich wehrte mich gegen die Schwäche und bestand „cum laude“ und nicht nur „rite“, wie mein Examinensgefährte.

Den am 6. Dezember bestandenen Dr. jur. meldete ich nicht nach Hause. Erst nach der Referendarprüfung depeescherte ich nach Gützkand: „Referendar mit gut bestanden. Erbittet 2000 Mark zur Examinensfeier und zur Begleichung der Passiva. Dr. jur. Richard Wannow“.

Mit den Schulden hatte es folgende Bewandtnis. In den beiden ersten Semestern hatte ich, trotz meines guten Wechsels von 180 Mark monatlich, etwa 1800 Mark Schulden gemacht, die mich aber nicht drückten, und die ich in den folgenden fleißigen und sparsamen Semestern völlig getilgt hatte. Da kam mein Jugendfreund Erich Pollnau, der ein stolzer Reserveoffizier des 4. Ulanenregiments war, nach Berlin. Mit ihm und einigen seiner Regimentskameraden spielte ich. Am ersten Spielabend verlor ich rund 800 Mark. Der zweite Spielabend, der die Schlappe ausgleichen sollte, kostete mich rund 1000 Mark. So stand ich wieder ungefähr so da, wie nach dem zweiten Semester. Es ist mir das eine Lehre für das Leben gewesen. Ich habe niemals mehr um erhebliche Sätze „gespielt“. Der Zoppoter Spielklub ist mir keine Versuchung geworden. Da die Spielleidenschaft der Familie Wannow nicht fremd ist, kann ich vielleicht dem Schicksal dankbar sein, daß es mir von vornherein eine Warnungstafel errichtet hat. Die 2000 Mark kamen übrigens telegraphisch. Meine Eltern nahmen die Sache angesichts der erfreulichen Meldung sehr gut auf. Ich habe kein Wort des Vorwurfs gehört.

Nun ging es nach Hause zum Weihnachtsfest. Seit meinen Kinderjahren habe ich nicht ein so glückliches Weihnachtsfest erlebt. Das Examen hatte ich hinter mir, und die gute Zensur, die ich erreicht hatte, erfreute und hob mich, nicht nur bei mir selber, sondern auch in den Augen der Anderen.

Natürlich war auch Großvater Bulke Weihnachten bei uns. Er freute sich über mein Examen wie kein anderer und war auf seinen „Genannten“, so betitelte er mich oft, weil ich nach ihm „Richard“ genannt war, sehr stolz. Leider war der sonst so rüstige Mann damals nicht ganz auf Dack. Er beklagte sich über ein Kraxen im Halse, und, da er nicht leicht klagte, waren wir besorgt. Es stellte sich hernach heraus, daß es der Halskrebs war. Er ist ein paar Monate später gestorben. Seine Gestalt steht noch heute vor mir, während mir die Bilder Anderer, die ich ebenso häufig vor mir hatte, verschwommen sind. Er war eben eine Persönlichkeit.

Inzwischen war ich wohlbestallter Referendar in Tiegenhof geworden, also inmitten des Werders, meiner Heimat, und inmitten einer mir artverwandten Bevölkerung. Es lag wohl noch mehr an diesem Umstande, als an dem guten Bier — das mein Freund, der Brauereibesitzer Hermann Stobbe, braute, und zu dem wir den von meinem Freund Heinrich Stobbe gebrannten Nachhandel reichlich tranken —, wenn ich mich in Tiegenhof sehr wohl gefühlt habe. Eines war dort vorbildlich. Während sonst in kleinen Städten selbst Gleichgestellte häufig miteinander verzanft sind, sah man in Tiegenhof den stolzen Akademiker friedlich mit dem biedereren Bürger beim Schoppen sitzen, Juristen und Ärzte mit kleinen Gewerbetreibenden und Handwerksmeistern. Da war keine törichte Klassenabsonderung. Oft waren auch Besitzer aus der Umgegend da, die sich durch Ausgeben von Ächteln auszeichneten und zu uns Referendaren besonders freundlich waren. Ich glaube, daß diese gesunden gesellschaftlichen Verhältnisse in der Hauptsache das Verdienst des alten Amtsgerichtsrats Grzywacz waren. Dieser alte Herr saß schon über vierzig Jahre in Tiegenhof. Er war Richter noch zu einer Zeit geworden, wo das Referendarexamen genügte; und da er ein tüchtiger Mann war, hatte man ihm nahegelegt, die große Staatsprüfung nachzuholen, da er dann Aussicht auf Weiterbeförderung haben würde. Das hatte er abgelehnt, denn er wollte sich nicht von seinem geliebten Tiegenhof wegversetzen lassen, um ein höheres Amt zu bekommen. Hätte es in Tiegenhof ein Landgericht gegeben, bei dem er hätte Präsident werden können, so hätte er sicher das Examen gemacht. Das richterliche Selbstbewußtsein des alten Grzywacz war darum, daß er nicht Präsident, sondern nur aufsehender Amtsgerichtsrat in Tiegenhof war, nicht geringer. So sehr er sich aber auch seiner Stellung und Würde bewußt war, so sehr pflegte er doch den menschlichen Zusammenhang innerhalb der Behörde und mit der Bürgerschaft. Ich entsinne mich, wie er zur Beeidigung jedes Referendars den zweiten Richter, die Referendare, die Büro- und Kanzleibeamten, Gerichtsdienner und Gefängniswärter zusammenrief, die Beeidigung in

feierlicher Form vornahm und die Wichtigkeit des Eintritts in die Beamtenenschaft und die Beamtenpflichten hervorhob. Ich entsinne mich auch, daß nicht nur dem scheidenden Referendar oder Assessor, sondern auch dem Tiegenhof verlassenden Bürobeamten ein gemeinschaftlicher Abschiedsschoppen veranstaltet wurde, bei dem niemand fehlen durfte. Mit der Bevölkerung war der alte Grzywacz ganz und gar verwachsen. Wer unter vierzig Jahre alt war, den kannte er von jung auf, und den duzte er. Wo in Tiegenhof und Umgegend eine Hochzeit oder Taufe war, wo jemand Examen bestand, oder sonst etwas erreichte, wo ein Todesfall war, der alte Grzywacz nahm innerlich daran teil. Mir war er ein gütiger Vorgesetzter und ein väterlicher, oder ich möchte besser sagen, großväterlicher Freund. Die Art, in der er mich bei meiner Abmeldung verabschiedete, bildete einen wohlthuenden Gegensatz zu der Abschiedsform, die vor Jahren mein Gymnasialdirektor angewendet hatte. Der alte Grzywacz umarmte mich, küßte mich auf die Stirn und sagte: „Ich wünsche Ihnen, mein Wannowchen, daß Sie der Kerl werden, der in Ihnen steckt“. Sein Wunsch hat sich nicht ganz erfüllt, freilich auch nicht der Fluch — wie soll ich anders sagen? — meines Schulmonarchen.

Meine Beschäftigung in Tiegenhof hatte ich übrigens unterbrechen müssen, um mein Jahr in Königsberg beim 16. Feldartillerieregiment abzdienen. Ich lebte dort in sehr netten kameradschaftlichen Verhältnissen, hatte aber sonst während dieses Jahres großes Pech. Ich hatte nicht nur den schärfsten und unangenehmsten Hauptmann zum Batteriechef, sondern auch den unangenehmsten Leutnant des Regiments zum Rekrutenoffizier, der sehr viel jünger als ich war und es darauf anlegte, mir zu zeigen, daß meine Zivilstellung ihm gar nicht imponiere; während meines Dienstjahrs brach ich mir auch bei einem Sturz vom Pferde den Fuß und habe jahrelang ein wenig gehinkt. Schließlich wurde ich, was ich dem Leutnant verdanke, am Jahresluß nicht Reserveoffiziersaspirant, mußte vielmehr hernach noch eine Übung von sechs Wochen machen, um diese zu erhalten. Dabei war ich keineswegs ein schlechter Soldat gewesen und gehörte zu den wenigen unter den Einjährigen, die die Schießvorschrift voll beherrschten. Nachdem ich diese Nachübung und die beiden vorgeschriebenen weiteren Übungen A und B gemacht hatte, bin ich dann 1897 Reserveoffizier der Feldartillerie geworden.

Gern kehrte ich nach meinem Dienstjahr wieder nach Tiegenhof zurück, um alsdann zur weiteren Ausbildung nach Danzig ans Landgericht zu gehen. Dort blieb ich nur wenige Monate. Danach wurde ich nach Berlin versetzt.

Ich hatte mich nämlich entschlossen, die Kolonialausbahn einzu-

schlagen und mich daher um Aufnahme als Schüler beim Orientalischen Seminar beworben. Da der beabsichtigte Besuch des Orientalischen Seminars oft vorgeschützt wurde, um eine Versetzung nach Berlin zu erreichen, verlangte das Orientalische Seminar von mir eine Bescheinigung des Auswärtigen Amtes, daß es bereit sei, mich hernach im Kolonialdienst zu verwenden. Ich stellte mich dem Personaldezernenten der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes vor und wurde für die höhere Kolonialkarriere vorgemerkt.

Vorher mußte ich mich auf Tropenfähigkeit untersuchen lassen. Ich erinnere mich, daß der Arzt des Auswärtigen Amtes, Dr. Kohlstoß, mich für eine Art Monstrum von Gesundheit erklärte. Die Diagnose war wohl richtig. Der Krieg, den ich von Kriegsbeginn an als älterer Mann an der Front mitgemacht habe, hat mich in keiner Weise strapaziert; ich war an Ausdauer und Frische den jüngsten Leutnants überlegen, bis mich die Malaria umwarf, die stärker ist als der Gesundeste.

Seitdem ich das Orientalische Seminar besuchte, war die Jurisprudenz bei mir Nebensache und die Vorbereitung für den Kolonialdienst die Hauptsache. Das ist sehr schade, da ich hernach doch nicht in die Kolonien gegangen bin. Hätte ich auf Grund der vorzüglichen Vorbildung, mit der ich in den juristischen Vorbereitungsdienst trat, mich ausschließlich diesem meinem damaligen Hauptberuf gewidmet, so hätte ich schon etwas leisten können. Dies war aber angesichts der zeitraubenden Tätigkeit beim Orientalischen Seminar für mich kaum möglich, zumal ich ohnehin kein Streber war; hatte ich doch dort täglich zwei Stunden Unterricht in der Suahelisprache und mußte daneben noch wenn ich mich in den Stunden nicht blamieren wollte — und das wollte ich nicht — wohl an zwei Stunden täglich arbeiten. Meine Beschäftigung beim Orientalischen Seminar dauerte zwei Jahre und schloß mit der Dragomanprüfung ab, die ich bestand. In dieser Prüfung mußte man sich auch über einige Kenntnisse in Englisch und Französisch ausweisen. Französisch wußte ich noch Einiges von der Schule her; dagegen hatte ich von der englischen Sprache nur eine so geringe Ahnung, wie man sie nach zwanzig englischen Unterrichtsstunden haben kann. Als ich nun im Examen einige englische Sätze vorlesen mußte, erregte mein Englisch allgemeine Heiterkeit. Mit Recht meinte der prüfende Ministerialrat vom Auswärtigen Amt, daß ich meine englischen Kenntnisse noch vervollständigen müsse; er zweifle nicht daran, daß mir das gelingen werde.

Meine Beschäftigung beim Orientalischen Seminar brachte es mit sich, daß ich die ganze Zeit bis zum Assessorexamen in Berlin bleiben konnte. Mein Leben gestaltete sich hier nicht viel anders, als während

meiner Studentenzeit. Nur daß ich häufig mit „Afrikanern“, d. h. Herren von der Schutztruppe und heimgekehrten oder beurlaubten Kolonialbeamten verkehrte. Dieser Verkehr gab mancherlei Anregung. Übrigens fühlte auch ich mich damals schon als „Afrikaner“. Ich sah mich schon als „Gouverneur“ einer unserer Kolonien, habe mich auch kurze Zeit beim Orientalischen Seminar mit der Hererosprache beschäftigt, um eventuell auch für Südwestafrika besser vorbereitet zu sein. Übrigens waren die Aussichten auf Fortkommen in der Kolonialkarriere wirklich sehr groß. Ich war damals mit drei anderen Referendaren im Suahelikursus zusammen, die später alle drei nach Afrika gegangen sind; zwei von ihnen waren drei Jahre nach bestandenen Assessorexamen wohlbestallte vortragende Räte in der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes; einer von ihnen, Dr. Schnee, wurde zwei oder drei Jahre später Ministerialdirektor und schließlich Gouverneur. Zum vortragenden Rat hätte auch ich es mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit gebracht. Wer übrigens so jung zu Titel und Stellung gekommen war, der war damals in dem aufblühenden Deutschland nicht auf die Beamtenkarriere angewiesen, der konnte sehr gut in der Industrie unterkommen. Mit 33 Jahren Geheimer Legationsrat, da hatte man überall Chancen.

Mein Leben hat sich anders entwickelt, und daran trug einzig und allein die Tatsache schuld, daß mich im Sommer 1897 eines Tages mein Vetter Kurt Philipsen aufforderte, an einem Zusammensein teilzunehmen, das er mit seiner Kusine Toni Borchmann getroffen hatte. Wir trafen uns dann noch einmal zu Dreien, wobei Toni ihrem Vetter zugeraunt haben soll, er möge doch nicht immer den fremden Menschen mitbringen. Dann aber trafen Toni und ich uns allein, und der Abschluß war unsere Verlobung am 22. Juni 1898. Am Jahrestage unserer Verlobung wurde uns zwei Jahre später unser erster Junge, Werner, geboren.

Toni war die Tochter des Rittergutsbesizers Georg Borchmann auf Lindhof aus der Ehe mit Emilie Philipsen, der Tochter des Hofbesizers Salomon Philipsen aus Stüblau. Von der Mutterseite her war sie also etwa desselben Blutes wie ich. Ihr Vater dagegen entstammte einem märkischen Freischulzengeschlecht aus der Gegend von Fehrbellin; erst der Vater des Georg Borchmann war nach Westpreußen gekommen und hatte das Rittergut Dreilinden bei Culm gekauft, das bald nach 1900 von den Erben veräußert worden ist.

Mit der Verlobung war meine Kolonialkarriere erledigt. Wer eine Familie gründen will, geht nicht nach dem ungesunden Küstengebiet von Deutsch-Ostafrika, das damals allein als Amtssitz für mich in Frage ge-

kommen wäre. Wenn ich bald heiraten wollte — und das wollte ich —, mußte ich Rechtsanwalt werden. Ich hatte zwar noch rund 14 000 Mark Vermögen, als ich Assessor wurde, und die Eltern meiner Braut waren sehr vermögend und, nach dem Zuschuß, den die verheirateten Schwestern meiner Braut von ihren Eltern erhielten, war auch von ihrer Seite für uns ein Zuschuß von jährlich 2000 Mark zu erhoffen. Aber das hätte nicht gereicht; und auf ein Kommissorium, das damals nur 200 Mark monatlich brachte, war noch nicht zu rechnen, auf eine Anstellung aber erst nach drei bis sechs Jahren, je nach den Ansprüchen an die „Garnison“. Übrigens lag uns auch ein allzu eingeschränktes Leben nicht. Also blieb in der Tat nur der Rechtsanwalt übrig.

Doch ich greife vor. Ich war ja bei meiner Verlobung noch gar nicht Assessor, und dies verzögerte sich sogar über Gebühr. Denn ich fiel beim ersten Examen herein. Das hatte ich mir nie träumen lassen. Abitur hatte ich unter den schwierigsten Umständen und bei keineswegs wohlwollender Beurteilung glatt bestanden. Den Referendar hatte ich mit „gut“ gebaut. Was konnte mir also fehlen? Das war meine Meinung gewesen. Freilich war ich mir darüber klar, daß die beiden Jahre, die ich beim Orientalischen Seminar war, in meiner Vorbildung ziemlich ausfielen; ich rechnete auch damit, daß meine Dienstzeugnisse aus jener Zeit nicht die besten gewesen sein können. Ich hatte aber hernach doch sehr fleißig gearbeitet und glaubte bestimmt, das Examen m i n d e s t e n s mit „genügend“, vielleicht sogar mit „gut“ zu machen. Auch meine Kollegen zweifelten nicht daran, daß ich glatt und eher mit „gut“ bestehen, als hereinfallen würde. Ich fiel aber doch herein und zwar mit der theoretischen Arbeit. Auf die hatte ich gerade gebaut, und auch zwei Freunde hatten sie sehr günstig kritisiert. Nun war gerade diese Arbeit verhauen — wenigstens nach dem Urteil des Rezensenten —, und das Mündliche, das sonst allenfalls ausgereicht haben würde, wurde „nachgeworfen“, wie wir uns damals in solchen Fällen ausdrückten. Dieser Reinfall war sehr peinlich, da ich nie damit gerechnet hatte, und außerdem verlobt war, wenn auch nicht öffentlich; meine Braut war gewissermaßen mit herein-gefallen. Es waren schwere Stunden, die ich damals durchgemacht habe, und es waren schwere Briefe, die ich zu schreiben hatte.

Vier — oder fünf? — Monate sollte ich noch bei Gericht Vorbereitungsdienst tun und dann wieder zum Examen antreten. Diese Zeit arbeitete ich beim Landgericht in Thorn, um meiner Braut, die in jener Gegend wohnte, näher zu sein; es war mir eine Genugtuung, daß man beim Landgericht Thorn mit mir sehr zufrieden war und mein vorbeigelungenes Examen für ein unverdientes Mißgeschick ansah. Als bald

hielt ich um ihre Hand bei ihrem Vater an und erhielt nach stundenlangem Hin- und Wiederreden die Zusage meines Schwiegervaters, der ein großer Sonderling war, und seine Töchter nicht heiraten lassen mochte. Schließlich gab der alte eigensinnige Herr nach und war sogar eine halbe Stunde später, als wir auf die Verlobung hin ein paar Flaschen Sekt getrunken hatten, sehr zufrieden mit der Entwicklung der Dinge. Mein Schwiegervater und ich haben uns hernach sehr gut verstanden, da ich ihn stets nahm, wie er war, und ihn ohne Widerspruch reden ließ, was ihm beliebte.

Nach Ablauf der Thorer Zeit meldete ich mich sofort zum Examen, machte die neue theoretische Arbeit und stellte mich von sofort zur mündlichen Prüfung zur Verfügung.

Wenige Tage später saß ich schon im Examen und bestand es.

Nun begann ich, mich nach dem Orte umzusehen, wo ich meine Praxis als Rechtsanwalt begründen könnte. Ich schwankte eine Weile zwischen Osterode und Zoppot und entschied mich schließlich für Zoppot. Die Niederlassung in einer größeren Stadt mit Landgerichtssitz zog ich nicht in Betracht, da mir ein ausreichendes Einkommen an einem kleinen Ort mit baldiger Aussicht auf das Notariat gesicherter erschien. Gewiß war diese Annahme richtig. Doch bietet endgültig die größere Stadt dem Strebenden weit größere Aussichten als ein kleinerer Ort mit seinen natürlichen Beschränkungen. Letzterer Mangel hat sich für mich allmählich dadurch einigermaßen ausgeglichen, daß Zoppot schließlich zu einer mittleren Stadt herangewachsen ist, und die Amtsgerichtsanwälte im Freistaat Danzig später — nicht ohne mein Betreiben — beim Land- und Obergericht Danzig zugelassen wurden.

Anfang Oktober 1899 machten wir im Elternhaus meiner Braut Hochzeit. Standesamtliche Trauung und Polterabend waren am 2. Oktober 1899, die kirchliche Trauung und das Hochzeitsfest am 3. Oktober 1899. Mein lieber Schwager Walter Collin traute uns. Es war ein sehr großes Fest. Noch an demselben Abend fuhren wir unserer neuen Heimat Zoppot zu.

Dort hatten wir schon eine Wohnung in dem Hause gemietet, das neben dem Schwedenhof am Markt liegt. Jetzt ist in unserer damaligen Wohnung das Geschäftslokal der Danziger Privataktienbank. Die sehr schöne Ausstattung — der Schwiegervater ließ sich schließlich nicht lumpen und legte sogar hernach ohne Zögern noch etwa 1500 Mark zu, um die der zugesagte Etat von 12 000 Mark überschritten war — wurde teils von uns persönlich in Berlin ausgesucht und teils nach Katalog aus einer wohlbewährten schlesischen Fabrik gekauft. Den Möbeln hatten wir in

schönen Stunden in Lindhof gemäß dem Grundriß der Wohnung ihren Platz angewiesen, und genau so stellte ich die Möbel auf, als sie Ende September 1899 in Zoppot eintrafen. Ich erinnere mich noch ganz genau, wie ich mein Firmenschild am Zaun befestigte. Es war ein feierlicher Moment. Genau eine Stunde später erschien der erste Klient. Es war, wie ich später merkte, ein sehr fauler Kopf. Immerhin, er zahlte zehn Mark Vorschuß, und ich ließ um das Goldstück vier Goldspangen setzen, die sich überkreuzten, und schenkte das so entstandene Schmuckstück hernach meiner Ehe liebsten.

Ich hatte von Anfang an viel zu tun. Dies lag daran, daß der bis dahin allein in Zoppot ansässige Rechtsanwalt und Notar häufig auf seinem ostpreussischen Gut war, sich wenig im Büro sehen ließ und sehr schlechtes Personal hatte. So kamen die Leute zu mir. Erst jetzt setzte sich mein älterer Kollege auf die Hosen, und er verdoppelte seinen Eifer, als ich nach einigen Monaten Notar wurde. Die Konkurrenz bereitete ihm nicht einmal Schaden. Sein Notariat wuchs sogar gegenüber der früheren Zeit, obwohl mein Notariat von Anfang an besser ging als das seine. Nichtsdestoweniger war und blieb er mir böse. Er konnte es mir nicht verzeihen, daß ich seine Ruhe gestört hatte.

Mein Einkommen war von vornherein auskömmlich und bald beinahe gut. Es wäre viel größer gewesen, wenn ich nicht regelmäßig zu bescheiden in meinen Liquidationen gewesen wäre. Erst allmählich habe ich es gelernt, neben dem Interesse meiner Klienten, auch mein eigenes Interesse wahrzunehmen. Was mir in den ersten Jahrzehnten durch unterlassene oder zu geringe Liquidationen entgangen ist, zählt nach Zehntausenden.

Neben meiner Berufsarbeit war ich, von meiner Niederlassung in Zoppot an, im öffentlichen Leben tätig und bald ein über Zoppot hinaus bekannter Mann.

Zur öffentlichen Betätigung hatte ich Eignung und Neigung. Ich hatte ein starkes Selbstbewußtsein und ein bestimmtes Auftreten, auch organisatorisches Talent. Ich fühlte den Drang, meine Persönlichkeit zu betätigen und hervorzutreten. Ich war auch nach dieser Richtung hin geschult. Schon auf der Schule war ich namentlich beim Geschichtsunterricht rednerisch hervorgetreten. Während meiner Studentenjahre und während meiner Referendarzeit erweiterte ich meine geschichtlichen und politischen Kenntnisse. Schon als Student las ich Zeitungen und politische Schriften aller Parteirichtungen. Als Referendar hielt ich dauernd zwei Berliner Zeitungen, und zwar regelmäßig ein rechtsstehendes Blatt und daneben ein Blatt anderer Richtung. Auf diese Weise habe

ich fast alle führenden Zeitungen Deutschlands kennengelernt. Für einen Mann meiner Jahre war ich in allen diesen Dingen recht beschlagen.

Ich war ganz und gar vaterländisch eingestellt und hatte die preußische und deutsche Geschichte, die ältere, neuere und neueste ganz und gar in mich aufgenommen, in meinem Herzen verarbeitet und gewissermaßen durchlebt. Ich erinnere mich, wie ungeheuer Bismarcks Entlassung, seine Achtung durch Wilhelm II. und schließlich Bismarcks Tod auf mich gewirkt haben.

Ich fühlte von Anfang an völkisch, wenn man darunter das lebendige Gefühl der Zugehörigkeit zu seinem Volke und allen seinen Schichten verstehen will. Aus dieser Stimmung heraus trat ich dem Zoppoter Kriegerverein bei und wurde sehr bald sein Vorsitzender. Ich habe es mit diesem Amte, das ich noch heute verwalte, ernst genommen. Hier fand ich zuerst Gelegenheit, mich als Redner in großen Sälen und in größeren Versammlungen auszubilden. Ich habe vor dem Kriege im Kriegerverein jährlich vielleicht sechs bis acht gut vorbereitete historische Vorträge gehalten, und dadurch nicht nur als Redner, sondern auch an Kenntnissen gewonnen. Im Kriegerverein bildete ich auch die schon im Elternhaus erworbene und mir wohl auch angeerbte Fähigkeit des Umgangs mit dem kleinen Manne weiter aus und hatte aufrichtige Freude an diesem Verkehr. Ein Vorbild im Kriegervereinsleben und in der Kunst, mit den Menschen umzugehen und sie zu führen, war mir der langjährige und unübertreffliche Schriftführer des Kriegervereins, „Vater Reiß“, der spätere Volksschulrektor. Er war nicht nur Lehrer an der Volksschule, er war auch außerhalb der Schule ein Lehrer und Erzieher des Volkes. Namentlich stand er mir mit Rat und Tat in der Veranstaltung großer Feste vaterländischen Charakters zur Seite, die durch geschickte Aufmachung und gute Organisation eine gewisse Berühmtheit über Zoppot und Danzig hinaus erlangten. Nicht zuletzt durch diese Veranstaltungen wurde ich in weiten Kreisen bekannt. So wählten mich bei der Jahrhundertfeier der Freiheitskriege die christlich-nationalen Gewerkschaften in Danzig zum Festredner. Die aus warmem Herzen und mit Schwung vorgetragene Rede fand die besondere Anerkennung eines Ehrengastes, des kommandierenden Generals von Mackensen, der als deutscher Heerführer hernach weltbekannt geworden ist.

Eine unserer größten Veranstaltungen war die Weihe des vom Zoppoter Kriegerverein errichteten Kriegerdenkmals, das sich gegenüber anderen Kriegerdenkmälern durch Eigenart und monumentale Form auszeichnet und zugleich gewissermaßen mein Denkmal ist. Der Bau kostete etwa 9000 Mark. Diese Mittel hatte ich zum weitaus größten Teil

in der Weise zusammengebracht, daß ich das Vermögen meiner Schwiegereltern, die ihr Gut verkauft hatten, in Hypotheken vergab und den Geldnehmern eine Provision zu Gunsten des Denkmalfonds auferlegte. Inzwischen haben auf dem Kriegerdenkmal die Namen von 432 gefallenem Söhnen Zoppots Platz gefunden. Diese Namen sind dort mit großen Buchstaben in Erz zu dauerndem Gedächtnis niedergeschrieben. Die Witwen können dort den Namen ihrer Gatten, die Waisen ihre Väter und die Geschwister ihre Brüder suchen. Das Denkmal erhebt sich auf Bergeshöhe; oft lodern Leuchtfeuer aus seinen Feuerbecken und beleuchten den mit einem Adler gekrönten Felsaufbau. Unendliche Mühe hat es gekostet, den etwa 400 Zentner schweren Felsblock, der das Prunkstück des Denkmals bildet, den Promtenberg hinauf zu schaffen und den Stein dann zwei Meter hoch in die Höhe des Sockels zu heben. Am schwierigsten war aber die Aufrichtung des Blocks; sie gelang erst in den frühen Morgenstunden des Tages, an dem wir das Denkmal weihten; es wäre nicht fertig geworden, wenn ich nicht täglich viele Stunden und die letzte Nacht über, die wir durcharbeiteten, die Aufsicht geführt und durch das Beispiel meiner Pflichttreue und durch Getränke Spenden die übermüdeten Arbeiter willig gemacht hätte.

Das Hauptteil meiner Tätigkeit im öffentlichen Leben lag aber auf kommunalem Gebiet. Es sind gute 25 Jahre her, da wurde ich, bis dahin der Kommunalverwaltung fernstehend, bei der Stadtwerdung Zoppots im Jahre 1902 zum Stadtverordneten und von der ersten Stadtverordnetenversammlung zum Stadtverordnetenvorsteher gewählt.

Meine Freunde hatten mich nämlich aufgefordert, mit ihnen der Bürgervertretung eine andere Zusammensetzung zu geben. Es hatten nämlich bis dahin die großen Gastwirte des Badeortes mit ihrem Anhang den Ort souverän und etwas einseitig beherrscht. Diese Macht brach ich, indem ich in der zweiten und dritten Wahlabteilung alle von uns aufgestellten Kandidaten durchbrachte. Ich habe mein Amt als Stadtverordnetenvorsteher sehr ernst aufgefaßt, und ich kann ohne Überhebung sagen, daß ich viel dazu beigetragen habe, Zoppot vorwärts zu bringen und es zu dem zu machen, was es heute ist. Es ist zum großen Teil mein Werk, wenn die Gemeinde das Stadtgut ankaufte, und so erst eine gesunde Ausdehnung des Ortes gewährleistet wurde, wenn das Gut Carlkau hinzu gekauft wurde, das Zoppot an der Südseite begrenzte, und wenn der Plan, ein neues Kurhaus zu bauen, allmählich durchdrang. Das Gymnasium habe ich mit durchgeführt und begründet. Mein weiteres Projekt, auch das Rittergut Kolieblen anzukaufen, das Zoppot an der Nordseite begrenzte, scheiterte an der Kurzsichtigkeit der Regierung in

Danzig. Vielleicht wollte man auch Zoppots Entwicklung zu Gunsten von Danzig, dem die Konkurrenz des aufblühenden Ortes lästig war, einschränken. Wenn die Stadt auch Koliebfen erworben hätte, so war sie im Besitz des ganzen sie umgebenden Geländes. Ich hebe all dies zur Steuer der Wahrheit hervor, weil jüngst beim fünfundschwanzigjährigen Stadtjubiläum der Festredner, die Jubelschrift und die Presse das alleinige Verdienst an der rapiden Entwicklung Zoppots den jeweiligen Stadt-oberhäuptern beigemessen haben. Das ist nicht richtig; die großen Projekte, die Zoppot ausgeführt hat, sind durchweg der Anregung und Tatkraft der Stadtvertreter entsprossen.

Anfangs war ich bei der hohen Regierung in Danzig lieb Kind. Denn das frühere Gemeinderegiment war im allgemeinen nicht gut angeschrieben. Der Vorwurf eigennütziger Wirtschaft, der gegen dasselbe erhoben war, und den ich anfangs für berechtigt hielt, stimmte freilich nicht. Wohl aber hatte die frühere Gemeindeverwaltung durch allzugroße Konnivenz gegenüber polnischen Badegästen gesündigt. Jedenfalls wurde es mir hoch angerechnet, daß ich das alte Regiment aus dem Sattel gehoben hatte. Hernach aber war ich der Regierung zu stürmisch. Man gewann oben den Eindruck, daß ich gar zu selbständig und selbstbewußt war, und daß mir nicht einmal die hohe Regierung imponierte. Behörden pflegen in erster Linie Ruhe im Lande zu verlangen, damit sie es bequem haben und vor allen Dingen wünschen sie tiefen Respekt. Das war schon damals so, und wird immer so sein. Ich aber war eine Kampfnatur, wollte alles mit Macht durchsetzen, was ich für gut und förderlich hielt, und nötigte zur Stellungnahme. Ich wurde daher oben als recht unbequem empfunden, und man traute mir auch nicht recht, ob ich gouvernemental genug und nicht womöglich etwas liberal sei. So kam es, daß mir die Regierung in einem Konflikt mit dem damaligen Bürgermeister, der unstreitig, auch nach obrigkeitlicher Auffassung, ganz ungewöhnlich unfähig war, Unrecht gab und mich nach außen hin bloßstellte, obwohl ich materiell doppelt und dreifach Recht hatte. Freilich hatte ich nach meiner Art etwas zu kräftig dreingeschlagen. Dadurch hielt die Regierung zum Schaden des Orts den Bürgermeister, der sonst wohl gegangen wäre. Es war eine Autorität auf tönernen Füßen, die sie gerettet hatte. Diese Maßnahme der Regierung hat sich nicht so schädlich ausgewirkt, als erwartet werden mußte; denn nach kurzer Zeit starb der Bürgermeister an einer Gehirnkrankheit. Niemand beachtete hernach, daß der Ausbruch gerade dieser Krankheit mein Urteil über seine Leistungen ganz und gar bestätigt hat.

Ich hätte nichtsdestoweniger ewig Stadtverordnetenvorsteher bleiben können, wenn ich eine verbindliche und glatte Persönlichkeit gewesen

wäre. Ich aber war gerade das Gegenteil. So war es denjenigen, denen ein selbstbewußter und sein Amt und die damit verbundenen Rechte wirklich vertretender Stadtverordnetenvorsteher störend war, und die nur eine Repräsentationsfigur wünschten, nicht allzu schwer, meine bisherigen Anhänger bei ihrer Empfindlichkeit und Eitelkeit zu packen und gegen mich aufzuheizen. Bald hieß es, „zu dem oder dem ist der Stadtverordnetenvorsteher nicht konzilient genug gewesen“, oder „der Stadtverordnetenvorsteher tut, was er will und fragt nicht genug nach den Stadtverordneten“ und dergleichen. Ich aber war mit Arbeit überlastet; ich konnte nicht hin- und herlaufen, um mich beliebt zu machen und den Aufgehetzen die Flöhe aus den Ohren zu nehmen, die man ihnen herein gesetzt hatte. So dauerte es nicht lange, da ging eine Anzahl meiner früheren Anhänger zu denen über, die sie bisher bekämpft, und deren Partei sie mit mir gestürzt hatten.

Am besten beleuchten Beispiele. Der Bürgermeister, der sich mit so ziemlich allen Beamten außer den Augendienern auf Hauen und Stechen stand, pflegte zu jedem, der es hören wollte, auf seine Beamten zu schimpfen, und so hatte er einmal in der geheimen Sitzung der Stadtverordneten geäußert, daß unsere ganzen Beamten so unfähig und unzuverlässig seien, daß sie eigentlich alle durch die Bank entlassen werden müßten. Ich sah darin eine ganz unerhörte Bloßstellung und eine ganz ungeheuerliche Beleidigung der Beamten, deren Durchschnitt keineswegs schlechter, wenn auch nicht besser war, als es anderswo der Fall ist, und sagte mir, daß auf diese Art ihnen jede Arbeitsfreude genommen und das Zusammenarbeiten mit dem Stadtoberhaupt immer mehr erschwert werden müßte. Denn natürlich bleibt, was vor mehr als zwanzig Stadtverordneten gesagt wird, nicht geheim. Da ich persönlich nun den Bürgermeister nicht davon überzeugen konnte, daß solche unvorsichtigen und verletzenden Kritiken nicht angingen, wendete ich mich an den Regierungspräsidenten mit der Bitte, hierüber den Bürgermeister aufzuklären. Der Bürgermeister aber beklagte sich über mich bei der Stadtverordnetenversammlung, und in einer geheimen Sitzung wurde von mir die Zusage verlangt, daß ich künftig vor wichtigen Maßnahmen das Einverständnis der Stadtverordnetenversammlung einholen solle. Nach längerem Hin und Her sagte ich schließlich: „Wenn ich überall erst bei Ihnen anfragen soll, dann pfeife ich lieber auf den ganzen Stadtverordnetenvorsteher“. Es war das eine etwas kräftige Bemerkung, das gebe ich zu; aber schließlich stand ich, — das ist ein Vorzug meiner Art und Weise, — mit allen Stadtverordneten in persönlichen Beziehungen. Es war also am Ende nicht gar so schlimm, wenn ich etwas kräftige Worte gewählt hatte; sie wurden mir

in der Sitzung eigentlich auch gar nicht so übel genommen; es war übrigens mein bitterer Ernst, und so legte ich denn mit diesen Worten auch in der That sofort mein Amt nieder. Das hatte niemand gewollt, und einer meiner Hauptgegner machte sich zum Sprachrohr aller, indem er mich bat, den Thron sofort wieder zu besteigen. Ich aber lehnte ab und es kam in der nächsten Versammlung zur Neuwahl. Was aber war inzwischen geschehen? Den Stadtverordneten wurde eingeredet, daß ich gesagt hätte, ich pisse auf die ganze Stadtverordnetenversammlung, also auf die werten Persönlichkeiten der Stadtverordneten selber. Und so wählten sie mich nicht wieder, obwohl sie eben vorher über meine Amtsniederlegung beinahe bestürzt waren, und um die Zurücknahme meiner Demission gebeten hatten; und sie wählten statt meiner den damaligen Führer unserer Katholiken zum Vorsteher. Ich selber hatte diesen einige Monate vorher im Interesse eines Ausgleichs mit den Katholiken bei der üblichen Neujahrswahl des Büros als stellvertretenden Stadtverordnetenvorsteher durchsetzen wollen. Das war mir damals, trotz beinahe uneingeschränkter Einflusses nicht gelungen. Nun aber wählten sie ihn zum ersten Vorsteher!

Übrigens war meine Absägung um so weniger zu begreifen, als ich gerade in der Woche vorher durch meine persönliche Intervention bei der Regierung die Aufhebung einer unerträglichen Verschärfung der Bauordnung erwirkt hatte. Ich war damals zum Regierungspräsidenten gefahren und hatte ihm vorgestellt, daß die fragliche Bestimmung das Bauen völlig unrentabel machen und die Bautätigkeit gänzlich unterdrücken werde; gleich ließ er seinen Baurat kommen, der mich nicht widerlegen konnte, und schon drei Tage später erschienen Regierungsbaurat und Justitiar im Rathaus zu einer Besprechung der Sachlage mit Magistrat, Stadtverordnetenvorsteher, Bauausschuß und einigen zugezogenen Stadtverordneten und Baugewerksmeistern. Die Folge war die sofortige Aufhebung der schlimmsten Bestimmungen. Alles dankte überschwenglich. Eine Woche später ließen sie mich wegen eines etwas kräftigen Ausdrucks fallen. Es war das alte Lied. Heute: „Hosianna in der Höh“, morgen: „Kreuziget ihn“. Dr. Wagner blieb nicht viel länger als ein Jahr im Amt. Da sahen meine abtrünnigen Freunde ein, daß sie sich übereilt hatten, und sie wählten mich wiederum zum Stadtverordnetenvorsteher.

Inzwischen war der Bürgermeister, mit dem ich Konflikte gehabt hatte, gestorben und hatte in der Person des Dr. Kollath einen außerordentlich tüchtigen Nachfolger erhalten. Mit Dr. Kollath stimmte ich ganz und gar, und es folgte eine schöne Zeit einträchtigen und verstehenden

Zusammenarbeitens. Als meine Gegner versuchten, zwischen uns Mißtrauen zu säen, erbat er sofort Mann zu Mann von mir Aufklärung und erhielt sie. Leider starb Dr. Kollath nach kurzer Amtsdauer. In der Stadtverordnetenversammlung vom 23. Mai 1908, in der kein Magistratsmitglied und kein Stadtverordneter fehlte, hielt ich ihm folgende Rede:

„Meine sehr geehrten Herren! In schmerzlicher Erinnerung richten wir unsere Blicke auf den leeren Stuhl vor der Mitte des Magistratsstisches, den noch vor wenigen Wochen unser Bürgermeister Dr. Kollath einnahm. Sein Bild steht noch vor unser aller Augen; fast klingt noch seine Rede in unserem Ohr. Wir werden diese klaren, einfachen, überzeugenden Worte nicht mehr hören; nicht mehr wird uns erwärmen sein aufrichtiges, Vertrauen werbendes Wesen, nicht mehr sein lebhafter Eifer für die Wohlfahrt der Stadt. Aber wenn er auch nur wenige Jahre an unserer Spitze gestanden hat, sein Gedächtnis wird unter uns fortleben. Denn unsere Dankbarkeit trauert an seinem Grabe. Dieser Mann hatte Tugenden, die ihn zum Leiter eines Gemeinwesens hervorragend eigneten und ihn befähigten, in seiner kurzen Amtstätigkeit sich große Verdienste um unser Zoppot zu erwerben. Ich will diese Tugenden und Verdienste nicht noch einmal aufzählen. Sie kennen ja alle, wie ich, seine Lauterkeit, seine Pflichttreue, seine Tüchtigkeit, seine Rührigkeit, seine Tatkraft; und was er geschaffen, haben ehrende Nachrufe und Presseberichte ausführlich und wahrheitsgemäß gerühmt und gewürdigt. Nur sein größtes Verdienst, das der Öffentlichkeit weniger als uns, seinen Mitarbeitern, in die Augen gefallen ist, möchte ich noch einmal hervorheben: seine schaffende Tätigkeit auf dem Felde unserer inneren Verwaltung. Als Dr. Kollath herkam, fand er zwar eine gewisse Großzügigkeit der Kommunalpolitik; waren doch damals schon binnen wenigen Jahren Gasanstalt, Warmbad, Nordbad erbaut, das Realgymnasium begründet und das viel umstrittene Stadtgut gekauft. Aber diese Verwaltung ermangelte jeder Geschlossenheit unter einer einheitlichen, zielbewußten, die Kräfte zusammenfassenden Leitung. Sie ermangelte einer gut geführten und gut angeleiteten Beamtenschaft. Sie behielt auch im Drange der Geschäfte und der wichtigen Projekte nicht immer die nötige Übersicht über die städtischen Finanzen. So konnte diese Verwaltung, trotz ehrlichstem Willens und rechtlichstem Strebens der Beteiligten der schweren Aufgabe, das aufblühende Zoppot förderlich zu leiten, nicht gerecht werden; die sich rasch entwickelnden Verhältnisse waren ihr über den Kopf gewachsen. Die unvermeidliche Folge waren Reibungen zwischen der Verwaltung und denjenigen Stadtverordneten, welche diese Verwaltungsmängel in ihrer Tragweite schon damals erkannten. Auch die

Beamtenschaft war mißmutig und verstimmt. In solchem Zustand war die Verwaltung, als Dr. Kollath sein Amt antrat. Heute, nur 2½ Jahre später, ist das Bild ein völlig anderes. Heute ist die Verwaltung geregelt und geordnet. Die mitwirkenden Kräfte sind zu einheitlicher, erspriesslicher Arbeit zusammengeführt. Die Beamten haben sich unter kundiger, gerechter und wohlwollender Leitung bewährt. Die städtischen Finanzen sind klargelegt. Kurz, aus einem schlecht gefügten und schlecht bedienten Verwaltungsapparat ist eine exakt und ohne überflüssige Reibungen arbeitende Verwaltungsmaschine geworden. Dieses grundlegende Verdienst gebührt Dr. Kollath und wir verdanken ihm damit zugleich, daß mit der Abstellung der früheren Mängel der Verwaltung die Ursache zu Konflikten der städtischen Körperschaften beseitigt ist; wir danken ihm ferner, daß, so lange er an der Spitze des Magistrats gestanden hat, wir Stadtverordneten auf unsere Anfragen und Ratschläge niemals ein Wort behördlicher Überhebung, sondern stets offenes Ohr und entgegenkommendes Verständnis gefunden haben. Meine Herren! Diese geordnete Verwaltung und dieses gute Einvernehmen der städtischen Körperschaften, das sind reiche Vermächtnisse, die unser leider so früh dahingegangener Bürgermeister Dr. Kollath der Stadt hinterlassen hat. Seien wir treue Verwalter dieses Erbes, indem wir es bewahren und erhalten im Sinne des Verstorbenen und im Sinne des Dichterwortes: Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen. Von der Bahre des Verstorbenen richten wir aber unsere Blicke hoffnungsfreudig in die Zukunft.

„Wo immer müde Kechter sinken im blutigen Strauß,
es kommen neue Geschlechter und sechten es ehrlich aus.“

Gebe Gott uns zum neuen Bürgermeister einen ehrlichen Kechter, wie der Verstorbene es war!“

In jener Zeit lebte ich ganz und gar für die Stadt, und ihre Angelegenheiten waren mir nicht weniger wichtig als die eigenen. Ich fand damals an der kommunalen Tätigkeit so viel Freude und hatte für die Entwicklung und Förderung Zoppots so viel Interesse, daß mir der Posten des Bürgermeisters begehrenswert erschien, und deutete das auch einem maßgebenden Stadtvertreter an, ohne jedoch Gegenliebe zu finden. Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande.

Den neuen Bürgermeister begrüßte ich bei seiner Einführung am 27. Oktober 1908 als Stadtverordnetenvorsteher mit folgender Ansprache:

„Sehr geehrter Herr Bürgermeister! Nachdem Sie als von uns gewählter Bürgermeister durch unsern allverehrten Herrn Regierungspräsidenten in Ihr Amt eingeführt worden sind, heißen wir Sie an

unserer Spitze und in unserer Mitte herzlich willkommen. Wir bringen Ihnen unser volles Vertrauen entgegen und wir versprechen, daß es unser aller ehrliches Bestreben sein soll, unsern Bürgermeister zum Gemeinwohl der Stadt zu unterstützen und in seiner Arbeit zu fördern. Freilich, hochgespannt sind die Hoffnungen und Erwartungen, mit denen wir unserm Bürgermeister entgengetreten. Wegen der verschiedenen Eigenschaften, als Badeort, als Rentner- und Pensionärwohnsitz und als Vorstadt von Danzig und wegen seines raschen Aufschwungs hat Zoppot eine ungewöhnlich vielgestaltete und komplizierte Verwaltung, die vor Aufgaben gestellt ist, welche oft weit größeren Stadtverwaltungen so mannigfach und schwierig nicht gestellt sind. Groß sind darum die Anforderungen, die an den Chef solcher Verwaltung zu stellen sind. Er muß sein eine ganze Persönlichkeit, ein Mann von offenem Blick, von kluger Geschicklichkeit und von rühriger Tatkraft. Denn wie in den letzten Jahren hier viel zu schaffen war, so wird auch in der nächsten Zeit viel zu schaffen sein. Wir stehen vor dem Kurhausbau. Daß dies Projekt würdig und zweckentsprechend und doch mit altpreußischer Sparsamkeit ausgeführt werde, wird eine Ihrer wichtigsten Aufgaben sein, verehrter Herr Bürgermeister. Da alsdann Zoppot mit allem versehen sein wird, was der Badeverkehr erfordert, wird die Verwaltung sich mehr als bisher nach einer Richtung betätigen können, in der bisher wenig für unsere Stadt geschehen ist. Ich habe im Auge die Förderung Zoppots in seiner Eigenschaft als Vorort der Großstadt und als Wohnsitz dauernder Bewohner. Auf diesem Gebiet kann noch sehr viel geschehen. Die Frage der elektrischen Bahnverbindung mit Danzig harret der Lösung. Die villenmäßige Bebauung Zoppots wird mit mehr Liebe und Verständnis betrieben werden können. Solche Politik wird Zoppot seinem eigentlichen Ziele entgegenführen, nicht eine Riviera des Nordens zu sein, wohl aber ein Wiesbaden des Ostens zu werden. Möge es Ihnen, Herr Bürgermeister, gelingen, die Aufgaben, welche die Entwicklungsmöglichkeit Zoppots stellt, mit Klarheit zu erkennen und mit Tatkraft zu lösen, auf daß dieser Tag Ihrer Einführung der Stadt zum Segen gereiche. Mir aber wird es eine Freude sein, zu Ihnen und dem von Ihrem Takt geleiteten Magistrat die guten Beziehungen zu erhalten und zu pflegen, die unter Ihrem Vorgänger die städtischen Körperschaften verbunden. In diesem Sinne biete ich Ihnen die Hand zu treuer Mitarbeit.“

Ich habe mit dem Nachfolger des Dr. Kollath irgendwelche Reibung nicht gehabt, freilich auch keine enge persönliche Fühlung. Dazu waren wir zu verschieden. Ganz und gar ging ich mit ihm konform bei den großen Projekten, die er großzügig in Angriff nahm. Es lag also für die Stadtverordneten kein Grund vor, mich alsbald abermals — und zwar ohne

vorherige Ankündigung — aus dem Amt des Stadtverordnetenvorstehers herauszuwählen. Sie wollten sich nur verändern. Zoppot ist ein Modestad, und die Moden wechseln. Wer neu nach Zoppot kommt, hat in Zoppot gute Chancen. Es war nun gerade ein Geheimrat frisch nach Zoppot gekommen, und der wurde nun auf den Schild gehoben, obwohl er für kommunale Angelegenheiten sich nur beiläufig interessierte. Es war von vornherein vorauszusehen, daß er Rektor der technischen Hochschule werden und alsdann das Stadtverordnetenamt niederlegen würde. Wie es denn auch alsbald geschah. Wer nach ihm Stadtverordnetenvorsteher wurde, weiß ich nicht mehr; denn der Wechsel war fortan beständig, und das Amt des Stadtverordnetenvorstehers verlor auch dadurch seine Bedeutung. In anderen Städten verblieb damals ein einmal gewählter Stadtverordnetenvorsteher meist lebenslänglich im Amt, und das war gut so, weil auf diese Weise die Person mit der Stadt ganz und gar verwuchs. Die Zoppoter haben sich durch ihre Sucht nach neuen Männern um diesen Vorzug gebracht.

Mich aber wählten sie zum Stadtrat. Auch das war unter dem neuen Bürgermeister keine reine Freude, denn dieser pflegte, wenn er einmal im Magistrat überstimmt war, die Abwesenheit des an der Überstimmung schuldigen Stadtrats abzuwarten, um dann die Vorlage nochmals zu bringen und den Beschluß aufheben zu lassen. Dem Gedanken der Selbstverwaltung entsprach das gerade nicht. Der Bürgermeister Dr. Kollath hatte die Stadtvertreter, die für die Stadt arbeiten wollten — und nirgends wurde früher ehrenamtlich mehr geleistet als in Zoppot — dankbar unterstützt. Gerade das Gegenteil tat sein Nachfolger. Sobald sich ein Stadtrat in sein Dezernat ordentlich eingearbeitet hatte, flugs nahm er es ihm ab, wenn ihm etwas zuge tragen wurde. Keiner anderer kümmerte sich um die Verwaltung der Bäder mit mehr Fleiß und Geschick als der Stadtrat Crohn; er ließ sich von morgens früh bis abends spät in den Bädern sehen und jeder erkannte sein tätiges und praktisches Wirken an, nur nicht der Bürgermeister; dieser nahm ihm eines schönen Tages das Dezernat. Crohn legte darauf den Stadtrat nieder, aus ähnlichen Gründen auch einige Tage später der Stadttälteste Bielefeldt, der schon ein Menschenalter mit seinen großen Kräften der Stadt gedient hatte. Ich brauchte mich also nicht zu wundern, wenn es auch mir so geschah. Ich hatte das für Zoppot nicht unwichtige Reklamedezernat und hatte mich aus Büchern über das Reklamewesen und zweckmäßige Reklamemaßnahme eingehend informiert. Ich wußte genau, in welchem Umfange man einer Zeitung, in der man inseriert, kleine Propagandanotizen zum Gratisabdruck senden

darf, und nutzte diesen Gebrauch aufs äußerste aus, indem ich diesen Zeitungen Notizen über den Badeort sandte, die ich selber verfaßte. Ich habe nämlich eine gewisse journalistische Ader. Namentlich habe ich die Waldoper, die zunächst nur lokal oder höchstens provinziell bekannt war, in der großen Presse propagiert und dazu meine durch früheren Verkehr in Künstler- und Schriftstellerkreisen gewonnenen Erfahrungen und Verbindungen ausgenutzt. Die Hefte mit den Reklameauschnitten aus den verschiedenen Zeitungen müssen noch auf dem Rathaus sein. Besonders war mir der begabte Musikkritiker Professor Fuchs in Danzig auf diesem Gebiete behilflich. Natürlich kostete die Zuziehung auswärtiger Journalisten und ihre Aufnahme Geld, das natürlich doppelt und dreifach sich bezahlt macht, wenn auch noch nicht beim Kassenabschluß desselben Abends. Hernach ist das in einem Ausschuß bemängelt worden, wie ich erfuhr, und dem Bürgermeister kam das zu Paß; denn er hatte sicher schon ohnehin das Dezernat wechseln wollen, dieweil ich eingearbeitet war. Nun verlor ich die Freude auch an der Arbeit im Magistrat und legte den Stadtrat nieder, nicht viel später als Grohn und Bielefeldt es getan hatten. Diese Kaltstellung und Totlegung arbeitsamer und nützlicher unbesoldeter Kräfte, die mit ungewöhnlichem Aufwand von Kraft, Fleiß und Zeit und nicht ohne Geschick gearbeitet hatten, ist ein bedauerliches Kapitel in der Zoppoter Kommunalgeschichte. Nirgends hatten Ehrenbeamtete mehr gearbeitet als in Zoppot; in wenigen Jahren stellte das der leitende Bürokrat ab, und niemand hinderte ihn. Wer es versucht hätte, der hätte bei der Bequemlichkeit und Untreue der Zoppoter Stadtvertreter keine Gefolgschaft, am allerwenigsten aber bei der Regierung Unterstützung gefunden.

Als bald wurde ich wiederum zum Stadtverordneten gewählt. Das große Interesse aber, das ich früher für kommunale Dinge gehabt hatte, war ganz und gar dahin. Ich ließ mich eigentlich nur deshalb aufstellen, weil ich merkte, daß gewisse Kreise meine Wahl verhindern wollten. Das paßte mir nicht, und als sie gegen mich zu agitieren begannen, setzte ich mich auf die Hinterbeine oder vielmehr auf mein Hinterteil, schrieb vierzig oder fünfzig persönliche Briefe und hatte die Genugtuung, daß meine Gegner total abfielen.

Mit den inzwischen eingetretenen unerfreulichen kommunalen Verhältnissen beschäftigt sich ein Bericht, den ich der Danziger Allgemeinen Zeitung auf ihr Ersuchen Ende 1913 lieferte und den sie am 31. Dezember 1915 brachte. Ich bringe diesen Bericht wörtlich, weil er nicht nur für die Geschichte meiner Person, sondern auch für die kommunale Geschichte Zoppots von Bedeutung ist.

„Ich will mich bemühen, die Dinge zu schildern, wie sie liegen, und ich glaube in der Tat zu einer sachlichen und objektiven Berichterstattung über den Tagesstreit um so eher in der Lage zu sein, als ich auf eine mehr als zehnjährige kommunale Praxis in Zoppot zurückblende, andererseits aber während der Amtstätigkeit des bisherigen Stadtverordnetenvorstehers Dr. N. N. nicht Stadtverordneter gewesen, also durch Parteinahme für oder gegen nicht beeinflusst bin.

Wenn in einem Teile der Presse während der letzten Stadtverordnetenwahlen von einer Wannow-Partei im Gegensatz zu einer Weber-Partei die Rede war, so beruht das auf einem Irrtum. Die von meinen Freunden aufgestellte Kandidatenliste hatte keine Spitze gegen Herrn Dr. N. N.; noch habe ich jemals einen Konflikt mit Dr. N. N. gehabt, ebensowenig wie ich jemals den Ehrgeiz hatte oder noch habe, Herrn Regierungsrat Dr. N. N. als Stadtverordnetenvorsteher nachzufolgen. Ich habe diesen Posten mehrere Jahre innegehabt und weiß daher aus eigener Erfahrung, wie wenig Reize er bietet.

Ich möchte vorausschicken, daß die kommunalen Kämpfe hier sich nicht immer in der unerfreulichen Form abgespielt haben, als wie es nach manchen sensationell herausgeputzten Zeitungsberichten erscheinen mußte. Wir haben uns mit dem Gefühl trösten müssen, bei allem oft überflüssigen Streit ein Stück ehrliche und erfolgreiche Arbeit geleistet zu haben. Denn sicherlich ist doch der Fortschritt Zoppots zum größten Teil den weitsichtigen Maßnahmen seiner Stadtverwaltung zu verdanken. Ich will nur an den Ankauf des Stadtgutes erinnern, der seinerzeit so wuchtige und aufsehenerregende Kämpfe hervorrief. Es lohnte sich, um Zoppots Lebensfragen zu kämpfen. Daß dabei häufig scharfe Worte fielen und häßliche Angriffe erfolgten, war nicht zu vermeiden. Wo gehobelt wird, da fallen Späne.

Es will mir jedoch scheinen, als ob die von dem bisherigen Stadtverordnetenvorsteher, Regierungsrat Dr. N. N. geführten Kämpfe nicht immer ein lohnendes Ziel hatten, daß diese Kämpfe ferner nicht immer sine ira et studio gekämpft worden sind, und daß dadurch Zoppot weniger genützt als geschadet worden ist.

Zoppot war stark ins Zeug gegangen. Ohne den Fehlschlag mit dem übertheuerten Kurhausneubau wären dennoch bei Zoppots gesunder Finanzkraft die Lasten unschwer zu tragen gewesen. Nunmehr aber war äußerste Sparsamkeit zur Notwendigkeit geworden. Doch man wurde nicht nur sparsam, sondern kleinmütig. Früher himmelhoch jauchzend, jetzt zum Tode betrübt. Ängstliche Gemüter bebten vor Steuererhöhung und einige hätten am liebsten den Magistrat entmündigt, als dieser nun noch

für den Ankauf von Koliechten eintrat. Es wurden die schlimmsten Gerüchte über unordentliche Finanzwirtschaft verbreitet. Diese Stimmung brachte Herrn Regierungsrat Dr. N. N. in die Stadtverordnetenversammlung und an ihre Spitze. In ihm sah man Heil und Rettung, er sollte Ordnung und Klärung schaffen. In der Tat hat Herr Dr. N. N. sich in sehr verdienstvoller Weise in die städtischen Geschäfte und namentlich in die Finanzverhältnisse eingearbeitet. Er ließ sich nicht ein X für ein U vormachen, wie man das manchmal bei uns versucht. Er vertrat auch energisch die Rechte der Stadtverordneten gegenüber dem Magistrat. Kurz, die Leistungen des Dr. N. N. waren in dieser Beziehung hervorragend.

Weniger Beifall fand das Auftreten des Herrn Dr. N. N. nach der formellen Seite hin. Namentlich hat er, wenn er glaubte, Kritik üben zu müssen, seinem Temperament nicht immer die gehörigen Schranken aufgelegt. Schon bald nach seinem Amtsantritt sprach man von der herrischen Art, in welcher der neue Stadtverordnetenvorsteher den Magistrat und namentlich den Magistratsdirigenten abkanzelte. Man gönnte zwar letzterem mancherlei, weil dieser selber mitunter die Neigung zu überlegenem Ton und minder rücksichtsvoller Art gegenüber den Stadtvertretern gezeigt hatte. Aber man sagte sich schließlich, daß der Magistrat auf die Dauer sich diese Behandlung nicht gefallen lassen könne.

Das Beispiel eines solchen Zusammenstoßes ist der unter so großem Aufsehen öffentlich behandelte Fall der Lombardierung städtischer Ziegel bei der Stadtparkasse. Es handelte sich schlimmstenfalls nur um Verletzung von Förmlichkeiten. Dem Herrn Regierungspräsidenten ist die Sachlage bekannt geworden, ohne daß er Anlaß zum Eingreifen gefunden hätte. Herr Regierungsrat Dr. N. N. aber bezeichnete in sensationeller Weise die fragliche Maßnahme als gesetz- und pflichtwidriges Verhalten des Magistrats. Er vermehrte noch das Aufsehen, indem er aus diesem Anlaß vor aller Öffentlichkeit eine Revision der Stadtparkasse herbeiführte. Beides war weit über das Ziel hinausgeschossen.

Die Verwaltung hatte eins abkriegen sollen, der leidtragende Teil war Zoppot. Wenn ein Mann in der Stellung des Dr. N. N. derart vorgeht, mußte jedermann annehmen, daß etwas faul sei im Staate Dänemark, und daß es sich nicht nur um Verletzung von Förmlichkeiten, sondern um ganz schlimme Dinge handele, während in Wirklichkeit unsere Verwaltung sich nichts Erhebliches vorzuwerfen hatte. Der Aufbausüchung dieser wichtigen Angelegenheit verdankt Zoppot den gewiß nicht kreditfördernden Spitznamen: „Lombardei“. Und wiederum stand es am Pranger als streitbare Kommune.

Nichtsdestoweniger wäre Herr Dr. N. N. auf Grund des Vertrauens, das er wegen seiner Stellung von vornherein besaß und durch seine in der Tat ernste Arbeitsleistung erworben hatte, sicherlich bei der Neuwahl wieder zum Stadtverordnetenvorsteher gewählt worden, wenn sein Verhalten bei den jüngsten Stadtverordnetenwahlen nicht weitere Bestimmung ausgelöst hätte.

Mehrere Vereine einerseits und eine Gruppe vereinigter Bürger andererseits hatten für die zweite Abteilung Kandidatenlisten aufgestellt. Da tauchte plötzlich eine weitere Kandidatenliste auf, welche in der Hauptsache Unterschriften von Mitgliedern der hiesigen Kasinogesellschaft, darunter die Unterschrift des Regierungsrats Dr. N. N., zeigte. Dr. N. N. hat sich dann ferner beim Wahlkampf stark agitatorisch betätigt und ist auch bei der Wahl in der ersten Abteilung hervorgetreten, indem er zusammen mit einem anderen Herrn durch ein Handschreiben an Wähler der ersten Abteilung zur Wahl seiner Kandidaten aufforderte. Damit hatte Dr. N. N. die Zurückhaltung aufgegeben, welche sich zweckmäßig bei Wahlen von Stadtverordneten der Vorsteher auferlegen muß, da er auf den Beistand aller Stadtverordneten angewiesen ist. Von den Kandidatenlisten, die Herr Dr. N. N. befürwortete, wurde nun ferner bekannt, daß sie im engeren Kreise von Mitgliedern der hiesigen Kasinogesellschaft aufgestellt waren; wie auch diese Listen selber die Tendenz zu verraten schienen, gerade Mitglieder der Kasinogesellschaft in die Stadtverordnetenversammlung zu bringen. Diese Tendenz und die Art der Aufstellung der Listen in beschränktem Kreise verstimmte beim Mittelstand. So wurde der von Herrn Dr. N. N. und ein oder zwei anderen Herren schriftlich dem Haus- und Grundbesitzerverein eingereichte Vorschlag, für die Stichwahl der 2. Abteilung ein Bündnis abzuschließen, nahezu einstimmig und unter scharfen Worten abgelehnt, und man beschloß mit den vereinigten Bürgern zu gehen. Dadurch war der Sieg der von dieser Partei aufgestellten Kandidaten gesichert und der Sieg der nunmehr von beiden Gruppen für die erste Abteilung aufgestellten gemeinsamen Kandidaten angebahnt, der inzwischen, bis auf ein noch zur Stichwahl stehendes Mandat, gegen die N. N.-Gruppe erfochten ist.

Es kam zur Stadtverordnetensitzung vom 19. Dezember, in welcher Dr. N. N. unter Verlesung folgender Erklärung das Stadtverordnetenvorsteheramt niederlegte:

„Bei den diesjährigen Stadtverordnetenwahlen hat die Mehrheit der Bürgerschaft Zoppots, soweit sie ihr Wahlrecht ausgeübt hat, sich im wesentlichen für diejenigen Kandidaten entschieden, die ihr von den Freunden der Herren Lippke, Wohler usw. bezeichnet waren. Durch die

Agitation dieser Gruppe und die ihr vom Herrn Berminghoff in der ersten Abteilung geleisteten Unterstützung ist der Eintritt einiger Männer in diese Versammlung verhindert worden, die nach meiner Ansicht für sie einen besonders wertvollen Zuwachs gebildet hätten und deren Mitarbeit hier sicher wesentlich zur Besserung unserer unerquicklichen kommunalen Verhältnisse beigetragen haben würde. Nur deshalb habe ich mich für sie eingesetzt. Die Mehrheit der wählenden Bürger ist jedoch dem Einflusse des erwähnten Personenkreises anheimgefallen. Damit hat mir nicht bloß diese hier schon herrschende Gruppe, sondern auch die Mehrheit der Wähler die Unterstützung in dem wichtigsten versagt, was nach meiner Überzeugung dieser Versammlung und den kommunalen Angelegenheiten unserer Stadt nottut. Einer solchen Mehrheit mag ich nicht länger als Stadtverordnetenvorsteher gegenüberstehen. Ich lege daher hiermit mein Amt als Ihr Vorsteher nieder.“

Nun ließ sich in der Tat gegen die von Dr. N. N. befürworteten Kandidaten nichts sagen, abgesehen davon vielleicht, daß einige von ihnen schon recht bejahrt und alle erst kurze Zeit hier ansässig waren. Es wird aber ein Geheimnis des Dr. N. N. bleiben, warum die Gegenkandidaten — es sind dies Rechtsanwalt Dr. Salomon, Hauptmann der Landwehr Ziehm, Zahntechniker Fischer und meine Wenigkeit, übrigens alle Männer anfang der vierziger Jahre und drei von ihnen schon viele Jahre hier ansässig — weniger geeignet sein sollen, zur Besserung unserer „unerquicklichen kommunalen Verhältnisse“ beizutragen. Ich persönlich will mich mit der Tatsache, daß Dr. N. N. mich trotz meiner langjährigen kommunalen Erfahrungen für einen weniger wertvollen Zuwachs hält, gern abfinden. Denn ich bin ziemlich abgebrüht. Auf die übrigen nunmehr gewählten Kandidaten aber, auf die vielen Stadtvertreter, die für sie eingetreten sind, und auf die Mehrheit der Bürgerschaft mußte diese Zensur doch recht merkwürdig wirken, besonders aber der Vorwurf, „dem Einfluß der Freunde der Herren Lippke, Wohler usw. anheimgefallen“ zu sein. Schärfer kann der Vorwurf der Urteilslosigkeit und das übergroße Selbstbewußtsein nicht ausgedrückt werden. Übrigens mußte sich Herr Dr. N. N. von Herrn Lippke sofort berichtigen lassen, daß dieser sich an der Wahlarbeit nicht beteiligt habe. Und wenn Herr Dr. N. N. die Verhältnisse kennen würde, so würde er auch wissen, daß Herr Wohler sich zwar, wie es Pflicht jeden guten Bürgers ist, für die Wahlangelegenheit und die von ihm gewählten Kandidaten interessiert hat, sich aber in der Agitation eine Zurückhaltung auferlegt hat, die für einen Stadtverordnetenvorsteher ausgereicht hätte; er würde ferner wissen, daß Herr Berminghoff sich erst dann der von Herrn Dr. N. N. bekämpften Gruppe

angeschlossen hat, als die Freunde des Herrn Dr. N. N. wider Erwarten Herrn Hauelsen fallen ließen, obwohl dieser mehr als 20 Jahre in der ersten Abteilung gewählt worden war und treu und fleißig wie nur einer seine Pflicht als Stadtverordneter und Mitglied vieler Kommissionen erfüllt hat.

Mit der Gruppe, die in Zoppot nahezu herrschen soll, hat Herr Dr. N. N. die in der Stadtverordnetenversammlung befindlichen Bau-
gewerbetreibenden im Auge. Diese haben, als ich noch im Stadtparlament war, einen schädlichen Einfluß nicht entwickelt; im Gegenteil, die kommunale Tätigkeit dieser Herren hat mir eher Respekt, denn Furcht vor einseitiger Interessenvertretung verursacht. Ich glaube nicht, daß sich seitdem die Verhältnisse geändert haben. Ich muß es aber als einen völlig aus der Luft gegriffenen Vorwurf zurückweisen, wenn die Freunde des Dr. N. N. mich während der Wahlagitacion als unter dem Einfluß dieser Gruppe stehend bezeichnet haben. Ich glaube, daß ich mein Lebtag Selbständigkeit im Denken und Handeln bewiesen habe.

Die kommunalen Verhältnisse sind hier in der That unerquicklich, wie Herr Regierungsrat Dr. N. N. es in seinem Abschiedswort betont hat. Daß sie sich im letzten Jahre noch unerquicklicher als bisher gestaltet haben, daran ist Herr Dr. N. N. selbst vielleicht nicht ganz unschuldig. Doch es steht mir nicht an, zu richten. Denn auch ich habe früher als Stadtverordnetenvorsteher durch eine gewisse Schärfe und Hartnäckigkeit gesündigt. Ich kann allerdings als mildernden Umstand für mich anführen, daß ich damals erst Anfang der dreißiger Jahre war und besonders schwierige Verhältnisse antraf.

Trotz der vielen Konflikte, die hier ausgekämpft sind und noch ausgekämpft werden, möchte ich aber dennoch uns Zoppoter gegen das überall herrschende Vorurteil verteidigen, daß wir Streithammel seien. Die Verhältnisse liegen hier ganz besonders und bieten sehr viel mehr Gelegenheit zu Konflikten als anderswo. Gelegenheit aber macht Diebe.

Überall plagen bei großen Projekten die Geister aufeinander. Solche großen Projekte haben wir nun aber dank der schnellen Entwicklung Zoppots in kurzer Zeit sehr viele gehabt. Schon aus diesem Grunde haben wir hier mehr Kämpfe als in anderen Gemeinwesen.

Als zweiter Streitgründe gebender Faktor kommt dazu die Zusammensetzung unserer Bevölkerung aus grundverschiedenen Elementen mit verschiedenartigen Interessen.

Zoppot war vor drei Jahrzehnten noch ein Bauern- und Fischerdorf. Als es sich zum Badeort auswuchs, kamen die Gastwirte und Hotelbesitzer mit ihrem Lieferantenanhang hinzu. Bald überwog die unmittelbar

oder mittelbar vom Betriebe des Bades lebende Bevölkerung; zwischen beiden Bevölkerungsgruppen bestanden natürlich Gegensätze, die ausgekämpft werden mußten.

Ein weiterer Gegensatz kam hinzu, als Zoppot sich nicht nur im Rahmen des Badewesens, sondern als ständiger Wohnsitz für Rentner, Pensionäre und wohlhabende Danziger Geschäftsleute zu entwickeln begann. Die Hotelbesitzer waren geneigt, die Interessen des Badeortes als allein ausschlaggebend zu behandeln. Der neue Zuzug dagegen verlangte, daß mehr für Zoppot als Wohnstadt geschehe. Nach heftigen Kämpfen erreichte letztere Gruppe der Bevölkerung die Oberhand mit Zoppots Stadtwerdung. Bei der ersten Stadtverordnetenwahl besiegte eine starke Mehrheit die bis dahin unbestrittene Vorherrschaft der alten Machthaber. Es war natürlich, daß Reibungen zwischen beiden Parteien folgten, wie sie vorhergegangen waren.

Die weitere Entwicklung Zoppots brachte eine große Vermehrung der Gewerbetreibenden mit sich. Wie vormalig die Rentner und Pensionäre ihre Interessen gegenüber denen der Hotelbesitzer besser wahr genommen wissen wollten, so verlangten nunmehr die Zoppoter Gewerbetreibenden gegenüber den Rentnern und Pensionären eine stärkere Vertretung ihrer Kreise und ihrer Interessen in der Stadtvertretung, und sie haben diese auch erreicht in einem Umfange, daß nunmehr wiederum die Pensionäre und Rentner argwöhnisch zu werden beginnen und mehr Mandate erstreben. Hierin liegt wohl die Grundursache der neuesten Wahlkämpfe.

Der Hauptübelstand ist aber, daß es hier aus natürlichen Gründen an dem beharrlichen konservativen Element fehlt.

Zoppot hat sich weder als Badeort noch als Wohnstadt ruhig und organisch aus den Wurzeln des Fischer- und Bauerndorfes entwickeln können; die neue Entwicklung fußt nicht auf altem, sondern hat ihre eigenen Wurzeln schlagen müssen. Daher fehlt es hier an dem beruhigenden Einfluß der Tradition.

Das konservative Moment, das anderswo beruhigend wirkt, leidet hier ferner unter dem unverhältnismäßig starken Bevölkerungswechsel. Es ziehen hier meist ältere Leute her, die fortstreben, ehe sie eingewurzelt sind; soweit jüngere Leute zuziehen, ist es in der Regel nur zu vorübergehendem Aufenthalt. Daher kommt hier die Bevölkerung nicht so leicht zum Zusammenwachsen wie anderswo, zumal noch der Sommer mit seinem riesigen Badeverkehr alles durcheinander wirbelt. Es kommt nicht dazu, daß sich alles setzt und klärt. Daher wechseln hier die Mehrheiten schneller als anderswo, und mit dem neuen Zuzug kommen neue

Propheten, welche die alten verdrängen. Wem heute Hosianna ertönt, der wird morgen sicherlich gekreuziget. Es liegt eine bittere Wahrheit in der scherzhaften Annonce, welche unsere Bierzeitung bei der Rathauseinweihung brachte:

Stadtverordnetenvorsteher gesucht, Excellenzen oder Geheimräte bevorzugt. Bewerber, welche auf gute Behandlung keinen Wert legen, wollen sich melden unter dem Merkwort: „Heute rot, morgen tot“. Die sich rasch erneuernde Poppoter Bevölkerung hat für die Arbeitsleistung seiner Stadtvertreter nicht die richtige Schätzung, weil sie diese Arbeitsleistung aus früheren Zeiten her nicht kennt, und darum ist sie undankbarer als das Haus Habsburg. Vielleicht liegt auch das Übermaß der Kritik, das zu so häufigem Wechsel in den hervorragenden Stellen der Stadtverwaltung geführt hat, in dem Überfluß an Zeit, welche manche unserer Mitbürger in ihrem ruhigen Leben als Pensionäre oder Rentner haben, und leider zum großen Teile zur Aburteilung der tätigen Elemente verwenden. Dieser Mißstand wird sich leider nicht ändern lassen, da er in allgemein menschlichen Schwächen begründet ist. Wohl aber bleibt zu hoffen, daß Außenstehende bei näherer Kenntnis dieser unserer schwierigen Verhältnisse die Betätigung unserer Stadtvertreter künftig etwas freundlicher beurteilen werden, zumal es neben den Schattenseiten an Lichtseiten nicht fehlen dürfte. Für uns sprechen unsere Erfolge.

Wo aber angeborener streitbarer Sinn unserer Bürgerschaft an ärgerlichen Kämpfen schuldig sein sollte, da gebe ich die Hoffnung nicht auf, daß unser Poppot — wie es so friedlich sich ausdehnt zwischen Wald und See und wie kein anderer Ort das Gefühl der Ruhe, des Friedens und der Behaglichkeit mitteilt — allmählich auch seine Bürger zu beschaulicherer Betrachtung der Dinge führen wird. Das ist mein Neujahrswunsch für Poppot.

Dr. Wannow, Rechtsanwalt.

Dieser Zeitungsartikel erregte damals Aufmerksamkeit.

Inzwischen hatte ich begonnen, mich auch auf dem größeren politischen Felde zu betätigen. Man vertraute mir sogar einmal die Hauptrede bei der Hauptversammlung der Westpreussischen Konservativen im großen Saal des Friedrich-Wilhelm-Schützenhauses zu Danzig an, die Beifall fand. Ich wurde bald darauf in den Gesamtvorstand der freikonservativen Partei optiert; schon bei der ersten Versammlung desselben in Berlin machte ich mich mißliebig, indem ich den berühmten Historiker Professor Hans Delbrück, der ebenfalls dort erschienen war und eine recht verwunderliche Rede hielt, einen „komischen Heiligen“ nannte, was von der Mehrzahl als ungehörig und respektlos empfunden wurde. Leider hat

das spätere Verhalten des Professors Delbrück erwiesen, daß ich mit jenem Ausdruck nicht ganz Unrecht gehabt habe. In jener Zeit sprach ich sehr häufig in politischen Versammlungen und erwarb mir dadurch einige Gewandtheit sowohl in der Hauptrede als in der Debatte. Bei einem Wahlkampf zwischen dem Kammerherrn von Oldenburg-Januschau und dem Forsttrat Schröder aus Elbing habe ich dem Januschauer als Wahlhelfer in vier oder fünf Wahlversammlungen zur Seite gestanden.

Daneben war ich ein Vorkämpfer der Amtsgerichtsanwälte bei ihrem Bestreben um Zulassung beim Landgericht und um Erweiterung der amtsgerichtlichen Zuständigkeit. Ich gehörte zu den führenden Mitgliedern im Vorstande des Vereins der Deutschen Amtsgerichtsanwälte. Vor der Reform des amtsgerichtlichen Verfahrens wurde ich mit zwei anderen Amtsgerichtsanwälten zu einer Vorbesprechung des Entwurfs neben offiziellen Vertretern der Anwaltskammervorstände ins Preussische Justizministerium eingeladen und war daß verwundert, daß die Amtsgerichtsanwälte sogar bei dieser Angelegenheit unfreundlichen Angriffen ihrer lieben Kollegen vom Landgericht ausgesetzt waren, und daß Letztere sogar gegenüber den Vertretern des Justizministers es offen bemängelten, daß Amtsgerichtsanwälte als solche zugezogen seien. Auf dem bald danach folgenden Anwaltstage in Mannheim war ich Korreferent über die Frage der Reform des amtsgerichtlichen Verfahrens und hielt, nach dem berühmten Hachenburg, der etwa drei Stunden sprach, eine ein- einhalbstündige Rede. Es mag sein, daß meine Rede weniger bedeutend war, als die Hachenburgs. Immerhin hätte ich bei der guten Erziehung, die man bei Anwälten voraussetzen sollte, als Redner wenigstens eine höfliche Behandlung erwartet. Meine Rede steht wörtlich in der Juristischen Wochenschrift; jedermann kann sich überzeugen, daß sie durchaus sachlich und keineswegs aufreizend war. Nichtsdestoweniger wurde ich ständig durch Lärmen und Schreien unterbrochen, und der Vorsitzende, der ganz offenbar mit den Landgerichtsanwälten sympathisierte, nahm mich nur ungenügend in Schutz. In den vielen politischen Versammlungen, die ich bisher mitgemacht hatte, war es ruhiger und leidenschaftsloser, mit einem Wort: vornehmer hergegangen. Ich habe den Eindruck gewonnen, daß neben der Tendenz, die ich vertrat, auch mein Typ den Berliner und westdeutschen Großstadtanwälten nicht paßte. Einer der Herren hat dann auch damals zu einem meiner Freunde geäußert, die Amtsgerichtsanwälte hätten dem Anwaltstage nicht so einen „Junker“ als Redner vorsehen sollen. Spaßig war es, als hernach beim Festessen ein nicht unbekannter Universitätsprofessor sich beeilte, in einer Tischrede an der allgemeinen Beweihräucherung Hachenburgs teilzunehmen, und

dabei als Beweis für dessen tiefgründiges Schürfen die Heranziehung des verwaltungsgerichtlichen Verfahrens bei der erörterten Prozeßreform hervorhob. Das war eine kleine Verwechslung. Ich war es nämlich, der von diesem Verfahren gesprochen hatte. Der bessere Teil des Anwalts-tages war eine am nächsten Tage folgende mir unvergeßliche Wagen-fahrt durch die Traubenhaine der Pfalz und ein daran anschließendes Essen in Dürkheim, zu dem die Pfälzer Weinhändler und Weinguts-besitzer die Weine stifteten. Bei diesem Teil des Programms bin ich dank der „bäurischen Genußkraft“, die einst ein Kommilitone an mir ge-rühmt hatte, nicht zu kurz gekommen.

Mehr Anerkennung fand meine Tätigkeit bei der Vorbereitung der Zivilprozeßnovelle in der Ewigen Lampe, der in Zoppot bestehenden Vereinigung jüngerer Juristen, die sich inzwischen so sehr entwickelt hat. In einer ihrer Festschriften kann man über mich lesen: „Und er förderte enorm die Zivilprozeßreform“. Damals war ich ein eifriges Mitglied der Ewigen Lampe, deren eigentlicher Begründer und Betreuer mein Freund, der jetzige Konsul Hans Liedke, gewesen ist.

Meiner militärischen Laufbahn hatte ich bis dahin keine wesentliche Bedeutung beigemessen, obwohl ich stets gern Soldat war, und das Soldatische mit meinem Wesen und dem Wesen jedes Preußen untrenn-bar verknüpft ist. Vielleicht wäre ich in dieser Beziehung etwas inter-essierter gewesen, wenn ich mich nicht über das Bezirkskommando ge-ärgert hätte. Dort rückte, nach dem früheren Bezirkskommandeur, der wegen meiner Betätigung im Kriegervereinswesen und wohl auch sonst viel für mich übrig hatte, ein neuer herein, der zu Schurigelungen der Landwehroffiziere wegen aller möglichen Formalien neigte. Mal gefiel ihm das Briefformat nicht, ein andermal wiederum nicht die Farbe der Tinte; kurz, er war scharf auf Formsünden wie ein Polizeihund auf Ver-brecher. Da ich auf diesem Gebiet ungelehrig und auch halsstarrig war, bestellte er mich einmal zu einem Rapport im Dienstanzug nach Neustadt, um mir eine Belehrung zu erteilen. Das tat er in Gestalt von vorwurfs-vollen rhetorischen Fragen, auf die er schuldbewußtes Erröten und Schweigen erwartete. Ich gab aber Antworten, und solche, die ihm nicht gefielen. So fragte er, warum ich in einem dienstlichen Schreiben noch nebenbei eine andere Sache angeschnitten hätte, statt ein besonderes Schreiben zu fertigen. Ich antwortete: „Weil ich Kürze für militärisch hielt, Herr Major.“ Der hohe Herr hätte mich einsperren können. Das wäre ganz in der Ordnung gewesen. Statt dessen ließ er seinen Zorn in der Weise gegen mich aus, daß er mich in meiner Qualifizierung als Offizier kränkte. Ich war Reserveoffizier und wollte es bleiben; er aber

führte meine Versetzung zur Landwehr herbei, indem er sie über meinen Kopf hinweg beim Feldartillerie-Regiment 38 in Stettin anregte. Dort gab man ihm Gehör, da ich noch nie bei diesem Regiment, sondern bei andern Regimentern und bei der Schießschule geübt hatte. Noch mehr ärgerte mich der neue Mobilmachungsbefehl für das nächste Jahr. Bis dahin war ich zum Zugführer einer Batterie des aktiven Regiments vorgesehen; nunmehr erhielt ich für den Kriegsfall die Stellung eines Adjutanten bei einem Landsturmsfußartilleriebataillon. Ich fühlte mich durch die Verwendung bei einer Landsturmformation und bei anderer Waffe als der meinen zurückgesetzt; sie war auch zweifellos als Zurücksetzung gemeint. Ich nahm also, da ich inzwischen 39 Jahre alt und dazu berechtigt war, als Offizier meinen Abschied.

Hernach aber wurde es mir wieder leid, weil meine damaligen Dienstjahre zur Verleihung der Uniform nicht ausreichten, und ich besonders im Kriegervereinsleben die Uniform schmerzlich vermißte. Es war übrigens auch damals von guten Freunden, völlig aus der Luft gegriffen, das Gerücht in die Welt gesetzt, daß ich als Offizier den schlichten Abschied erhalten hatte, ein Gerücht, das nicht aufhörte und selbst bei wirklichen Freunden Glauben gefunden hatte. Nicht zum mindesten dieser Umstand bestimmte mich, mich wieder zur Anstellung als Landwehroffizier zu melden. Ich hatte durch meine zweijährige Inaktivität nicht nur die zwei Jahre, sondern darüber hinaus an militärischen Dienstjahren verloren. Denn inzwischen war durch die Bestimmung, daß ein sehr viel größerer Teil der Leutnants als bisher den Charakter als Oberleutnant erhalten sollte, die Zahl meiner Vordermänner noch um weitere eineinhalb Jahrgänge erhöht.

Im Jahre 1913 übte ich beim Feld-Artillerieregiment 36 zum Oberleutnant. Bei dieser Übung hatte ich wiederum Gelegenheit, an dem vorzüglichen Geist unseres Militärs, namentlich der Infanterie, mein Herz zu erwärmen. Die Infanterie erschien mir beinahe, wenn es möglich war, noch besser als früher.

Während der Übung kam ich oft Mackensen vor Augen. Immer sprach er mich — da er mich als eine in vaterländischen Dingen führende Persönlichkeit kennen gelernt hatte — mit freundlichen Worten an, sobald er mich sah. Das geschah sogar einmal, als das Regiment in Paradestellung stand und ich vor meinem Zuge hielt. Neben mir hielt damals vor dem mittleren Zuge mein Freund, der Oberleutnant Anebel, der schon in der ersten Zeit des Weltkrieges gefallen ist. Dem sagte ich einmal, daß ich auf meine Ausbildung als Batterieführer keinen Wert zu legen brauche; der Frontkrieg sei Sache der Jugend; ein

Mann wie ich könne sich zu Hause nützlicher machen. Vielleicht hatte ich in der Sache Recht. Knebel aber hat doch Recht behalten, wenn er sagte: „Wannow, Du kennst Dich selbst sehr schlecht; geht es einmal erst los, so bist Du trotz Deiner Jahre der Erste, der nach vorne geht.“ In der Tat habe ich mich nachher nach vorne gedrängt und, als es zunächst bei dem Grenzdetachement in Mlawa, bei dem ich stand, so friedlich herging, sogar an Mackensen geschrieben und ihn gebeten, mich zum XVII. Armee-korps anzufordern. Mackensen, der den Brief mit großer Verspätung erhielt, antwortete mir in einem lebenswürdigen Schreiben, daß meine Kampflust wohl durch die neueren Ereignisse bei Mlawa und Soldau gestillt sei; sonst würde er gern meinem Wunsch willfahren.

Wenn ich auf die Zeit vor dem Kriege zurückblicke, so mag ich wohl mehr als ein Drittel meiner Arbeitskraft und Arbeitszeit öffentlichen Interessen gewidmet haben. Dank dafür habe ich nicht gehabt, übrigens auch nicht erwartet. Dazu kannte ich die Menschen und namentlich meine Zoppoter Mitbürger zu gut. Dank und Anerkennung habe ich im ganzen eigentlich nur im Kriegerverein und beim kleinen Mann gefunden.

Was meine Familienverhältnisse angeht, so kamen in unseren drei ersten Ehejahren drei Kinder:

Werner Wolfgang Wannow, geboren am 22. Juni 1900,

Rosemarie Wannow, geboren am 15. Juli 1901,

Heinrich Richard Wannow, geboren am 20. Oktober 1902,

und später kam noch unser

Hans-Andreas Wannow, geboren am 11. Februar 1907,

hinzu. Alle Kinder wurden in Zoppot geboren, und zwar die drei älteren in unserer ersten Wohnung am Markt, der Jüngste in dem Hause Eissenhardtstraße 5, das ich kurz vorher gekauft und zu einem sehr stattlichen Einfamilienhaus ausgebaut hatte. Alle Entbindungen besorgte unser Hausarzt und Freund Dr. Schwarzenberger; ich stand stets am Bette meiner Frau und hielt ihr während der Wehen die Hand.

Es waren glückliche Jahre, wie unsere Kinder heranwuchsen. Ich sehe noch heute, wie sie, ein blondes Biergespann, auf meinen Kommandoruf: „Kinder kommt“ heranstürmten und in meine Arme flogen.

Alle waren gesund und wären es ohne die Kriegsnot auch geblieben.

Da kam der Krieg.

Dieser Krieg in seiner Länge und mit seinen schweren Folgen ist eine große Caesur in meinem Leben gewesen, wie in dem Leben vieler Anderer. Vor dem Kriege glückte mir im großen ganzen alles. Künftig sollte es anders werden.

Mir kam der Krieg nicht überraschend. Ich war seit Jahren auf ihn

gefaßt und habe ihn lange erwartet. Und seit der Ermordung des österreichischen Kronprinzen fühlten wir im Osten den Krieg schon in den Fingerspitzen, als man im Reiche noch ganz unbekümmert war. Wie ahnungslos man namentlich noch in der letzten Zeit in Berlin war, zeigte ein Brief meines sonst so klugen Freundes Moritz Heimann, der am Tage vor der erklärten Kriegsbereitschaft eintraf und die Aufforderung enthielt, in den nächsten Tagen die mit ihm und Trude verabredete Reise nach Masuren zu machen. Wären wir abgereist, so würden wir dort den Kosaken begegnet sein. Die Mobilmachung löste also in mir nur ein längst vorbereitetes Gefühl aus.

Ich will nicht mein inneres Erleben in diesen Tagen schildern. Ich will nur sagen, daß meine Kinder jene Tage später als die schönsten ihres Lebens bezeichnet haben; und sie konnten doch nicht annähernd das empfinden, was ich empfunden habe. Dazu waren sie noch nicht reif genug.

Mein Mobilmachungsbefehl war: Zunächst Pferdeankauf in Neustadt, alsdann Aufstellung einer Trainestadron in Stolp und Verteilung der ausgehobenen Mannschaften auf Marienburg, Thorn und Culm zur Bildung der dortigen Festungsfuhrparke; endlich Übernahme des Kommandos über den Festungsfuhrpark in Culm.

Mit den in Neustadt angekauften Pferden marschierte ich in zwei Tagemärschen nach Danzig. Dazu standen mir 60 oder 70 Landwehriinfanteristen zur Verfügung, von denen jeder zwei Pferde zu führen hatte. Natürlich ritt ein jeder. Noch heute entsinne ich mich mit Genugtuung der tadellosen Marschordnung, insbesondere der musterhaft gleichen Abstände; keine Schwadron hätte nach dieser Richtung ein besseres Bild liefern können, und dabei waren viele von den Leuten Städter und mit Pferden kaum in Berührung gekommen. Mir schwoh das Herz vor Stolz über dieses prachtvolle Menschenmaterial. Es war der Durchschnitt unseres Heeres. Freilich taten sie manches auch mir zu Liebe. Als in Neustadt der Pferdeankauf beendet war, wobei wir meist in der prallen Sonne stehen mußten, ließ ich auf Heeresunkosten ein paar Fässer Bier auffahren, wobei ich das Vertrauen aussprach, daß keiner zu viel trinken und mir und dem Soldatenberuf Schande machen würde. Etwa ein Jahr später bekam ich mitten im Gefecht — es war während der Schlacht bei Krasnostaw — ein Monitum der Oberrechnungskammer zur Erklärung zugestellt, das ich in der Sache siegreich mit der Begründung der damals nötig gewesenenen besonderen Fürsorge für meine erschöpften Infanteristen zurückschlug. Ich war aber in dieser Antwort buchstäblich in der Hitze des Gefechtes etwas kräftig im Ausdruck gewesen und bekam dafür etwa sechs Wochen später von meinem Regi-

mentskommandeur eine dienstliche Rüge, im Anschluß daran aber einen großen Schnaps, was die Rüge reichlich aufwog.

In zwei Tagemärschen gelangten wir von Neustadt nach Danzig, und ich mußte mich von meinen braven Kameraden von der Infanterie verabschieden; es war aufrichtiges Bedauern auf beiden Seiten, daß wir nicht beieinander bleiben konnten. Ich verabschiedete mich von jedem der Leute mit Handdruck, und sie versprachen mir treueste Pflichterfüllung auch unter ihrem künftigen Führer. Ein merkwürdiger Zufall war es übrigens, daß ich die Pferde an meinen Bruder Heinrich für seine Landsturmbatterie abgeben mußte.

Nach einem kräftigen Trunk mit meinem Bruder gings nach Stolp zu weiterer Mobilmachungsarbeit. Der mir bekannte Mobilmachungskalender ließ sich bis auf die Minute einhalten, und alles war vorrätig, wie es der Kalender vorsah. Das imponierte mir erheblich. Weniger imponierte mir der alte Herr, der den schon mit seinem Landwehrregiment abgerückten Bezirkskommandeur vertrat. Ich hörte ihn an meinem ersten Vormittage in Stolp die mir unvergeßlichen Worte zu seinem Adjutanten (oder Bezirksfeldwebel?) sagen: „Ich weiß nicht, ob ich noch heute nachmittag komme; wenn was Wichtiges los ist, schicken Sie nach mir!“ Ubrigens sah ich, als ich gerade mit dem Aufruf der in Zivil umherstehenden Leute begann, unmittelbar bei uns im Freien eine Kantine mit Bierauschank beginnen. Ich verbot den Betrieb sofort; der in seinem Geschäft gekränkte Bierauschänker aber beschwerte sich beim Bezirkskommandeur; der erschien bald persönlich bei mir und sagte, daß er den Bierauschank erlaubt habe; ich entgegnete, daß ich bei weiterem Ausschank meinerseits die Verantwortung für ruhige und reibungslose Abwicklung des Mobilmachungsgeschäfts nicht übernehmen könne. Nun gab der alte Herr nach, und es blieb bei der Sperrung der Kantine. Mittags wollte das Bezirkskommando — ich weiß es nicht mehr, ob es der Kommandeur selber, oder ein untergeordnetes Organ war — eine Pause einlegen, die im Mobilmachungskalender nicht vorgesehen war. Dort hieß es: „Um $\frac{1}{2}$ 1 Uhr sind da und da Uniformen zu empfangen.“ Ich erklärte darauf den Herren vom Bezirkskommando, daß ich, wenn Sie mir den Uniformspeicher nicht pünktlich öffneten, die Tür aufbrechen lassen würde. Wiederum gaben die Herren der Energie nach. Schon hier offenbarte sich der Unterschied zwischen Frontgeist und Etappenauffassung. Als schließlich die Aufstellung der Eskadron beendet war, und ich dies dem Bezirkskommandeur meldete, äußerte er, daß gestern ein Offizier an die von ihm aufgestellte Formation eine Ansprache gehalten hätte; er halte das für unmilitärisch; ich solle lieber keine Ansprache

halten. Darauf ich: „Verbieten Herr Oberstleutnant die Ansprache?“ Und der Kommandeur: „Nein, ich rate Ihnen nur davon ab.“ Ich aber sagte nun: „Dann wollen mir Herr Oberstleutnant verzeihen, daß ich den Rat nicht befolge und eine Ansprache halte.“ Ich sprach darauf vor den Leuten einige Worte, die aus dem Herzen kamen und zu Herzen gingen. Diese beiden Mobilmachungstage gehören zu den verantwortungsreichsten und anstrengendsten Tagen meines Lebens.

Bei dieser Mobilmachung standen mir zwei ältere Landwehroffiziere der Feldartillerie zur Seite. Auch sie hatten ihre Pflicht voll erfüllt, und so beschloßen wir, uns während der zwei Stunden bis zur Abfahrt des Zuges, der für unsere Truppe bereitstand, mit einem kleinen Abendessen bei einer Flasche Sekt zu belohnen. Erst zehn Minuten vor Abfahrt des Zuges — also in der Tat für verantwortliche Vorgesetzte sehr spät — trafen wir auf dem Bahnhof ein. Die Eisenbahnbeamten, die uns den Zug übergaben, waren sehr ungehalten; wir drei Offiziere sahen alle drei recht füllig und wohlgenährt aus und machten wohl äußerlich den Eindruck, daß wir viel auf Bequemlichkeit und Wohlleben gäben. Darin irrten sie; auch die beiden anderen Offiziere haben nicht nur bei der Mobilmachungsarbeit, sondern auch später im Kriege ihr Bestes hergegeben und an der Front an wichtigen Posten gestanden. Übrigens war alles ohne uns gut gegangen, denn es waren ja schon die drei Wachtmeister der Festungsfuhrparke Culm, Marienburg und Graudenz im Amte, die ich hatte ernennen müssen, und im übrigen ist die Verladung einer Truppe ohne Pferde und Wagen ein einfaches Ding. Auch war jetzt schon alles in Uniform, die Disziplin also auch bei minder gewandter Befehlsführung gesichert. Sonst wären wir, glaube ich zu unserer Ehre, wohl schon früher zur Stelle gewesen. Die strenge Dienstauffassung der Eisenbahner hat mich sehr angenehm berührt. Bei der Eisenbahn war kein Etappengeist.

Auch in Kulm fand ich einen Wirkungskreis, dessen Umfang ich nicht entfernt vorausgesehen hatte. Neben der Leitung des verhältnismäßig kleinen Fuhrparks lag mir die Versorgung der in Kulm aufgestellten Formationen mit Reitpferden und Bagagewagen nebst Bespannung ob. Der Ausbruch der Truppen ins Feld geschah oft so schnell, daß ich nicht erst Pferde beschaffen konnte, sondern den festen Bestand des Festungsfuhrparks angreifen mußte. Auf meinem Hofe ging es zu wie auf einem Pferdemarkt. Es war nicht leicht, für die oft ganz reitunkundigen Infanterieoffiziere geeignete Reittiere auszusuchen, zumal der Geschmack dieser Neureiter berücksichtigt werden mußte. Übrigens unterstand mir auch zunächst das Pferdewesen des dort aufgestellten Gardesfußartillerie-

bataillons; das entnahm ich allerdings erst der Tatsache, daß sich vier Bataillone der Reserve, meist Kavalleristen und sämtlich Offiziersaspiranten, als sogenannte Pferdeoffiziere der vier Batterien bei mir meldeten, und daß sich auch ein Zahlmeister mit einem oder zwei Gehilfen bei mir einstellte, für die ich bei meinem kleinen Festungsfuhrpark unmöglich Verwendung haben konnte. Das Rechnungswesen der Fußartillerie blieb noch eine ganze Weile in meiner Hand. Hernach wurde diese unzweckmäßige Verbindung gelöst, und die Fußartillerie verwaltete ihre Pferde selber. Nichtsdestoweniger blieb mein Geschäftskreis groß und interessant. So wurde ich einmal mit dem Aufstellen einer Fuhrparkkolonne beauftragt.

Kommandeur des Gardelandwehrtfußartilleriebataillons war ein Oberstleutnant z. D., der sich später als Spezialist für Massenartillerieeinsetz bei Durchbruchschlachten einen Namen gemacht hat. Es war der Oberstleutnant Bruchmüller. Er war ein frischer und reger, dabei lebenswürdiger Mann. Ich habe schon damals nicht so recht verstanden, warum man ihm einmal den blauen Brief gegeben hatte. Bei den meisten der verabschiedeten Offiziere, die ich in Zoppot kennengelernt hatte, war ich weniger verwundert über die frühe Verabschiedung gewesen. Bald zog die Fußartillerie ins Feld, und ich verlor ihren Kommandeur aus dem Auge. Als ich drei Jahre später nach dem Westen kam, erzählte man mir, daß wohl bald etwas los sein werde, denn der „Durchbruchmüller“ habe sich sehen lassen. Auf meine Frage erklärte man mir, daß dies der Oberst Bruchmüller sei, der regelmäßig die Durchbruchschlachten artilleristisch vorzubereiten pflege. Es war in der Tat der Kulmer Bruchmüller. Da bedauerte ich beinahe, daß ich in Kulm auf sein Angebot, mich vom Festungsfuhrpark als Batterieführer zu seinem Bataillon zu übernehmen, nicht eingegangen war. Um so stolzer war ich aber nachträglich über die überaus freundliche Anerkennung, die Oberstleutnant Bruchmüller meiner gesamten Tätigkeit damals gezollt hat.

Kulm wurde immer leerer von den Truppen, die ich dort bei meinem Eintreffen vorgefunden hatte. Um so mehr drängte mich mein Herz an die Front, zumal wenn ich Infanterie mit dem Kameradenlied und dem anschließenden „Gloria, Gloria — —“ ausrücken sah. Da stürzten mir oft die Tränen in den Augen. Ich mußte ins Feld und war krank vor Sorge, daß wir zu schnell siegen würden, und ich gar nicht mehr an den Feind käme. Hätte ich geahnt, daß hernach dies Glück sich für mich auf viele Jahre ausdehnen würde, ich hätte am Ende meinen Vorwärtsdrang bezähmt, zumal mein Dienst in Kulm mich befriedigte und ganz und gar erfüllte. Denn nicht nur im Felde ist der Mann etwas

wert, sondern auch bei der Mobilmachungsarbeit. Da muß man frisch und schnell entschlossen sein und wie es im Faust heißt, „das Mögliche beherzt sogleich beim Schopfe fassen“.

Auf mein Drängen erreichte ich beim stellvertretenden Generalkommando in Danzig meine Versetzung zur Ersatzabteilung des 36. Feldartillerieregiments in Marienburg zwecks Verwendung an der Front. Ich war also nunmehr wieder richtiggehender Feldartillerist.

Bei der Ersatzabteilung in Marienburg war ich kaum mehr als eine Woche. Damals waren die beiden Ersatzbatterien schon mobil gemacht und unter Zurücklassung einiger Ausbildungsgeschütze dem Grenzschutzdetachment bei Mława zugeteilt. Es waren nur wenige Geschütze, die zur Ausbildung nötigen Pferde, ein Vorrat von Ersatzpferden und die Rekrutendepots zurückgeblieben. Etwa 600 Mann und 150 Pferde im ganzen. Ich als ältester Offizier übernahm das Kommando. In dieser Zeit wurden aus dem Felde Mannschaftsersatz, insbesondere an Fahrern, eingefordert. Ausgebildete oder auch nur angelehrte Fahrer waren nicht mehr da; ich suchte nun Leute aus, die vom Lande waren und erklärten, mit Pferden umgehen und reiten zu können; dann setzte ich sie auf die Pferde, ließ sie einen kleinen Galopptritt auf nackten Pferden machen und beobachtete die Reiter. So waren die Leute wenigstens auf ihre Courage hin erprobt. Nach meinen eigenen später im Felde gemachten Erfahrungen zweifle ich nicht daran, daß sie bei dem Regiment, auf die einzelnen Formationen verteilt, und unter zuverlässige Fahrer gesteckt, von Anfang an leidlich und nach kurzer Zeit gut funktioniert haben. Jedenfalls brachten alle den guten Willen mit; es war nur die Gefahr, daß sich gänzlich reitunkundige Jungen meldeten, um nur herauszukommen und diese Gefahr war durch die Reitprobe vermieden. Denn alles brannte damals darauf, ins Feld zu gehen. Wie ich selber.

Noch brennender wurde mein Wunsch, als ein Oberleutnant der Landwehr zur Ersatzabteilung kam, der etwas dienstälter war als ich, und als dieser das Kommando der Ersatzabteilung erhalten sollte. Über nichts habe ich mich mehr gewundert. Denn der Herr brachte keineswegs den Ruf hoher Zuverlässigkeit mit und hat sich alsbald auch entsprechend benommen. Noch rätselhafter wird es mir bleiben, daß man solchen Herrn auf diesen verantwortungsvollen Posten trotz offenkundig von ihm verschuldeter Mißstände sehr lange geduldet hat. Man hat mir mancherlei über diesen Herrn erzählt. Besonders mißliebiges Aussehen erregte es, daß er, nachdem er Pferde angekauft hatte, hernach mit den Pferdehändlern zusammen kneipte und sich dadurch einem vielleicht ganz ungerechtfertigten Verdacht aussetzte. Natürlich ging die Kneiperei

auf Kosten der Pferdehändler. Die militärischen Heimatsbehörden waren leider weniger kritisch. Allmählich stank die Sache jedoch zum Himmel, und ein felddienstunfähig gewordener aktiver Major des Regiments löste ihn ab. Der kehrte mit eisernem Besen aus und machte sogar eine Anzahl durch Schiebung zustande gekommene Beförderungen rückgängig. Daß jener unglückselige Herr, der die Abteilung bisher mit so wenig Würde geführt hatte, so lange auf diesem wichtigen Posten geduldet wurde, lag wohl lediglich an der Tatsache, daß er sehr gut aussah, eine gute Figur auch zu Pferde machte und Vorgesetzten gegenüber höchsten Respekt zur Schau trug.

Unter diesen Umständen war ich natürlich sehr glücklich, als ich ein paar Tage später zur mobilen Ersatzabteilung des Feldartillerieregiments Nr. 36 versetzt wurde, die damals bei einem Grenzdetachement in Mlawa stand. Die Abteilung, der als 3. Batterie eine Gardeerzähbatterie beigegeben war, machte einen tadellosen Eindruck; Erziehung, Pferdehaltung, Verpflegung und Stimmung waren ausgezeichnet. Von Mlawa machten wir mitunter kleine Spazierfahrten in die Umgebung und beschossen uns ein wenig aus der Ferne mit einer russischen reitenden Batterie; sie stand unter dem Kommando eines baltischen Barons, der offenbar seinen Kram verstand. Keine Partei meinte es recht ernst. Immerhin hatten wir einmal einen Toten. Als wir den Gefallenen heimfahren wollten, und uns ein Fuhrwerk fehlte, hielten wir einen Wagen an, der die Leiche nach Mlawa bringen sollte. Der polnische Bauer verstand nicht recht, was er sollte, oder stellte er sich nur dumm? Ich sagte darauf zu einem Stangenreiter, der polnisch sprechen konnte, er möge doch einmal mit dem Manne reden. Mein Stangenreiter stieg vom Pferde und haute dem Bauern eine runter. Nun verstand der Mann plötzlich, was er sollte, und fuhr den Leichnam, von einem Unteroffizier begleitet, nach Mlawa.

Anfangs stand ich bei der ersten Batterie. Sehr erfreute es mich, dort in dem mir zugewiesenen Zimmer einen Poppoter Landsmann anzutreffen; er hatte aus Landsmannschaftlicher Zuneigung das für mich bestimmte Zimmer ausgeschmückt und empfing mich mit rührender Freude. Mit dem Hauptmann dieser Batterie, einem pommerschen Rittergutsbesitzer, bekam ich jedoch keine rechte Fühlung. Er war etwa in meinen Jahren und durchaus kein wertloser, vielmehr ein kluger, tätiger und energischer Mann, aber dienstlich viel zu scharf und recht überheblich; auch außerdienstlich duldete er keine anderen Götter neben sich, und es behagte ihm offenbar nicht, einen Mann wie mich bei der Batterie zu haben, den die jüngeren Offiziere nicht mit weniger Respekt behandelten als ihn selber.

Es war daher ihm, wie mir, sehr lieb, daß ich alsbald zur zweiten Batterie versetzt wurde. Diese führte ein Staatsanwalt, der nicht so überforsch war, jedoch in Mannschaftserziehung und Batterieverwaltung mindestens daselbe leistete, wenn es ihm auch nicht lag, einen glänzenden Schein darzustellen, worin der Führer der ersten Batterie besonders groß war.

Von der zweiten Batterie aus, bei der ich mich sehr wohl fühlte, kam ich nach Jüterbog auf Batterieführerkursus, um meine artilleristischen Kenntnisse frisch aufzubügeln. Ich kam mir in den Lehrsälen so eingesperrt vor, wie die Schüler bei Kriegsausbruch im Klassenzimmer.

Nach Beendigung des Kursus und einer Unterbrechung der Reise von wenigen Stunden in Zoppot ging ich wieder zur Truppe, die nach Zeitungsmeldungen und Mitteilung des Generalkommandos im Kampf war. Die ganze Besatzung von Mawa hatte sich vor überlegenen feindlichen Kräften, die Mawa einzuschließen drohten, bis westlich Soldau zurückgezogen und die Russen drängten nach.

Mit der Eisenbahn traf ich — es war am Abend des Tages vor der Schlacht bei Soldau — in der Nähe des Gefechtsfeldes ein. Der Zug hielt im freien Felde. Ein Gefährt, das dort stand und zum Divisionsstab gehörte, nahm mich zur Division mit, und von dort aus wurde ich zu unserer Abteilung und von der Abteilung zur zweiten Batterie befördert, wo ich am späten Abend eintraf. Die Mannschaften fand ich dort wundervoll eingebaut und vor der mörderischen Kälte geschützt. Die Offiziere dagegen quartierten in einer Kate, die sich nicht heizen ließ, ohne aus dem Schornstein Funken zu werfen, aus welchem Grunde der Hauptmann aus übertriebener Vorsicht vorzog, nicht heizen zu lassen. Es war bitterkalt und eine der ungemütlichsten Nächte, die ich im Felde erlebt habe. Bald lief ich heraus, um mich durch Hin- und Herlaufen zu erwärmen; bald ging ich wieder hinein, um mich aus der schneidenden Kälte in eine mäßigere Temperatur zu retten. Im Morgenrauen führen wir aus der sogenannten „Nachtstellung“, die damals dort Mode war, in die „Tagesstellung“. Mir war ein Pferd noch nicht zugeteilt, und ich mußte, nachdem ich unterdessen beritten gemacht worden war, der vorausfahrenden Batterie folgen. Als ich gerade zu Pferde gestiegen war, begegnete ich dem gerade eintreffenden Abteilungsstab, der hier seine Beobachtungsstelle hatte. Da ich wiederholt zischende Geräusche wie „bs, bs, bs“ gehört hatte, äußerte ich harmlos zum Abteilungscommandeur, daß das wohl Infanteriegeschosse seien; er wollte davon nichts wissen und schien meine Beobachtung für das Zeichen einer gewissen Nervosität zu halten. Drei Minuten später lag sein Adjutant tödlich getroffen neben ihm. Ich hatte also doch richtig gehört. Nach ein paar Minuten in schneller Gangart erreichte

ich die Batterie. Sie war auf ihre sogenannte Tagesstellung zu-
 gefahren, hatte aber im Nebel starkes Infanterief Feuer bekommen, so
 daß mehrere Pferde verwundet wurden und hatte umkehren müssen.
 Oder nein: Sie hatte wohl schon in der Tagesstellung abgeprobt,
 denn ein Geschütz war stehen geblieben. Ich riß die Fahrer mit der
 Lafettelosen Proke an mich und kehrte um, das Geschütz zu holen. Das
 gelang auch. Dabei ging aber irgendwie die Proke kaputt; mir ist so,
 als ob der Prokhaken abbrach. Nun ließ ich die Stangenreiter mit der
 Proke allein fahren und spannte die vier Vorderpferde direkt an den
 Lafettenschwanz, wie ich es in der Ausbildung als Einjähriger bei den
 Herstellungsarbeiten gelernt hatte. Das Geschütz wurde ohne Verluste
 gerettet. Es klangen aber, während wir flüchteten, aus dem Nebel immer
 deutlicher die „ura-ura“-Rufe der sich nähernden Russen, die die Sol-
 dau überschritten und unsere Infanterie geworfen hatten. Bald stießen
 wir im Nebel auf die Batterie, die inzwischen abgeprobt hatte und der
 Dinge harrete, die da kommen sollten. Geschossen konnte nicht werden, denn
 im Nebel war nichts zu sehen; und wo waren die Russen, wo die Unseren?
 Inzwischen mehrten sich die einschlagenden und vorbeiziehenden Infan-
 teriegeschosse, und es wurden wiederum Pferde verwundet und sogar
 getötet. Der Batterieführer tat also recht daran zurückzugehen. Denn wo-
 zu sich selber totschießen lassen, wenn man seinerseits nicht schießen kann?
 Während die Proken eintrafen, tauchte aus dem Nebel unsere flüchtende
 Infanterie auf; ein Bizefeldwebel, nach Aussehen und Auftreten ein
 Reserveoffiziersaspirant, trat auf mich zu und fragte mich, ob ich einen
 Gegenstoß empfehle. Ich konnte nur entgegnen, daß ich erst in der Nacht
 angekommen sei und die Lage nicht übersähe; wenn er, wie seine Frage
 zeige, den Vorstoß für richtig halte, so solle er die Verantwortung nicht
 scheuen. Er hat den Gegenstoß gemacht und wahrscheinlich dadurch unseren
 Rückzug und unser erneutes Auffahren erleichtert. Inzwischen sank der
 Nebel und unsere Artillerie konnte zu wirken beginnen, ohne daß die
 feindliche Artillerie, welche die Soldau nicht hatte überschreiten können,
 uns beschießen konnte. Dennoch erlebte ich an diesem Tage ein sehr bedroh-
 liches Bild. Als wir in offener Feuerstellung aufgefahen und eine
 längere Zeit die russische Infanterie beschossen hatten, näherte sie sich
 schließlich uns in Schützenlinien am ganzen Horizont auf etwa 1200
 Meter und seitlich näher. Wir aber hatten keine richtige Seitendeckung.
 Das war recht brenzlich. Doch schossen wir bis zum letzten Moment.

Kurz bevor die Batterie nach rückwärts ausprogen mußte, schickte mich
 der Abteilungscommandeur mit dem mir noch heute unverständlichen
 Auftrage nach vorn zu unserer Infanterie, ich solle feststellen, mit welchem

Witter unsere Infanterie den Feind beschöffe. Ich kam in die Infanterielinie gesprengt, als die Infanterie gerade vor den auf etwa 600 Meter herangedrungenen Russen sprungweise zurückzweichen begann. Natürlich war die schöne große Reiterscheibe, die ich bot, fortan der feindlichen Infanterie ein willkommenes Ziel; wie ein Wunder sind Kopf und Ketter jeder Verwundung entgangen. Allerdings ritt ich „auf Deuwel komm' raus“. Die Batteriestellung war schon verlassen, als ich zurückkam. Nur ein zurückgebliebenes Geschütz bezeichnete ihren früheren Platz. Ich holte die flüchtende Proze zurück. Wir erhielten aber, als wir gerade aufprogen wollten, so starkes Infanteriefeuer, daß ein Mann und zwei Pferde verwundet wurden. Ich gab daher den Bergungsversuch auf und wir machten uns im Galopp davon. Wir haben übrigens das Geschütz nicht verloren, sondern am Abend noch auf derselben Stelle gefunden. Denn die Russen hatten sich hernach, soweit sie die Soldau überschritten hatten, gefangengeben müssen. Es blieb ihnen weiter nichts übrig, wenn sie nicht völlig vernichtet werden wollten. Am nächsten Tage sah ich mir ihren letzten Schlupfwinkel, einen breiten Steinbruch, an, in dem sich eine russische Kompanie zuletzt zu tapferer Gegenwehr eingenistet hatte; am Oberrande hatten sie sich eine Art Galerie eingestochen und von dort aus geseuert. Obwohl die Russen nicht nur ihre Verwundeten, sondern aus Pietät auch ihre Toten fortschaffen, lagen oder saßen dort noch etwa fünfzig tote Russen, manche im Gewehranschlag mit eingeschossener Schädeldecke. Es war ein unheimlicher Anblick. Nicht weit davon war übrigens die Hauptstelle des russischen Durchbruchs bei Niederhof. Dort sah ich auf einer Fläche von vielleicht vier Morgen sechzig Gefallene liegen, darunter viel mehr Deutsche als Russen. Nie werde ich vergessen das Bild eines toten Bizetfeldwebels, der, auf den Ellenbogen gestützt, eine Ansichtskarte anzusehen schien, die seine Familie beim Frühstückstisch im Freien darstellte. Sein Gesichtsausdruck war der eines Lebendigen. Es ist auffallend, wie viele der im offenen Gefecht gefallenen Soldaten einen ganz und gar lebendigen Gesichtsausdruck haben.

Der so trübe beginnende Tag endete also siegreich. Als ich am frühen Morgen unsere Truppen zurückfluten sah, da hatte ich zu mir selber gesagt: „Dein erster Kriegstag fängt schön an“. Nun war es wirklich ein schöner Sieg geworden. Abends waren wohl an 3000 Gefangene gemacht; meist sibirische Schützen, prächtige große Leute mit hohen Pelzmützen und blonden Haaren von beinahe germanischem Typ. Es war eine russische Elitetruppe.

Am Abend standen wir neben der Chaussee, die vorwärts nach Soldau führt. Da merke ich plötzlich Leben auf der Chaussee, und ich sehe, wie eine,

wie die zweite, wie die dritte Kompagnie aus dem von uns eroberten Soldau wieder zurückkommt. Ich im Geschwindschritt zum Abteilungs-kommandeur nebenbei und melde ihm das. Der sagt: „Wannow, wenn Sie es irgend noch schaffen können, so reiten Sie selbst die vier Kilometer zurück zur Division und melden, was Sie gesehen haben; sonst glaubt es kein Mensch, und jeder erklärt die Meldung für Phantasie“. Es wäre in der Tat so gekommen. So hatte der Zufall es gewollt, daß an diesem Morgen unser Abteilungsveterinär, mein Freund Falk, der sich morgens gern mit dem Fernglas zu schaffen machte, als Erster russische Truppen bei Soldau bemerkt hatte. Er meldete dies dem Generalstäbler. Der aber sagte ihm, daß er nicht Tatarennachrichten verbreiten solle.

Ich ritt also auf Wunsch des Abteilungskommandeurs zur Division und traf den hohen Divisionsstab einschließlich der 2. Staffel beim Abendbrot. Ich mußte vor der ganzen Korona mein Verslein aussagen, und der General ersuchte seinen Generalstäbler um einen Vorschlag. Der äußerte: „Dann nehmen wir Soldau morgen noch mal“. Dazu meinte ich ganz harmlos im Gesprächston, ob es nicht einfacher wäre, einen berittenen älteren Offizier mit ein paar Unteroffizieren vor die Tore Soldaus zu schicken und die Infanterie nicht herauszulassen. Ich sagte das auf die Gefahr hin und beinahe in der Erwartung, mit diesem unerfreulichen Dienst, so überanstrengt ich war, selber betraut zu werden. Doch Schweigen ringsum. Dennoch aber war ich mir damals nicht voll klar darüber, wie sehr diese Einmischung eines Landwehroffiziers in hohe strategische Dinge befremdet hatte. Ubrigens blieb das Weichen unserer Infanterie unschädlich. Die Russen hatten es nicht bemerkt, und unsere Infanterie konnte am nächsten Morgen ohne Kampf wieder in Soldau einrücken. Der Generalstäbler kam also um den neuen Sturm auf Soldau, was die braven Infanteristen gewiß nicht bedauert haben.

Als ich nach diesem Intermezzo zur Batterie zurückkehrte, hatten sich die Offiziere gerade in einer Kiste auf ihrem Stroh ausgestreckt. Nur mein Bursche war noch auf und reichte mir ein Kochgeschirr voll Erbsenkonserve. Zum Erstaunen aller trank ich diese dicke Suppe — es war natürlich auch zerkochtes Konservenfleisch darin — in zwei oder drei Zügen aus, ohne richtig abzusehen, nur Atempausen. Nie hat mir etwas besser geschmeckt, und nie habe ich mir meine Nahrung schwerer verdient. Dann legte ich mich hin und schlief inbrünstig. Denn ich war müde zum Umfallen. Ob die anderen ebenso gut geschlafen haben weiß ich nicht. Denn ich schnarche, wenn ich richtig müde bin, wie eine Sägemühle.

An diesem Tage hatten wir zwei Tote und etwa sechs Verwundete. An Pferden hatte die Batterie etwa sechs tote und zehn verwundete.

Am nächsten Tage — es kann aber auch ein oder zwei Tage später gewesen sein — wurde ich Führer der zweiten Batterie. Der bisherige Führer meldete sich krank und ging nach Hause. Wie ich später erfuhr, hatte ihm der Hauptmann der ersten Batterie, der leider unterdessen die Abteilung bekommen hatte, geraten, sich krank zu melden; auf deutsch gesagt: ihn nach Hause geschickt. Damals glaubte ich noch an eine wirkliche Erkrankung.

Schon vorher war ich bei der Batterie und ich glaube auch bei den Batterieoffizieren beliebt. Als Führer war ich in wenigen Tagen mit der Batterie zusammengewachsen. Mein „Oberleutnant“ war ein mir schon aus Friedenszeiten bekannter aktiver Leutnant; der hatte im Frieden schlecht abgeschnitten, weil er, obwohl der Sohn eines Generals, keine rechte Figur vor der Front machte und lasch wirkte, auch in der Tat sich in seiner Haltung etwas gehen ließ. An seinem jetzigen Posten im Felde war er aber ein über dem Durchschnitt brauchbarer und insbesondere ein völlig furchtloser Offizier. Auch waren die älteren Landwehrleute ihm dankbar, daß er so gar nichts vom Kasernenhosten am Leibe hatte. Die Mannschaften waren nämlich durchschnittlich ältere Leute, darunter sehr viele Hamburger Werftarbeiter; unter den wenigen Jüngeren waren etwa zehn Studenten der Technischen Hochschule in Danzig, die bald mit den Hamburger Werftarbeitern eine Art Berufsfühlung hatten und mit ihnen sehr gut auskamen. Mit solchen Leuten wurde ein weniger scharfer Offizier naturgemäß besser fertig. Daneben waren drei Witzewachtmeister der Reserve da, die Offiziersdienst taten. Von denen war immer einer tüchtiger und brauchbarer als der andere; nicht nur im eigentlichen militärischen und artilleristischen Sinne; sie verstanden es auch ausgezeichnet, obwohl keiner von ihnen über 23 oder 24 Jahre alt gewesen sein wird, mit ihren an Jahren meist viel älteren Untergebenen umzugehen, und wetteiferten miteinander in der Fürsorge für ihren Zug. Wenn überall in der Armee so gute Offiziere gewesen wären, wie damals bei der zweiten Ersatzbatterie des Feldartillerie-Regiments Nr. 36, so hätte die Verhekung nicht um sich greifen können. Sie waren selbst dem damaligen vorzüglichen Offiziersdurchschnitt bei weitem über. Der eine von ihnen, der Referendar Göh, Sohn des Sanitätsrats Göh aus Danzig, und mithin ein Angehöriger der Familie, der die Frau meines Urgroßvaters Deschner entstammte, ist leider später gefallen, ein anderer, der Leutnant Staudinger, ist heute ein bekannter Rennreiter. Jeder meiner Offiziere war mir lieb und sympathisch.

Nicht anders war meine innere Einstellung zu den Unteroffizieren und Mannschaften. Den älteren Leuten lag ein älterer Vorgesetzter,

und allen lag meine Art, die kameradschaftlich und gar nicht zugeknöpft war. Im Dienst freilich ging es durchaus frisch her. Die Leute merkten bald meine Fürsorge und mein menschliches Interesse für sie, und bald war es so, als ob wir von Kriegsbeginn nebeneinander gefochten hätten und zusammengehörten. Sie wären für jeden Führer, der für sie zu sorgen und sie zu nehmen verstand, durchs Feuer gegangen. Dabei waren die Hamburger Werftarbeiter sicher alle „rot“. Ich hätte mir aber nichts Schöneres denken können, als an der Spitze dieser Batterie zu bleiben. Aber der Mensch denkt, Gott lenkt. Der neue Herr an der Spitze der Abteilung fand schon als Führer der ersten Batterie, daß es bei der zweiten Batterie schlapp hergehe; es wurde ihm nicht genug geschimpft; ich erinnere mich seines ernst gemeinten Wortes: „Vor einem richtigen Kommandeur müßte jeder Untergebene ständig die „Ho . . .“ voll haben“. Das war in Sachen der Disziplin sein Glaubensbekenntnis. Weil es nun bei der zweiten Batterie so ruhig herging, dachte er, daß dort nicht Ordnung gehalten würde. Den Verdacht hatte er gegenüber dem früheren Führer, und den Verdacht hatte er noch mehr gegen mich, als er die freie und kameradschaftliche Art beobachtete, in der ich mit meinen Leuten umging. Es war seine ehrliche Überzeugung, daß auf diese Art Disziplin nicht zu erhalten sei. Und so sprach er bald offen aus, daß ich ja ein ganz gewissenhafter eifriger Offizier sei, aber auf die Dauer nicht verstehen würde, die Disziplin zu erhalten. Einem gewissen Herrn von der Division war das ein gefundenes Fressen; und es fand sich bald der Anlaß, mich zu Fall zu bringen. Ich beschloß bei unsichtigem Wetter russische Schützen, denen sich unsere Infanterie näherte. Es kam nun die übliche Klage der Infanterie, daß Schüsse meiner Batterie bei ihnen einschlugen. Die Richtigkeit solcher Meldungen ist schwer zu kontrollieren. Oft hält die Infanterie feindliche Einschläge für Schüsse der eigenen Batterie. Oft meldet sie auch schon übertreibend Schüsse als in die eigene Linie gegangen, wenn die Schüsse ihr auch nur bedrohlich nahe erscheinen. Übrigens lassen sich Kurzschüsse, wenn unsere Infanterie scharf am Feinde ist, überhaupt nicht vermeiden, sie liegen schon in der allgemeinen Streuung, in der natürlichen Beschränkung der Beobachtungsverhältnisse und in der natürlichen Beschränkungen der Organe der Batterie vom Batterieführer bis zum Richtkanonier abwärts; ich habe Batterieführer gekannt, die, wenn unsere Infanterie dem Feinde nahe war, aus Angst vor der Nachrede der Infanterie stets viel zu weit schossen und infolge dieser Vorsicht zwar unsere Infanterie ganz außer Gefahr gelassen, aber auch dem Feinde nichts angetan haben, weil auch dieser überschossen wurde. Dabei hat Ludendorff mit Recht immer wieder empfohlen, daß unsere vorstürmende

Infanterie in das eigene Artillerief Feuer hineinlaufen sollte, weil erfahrungsgemäß die eigenen Verluste bei diesem Verfahren nicht so groß sind, als wenn die feindliche Infanterie sich von unserem Artillerief Feuer schon erholt hat. Ich wurde also von der Batterieführung abgelöst. Der artilleristische Vorwurf war ein purer Unsinn und auch nur Vorwand. Ich hinterließ die Batterie in derselben musterhaften Ordnung, in der ich sie übernommen hatte. Ich glaube nicht, daß jemand seine Batterie besser in der Hand haben konnte. Ich erinnere mich noch, wie bei einem nächtlichen Rückzug ein Geschütz etwa eineinhalb Meter steil herab von der Straße abstürzte, und meine Leute — ich war natürlich mit ihnen zurückgeblieben, wie es sich gehört —, mit Langtau und Hebel die schwere Last überraschend schnell wieder auf die Straße hoben. Ich erinnere mich auch noch, wie es einmal bei nasstem Wetter meinen Fahrern auf meinen Befehl gelang, die frierenden Pferde auf einer recht steilen breiten Stiege in das erste Stockwerk einer Fabrik heraufzubringen. Schwerer war es freilich am nächsten Morgen, sie wieder herunterzuführen. Aber auch das ging, und wir hatten am nächsten Morgen gut erholte Pferde.

Übrigens kam, als ich abgelöst wurde, der Wachmeister ganz aufgeregt zu mir und fragte, ob denn wirklich die Batterie, wo jeder Unteroffizier und jeder Mann sich keinen anderen Führer wünsche, sich meine Ablösung gefallen lassen müsse. Mir blieb aber leider nichts weiter übrig, als diesen treuen Mann zu beruhigen, obwohl seine Entrüstung über den schädlichen Eingriff in den Organismus der Batterie berechtigt war. Hätten viele Führer ihre Truppe so in der Hand gehabt, wie ich, es hätte eine Revolution gewiß nicht gegeben. Die willkürliche Lösung eines solchen herzlichen Vertrauensverhältnisses zwischen einem Führer und seiner Truppe ist ein militärisches Verbrechen. Es geht dabei ungeheuer viel innerer Zusammenhang und damit Kampfkraft verloren. Aus Gerechtigkeit gegenüber meinem damaligen gestrengen Abteilungsführer will ich jedoch erwähnen, daß einige Monate später ein mir gut befreundeter und durchaus verständiger aktiver Oberleutnant zu mir äußerte: „Wannow, Du bist ein sehr guter Soldat, aber als Offizier bringst Du Dich um den Respekt. Du redest zu viel mit den Leuten!“ Aus Gerechtigkeit mir selber gegenüber aber muß ich betonen, daß bei jeder Formation, die ich später geführt habe, anerkanntermaßen musterhafte Ordnung und namentlich meine völlige Beherrschung meiner Untergebenen zutage getreten ist. In Mazedonien hatte ich die Führung einer Batterie erst wenige Wochen. Nun kam die Briessperre, und die Briespost wurde im Auftrage der Obersten Heeresleitung nachgelesen, um die Stimmung der Truppe festzustellen. Da hieß es dann im Bericht: „Stimmung bei

Feldartillerie-Regiment Nr. 209 durchschnittlich. Es fällt auf, daß die Leute der 4. Batterie fast in jedem Briefe von ihrem Hauptmann Wannow mit großer Anerkennung und Liebe schreiben und berichten, daß er mit jedem von ihnen spreche; Hauptmann Wannow scheine seine Leute musterhaft in der Hand zu haben und ganz und gar zu beherrschen“. Für diese Feststellung ist mir weder von dem Regiment, noch von der Abteilung ein anerkennendes Wort gesagt worden. Meine Neigung, Untergebenen menschlich näher zu treten, wurde als eine Art Sport, ja als eine Sonderbarkeit angesehen, wenn auch nicht gerade verurteilt.

Ich blieb noch einige Tage bei der Batterie, da die Kampfhandlung noch nicht abgebrochen war. In diesen Tagen war das Weihnachtsfest. Ich hatte für reichliche Liebesgaben aus der Heimat gesorgt; die wurden nun unter einem anderen Batterieführer verteilt. Eine sehr schöne Liebesgabe kam für mich. Der Hotelbesitzer Gundlach aus Danzig sandte mir sechs Flaschen von allerköstbarstem Likör; die haben viel dazu beigetragen, meine Bitterkeit herunterzuspülen. Gleich nach Weihnachten, als es ruhiger geworden war, ging ich dann in die Heimat, um von dort aus wo anders unter dankbareren Vorgesetzten Kriegsdienst zu suchen. Von den Mannschaften nahm ich nicht Abschied. Es wäre mir zu schwer gefallen. Bei der Abmeldung wollte der Abteilungsführer mich veröhnen und nach abgebrochener dienstlicher Beziehung die menschliche Beziehung wieder herstellen: „Nun sind Sie mir wohl sehr böse, Wannow?“ „Jawohl, Herr Hauptmann“ entgegnete ich kurz und schob mit markiert dienstlichem Gruß von dannen.

Nach mir ist sein besonderer Protegé Batterieführer geworden, den er wohl von vornherein für diesen Posten vorgesehen hatte und den er ganz nach seinem Bilde geformt, auch seinen häufigen Einmischungen in die Batterie gefügig glaubte. Zu meiner Genugtuung hörte ich bald, daß er sich auch mit diesem Herrn nicht stellen konnte, und es alsbald zu schärfstem Krach gekommen ist. Diesmal mußte er darauf verzichten, den ihm mißliebig gewordenen Untergebenen ablösen zu lassen. Die Division hätte nicht mehr mitgemacht, da es der dritte Fall war.

Hier muß ich der Läuse gedenken, die damals im Bewegungskrieg in Russisch-Polen zum eisernen Inventar jedes Feldsoldaten gehörten. Niemand blieb verschont. Davor schützte keine Vorsicht und keine Vornehmheit. Komisch ist es, wenn sich jeder zunächst gegen den Verdacht, daß er Läuse haben könne, wehrt, und an ein bloßes Hautjucken glaubt, bis er dann die Bescheerung sieht. Nie werde ich vergessen, wie ich, als wir endlich einmal einen ruhigen Tag hatten und uns bei Tageshelle vom Lager erhoben, mein Hemde gegen die Morgensonne hielt. Es sah aus wie ein

Sternenhimmel, so übersät war es mit Läusen. Dieses war der Höhepunkt meines Erlebens auf dem Gebiet der Läuse. Später habe ich es selbst in schlimmsten Zeiten über drei bis vier Läuse nie gebracht.

Einige Tage später kehrte ich in die Heimat zurück. Zum ersten Male merkte ich, daß ich zu Hause nicht mehr zu Hause war. Die Front hatte meine Seele gefangen genommen. Der Familie und Heimat war ich fremd geworden. Auf meine Stimmung drückte auch die mir gewordene Behandlung. Es ist bitter, sein Bestes hinzugeben und nicht anerkannt zu werden; noch bitterer ist es, am Wirken des Guten verhindert zu werden.

Nach Beendigung des kurzen Urlaubs ging ich zur Ersatzabteilung Marienburg und zog wenige Tage später mit einem Pferdetransport wieder zur Front ab; und zwar zum aktiven Feldartillerie-Regiment Nr. 36, das in der Nähe der mit Blut in die Geschichte des Weltkrieges eingeschriebenen Orte Bolimow und Borczimow lag. Der Erste, den ich vom Regiment sah, war der Kommandeur der zweiten Abteilung. Vor dem Kriege hatte er an drei Zentner gewogen und konnte kaum noch beritten gemacht werden; jetzt wog er nur noch 160 Pfund; ich hätte ihn, obwohl ich ihn seit mehr als zwanzig Jahren sehr genau kannte, nicht wieder erkannt, wenn er mich nicht angesprochen und mir schließlich seinen Namen genannt hätte; auch später habe ich keine Spur der Ähnlichkeit zu seinem früheren Aussehen finden können; er ist während des Krieges an einer Herzkrankheit gestorben.

Das Regiment schickte mich zur dritten Batterie, deren Führer Hauptmann Fiebranz war, der später meine Nichte Gertrud Wannow aus Kotoschken geheiratet hat. An Batterieoffizieren waren dort außer mir ein aktiver Oberleutnant, zwei Leutnants und ein Wizewachtmeister der Reserve. Im Hintergrunde wurde bald darauf das Reserve-Feldartillerieregiment Nr. 36 aufgestellt; da wurden schon ältere Leutnants Batterieführer. Ich habe mich gewundert, daß ein Ausgleich nicht stattfand, obwohl an die Reserveregimenter anscheinend nicht geringere Anforderungen gestellt wurden als an uns.

Es war, was Kriegstätigkeit anbetrifft, eine ruhige Zeit; und trotz außerordentlich guter kameradschaftlicher Verhältnisse war die Längeweile nicht ganz zu überwinden, obwohl sie mit Alkohol kräftig bekämpft wurde. So erinnerte ich mich eines Tages meiner Freundschaft mit dem Kommerzienrat Stobbe aus Tiegendorf und meines alten Mitjährigen Dr. Mendthal aus Königsberg, der ebenfalls Großdestillateur war, und sandte jedem eine von den Batterie Kameraden mitunterschiedene Postkarte, in der wir dringlich um eine nicht zu knappe Liebesgabe ersuchten. Kurze Zeit später kamen mit derselben Post von Stobbe und

von Mendthal je eine Kiste bessere Schnäpfe. Als wir gerade diese Schnapsflut im Handumdrehen vertilgt hatten, traf hoher Besuch in unserer Feuerstellung ein, der Danziger Bahnhofskommandant, ein Oberregierungsrat, dessen Sohn bei uns Vizewachtmeister war. Es ist unmöglich, daß ihm unsere gehobene Stimmung entgangen sein kann. Er hat sich aber sehr wohl bei uns gefühlt und uns dies später wiederholt bestätigt.

Eines Tages verrenkte ich mir die Hand und mußte zum Lazarett. Als ich gerade unser Quartier verlassen hatte, schlug ein Schrapnell in unsere Stube ein. Es fand dort einen Offizier und zwei Burschen vor, ohne sie zu verletzen. Alle drei haben sofort am Boden gelegen, sei es vom Luftdruck, sei es aus unwillkürlicher Reaktion. Keinem aber war etwas geschehen, obwohl einige Sprengstücke in den Wänden saßen. Die meisten Sprengstücke und Kugeln hatten sich in der Mantellecke unter den Mänteln verfangen, in deren Mitte das Geschloß detoniert war; die Mäntel sahen aus, wie von Mäusen zerfressen. Wäre ich noch im Unterstand gewesen, so hätte ich leicht getroffen werden können. Es war sehr leichtsinnig, daß wir in dieser völlig ungeschützten Kiste nahe der Batteriestellung, also in Reichweite der russischen Feldgeschütze, am Tage quartierten, während die Batterie eingegraben lag. Uns störte auch nicht, daß russische schwere Geschütze alle paar Tage eine der Kisten des Dorfes zusammenschossen; es würde ja nicht gerade uns treffen. Überhaupt war damals der Soldat noch recht unbesorgt und sehr leichtsinnig. Ich erinnere mich, daß einmal Nachts lebhaftes Gespräch aus dem Fernsprecher bemerkbar waren, und Hauptmann Stebranz, der stets den Hörer neben sich liegen hatte, anfragte, was denn los sei. Ihm wurde geantwortet, daß ein Trupp Russen unsern Schützengraben überschritten hätte, die Sache aber nicht schlimm sei, denn die Unseren wären bei einem erfolgreichen Gegenstoß. Wir blieben alle ganz ruhig liegen. Dabei hätte im nächsten Moment ein Russe in unseren Unterstand treten und uns abtun können. Ich erinnere mich auch, daß die meisten es verschmähten, bei nahem Geschloßeinschlägen vor Sprengstücken Deckung zu nehmen oder sich hinzuwerfen. Namentlich erinnere ich mich eines riesengroßen Vizewachtmeisters, mit dem ich durch einen Laufgraben zum Schützengraben ging. Mich deckte der seitliche Erdaufwurf vor Sicht, wenn auch nicht vor Wirkung, er dagegen überragte die Deckung um Kopfhöhe, und die Russen eröffneten nun auf sechs- bis achthundert Meter ein kleines Schießen nach dieser beweglichen Kopfscheibe. Ich konnte ihn kaum dazu bekommen, gebückt zu gehen; allmählich reckte er sich immer wieder in die Höhe. Schließlich ließ ich ihn fünfzig Meter hinter mir gehen, um nicht etwas von dem ihm

bestimmten Schützenfeuer abzubekommen. Denn der Soldat soll es vermeiden, auf fremde Rechnung totesgeschossen zu werden. Die eigene Gefahrgance ist gerade groß genug.

Noch vor einer zweiten Gefahr bewahrte mich die Handverrenkung. Der Regimentskommandeur des 36. Reserve-Feldartillerieregiments, das hinter unserer Front bereit stand, hatte mir eine Batterie zugesagt. Nun zog die betreffende Abteilung zu einem Gefecht aus, ehe ich wieder dienstfähig war und dort die Batterie übernehmen konnte. Die ganze Abteilung, also auch die mir bestimmte Batterie, wurde von den Russen geschnappt, und Roß und Reiter sah man niemals wieder. Es ist nicht wahrscheinlich, daß ich — wenn ich bei der Abteilung gewesen wäre — sie vor diesem Geschick bewahrt haben würde; ich hätte sicherlich ihr Schicksal geteilt. Meine Familie und ich haben also alle Veranlassung, der Handverrenkung dankbar zu sein. Nach zwei Wochen war ich wieder beim Feldartillerie-Regiment Nr. 36.

Da die feindliche Fliegertätigkeit sich mehrte, wurde eine Fliegerabwehrbatterie aufgestellt, und ich wurde ihr Führer. Mein erster Schuß machte mich für vierundzwanzig Stunden berühmt. Es war nicht nur von uns, sondern von vielen Stellen aus beobachtet worden, daß der beschossene feindliche Flieger flügellos nach Hause abzog und nicht allzuweit hinter der feindlichen Linie niederging. Ich hätte mich nun krank melden sollen, um meinen Ruhm zu behalten. Denn in den nächsten Tagen schloß ich wiederholt auf Flieger, jedoch immer weit daneben, wie es überhaupt ein Wunder ist, wenn man einen Flieger trifft. So kam ich schnell um meinen jungen Ruhm.

Dagegen erwarb ich mir in jener Zeit ein wirkliches Verdienst, indem ich zwei Geschütze des neben uns in Stellung befindlichen Feldartillerie-Regiments Nr. 72 aus dem Schützengraben holte, die dorthin mit großem Verlust eingebracht waren, und die herauszuholen, sich bisher keiner recht getraut hatte. Die Bergung dieser Geschütze, die anderweit gebraucht wurden, war ein Tagesgespräch gewesen, und dieser oder jener wollte es machen, kam aber nicht zum Entschluß. Ich borgte mir nun von dem Führer des Fesselballons eine fünfhundert Meter lange Stahltrosse. Diese wollte ich an den Lafettenschwanz binden, die Trosse dann nach hinten aufrollen und daran die Pferde anspannen. Denn von dem Standort der Geschütze war der feindliche Schützengraben nur etwa dreihundert Meter entfernt, und es war sehr gewagt, mit Gespannen bis unmittelbar an den Standort der Geschütze zu fahren. Da stellte sich in dieser dunklen Nacht ein so rasender Sturm ein, als ob die Welt untergehen sollte; es war ein Wetter, daß sich kein Hund aus seiner Bude gewagt hätte, und höchst un-

gern auch der Soldat. Damit rechnete ich und wagte es nun, mit dem Gespann bis zu unserm Schützengraben zu fahren und erst das eine und dann das andere Geschütz zu holen. Wir blieben unbemerkt und es fiel auch nicht ein Schuß. Da ging plötzlich eine Leuchtrakete in unserem Schützengraben hoch und beleuchtete uns tageshell. Ich rief natürlich sofort „Haaaa—It“ und „Stillstehen“, damit wir nicht in der Bewegung noch mehr ins Auge fielen. In diesem Augenblick knattert drüben ein Maschinengewehr; ich aber dachte, daß die Sache nun recht brenzlich sei, und ob ich nicht „Helm ab zum Gebet“ kommandieren solle. Da verschwand die Belichtung, und auch das Maschinengewehrgeknatter setzte aus. Man hatte uns also nicht gesehen, sondern nur geschossen, um den Beobachtern die Ausnützung des Lichtscheins zu erschweren. Diese Tat fiel auf, und der Kommandeur des Feldartillerie-Regiments Nr. 72 sprach seinen ausdrücklichen Dank aus. Ich erwartete damals das E. K. 2, denn das hatte ich damals noch nicht, weil bei dem Grenzdetalement Eiserne Kreuze nur ganz vereinzelt gegeben worden waren; beim Feldartillerie-Regiment Nr. 36 aber trug schon jeder Offizier und jeder Unteroffizier das E. K. 2, ebenso ein sehr großer Teil der Mannschaften. Es war also beinahe peinlich für mich, ohne E. K. herumzugehen. Auf jeden Fall wirkte ich durch diesen Mangel nach außen wie ein Neuling an der Front. Meine höheren Vorgesetzten gaben sich aber selbst bei diesem außerordentlichen Anlaß nicht die Mühe, mich zu der Auszeichnung einzugeben, da in jener ruhigen Zeit Auszeichnungen nicht verteilt wurden, und man hätte extra schreiben müssen. Später habe ich das E. K. 2, wie man so sagt, nachgeworfen bekommen und zwar zusammen mit einem älteren Hauptmann der Landwehr, der anscheinend nur des E. K. halber auf ein paar Wochen aus der Etappe zur Front gekommen war.

Die beiden von mir geborgenen Geschütze kamen zu der hinter der Front aus aktiven Soldaten des XVII. Armeekorps neu gebildeten Division und zwar zum Feldartillerie-Regiment Nr. 209, zu welchem Regiment auch ich versetzt wurde. Wir wurden verladen, und es ging — wohin? Niemand wußte es, vielleicht nicht einmal der Divisionskommandeur. Wir hofften, daß es nach Italien ginge. Dem Deutschen sitzt nun einmal seit den Zeiten der Cimbern und Teutonen, seit der Völkerwanderung und den Römerzügen die Sehnsucht nach Italien im Blute. Erst als in Schlesien der Zug die Richtung nach Süden nahm, sagten wir uns mit Bedauern, daß Galizien oder vielleicht auch Serbien unser Fahrtziel sei.

Auf der ersten österreichischen Station empfingen uns zwei Offiziere unserer Verbündeten, ein Österreicher und ein Ungar. Die Ungarn hatten es sich nicht nehmen lassen, sich besonders vertreten zu lassen, teils aus

Vorliebe für uns Deutsche und teils zur Betonung ihrer Ebenbürtigkeit neben den Österreichern. Der Ungar, der offenbar seinen österreichischen Kameraden argern wollte, lobte die reichsdeutsche Armee auf Kosten der österreichischen über den Klee und kränkte ihn tief durch die in der Tat recht lieblose Bemertung, daß die Österreicher es leider versäumt hätten, deutsche Instruktionsoffiziere herbeizuziehen, wo doch die ganze Welt sich militärisch von Deutschland, Rußland oder Frankreich instruieren lasse. Mehr als dieser Gegensatz erfreute uns ein gutes Frühstück nebst kräftig mit Rum aufgebessertem Tee. Vielleicht wußten die Herren, daß wir östliche Preußen waren, und hatten etwas von ostpreußischem Maitrant läuten hören.

Bis zur österreichischen Grenze war die Fahrt sehr schnell gegangen; in Österreich-Ungarn aber lagen wir etwa zehn oder zwölf Tage auf der Bahn; die Schienenstränge waren verstopft.

Schön war die Fahrt durch Galizien, das landschaftlich an Ostpreußen erinnert; noch schöner aber war die Fahrt durch Ungarn. Mein Hauptmann und ich saßen meist auf einer offen verladenen Lafette und genossen die Schönheit der Natur und die begeisterte Begrüßung der Bevölkerung mit vollen Zügen. Namentlich im Ungarland, das wie mit blühenden Akazienbäumen überjät war, wurden wir mit unerhörtem Enthusiasmus begrüßt. An den Wagen und auf den Feldern, in Städten und Dörfern stand Jung und Alt, rief „eljen, eljen, eljen“ und winkte mit Akazienzweigen oder warf uns Akaziensträuße zu. Es war wie im Märchen. Wir ernteten die Lorbeeren der deutschen Ruhmestaten in Ost und West. Nie werde ich diese Fahrt vergessen.

In Neusäß (Ujidef) wurden wir entladen und bezogen dort für eine Nacht Quartier. Ich kam in ein Hotel; verschiedene leicht bekleidete Mädchen schwirrten dort umher, offenbar dazu bestimmt, die Gäste zu erfreuen.

Dann marschierten wir in zwei Nachtmärschen bis Kuma. Zum ersten Male in meinem Leben hörte ich beim Nachtmarsch den graulichen Schrei eines Schuhu, einer sehr großen Uhuart. In Kuma lagen wir etwa vierzehn Tage und hatten Gelegenheit, das sorglose Kaffeehausleben der dortigen Bürgerschaft zu bewundern und sehr schönes Bier zu trinken. Jeden Augenblick aber dachten wir: Wann geht es über die Donau? Plötzlich aber kam überraschend die Nachricht, daß wir wieder auf der Bahn verladen werden sollten. Aber wohin???

Im letzten Moment bekam ich den Auftrag, für unsere Abteilung einige Pferde zu kaufen. Es war nur noch wenige Stunden Zeit, so daß ich einem Dorfschulzen den Auftrag geben mußte, eine Anzahl von Pferden

zu stellen. Es kamen wohl zwölf Pferde, von denen ich etwa acht kaufte. Sie waren fast alle edel und rittig. Unter diesen Pferden war eine Fuchsstute, die trotz unregelmäßig gestellter Vorderbeine sehr gängig war und später mein zweites Reitpferd wurde. Vorher hatte ich schon in Ruma eine sehr edle und elegante dunkelbraune Stute erworben, die mir auf der Straße angenehm aufgefallen war, obwohl sie ein beschädigtes Huf und starke Spuren eines alten und nicht ganz verheilten Satteldrucks zeigte; die Truppe wollte das Pferd nicht ankaufen, und so kaufte ich es selber für den niedrigen Preis von etwa 420 Mark. Fortan ritt ich „Lotte“ täglich; die Beschädigungen hinderten den Gebrauch nicht und waren bald kaum mehr zu sehen. „Lotte“ war ein unvergleichliches Tier, schnell und unermüdbar, dabei angenehm und artig, ohne jede Untugend. Sie war nur 1,63 m groß und daher für meine Größe, — 175 cm Militärmaß — etwas zu klein, auch ziemlich leicht. Sie trug mich aber spielend, und ich habe nur selten mein zweites Pferd geritten. Als ich später einmal von „Lotte“ und dem Fuchs Abschied nehmen mußte, rannen mir die bitteren Tränen.

Bei dieser Gelegenheit will ich auch erzählen von den beiden treuesten Burschen, die mir der Krieg beschert hat, von Heinrich Meier und Valentin Wolowski. Valentin, mein Pferdeburche, war ein braver Landjunge polnischen Einschlags und polnischer Zunge aus der Thorner Gegend, der vorher Vorreiter (zweiter Kutscher) bei einem polnischen Grafen gewesen war. Er war ein ganz erstklassiger und äußerst verständnisvoller Pferdepfleger. Die von ihm gepuzten Pferde sahen aus wie lackiert und glänzten wie die Spiegel. Auch war er meiner Person ganz und gar ergeben. Später traf ich ihn, nachdem ich an Malaria erkrankt und wieder gesundet war, bei der Ersatzabteilung in Marienburg, wo auch er sich nach überstandener Malaria eingefunden hatte. Plötzlich wurde ich nach dem Westen versetzt. Wer meldet sich bei mir? Valentin! „Herr Hauptmann, ich möchte als Bursche mit Herrn Hauptmann mit“. Ich aber: „Valentin, Du bist verrückt, geh lieber zurück zum Regiment nach Mazedonien, dort ist nicht so dicke Luft, an der Westfront werden sie Dich und mich totschießen“. Valentin aber bestand auf seinem Wunsch, und so rückten wir beiden alten Kriegskameraden zusammen ab. Diese Begleitung war mir herzlich lieb. Ich habe Valentin hernach nur noch Unteroffizierdienst tun lassen, denn zum Burschen war er auf die Dauer zu schade; er war zum Unteroffizierdienst bei Pferden und zum Futtermeister wie geboren. Von geradezu rührender Treue und Anhänglichkeit war auch mein persönlicher Bursche Heinrich Meier, ein Fleischermeisterssohn und Malergehilfe aus Sübar in der Altmark. Heinrich war schlank, blond und blauäugig, frisch, frei

und fröhlich, ganz und gar deutschen Blutes. Obwohl Heinrich noch blutjung war, hatte mein Wachtmeister doch recht, wenn er das Wort prägte, daß Heinrich mich pflege wie eine Mutter. Lange Zeit bekam Heinrich alle paar Tage von Hause ein Feldpostpaket mit Fleischernem. Davon bekam ich mehr als er; und es hätte ihn gekränkt, wenn ich es ausgeschlagen hätte. Auch brachte er mir meist seine Schnapsportion, da er sich wenig aus Alkohol machte. Dagegen hatte Heinrich sehr viel für das schöne Geschlecht und beinahe ebensoviel für Zigaretten übrig; ohne Zigaretten war er sozusagen unvollständig. Wo ich nun Zigaretten bekam, erhielt Heinrich sie von mir. Er bekam auch den großen Beutel türkischen Zigarettentabaks, den mir hernach mein erster türkischer Quartierwirt als reichliche Gegengabe für einen ihm verehrten Wollschall überreichte. Das war selbstverständlich, und auch er fand es selbstverständlich und machte kein Aufhebens davon. Wir waren eben wie eine kleine Familie. Er wollte, als ich hernach vom Feldartillerie-Regiment Nr. 209 wegtam, als Bursche mit mir gehen; als man ihn nicht los ließ, schrieb sogar sein Vater an den Kaiser. Da machte man ihn schnell zum Unteroffizier, so daß er unter dem Titel Bursche mit mir nicht mehr nachgesandt werden konnte. Er ist nun Malermeister, Ackerbürger und Ehemann in seinem Heimatsort. Dies teilte er mir, nach längerem Stöcken unseres Briefwechsels, in einem ausführlichen Schreiben mit, als ich gerade dabei war, über ihn für dieses Buch zu schreiben. Dieses Aneinander-Denken hatte sich aus der Ferne getroffen oder — gerufen. Ich werde demnächst Heinrich besuchen fahren. Valentin wurde leider von den Polen zum Feldzug gegen die Bolschewisten eingezogen und kam in ihre Gefangenschaft, in der er über ein Jahr verblieb. Darum hatte er mir im Briefe nicht antworten können. Nach seiner Rückkehr aus Rußland schrieb er mir.

Unterdessen hatte ich längst das Kommando der leichten Munitionskolonnen der III. Abteilung des Feldartillerie-Regiments Nr. 209 bekommen. Im allgemeinen galt ein solches Kommando nach der Frontauffassung als dem der Batterieführung nicht ganz entsprechend, obwohl nach dem Exerzierreglement, das von den Verhältnissen des Bewegungskrieges ausgeht, nur ein älterer erfahrener Hauptmann diese Dienststellung erhalten soll. In dem langen Bewegungskrieg, den das Feldartillerie-Regiment Nr. 209 mitgemacht hat, gehörte in der Tat die Erfahrung, Selbständigkeit und Ruhe eines älteren und besonders umsichtigen Mannes für diesen Posten. Im Gefecht wegen der Entfernung von der Abteilung ganz auf sich selbst gestellt, und dabei verantwortlich für die Verbindung nicht nur mit der Abteilung und mit den Batterien,

sondern auch für die Verbindung nach hinten mit den schweren Kolonnen, muß er schon die Augen offen und auf Ordnung halten. Denn Munitionswagen fahren oft zu zweien oder dreien im Gelände herum, ohne daß es möglich wäre, immer einen Unteroffizier mitzugeben. Die Leute von der leichten Kolonne müssen also besonders gut und zur Selbsttätigkeit erzogen werden. Auch die Pferdepflege muß bei der leichten Kolonne besonders sorgfältig sein, da die Pferde es viel schwerer haben, als die Batteriepferde, deren Munitionswagenbespannung auf Kosten der Kolonnenpferde gespart wird. Im Stellungskrieg, zu dem sich hernach der Bewegungskrieg allmählich überall versakte, verlor allerdings die Tätigkeit des Kommandeurs der leichten Munitionskolonne ihre Bedeutung; sie wurde rein mechanisch und trat hinter der Tätigkeit der Batterieführer an Wichtigkeit zurück.

Wir wurden also in Kuma verladen und fuhren wiederum nach Galizien zurück. Auf der Eisenbahn fand ich Gelegenheit, für meine Leute in ihnen deutlich bemerkbarer Weise zu sorgen. Auf den Verpflegungsstationen suchten die Bahnhofsbeamten den Transportführer und seine Leutnants gewöhnlich schleunigst in die Offiziersmenage zu schleppen, wo man es wunderbar gut hatte; weniger gut hatte es dann aber oft die Truppe und wurde schlecht abgesehen. Ich hatte das vorausgesehen und sorgte regelmäßig erst dafür, daß die Leute zu dem Thüren kamen. Mitunter war das Gebotene ganz unzureichend und ich erreichte dann regelmäßig eine Zugabe. Dadurch erwarb ich mir im Handumdrehen die besondere Zuneigung meiner Leute. Denn nicht nur beim Garnisonssoldaten, auch beim Feldsoldaten geht die Liebe durch den Magen. In Struj, einer galizischen Bahnstation und Stadt, wurden wir ausgeladen. Nun wurde es klar, daß wir gegen die Russen eingesetzt werden sollten.

Die Russen waren nämlich nach der Schlacht bei Gorlice noch einmal zum Stehen gekommen, die vorhandenen Kräfte reichten nicht aus, den Widerstand zu brechen. Unsere für Serbien aufgestellten Divisionen sollten nun die Russen zum zweiten Male werfen; dazu hatten sich auch zwei Gardedivisionen aus dem Westen eingefunden. So war die Durchbrucharmee beisammen.

Nach der Ausladung marschierten wir — die Kolonne ganz allein — vierundzwanzig Stunden hindurch, Tag und Nacht, bergauf, bergab. Ein Ausruhen von neunzig Minuten, sonst nur Marschpausen von zwanzig bis dreißig Minuten. Ich hatte die Genugthuung, daß die Pferde, trotzdem die Hälfte meiner Fahrer ungedienter Ersatz war, diesen Gewaltmarsch tadellos überstanden. Schlechter schnitt der Abteilungsstab ab,

der uns voraus marschiert war, sich unnötig beeilt und viel Verschlag hatte. Ich war aber auch auf dem Marsche hinten und vorn gewesen, und das war mir leicht, so gut wie ich beritten war. Ein Munitionswagen stürzte an drei Meter tief ab und blieb zurück. Es war kein Wunder, daß Pferde und Leute unbeschädigt blieben. Um eineinhalb Stunden später erschien auch dieser Wagen auf dem Sammelplatz. In dieser Zeit habe ich mich zu einem guten Fahrlehrer ausgebildet. Mir tauchten die guten Lehren des Hauptmanns auf, der mich als Einjähriger mit mehr Grobheit als Liebe erzogen hatte; dienstlich aber und gerade im Fahren hatte er viel los. Wo eine schwierige Stelle zu überwinden war, da stand auch ich nach seinem Beispiel und leitete an. Auf mein „marrrrrrrrsch“ zogen die Pferde gleichmäßig an, da sie mein Kommando kannten. Nach wenigen Wochen waren die kriegseingezogenen Fahrer den alten Fahrern gewachsen. Es ist nicht vorgekommen, daß wir stecken blieben. Einmal konnten die Batterien bei Schmutzwetter eine lehmige Anhöhe nicht überwinden, während der Abteilungsstab oben wartete. Da fuhr ich ohne viel Schwierigkeit auf die Höhe, meldete dem erstaunten Abteilungskommandeur die Kolonne und fragte, ob ich nun den Batterien heraushelfen solle, was denn auch geschah.

Mein Abteilungskommandeur, ein aktiver Major, hielt einmal an einer schier unüberwindlichen Stelle des Weges, als meine leichte Munitionskolonie passierte, der eine Wagen im ruhigen Schritt, der andere im leichten Trab, der dritte im Galopp. Der Major hielt mit seinem Lob nicht zurück, meinte aber, ich solle gleichmäßigen Zug aller Gespanne anstreben. Ich konnte es mir nicht versagen, darauf hinzuweisen, daß ja solche hervorragenden Zugleistungen nur erzielt werden könnten, wenn man jedes Gespann nach der Art seiner Fahrer und seiner Pferde fahren ließe.

Nach einigen Eilmärschen, zuletzt meist in der Nacht, stießen wir auf die Russen und es kam dann zur Schlacht von Krasnostaw. Die leichte Munitionskolonie war wiederholt im Feuer, und wir hatten außer einigen toten und verwundeten Pferden mehrere leicht verwundete Mannschaften und zwei schwer Verwundete, einen Fahrer mit Kopfschuß und einen blutjungen Kriegsfreiwilligen mit Bauchschuß. Letzterer hatte sich stets durch große Frechheit ausgezeichnet und in seiner Gefräßigkeit am Morgen der Schlacht seine letzte eiserne Fleischportion wider die Vorschrift verzehrt. Trotz des prallen Bauches hatte er wie durch ein Wunder den Bauchschuß überstanden. Auch der Fahrer kam, entgegen aller Wahrscheinlichkeit, durch.

Wir lebten in jener Zeit — besonders in Galizien — recht gut und

waren kaum auf die Proviantämter angewiesen. Häufig aßen wir Stoppelgänse, die wir auf den Feldern requirierten und in der Feldküche mit Kartoffeln kochten; das war in der That ein köstliches Gericht und keiner erhielt zu wenig; eine große Gans wurde auf vier Mann, eine kleine auf drei Mann ausgegeben. Später wurden die Hilfsquellen des Landes etwas knapper und die Einwohner, wo solche zurückgeblieben waren, suchten ihre Pferde und namentlich auch ihre Schweine zu verstecken und taten es mit Geschick. Ich bin noch heute stolz auf ein Mittel, das ich gegenüber dem Schweineschwund erfunden habe und das fortan mit sicherem Erfolg angewendet wurde. Ich nahm den Futterreimer und Klapperte. Da meldeten sich überall die Schweine in ihren Verstecken. Bei Menschen soll es nicht anders sein.

Die Russen wurden geworfen und wir zur Verfolgung angeleitet. Jeden Abend sahen wir ein unvergleichliches Feuerwerk. Längs der Marschstraßen der verfolgenden deutschen Divisionen hatten die Russen — wie einst im Kampfe gegen Napoleon I. — die Dörfer angezündet. Der Horizont leuchtete von gewaltigen Feuerbränden. Überall hatten die Russen auch ihre Viehherden getötet, um uns auszuhungern. Wir fanden aber immer noch genug, da wir den Russen nicht Zeit genug ließen, ihr Werk vollständig auszuführen.

Die Batterien quartierten sich meist in Dörfern ein und waren daher ziemlich verlaust. Wir aber lagerten stets draußen und blieben läufefrei. Allmählig hatten meine Leute solche Übung im Zeltaufbau, daß alles im Handumdrehen fertig war; Gras oder grünes Getreide zum Lager für Mann und Pferd war reichlich da. Ein wahrer Segen besonders im Bewegungskrieg war die Feldküche. Auf dem Marsch kocht dies treue Gerät Speise und Kaffee oder Tee, und schon bei der großen Marschpause ist man sich satt; bei kleineren Marschpausen aber spendet die Feldküche Tee oder Kaffee, welcher letzterer stets bevorzugt wird und eigentlich recht ein Volksgetränk ist. Zuerst hatten wir eine sehr mangelhafte russische Feldküche, da blieb auf der Windseite die Suppe kühl. Noch erinnere ich mich des Freudentages, an dem der Einjährige Koschnid, mein findigster Unteroffizier, ein Danziger Bankbeamter, den ich mit dem unternehmendsten Fahrer zurückgesandt hatte, um eine deutsche Feldküche zu besorgen, plötzlich mit diesem gesegneten Gerät heranrückte. Wir waren gerade beim Abspannen, da schrie plötzlich alles: „Koschnid kommt, Koschnid kommt“; ich schaute auf und sah wahrhaftig Koschnid von weitem mit einer deutschen Feldküche heranrücken, zwei starke Kappen und zwei kleine Schimmel davor. Dazu brachte er Liebesgaben und Einkäufe mit, zu denen er Geld erhalten hatte. Es war ein

fideler und nicht ganz alkoholfreier Abend; jeder kam zu dem Seinigen. Ich persönlich hatte mich für „Kampe mit dem Schimmelgespann“ entschieden. Der brave Koschnick, ein Bankbeamter, starb später in Mazedonien am Typhus. Ich sehe ihn noch, als er sich, schwankend vor Fieber, bei mir abmeldete. Seine Sehnsucht war es damals, Bizewachtmeister zu werden. Ich wollte ihm nachrufen: „Koschnick, ich gebe Sie heute zum Bizewachtmeister ein!“, doch hielt ich zurück, da mir diese Form zu paschamäßig erschien. Drei Tage später begruben wir ihn. Ich hätte lieber paschamäßig sein sollen. Man soll nicht immer korrekt sein.

Der Marsch nach Galizien und weit nach Rußland hinein bis hinter Brestlitowst wird mir unvergeßlich bleiben. Es ist eine gewaltige Strecke, die wir zurückgelegt haben, sie ist sogar, auf dem Globus gesehen, ganz erheblich. Wir hatten fast immer prachtvolles Wetter und auch die Verpflegung war durchweg gut, meist erstklassig. Die Landschaft war wunderschön. Mit hoher Genugtuung empfand ich, daß ich die Truppe ganz und gar in der Hand hatte, meine nicht leichte Aufgabe voll erfüllte und daß meine Untergebenen an mir hingen. Jeder fühlte sich wohl und sah mir nach den Augen. Keiner hätte sich einen anderen Chef gewünscht. An der Spitze einer so eingestellten Truppe zu reiten, ist hohes Glück.

Auf einem der Verfolgungsmärsche zog ich mir eine gefährliche Blutvergiftung an der Stirn zu. Ich ritt zum ersten Male meinen Fuchs, der mitunter unartig und unzuverlässig war und dessen Eigenheiten ich damals noch nicht kannte. Ich war in die Karte vertieft, die ich über den Hals des Pferdes ausgebreitet hatte. Da kam ein Windstoß; die Karte ging hoch, der Fuchs ging hoch, ich aber ging nieder, das war alles in einem Nu. Ich verletzete mich an der Stirn über dem rechten Auge und ein Sanitäter von der Infanterie verband mich; er machte den Verband ziemlich lose, wie es wohl in der Ordnung war.

Allmählich kam unser Abteilungsarzt üblen Angedenkens, ein Feldhilfsarzt, auf seiner Rosinante angeritten. Der konnte nicht reiten und ritt nur äußerst ungern eine andere Gangart als Schritt. Vorher hatte er ein ganz gutes Reitpferd gehabt, das hatte er gedriickt, und ich hatte ihm tauschweise dafür eine alte Mähre gegeben, die jedoch den für ihn unbezahlbaren Vorzug hatte, daß sie einen sehr geräumigen Schritt ging, bei dieser Gangart aber auch unter allen Umständen verblieb; jeder Übermut lag ihr fern. Es war freilich kein schöner Anblick, dieser kleine krumme Feldhilfsarzt auf dem großen mageren Klepper. Er aber war sehr zufrieden, da er sich auf diesem Tier sicher fühlte und auch sicher war. Nur war er bei der Langsamkeit der Fortbewegung in steter und berechtigter Sorge, während des schnellen Vormarsches den Anschluß an

unseren vorausreitenden Abteilungsstab, dem er zugeteilt war, zu verlieren. Daher ließ er sich zur ordentlichen Behandlung der Kranken keine Zeit, nicht einmal für einen alten Hauptmann, wie ich es war. Er stieg kaum vom Pferde und verband nicht einmal selber, ließ vielmehr seinen Sanitäter verbinden, der den Verband fest anzog, während der alte Verband locker war.

Am nächsten Tage tunkte es etwas unter dem Verband, doch war ich noch ganz frisch und tatkräftig, machte sogar auf die Herausforderung meines Offizierstellvertreters Unruh, der einmal Jockey gewesen war, mit ihm einen Wettritt längs der Chaussee, auf der die Kolonne dahinsollte. Der Wettritt hätte mich leicht das Genick kosten können, denn hinter einer sanft ansteigenden Anhöhe, die wir hinaufkrochen, war plötzlich vor uns ein breiter Steinbruch. Unruh konnte sich noch am Steinbruch vorbeidrücken, ich selber konnte nicht mehr vorbei, aber auch nicht mehr zeitig stoppen und setzte in starker Gangart in den 1,50 bis 1,80 Meter tiefen Steinbruch hinein. Es war ein Wunder, daß Roß und Reiter nicht stürzten, ein gutes Zeichen für die Härte und Gewandtheit des Pferdes, aber nicht minder für Sicherheit und Sitz des Reiters.

Am späteren Nachmittage bemerkte ich, daß es unter dem Verbande mitunter hervortropfte. Abends fühlte ich mich unwohl und legte mich sofort hin, und schon begann ich stark zu fiebern und zu phantasieren und war nur bei halbem Bewußtsein. Man packte mich in Liegestellung auf einen Wagen, um mich zur Sanitätskompagnie zu schaffen. Der Wachmeister ließ die Leute einzeln an meinem Krankenwagen vorbeigehen, wobei ich jedem die Hand gab und ein Wort sagte. Ich erinnere mich noch, daß es mir nicht möglich war, einen mir ganz fremden weinerlichen Ton zu vermeiden, und daß ich mich darüber ärgerte.

Dann fuhren wir ab. Mein Bursche Heinrich und ein Kutscher mit einem kleinen Gefährt waren mit mir gefahren und blieben bei mir. Am nächsten Morgen erwachte ich ziemlich frisch und fieberfrei, die gute Natur hatte sich allein geholfen. Der Chef des Feldlazarets — es soll ein bekannter Berliner Operateur gewesen sein — untersuchte und sondierte die Wunde, was wahnsinnige Schmerzen machte; ohne das erbetene und mir gewährte Weinglas voll Kognak wäre ich in Ohnmacht gefallen. Der Fall erschien dem Chefarzt äußerst schwer und er sagte, daß ich Gott danken könne, die Sache so gut überstanden zu haben, namentlich untersuchte er die Augäpfel, ob sie nicht gelitten hätten.

Bevor ich verbunden wurde, sah ich den Chefarzt mit Hilfe von mehreren Assistenzärzten und Sanitätern etwa zwanzig Verwundete verbinden, die von der Front gekommen waren. Die wesentlichste Arbeit tat

er selber; was er an Instrumenten, Nadeln oder Stoffen brauchte, flog ihm aus anderen Händen nur so zu. Ich habe noch nie eine Arbeitsleistung gesehen, die mir so imponiert hat. Der Mann hatte Nerven und arbeitete mit unerhörter Energie und Umsicht. Man fühlte es, daß er sein Fach verstand wie nur Einer. Trotz dieser anstrengenden Arbeit hatte er für jeden Kranken ein freundliches und tröstendes Wort. Welch ein Gegensatz zu dem armseligen Feldhilfsarzt!

Angenehm sind mir die wundervollen Krebse in Erinnerung, die wir damals für ein paar Pfennige von den Dorfsjungen kauften und in Massen verzehrten.

Ich drängte auf Entlassung, weil ich mich nach meiner lieben leichten Munitionskolonne III Feldartillerie-Regiments Nr. 209 sehnte, und wurde nach etwa zehn Tagen entlassen. Freilich trug ich noch einen kleinen Verband um die Stirn. Wir folgten nun schnell der Division und hatten mit unserem leichten Wagen und den unermüdlischen Pferdchen in vier oder fünf Tagen den Anschluß erreicht. Es war nicht schwer, den Weg zu finden. Überall war der Marschweg der Division durch Schildchen oder andere Merkmale gekennzeichnet.

Um die Mittagsstunde kamen wir bei der zufällig gerade ruhenden leichten Munitionskolonne Feldartillerie-Regiments Nr. 209 an. Ich trug noch immer den Verband. Die Sache hatte sich sogar durch die Eilmärsche und durch ein zugiges Nachtquartier in einer Scheune etwas verschlimmert. Erst jetzt bemerkte ich, wie ernst alle den Fall beurteilt hatten. Sie hatten nicht gedacht, mich wiederzusehen, um so größer war die Freude.

Übrigens ist es mir auch später stets sehr wohltuend gewesen, wenn ich bei Rückkehr vom Urlaub die frohen Gesichter meiner Leute sah, mit denen sie mich empfingen oder mir gar entgegenkamen.

Ich fand alles gut und unverändert vor, obwohl der Vormarsch unter schwierigen Verhältnissen geschehen war und namentlich viele Pferde kostete. Sobald ein Pferd auch nur leicht Lahm wird, muß es zurückgelassen werden, und man hat meist keine Leute, die bei den kranken Tieren zurückbleiben und sie hernach nachführen können. Wir haben auf diesem Marsche sehr viele Pferde zurückgelassen und dafür Ersatzpferde aus dem Lande genommen. Es mögen dreißig bis vierzig Pferde oder mehr gewesen sein. Die Eroberer- und Erwerbssfreude, die man bei solchen Requisitionen fühlt, wird wesentlich eingeschränkt, wenn weinende Frauen und Kinder dem Erwerbssakt beiwohnen. Einmal wollte ich, trotz dringenden Pferdebedarfs meiner Truppe, einer flüchtenden Bauernfamilie ihre beiden schönen Pferde belassen. Da sagte mein Quartiermeister, ein Stellmacher: „Meine Eltern sind in Ostpreußen mit ihrem Hausrat auf einem zwei-

spännigen Wagen geflüchtet, da kamen die Russen und nahmen ihnen die Pferde, und nun sollen wir anders sein?" Ich wendete mich ab und sagte: „Nehmen Sie die Pferde“. Der Mann hatte Recht. Übertriebene Menschlichkeit gegenüber dem Feind bedeutet Mangel an Tatkraft in Wahrnehmung der Interessen des eigenen Volkes. Krieg ist nun einmal Krieg und kein Wohltätigkeitsbazar. Eine reine Freude freilich ist dieser Teil des Dienstes nicht. Andererseits muß ich bekennen, daß ich hernach gerade an diesen beiden vom Quartiermeister requirierten schönen Lehmfüchsen meine Freude gehabt habe und daß ein später von mir selbst entdeckter requirierter Hengst, der in der Scheune hinter Stroh versteckt war, mein besonderer Liebling wurde. Auch unverhofft aufgefundenene Schweine, welche die braven Leute hernach mit wahrer Begeisterung einschlachteten, sind angenehme Erinnerungen. Eine reiterlich erfreuliche Erinnerung sind mir Pferdejagden auf der Weide, die ich ein paar mal mit Hilfe gut berittener Unteroffiziere veranstaltete. Es fehlten nur noch die Indianerlassos. Meine kluge Lotte erfaßte das Bild vollständig und schnitt wie der Blitz von allein dem verfolgten Tier den Weg ab, wenn es ausbrechen wollte.

Nachdem wir die vorbestimmte Linie erreicht hatten, ging es zurück und eine österreichische Division kam, um uns abzulösen und die Ruhe genießen zu lassen, die wir verdient hatten. An einem Regentage marschierte die Division an uns vorüber. Es war kaum ein Offizier zu Fuß oder zu Pferde zu sehen, alle Herren fuhren. Bei uns kam es doch nur ab und zu vor, daß bei sehr anstrengenden Märschen ein überalterter Führer einer Fuhrparkkolonne oder schweren Kolonne sich mal die Fahrt im Wagen gönnte. Die österreichischen Offiziere sahen so elegant aus, wie auf der Promenade der Garnison, während wir ausschauten wie die Grasteufel und nur bei sehr genauem Hinsehen als Offiziere zu erkennen waren. Wie schon in Ruma, so fiel auch hier mir die besondere Hochachtung auf, mit der der österreichische Soldat uns begrüßte; meist hatte er die reichsdeutsche Form der Ehrenbezeugung angenommen. Es war herauszufühlen, daß er den deutschen Offizier hoch einschätzte. In der Tat habe ich bei den Österreichern nicht annähernd so viel Fürsorge und Interesse des Offiziers für den Untergebenen gesehen, als wie es bei uns der Regelfall war. Auch schlug man dort viel, und es gab schwere körperliche Strafen, während man bei uns schon in der ersten Kriegszeit das im Bewegungskrieg beinahe unentbehrliche Strafmittel des Anbindens verpönte und schließlich verbot. Es gab also keine härtere Strafe mehr, die man auf der Stelle vollstrecken konnte; darauf aber kommt es oft an.

Es war ein großer Fehler, daß wir trotz der schlechten Wege Eilmärsche

machten und dazu noch die ganze Munition mitnahmen. Wir sollten wohl auf diese Art schneller einsehbar sein. Wir kamen in der That schnell an die Bahn, aber in welchem Zustande? Es waren nicht nur die Wege schwierig gewesen, es fehlte dazu noch das Kraftfutter, und es blieben nur wenige Ruhe- und Nachtstunden, während der sich die Pferde nicht an dem vorgefundenen Heu und Getreide sattfressen und dann noch ausruhen konnten. So kam es, daß auf diesem Rückmarsch fast alle schweren Pferde völlig abfielen und meist zurückgelassen werden mußten. An einem einzigen Tage habe ich an der von unserer Division allein benutzten Marschstraße zwei- und fünfzig Pferde gezählt, die totmüde mit gesenktem Kopf und wohl meist dem Tode verfallen am Wege standen, da sie nicht mehr die Kraft zum Fressen und keinen Lebenswillen mehr hatten; sie erwarteten stumpfsinnig den Tod. Die Eilmärsche mit Munitionsladung haben nichts genützt. Wir brauchten hernach eine um so größere Ruhezeit, um die Truppe zu erholen und den Pferdeausfall zu ersetzen. Die leichte Munitionskolonne III Feldartillerie-Regiments Nr. 209 hatte freilich noch einen leidlichen Pferdebestand; ich hatte es mehr als andere verstanden, den Pferdeausfall zu ersetzen.

In der Warschauer Gegend ruhten wir einige Zeit und wurden dann verladen. Wir zweifelten nicht daran, daß unser Fahrtziel wiederum Serbien sei, und so wurde es denn auch. Diese Bahnfahrt machte ich nicht mit, ging vielmehr auf Urlaub mit der Anweisung, mich jederzeit zur Rückkehr bereitzuhalten. Ich konnte die ganze mir bewilligte Urlaubszeit in Zoppot verbringen und fuhr dann nach der mir durch Depesche mitgetheilten Unterkunft meiner Truppe in Ungarn. Wieder fühlte ich auf diesem Urlaub, daß ich der Heimat und Familie entfremdet war. Meine Truppe war meine zweite Heimat geworden. Niemand kann zweien Herren dienen. Wer anders eingestellt war, der hatte zwei Seelen in seiner Brust, von denen die eine die andere beschattete. Der war kein ganzer Soldat.

Bei Dunadombo ging es in Flößen über die Donau bis zur Donauinsel, diese Flöße trugen je einen Munitionswagen und vier oder sechs Pferde und wurden von Wionieren gerudert, alle fünfzehn Minuten setzte ein Floß über, von der Donauinsel bis zum anderen nahen Donauufer war Fahrenbetrieb. Merkwürdigerweise war der Angriff den Serben ganz überraschend gekommen, und selbst die zuerst über die Donau setzende Infanterie hatte nur verhältnismäßig geringe Verluste. Die Serben waren nicht vorbereitet, auch werden ihnen die beiden dicken Bertas mit ihren Geschoslein auf die Nerven gefallen sein.

Unser Übergang ging tadellos vonstatten. Die Verladung der einzelnen Gefährte leitete der Sergeant Hansen, ein Zimmerpolier aus der

Hamburger Gegend; er war ein tüchtiger und pflichtgetreuer Soldat, den ich schätzte, aber wir fanden den Weg nicht zueinander oder vielmehr er nicht zu mir, er war Sozialdemokrat und ich blieb in seinen Augen der Junker, zumal ich, bei aller Freundlichkeit und Kameradschaftlichkeit außer Dienst, im Dienst, wenn es darauf ankam, eine scharfe Befehlsform und das Aussehen eines Gutsbesitzers hatte. Hansen war nun gerade beim Beladen und machte seine Sache sehr gut. Da kommt plötzlich zu mir der Wachtmeister: „Herr Hauptmann, das Stangenhandpferd vom zweiten Munitionswagen ist schwerkrank, wir müssen Hansens Reitpferd einspannen, es ist kein anderes Pferd da!“ Hansen aber, der von Hause aus Infanterist war, sehr schlecht reiten konnte und sich an seinen phlegmatischen Kaltblüter gewöhnt hatte, machte knurrige Bemerkungen, verärgert über den ihm drohenden Verlust. Ich überhörte die ungehörigen Redensarten und sagte zum Wachtmeister: „Wir müssen uns irgendwie behelfen, wir wollen schon dem braven Hansen, der hier die Sache so gut macht, seinen dicken Wallach lassen, damit er sich nicht so ärgern braucht.“ Von da ab änderte Hansen seine Stimmung zu mir und zeigte mir die höchste Anhänglichkeit. Es tut mir nicht leid, damals das Interesse der Bespannung zurückgesetzt zu haben. Der innere Zusammenhang der Truppe hatte dadurch, das ich mir Hansen erobert hatte, gewonnen, und das wog den erwachsenden Nachteil in der Bespannung reichlich auf. Als Hansen später schwer am Typhus erkrankte und ich ihn ein paar Mal im Lazarett besuchte, zeigte er rührende Freude; er kam dann nach der Heimat und hernach leider nicht zu uns zurück, sondern nach der Ukraine, hat aber häufig an mich geschrieben.

Wir kamen ganz unbeschossen über die Donau und hielten mittags in der ersten serbischen Stadt, aus der die Bevölkerung geflohen war. Wir fanden dort köstlichen Wein an den Reben und in den Fässern. Ein freundlicher Zufall wollte es, daß wir dort zwei Stunden rasten und das Gebotete genießen konnten. Freilich saßen hernach zwei oder drei Fahrer nicht ganz gerade auf dem Pferde, und ein sonst sehr tüchtiger Fahrer, der leider nicht trunkenfest genug war, wurde sogar, wie ich bemerkte, von guten Kameraden vor mir auf einem Bagagewagen verborgen. Aber ich zweifle nicht, wäre es nun ins Gefecht gegangen, es hätte alles tadellos funktioniert. Die Hauptsache ist die Stimmung. Ich erinnere mich, daß einmal ein höherer Vorgesetzter tadeln wollte, als er auf einem Marsch viele meiner Leute mit Gänsen im Arm auf den Munitionswagen sitzen sah; er stellte an mich die vorwurfsvolle Frage, ob ich den Anblick für militärisch hielt. Ich antwortete ihm darauf: „Nein, aber die Leute haben ihre Freude daran! Da wurde er nachdenklich und sagte: „Sie mögen Recht

haben“. Von dieser Seite hatte er die Sache bisher nicht angesehen. Dabei muß ich eines ergötzlichen Bildes gedenken, das ich einmal im Winter 1914/15 als Batterieführer hatte, als ich morgens mich meiner Batterie näherte. Der ganze Chausseeegraben neben der Batterie war weiß wie von Schnee oder Tau, der andere Chausseeegraben aber zeigte diese Erscheinung nicht. Bald klärte sich mir das Rätsel. In dem einen Chausseeegraben lagen Gänsefedern, oder nein, auch die Federn schöner weißer Puten, die mir aus der Gegend von Wilawa her in angenehmer Erinnerung sind, waren dabei.

Wir hatten beim Einmarsch in Serbien große Verluste befürchtet, die hernach auch, wenn auch mehr durch Krankheit, als durch feindliche Handlungen, eingetreten sind. Namentlich war befürchtet worden, daß die Einwohnerjaşi ja wie in Belgien gegen unsere Truppen wenden würde. Wir wurden aber gemeinhin freundlicher empfangen wie in Russisch-Polen. Es waren freilich nur Frauen und Kinder oder ganz alte Männer da, die anderen waren an der Front. Ich habe von der serbischen Bevölkerung, namentlich von der im Murawatal, einen sehr günstigen Eindruck gewonnen. Meist waren es hochgewachsene, blonde und blauäugige Menschen, die uns harmlos, frei und unbefangen begegneten.

Einer anderen Stimmung der Bevölkerung begegneten wir in dem schon von den Bulgaren, mit denen wir alsbald zusammentrafen, besetzten Gebiet. Die bulgarische Presse hatte gegen uns geheßt und unsere Armee aller möglichen Kriegsgreuel bezichtigt. Zar Ferdinand aber, ein Diplomat von Gottes Gnaden — wäre der nur deutscher Reichskanzler geworden! — hatte das geduldet, um den Eindruck zu verstärken, daß er für die Entente mobil mache. Am liebsten hätten die bulgarischen Wachen, die wir dort vorfanden, uns den Eingang in die Dörfer verwehrt. So kam ein Leutnant mit der Meldung zurück, bulgarische Soldaten hätten ihn nicht ins Dorf gelassen. Ich ließ die Kolonne bis zum Dorfeingang fahren, machte dann Halt und ritt mit zwei Reitern bis zu den bulgarischen Posten. Mit denen verhandelte ich, das wirkungsvolle Bild meiner Truppe hinter mir, mit energischen Gebärden. Sie hielten die Hand am Revolver und ich nahm die gleiche Haltung ein, zweifelte jedoch nicht daran, daß sich alles in Wohlgefallen auflösen würde. Sie wurden dann auch ruhiger und schienen sogar sehr befriedigt, als die leichte Munitionskolonne III mitten im Dorf in der gewohnten musterhaften Ordnung auffuhr und ich bei aufgefessener Mannschaft eine lebhafte Ansprache an meine Leute hielt. Der erste Teil war ganz im Sinne der Bulgaren gehalten, indem ich strengste Ordnung und vorsichtiges Verhalten anordnete. Weniger hätte den Bulgaren der zweite Teil der Ansprache gefallen, wenn sie ihn verstanden

hätten; darin machte ich meinen Leuten zur Pflicht, sich ihrer Ehre als deutscher Soldat bewußt zu bleiben und sich irgendwelche Anmaßungen nicht gefallen zu lassen. Wenn etwas nicht stimme, sollte jeder mich sofort herbeirufen. Durch einen polnisch sprechenden Gefreiten, der sich leidlich mit den Bulgaren verständigen konnte und den ich in meiner Nähe behielt, schärfte ich dann den Bulgaren ein, daß auch sie mir melden sollten, falls ihnen etwas nicht in Ordnung erschien, unter keinen Umständen aber selbst eingreifen sollten, da ich dann für nichts einstehen könne.

Am frühen Nachmittage erschien ein bulgarischer Soldat und machte mir mit Hilfe meines Dolmetschers klar, daß einer meiner Leute Geld aus einer Truhe genommen haben sollte. Ich ging hin, fand im Quartier erstklassige Leute und einen aufgeregten Bauern vor; ich wußte von vornherein, daß nichts Unrechtes geschehen sein könne. Ich vernahm den Bauern, der zugeben mußte, daß er zwar Geld vermisste, aber einen Diebstahl nicht gesehen habe, das Geld habe unten in der Truhe gelegen und sei nun fort. Ich ließ die Truhe durchsuchen und das Geld fand ich. Da überzeuge sich auch der Bulgare von der Ungerechtigkeit der Beschuldigung und gab uns Genugthuung, indem er seinem Landsmann das Leder vollhaute. In den Abendstunden kam ein anderer Bulgare, der Unteroffizier, zu mir und machte mir durch meinen Dolmetscher klar, daß meine Leute irgendwo eine Flasche „Raki“ (Maischnaps) genommen haben sollten. Ich sagte mir gleich, daß es damit wohl seine Richtigkeit haben würde, ging hin und traf meine Kanoniere, wie sie gerade bei der Flasche saßen. Ich ließ mir nun die Flasche geben, trank selber einen kräftigen Schluck daraus und bot sie dann dem bulgarischen Kameraden zum trinken an, etwa so, als ob ich zur Begutachtung der Bekömmlichkeit des Getränkes oder zum Mittrinken zugezogen worden sei. Der Bulgare lachte und trank, und die Flasche ging noch einmal unter uns herum. Auf ähnliche Art hatte ich mich einmal in Polen aus der Affäre gezogen. Wir standen in geschlossener Kolonne zum Abmarsch bereit und es war schon alles aufgefressen; ich wollte gerade das Kommando geben: „Batterie zu einem Rechts brennt ab — marsch“, da erschien mit erregten Gebärden die hübsche Bauernfrau, die mich und meine Burschen beherbergt hatte, und wollte offenbar Klage führen. Höflich stieg ich ab und mir wurde nun verdolmetscht, daß ihr soeben ein Schwein verschwunden und wahrscheinlich von meinen Leuten beiseite gebracht sei, eine Wahrscheinlichkeitsrechnung, gegen die sich nichts einwenden ließ. Als nun die hübsche Frau mein Eingreifen erwartend vor mir und vor der gespannt aufmerkenden Truppe stand, umarmte ich sie und gab ihr einen herzhaften Kuß. Die Frau lachte, alle Leute lachten, und vor allen Dingen, die Frau war zufriedengestellt und verschmerzte das

Schwein, da sie dafür eine hübsche und originelle Kriegserinnerung eingetauscht hatte. Eine solche nahm auch ich aus unserem Bulgarendorf mit. Als wir gerade bei unserm Einrücken auf dem vorgesehenen Parkplatz, der an einem See lag, aufzuhren, erhob ich den Blick, um die Landschaft zu genießen, und wie sah ich die Landschaft verschönt? Durch Duzende von nackten weiblichen Hinterteilen, dicken und schlanken Formats, jugendlichen und gereiften Alters. Die holde Weiblichkeit des Dorfes süugete vor den „Barbaren“, indem sie mit hochgehobenen Köcken den flachen See durchwatete. In der Tat war die Furcht vor unsern Leuten ganz unberechtigt. Der deutsche Soldat hat sich nach meinen Wahrnehmungen in den Quartieren stets anständig benommen und ist namentlich Frauen wohl sehr selten respektlos oder gar gewalttätig begegnet. Verbrecher gibt es natürlich überall. In meiner Umgebung aber habe ich nie Häßliches bemerkt. Ich wünschte, daß der Durchschnitt unserer Bevölkerung heute im Frieden so ehrerbietig zu den Frauen sein möchte, wie meine Truppe und wohl der Durchschnitt unseres Heeres sich im Kriege bewährt hat.

Höchst interessant war das nächste Quartier. Es war ein von Türken bewohntes Dorf, und ich ging zu einem türkischen Bauern ins Quartier. Der Bauer, ein alter Herr mit weißem Patriarchenbart, führte mich mit solcher Grandezza durch den knietiefen Schmutz in seine Kute, als ob es ein Fürstenschloß wäre. Ich stapfte auf Steinen bis zur Katentür, er aber ging neben mir im tiefen Schmutz und hielt mich an der Hand.

Das Haus hatte offenbar nur zwei Räume, auf der einen Seite den „Harem“, das heißt, das Gemach der Frauen und Kinder, und auf der anderen Seite einen ziemlich großen Raum, in den mich der alte Türke führte; zwei andere Türken folgten. Die drei Türken setzten sich in Hochstellung an ein Feuer aus Holzschelten; ich aber setzte mich, kurz entschlossen, in derselben Stellung zu ihnen, jedoch vorsichtiger Weise so, daß ich mit dem Rücken gegen die Wand zu sitzen kam. Es tat ihnen offenbar wohl, daß ich mich ihren Gebräuchen angeschlossen; nun reichten sie mir eine Schale Kaffee und Zigaretten, und wir rauchten und tranken miteinander. Dann wurde ich auf ein erhöhtes Lager genötigt, das aus Decken in einer Ecke auf dem Lehmsfußboden hergerichtet war; dort wurde ich weiter mit Zigaretten bedient, die ich meinen freundlichen Gastgeberinnen zuliebe in großen Mengen rauchte, obwohl ich sonst sehr wenig rauche. Mein Magen mußte das schon aushalten, der Politik zu Liebe. Es wurden immer fünf Zigaretten gebracht, und es kamen neue; sobald nur noch zwei da waren. Von meinem Lager aus sah ich mir den Raum an, in dem alle möglichen landwirtschaftlichen Geräte und Produkte umherstanden und hingen; der

aber trotzdem oder vielleicht gerade deshalb gemütlich war. Von den drei Männern blieben immer zwei im Zimmer, und die Persönlichkeiten wechselten häufig. Es schien eine Art Ehrenwache zu sein, die auch über Nacht blieb. Die Türken sprachen leise miteinander. Ich rief ihnen manchmal die Worte: „Christus dobre, Mohammed dobre“ zu, indem ich mich erinnerte, daß nach Mohammeds Lehre Christus ein Prophet ist, und Gemeinsames betonen wollte. („Dobre“ ist das bulgarische Wort für gut.) Gegen Abend kam der alte Türke, kniete sich in betender Stellung vor mein Lager und ließ sich eine Kupferschüssel und Kupferkanne reichen, aus der er kaltes Wasser in die Schüssel goß; das Wasser bot er mir dann zum Händewaschen und ein Handtuch zum Abtrocknen. Ich wusch die Hände und trocknete sie. Nun kam eine Schüssel mit „Kollplaz“! Ich weiß nicht, wie die Türken dies Werdersche Gericht nennen, es sind eine Art dicke Flinken. Wir im Danziger Werder nennen jedenfalls dies Gericht „Kollplaz“. Mir wurde ganz heimatlich zumute. Fünf runde Kollplaz lagen übereinander, von oben her nach der Mitte zu in fünf Abschnitte geteilt. Ich aß mit Behagen dies, wie mir jetzt klar wurde, slawische Gericht, das mir im Werder von den Kassuben und die Türken von den Bulgaren her übernommen haben werden. Ähnlich ging es mir später einmal, als ein ungarischer Offizier mich zu einem ungarischen Nationalgericht „Palatschinji“ einlud; da erhielt ich Flinken, und ich begriff, daß in dem Wort „Palatschinji“ sowohl unser „Plaz“, als das Wort „Flinken“ — Flinken und Plaze sind westpreußische sehr ähnliche auf der Pfanne gebackene flache Kuchen aus Mehl, Eiern und Fett — enthalten sind, und daß also beide Worte im Grunde genommen ein und dasselbe Wort in verschiedenen Formen sind. Als zweiten Gang setzten mir die Türken vor gebackenes Hühnerfleisch, das in gesäuertem Kohl gebettet war und ebenfalls sehr gut schmeckte. Nach dem Essen erschien mein türkischer Mundschent mit einer Kupferkanne warmen Wassers, das er in die Kupferschüssel goß; und ich wusch mich. Der Türke aber kniete wiederum vor meinem Lager nieder und betete. Aus alledem wurde mir klar, daß die bulgarischen Türken uns als ihre Freunde ansahen. Am nächsten Morgen hingte ich als ehrendes Gastgeschenk meinem türkischen Hausvater und Gastgeber einen schönen wollenen Schal um den Hals. Es war eine noch ganz neue, schöne Liebesgabe. Der Türke aber gab mir als Gegengabe den Beutel Zigarettentabak, von dem ich schon erzählt habe. Dann geleitete er mich zu meinem vor der Tür harrenden Reitpferd. Es war ein wenige Tage vorher erbeuteter stolzer Hengst, und ich stieg auf und ritt nach herzlichem Abschiednehmen davon. Die türkischen Freunde aber sahen lange dem germanischen Helden nach, der sich wieder und wieder umsah und ihnen

huldvoll zuwinkte. Dies erste türkische Quartier wird mir unvergesslich sein.

Auch am nächsten Tage quartierten wir in einem Türkendorf und wurden wiederum auf das Freundlichste aufgenommen, obwohl wir dort Futtermittel requirierten. Das Weihnachtsfest war nahe, und wir hofften, in diesem Dorf längere Zeit zu bleiben und Weihnachten zu feiern. Schon seit einigen Tagen führten wir eine in Serbien gefundene Edeltanne und einen ähnlich geformten Wacholderbaum mit uns, die als Weihnachtsbäume dienen sollten. In einem fest verschlossenen Wagen hatte ich beizeiten besorgte Weihnachtsachen und -Geschenke mit, natürlich auch einiges Trunkbare; den Inhalt des Wagens kannten nur wenige, die übrigen Leute aber umstrichen diesen Wagen neugierig schnuppernd wie die Schatale.

Es war Weihnachtsstimmung bei uns, und unsere Leute begannen, in der Moschee Weihnachtslieder zu üben. Die Türken verübelten uns das nicht. Im Gegenteil, sie sagten anerkennend, wie mir unser Dolmetscher berichtete: „Die deutschen Soldaten beten in der Moschee“. Dagegen hatten sie es der deutschen Infanterie, die dort vor uns gewesen war, mit Recht verübelt, daß sie in der Moschee Pferde untergestellt hatte. Wir selber fanden dort noch Spuren von Stroh und Pferdemist.

Leider mußten wir noch vor Weihnachten abziehen. Als wir anspannten, versammelten sich um uns die Männer und Kinder des ganzen Dorfes. Der Dorfschulze und der Popen traten auf mich zu, umarmten mich und küßten mich auf beide Wangen; darauf küßte mich das halbe Dorf. Ich war aber auch sehr freigebig gewesen: Ich hatte im Dorf zurückgelassen zwei lahme Panjepferde, von denen ich eins dem Popen, das andere dem Dorfschulzen schenkte. Dann stieg ich zu Pferde, ließ aufsitzen und fuhr ab. Es war ein fürchterlicher Schmutz und die Pferde mußten ihr Bestes hergeben.

Wieder kamen wir — am 23. Dezember — in ein Türkendorf und erhielten von vornherein den Befehl, daß wir dort zwei Tage bleiben sollten. Wir langten bei Dunkelheit im Quartier an. Mit dem Wachtmeister hielt ich vor dem größten Gehöft und trat in ein Gebäude, aus dem ein Lichtschein fiel. Es war ein Kuhstall und mehrere Türkenfrauen saßen dort mit unverhüllten Gesichtern und melkten. Als sie sich plötzlich so unziemlich entblößt von Fremden erblickt sahen, saßen sie still und unbeweglich wie zu Säulen erstarrt vor ihren Kühen, bis uns die Situation klar wurde und wir uns zurückzogen. Der Hausherr war offenbar peinlich dadurch berührt, daß wir seine Damen enthüllten Antlitzes überrascht hatten und begegnete uns zwar nicht unfreundlich, da er unsere Ahnungs-

losigkeit erkannte, jedoch zurückhaltend. Am nächsten Morgen — der 24. Dezember brach an — suchten wir einen großen Stall zur Weihnachtsfeier aus; darin stand schon ein Ochse an der Krippe, und der Esel war leicht herbeigeschafft; es war wie an Christi Geburtsstätte. Hier ließ ich von ein paar Vertrauten die Lichterbäume und mehrere Bänke mit Geschenken aufstellen, auch die Feldküche, in der hernach Rumtee gekocht wurde. Es stellte sich hernach heraus, daß wir die Einzigen waren, die rechtzeitig für Weihnachtsbäume und Weihnachtsachen selbst vorgesorgt hatten; die Heimatpost war nicht eingetroffen, sondern kam erst viele Tage später. Vor der eigentlichen Bescheerung und der Ausgabe des Getränks, wovon sich jeder satt trinken konnte, hielt ich eine Ansprache, oder besser gesagt: eine Predigt. Ich glaube, daß sie gut ausgefallen und zu Herzen gegangen ist, und daß ich meiner Herkunft aus einem alten Pfarrergeschlecht Ehre gemacht habe. Viele haben mir hernach gesagt, daß sie solch ein feierliches Weihnachtsfest noch nie erlebt hätten. Ich ging hernach unter den Leuten herum und reichte jedem die Hand. Da kam ich zu einem, der jüngst einem Kameraden ein Feldpostpaket entwendet hatte; die Strafe auf frischer Tat war eine furchtbare Tracht Prügel von meiner gestrengen Hand und etwas später seitens seiner Kameraden gewesen. Der drückte sich nun beiseite und wagte nicht, mir ins Auge zu sehen. Da trat ich auf ihn zu und sagte: „Wenn Du nie mehr stehlen wirst, gebe ich Dir die Hand“. Dem Manne stürzten die Tränen in die Augen, und er nahm meine Hand. Bei uns hat er nicht mehr gestohlen. Ob er es ganz gelassen hat, ist mir jedoch sehr fraglich.

Bis dahin war unsere Verpflegung vorzüglich gewesen. Wir hatten das Proviantamt und daneben stand uns das reiche Land offen. Namentlich das Murawatal strokte von Schweinen und Rindern. Wir richteten uns behäbiger ein, und jede Batterie oder Kolonne führte neben der Pferdebagage eine Ochsenbagage von vier oder fünf Gefährten mit sich. Die Märsche waren im allgemeinen groß, und die Ochsenkolonnen blieben mitunter zurück. In jener Zeit schrieb ich an meine Freundin Margarete Marschalk, die Frau Gerhart Hauptmanns, frei nach Lynkeus, dem Türmer:

Wir drängten fort, wir stürmten fort,
Wir waren Herren von Ort zu Ort;
Und wo ich herrisch heut quartiert,
Ein anderer morgen requiriert.
Wir schauten, — eilig war die Schau;
Der griff die allerfett'ste Sau,
Der griff den Stier von festem Tritt,
Die Pferde mußten alle mit.

Da ich gerade von den Ochsen gesprochen habe, fällt mir ein, daß wir in jener Zeit einmal einen höheren Vorgesetzten hatten, der ein Bürokrat von seltenem Ausmaß war. Kein Mensch führte im Bewegungskrieg die vorgeschriebene Pferdestammrolle, das ließ sich bei dem ständig wechselnden Pferdmaterial auch gar nicht durchführen; jener hohe Herr aber hatte das noch gar nicht bemerkt und ordnete an, daß wir eine Ochsenstammrolle zu führen hätten. Das ging mir zu weit, zumal er in demselben Tagesbefehl — er mißbrauchte jeden Ruhetag, um seinem armen Adjutanten ganze Seiten unnützer Befehle zu diktieren — auch verordnet hatte, daß man sich über jedes stehen gebliebene Roß oder Gefährt durch urkundliche Quittung des Bauern, bei dem man es zurückgelassen hatte, ausweisen müsse. Das verdroß mich, zumal wir in einem Lande der Analphabeten waren, und ein Notar zur Beglaubigung der Handzeichen fehlte, und ich gab einem meiner beiden größten Zugochsen den Vornamen jenes bürokratischen Herrn. Das merkten nur meine Offiziere und wenige Eingeweihte. Tags darauf kam mein verehrter Abteilungscommandeur zu mir herangeritten und sagte: „Wannow, nun nennen Sie um Gottes Willen den andern großen Ochsen nicht nach mir“. Man sieht, daß dieser hohe Herr Verständnis für Soldatenhumor hatte. Er hat uns auch nie durch theoretische und unerfüllbare Anordnungen das Leben schwer gemacht. Nur besaß er den unausrottbaren Fehler, daß er auf Märschen selbst im Gebirge und bei Unwegbarkeit gleichmäßige Abstände verlangte, die sich selbst auf glatter Straße und mit aktiven Pferden und Fahrern nur mit erhöhter Anstrengung des Pferdmaterials und im Gebirge überhaupt nicht erreichen lassen. Im Ganzen konnte sich niemand über diesen Vorgesetzten beklagen, obwohl er mitunter reichlich frisch und deutlich im Ausdruck war. Im Herzen aber war er gütig und wohlwollend zu Offizier, Unteroffizier und Mann.

Wir näherten uns nun dem mazedonischen Gebirge. Am Gebirgsrand sahen wir längs der Marschstraße riesige Schafherden ohne Hirten in menschenleerer Gegend. Da es im Gebirge gemeinhin überall ärmlich und kärglich ist, wollte ich einige Hundert Schafe mitnehmen. Wir hatten aber sehr knapp Leute und der Wachtmeister wollte mir die nötigen zwei Hirten nicht bewilligen. Führen doch die meisten Munitionswagen ohne Mittelreiter. Ich gab schließlich nach. Hernach haben wir unsere Enthaltbarkeit bedauert. Denn von jetzt an war das gute und üppige Leben vorüber und wir erhielten nur noch normale Verpflegung. Das behagte unseren verwöhnten Mägen wenig. Nie wieder haben wir es erlebt, vier oder fünf fette Gebirgshammel in der Feldküche zu haben. Was war das doch für ein Götterfräß; ist dann noch Kohl dabei, so kann kein Hoch-

zeitmahl besser schmecken. Ähnlich gut hatten mir nur die schönen, fetten, weißen Puten in der Gegend von Mlawka getan. Bei solcher Kost war jeder gern Soldat.

Ich hatte oft, selbst wenn wir uns aus dem Lande verpflegten, Fleischkonserven vom Proviantamt holen lassen, so daß wir außer den eisernen Portionen einige Vorräte an Nahrungsmitteln hatten und an schweren Marschtagen oder bei besonderen Ereignissen ab und zu einmal eine Mahlzeit oder ein kleines Frühstück einlegen konnten. Das erfreut des Soldaten Herz. Ist es doch das Einzige, was er im Felde hat. Und hat er gar dazu noch etwas zu trinken, so ist er zufrieden. Napoleon I. sprach einmal aus, daß man vom gemeinen Mann gar nicht verlangen könne, daß er im Kriege bleibe, wenn man ihm das Plündern verbieten wolle. Bei uns aber gab es Offiziere, die dem Frontsoldaten sogar das Fouragieren von Hühnern in Feindesland verbieten wollten. Das ist überfittlich.

Auch für die Pferde pflegten wir gut vorzujorgen. Außer den vorgeschriebenen eisernen Rationen führten wir regelmäßig ein oder zwei Wagen mit Hafer mit uns. Dazu hatte oft jeder Munitionswagen noch eigene Futtermittel auf der Proke. Wenn die Pferde es leicht hatten, sparten wir über. Kamen aber schwere Märsche, so erhielten unsere Pferde so viel Kraftfutter, als sie haben wollten, und überwandten selbst Gewaltleistungen spielend. Es ist viel leichter, ein Pferd gut zu erhalten, als ein heruntergekommenes Pferd wieder in die Höhe zu pöppeln. Ich hatte stets die besten Pferde. Als einmal ein Oberstleutnant im Auftrage des Kriegsministeriums die Pferde unserer Division besichtigte, sprach er zu meiner großen Freude die Anerkennung aus, daß er außer bei der Kavallerie nirgends so gut gepflegte und so frische Pferde gefunden hätte als bei mir. Meine ländliche Herkunft und mein angeborenes Interesse für Pferde gaben mir vor andern Führern einen großen Vorsprung.

Als wir nach einigen Tagemärschen in einer mazedonischen Ortschaft bei Beles einrückten, dachten wir, daß es am nächsten Tage weiter vorwärts ginge. Ein Irrtum leider. Unsere Armee respektierte die griechische Grenze. Dafür haben nachher die Griechen auf uns schießen müssen. Wäre es vorwärts gegangen, so hätten wir die französische Armee bei Saloniki gefangen. Um diesen Triumph wurde der Soldat betrogen. Ich habe schon damals die Energielosigkeit und Schwäche unserer Politik erkannt. Es war nicht viel später, da schenkte mir ein Kamerad, der meine geringe Vorliebe für Bethmann-Holweg kannte, das Bild dieses Reichsoberlehrers. Ich will nicht sagen, in welcher stillen Klausur ich es zunächst aufhängte. Als nun der Schenker von mir forderte, daß ich dem Bilde

einen würdigeren Platz anwies, ließ ich mir von meinem Ohm Fritz Bulke aus Güttland zwei Stierbilder aus der landwirtschaftlichen Tierzucht kommen. Alsdann hing ich das Bild Bethmann-Holwegs an die Wand meines Unterstandes und auf jede Seite ein Stierbild. Im Grunde genommen konnte der Reichskanzler sich diese Nachbarschaft zur Ehre anrechnen. Denn das Rind ist in der Tat ein kluges und energisches Tier, das sich nicht unterkriegen läßt. Wenn die meisten diese Zusammenstellung in anderem Lichte sahen, so war es des Kanzlers eigene Schuld.

Wir blieben in dem Dorfe bei Beles über Winter. Ich hatte dort eine leere Mühle und eine leere Bäckerei vorgefunden. Da ich nun einen Müller und einen Bäcker hatte, setzte ich die Mühle und Bäckerei in Betrieb. Sehr eigenartig und wie ein Kinderspielzeug war die Mühle; ein leichtes Rad aus Bretterchen und Baumästen war gegen eine Quelle gestellt und trieb zwei ganz kleine Mühlensteine; die Stundenleistung war dreiviertel Zentner Mehl. Mit diesen Betrieben verdienten wir ganz gut und besserten so unser Leben auf. Andere Truppen — Deutsche und Österreicher — ließen fortan bei uns mahlen und backen; wir aber nahmen unparteiisch von jedem den Zehnten und vielleicht noch mehr. Frau einer den Müllern und den Bäckern.

Ich hatte an meiner Mühle und an meiner Bäckerei Faustische Schaffensfreude. Übrigens war der Faust damals meine tägliche Lektüre. Ist doch auch Mazedonien der Schauplatz mancher Szene aus Faust II. Doch blieb mir „Gebirgesmasse edelstumm“. Lange lag ich nicht allzu weit vom Olymp; auf dem Griechenlands Götter gesehnen haben. Wie schön Mazedonien war, so kann ich es doch Philipp nachfühlen, daß er seinem Filius Alexander ein anderes Reich wünschte. An Faust anlehnd, prägte ich damals, als ich einen uns neu zugeteilten Feldhilfsarzt sah und mich des Arztes erinnerte, der mich bei der Stirnverletzung beinahe zur Strecke gebracht hätte, das Wort:

Den frommen Jüdchen noch verwandt,
Als Feldchirurgen wohlbekannt.

Wie anders sahen die spanischen Juden aus, die ich in jener Zeit in dem unseren Quartierdorf benachbarten Städtchen Beles sah. Durchweg hohe, stolze Gestalten von edlem Gesichtsschnitt. Ein durchaus vornehmer Typ. So stellen wir uns einen Rabi vor. Und dennoch ein ausgesprochen jüdischer Typ.

Beles war die erste orientalische Stadt, die ich näher beschauen konnte. Namentlich fielen mir die Handwerker und Kaufleute auf, die in ihren nach der Straße ganz und gar offenen Läden ihrer Tagesarbeit nachgingen und den Vorübergehenden ihre Waren anboten.

Im Frühjahr rückten wir weiter vor und schlugen unser Lager bei Gjawato am Wardar auf. Ich schlief zunächst mit meinem Burschen Heinrich in einer Lehmhütte im Dorf, von der Kolonne durch eine Anhöhe getrennt, da mein Unterstand noch nicht fertiggestellt war. Es gelang damals Heinrich, mir etwas Maisstroh für mein Lager zu besorgen. Schiebt man die Kolben beiseite, so kann man ganz schön darauf liegen, ohne Hühneraugen auf dem Hinterteil zu bekommen. Als englische Schiffsgeschütze täglich das Dorf mit einigen Schüssen zu bedecken begannen, zogen auch wir ins Lager, wo ich, zum ersten Male etwas ausgiebiger für mich sorgend, mir einen festen Unterstand hatte bauen lassen, und Heinrich pflegte nun, wenn wieder ins Dorf geschossen wurde, zu mir zu kommen und zu sagen: „Herr Hauptmann, sie schießen schon wieder auf Gjawato“. Damit brachte er seine freudige Genugtuung zum Ausdruck, daß wir aus der Gefahr waren. Mit diesem Ruf weckte mich Heinrich eines Morgens; ich aber erwachte aus einem eigentümlichen Traum. Mein Halbbruder Max Wüst, der in der Schlacht bei Tannenbera gefallen war, und seine längst vor ihm verstorbene erste Frau kamen auf mich zu. Max aber sagte: „Wir kommen nicht um Dich, wir kommen um Bruder Egon“. Es war mir im Traum bewußt, daß sie tot waren, und ich sah auch nur Schatten vor mir stehen. Indes setzte Heinrich das Morgenfrühstück bei mir nieder, und ging wieder aus dem Unterstand, um neugierig die Schießerei zu beobachten. Ich aber begann, mich anzukleiden. Da hörte ich einen nicht fernen Schuß aus großem Kaliber. Mein Heinrich kam aber wieder herein und sagte: „Herr Hauptmann, jetzt schießen sie auf uns“. Ich aber sagte: „Heinrich, sie werden doch nicht“, und ließ ihn wieder gehen. Zwei Minuten später, als ich mich gerade wusch, hörte ich einen offenbar näheren Einschlag. Heinrich stürzt herein und sagt: „Herr Hauptmann, sie schießen bestimmt auf uns, soll ich nicht dem Wachtmeister sagen, daß er die Pferde wegbringt?“ Das war ein sehr vernünftiger Vorschlag, und ich machte denselben zum Befehl. Nachdem ich die Reithosen angezogen hatte, trat ich in Moränensteinen und Mücke aus dem Unterstand heraus, sah schon die Leute mit den Pferden wegziehen und rief, da ich störende Unruhe bemerkte: „Ruhig Kinder, ruhig“. Dann trat ich wieder in den Unterstand, setzte mich mit dem Rücken gegen die Wand und war gerade dabei, mir den zweiten Stiefel anzuziehen, als ich ein furchtbares Getöse hörte: der heulende Tod schien auf mich zukommen: plötzlich verstummte das Getöse, ich aber sagte mir: „Gott sei Dank. Die Sache war verflucht nahe, ist aber über uns weg“. In dem Moment erscholl eine furchtbare Detonation und im Unterstand flohen Papiere, Staub, Glassplitter, wie im Wirbelwind umher. Ich befühlte

nich von oben bis unten, ob ich noch in einem Stück oder entzwei wäre. Jetzt stürzt Heinrich in den Unterstand: „Gott sei Dank, Herr Hauptmann leben noch, wir dachten, der Schuß säße mitten im Unterstand. Es war nichts mehr vom Unterstand zu sehen, nur eine Dreckwolke“. In der Tat saß der Schuß — es war eine sogenannte Ratschgranate, die in lauter kleine Sprengstücke zerfällt — drei Meter vor meinem Unterstand. Mehrere Sprengstücke waren durch die Tür eingeschlagen, eines hatte in freier Luft, ohne abzubiegen, das Türgerüst durchgeschlagen, obwohl das Holz etwa acht Zentimeter dick und fünfunddreißig Zentimeter tief war. Das Merkwürdige war, daß ich während des unendlich kleinen Bruchteils einer Sekunde, der zwischen dem heulenden Geräusch der Flugbahn und dem furchtbaren Getöse der Detonation war, den Gedanken habe fassen können, daß das Geschloß und damit die Gefahr vorüber sei. So schnell denkt der Mensch.

Vielleicht habe ich die Beschießung des Lagers selbst verschuldet. Ich hatte ein Moskitonez aus Mullstoff erhalten, das zum Schutz gegen die Anophelesmücken, die Verbreiter der Malaria, dienen sollte. Es war nun sehr heiß, und ich hatte am Abend vorher mein Bett ins Freie gestellt und das Mullnez darüber gehängt, um nun, auf diese Art vor den Mücken geschützt, im Freien zu schlafen. Da ging aber der Mond auf und das Mullnez fing das Licht auf; ich lag plötzlich da, wie Schneewitchen im Sarge. Schnell zog ich mit meiner leuchtenden Bettstatt in meinen Unterstand ab. Der böse Feind aber mag das Transparent gesehen und diesen Platz als Ziel vorgemerkt haben.

Nach dieser offenbar planmäßigen Beschießung des Lagerplatzes ging ich aus Vorsicht mit der Kolonne über die Höhe zurück. Großen Mut hatte übrigens unser Koch, der Schuster Schwabe, bewiesen. Er war, als alles abrückte, bei der Feldküche geblieben, indem er sich darunter legte. Der brave Kerl wollte das Essen nicht verlassen, und wir erhielten unsere Mittagsmahlzeit auch an diesem Tage genau um die zwölfte Stunde. Schwabe war auch sonst ein braver Mann, und so verschaffte ich ihm das damals bei uns seltene E. K. 2.

Neben unserem neuen Lager lag eine Leichte Munitionskolonnen des Feldartillerie-Regiments Nr. 201, mit deren Offizieren ich fortan täglich mittags und abends zusammen speiste. Darunter war ein Studientrat, der jetzt in Zoppot lebt, und ein badischer Landgerichtsrat namens Bär. Letzterer war Jude und im Frieden nicht Offizier geworden, bei Kriegsbeginn aber hatte er sich sofort zur Front gemeldet. Auch er war uns ein lieber Kamerad. Mir haben uns alle miteinander gut verstanden und im Hoffmannstal — so hieß es nach dem Studientrat Hoffmann — manche

fröhliche Stunde verlebt. In dieser halben Ruhestellung hielt ich mich für berechtigt, einmal ordentlich für mich zu sorgen, und stellte mir einen Unterstand her, der zugleich als Kasino diente und für die Verhältnisse des Feldes und des Balkans recht komfortabel war. Der Unterstand war etwa sechseinhalb Meter lang und drei Meter achtzig Zentimeter breit. Die Decke war mit grauer Zeltleinwand ausgelegt, die von weißem Gespänge getragen wurde und natürlich ganz unverlezt blieb. Rings um die Wände war ein Paneel aus brauner Zeltleinwand, das oben und unten von roten Leisten gehalten wurde. In einer Ecke stand ein Ecksofa, wie weiland in meinem Elternhaus in Güttsland; hierzu war ein altes langes Sofa, das wir in einem verlassenen Bauernhaus aufgefunden und gezweitelt hatten, verarbeitet. In der korrespondierenden Zimmercke stand die neu hergestellte Alttrappe eines Eckschrankes, der sich ebenso wie das Sofa in das Paneel einfügte. Dazu war das Zimmer durch einen mächtigen lehmgrau verputzten Ziegelofen und durch eine Menge von Bildern geschmückt, die aus der Jugend stammten, und die ich mir aus Zoppot senden ließ. Meist waren es Soldatenbilder, zum Teil auch die Köpfe großer deutscher Männer. Alles war mit bunten Leisten eingerahmt. Es war ein Herrenzimmer, das trotz der einfachen Mittel vornehm wirkte und eine gewisse Berühmtheit erlangte. Im Scherz hatte ich oft gesagt, daß ich einmal mein Bergschloß dem Zaren Ferdinand zum Sommeraufenthalt schenken wolle.

Es war eine beschauliche Zeit, die wir dort verlebten, und auch sonst war alles in Ordnung. Da kam die Räude und vernichtete mein schönes Pferdmaterial, so daß es nicht wiederzuerkennen war. Das ging mir an die Nieren. Bei dem mazedonischen Klima wäre die Sache nicht so schlimm gewesen, wenn wir genug Kraftfutter und wenn wir Heilmittel gehabt hätten. Noch schlimmer wurde es, als mitten im Winter der Korpsveterinär — obwohl der Sturm in unsere halb offenen Ställe stark hinein blies, und unsere Pferde daher sich einen wahren Bärenpelz zugelegt hatten — auf die verfehlte Idee kam, daß die Pferde geschoren werden müßten; ich sträubte mich gegen diesen Befehl, mußte ihn aber schließlich trotz meiner Verwahrung ausführen. Am nächsten Morgen waren uns nicht weniger als sechs Pferde eingegangen. Kurz, meine Kolonne war nicht mehr die alte Leichte Munitionskolonnen III des Feldartillerie-Regiments Nr. 209. Diese Tatsache und dazu der Umstand, daß man mich bei der Verleihung des E. K. 1 gegenüber den Batterieführern, die freilich aktive Offiziere, aber zehn bis zwanzig Jahre jünger waren als ich, übergangen hatte, erleichterten meinen Entschluß, mich nach einer Batterie umzusehen, und so erhielt ich die Führung der 7. Batterie und

nach der Wiederkehr ihres früheren Führers, der einige Monate Regimentsadjutant gewesen war, die 4. Batterie. Bei der 7. Batterie, die ich ohnehin kannte, da sie zu unserer Abteilung gehörte, traf ich sehr nette Verhältnisse und liebe Kameraden an. Weniger angenehm war für mich die Zeit bei der 4. Batterie. Von den drei Leutnants hatten zwei für sich selber auf den Batterieführerposten gerechnet und empfanden mich nun als Eindringling. Ich konnte mit ihnen nicht warm werden. Es war das erste und einzige Mal im Kriege, daß ich mich mit Untergebenen nicht gut zu stellen vermocht habe, womit ich diese beiden Herren meine.

In dieser Zeit kam ich viel in Berührung mit bulgarischen Offizieren, da damals unsere Infanterie schon abgerückt war, und die deutschen Batterien der bulgarischen Division zugeteilt waren. Es gelang mir, mich mit den bulgarischen Offizieren zu befreunden und mein kameradschaftliches Bestreben auf der Seite der bulgarischen Waffenbrüder anerkannt und erwidert zu sehen. Unser bulgarisches Infanterieregiment hatte zusammen mit einem anderen bulgarischen Infanterieregiment einen erfolgreichen Vorstoß gemacht, und beide Offizierkorps feierten hernach ein Siegesfest. Dazu war ich als einziger deutscher Offizier eingeladen. Nach dem Festessen traten die Offiziere heraus, riefen die in der Nähe stehenden Unteroffiziere und Mannschaften herbei und tanzten miteinander, völkische Einheit betonend, einen Reigen. Dafür fehlt uns leider der Sinn. Man wollte sogar die bulgarische Regimentskapelle in meiner Feuerstellung spielen lassen. Zu meiner Beliebtheit bei den Bulgaren trug der Umstand bei, daß ich mich ihrem Verkehrston anpaßte, wie es auch in Ordnung ist, und daß ich ihre Gerichte, auch wenn sie mir fremd waren und schlecht schmeckten, mit anscheinendem Wohlbehagen aß, wie zum Beispiel die in der Sonne gedörrten niederträchtig stinkenden „griechischen Fische“, die sie mir als Delikatesse vorsetzten, indem sie meinen Beifall erwarteten.

Der Sommer 1916 war furchtbar heiß gewesen. Die Einwohner erklärten, daß eine solche Hitze seit Menschengedenken nicht gewesen sei. Erträglicher war der Sommer 1917. Dennoch fühlte ich mich schlapp. Die Länge trägt die Last und ich hatte, wie sich hernach herausstellte, die Malaria in den Knochen. Ich drang daher auf baldigen Urlaub und machte mich dadurch bei meinem neuen Abteilungskommandeur, der mir ohnehin nicht wohlwollte, mißliebiger. Auf der Heimreise machte ich in Ungarn Halt und fuhr nach dem mir bekannten Kuma hinüber, um Lebensmittel zu hamstern. Dabei ließ ich, wie mir selber bewußt wurde, die sonst mir innewohnende Tatkraft vermissen. Am Tage nach meiner

Ankunft in Zoppot legte ich mich am Nachmittage aus Müdigkeit und Schlappheit ins Bett; eine halbe Stunde später fieberte ich über 42 Grad. Dann folgte ein furchtbarer Schweißausbruch. Ein paar Tage später war ich derart herunter, daß ich kaum stehen konnte; etwas erholt, ging ich, vorher ein überaus kräftiger Mann, mit ganz langsamen kurzen Schritten, wie die alten verhungerten Zoppoter Rentner. Nach etwa sechs Wochen war ich durch viel Chininschlucken so weit hergestellt, daß ich, zwar noch nicht felddienstfähig war, aber, um mich nützlich zu machen, vom Generalkommando in Danzig den vaterländischen Unterricht erbat und erhielt. Die Richtlinien waren ausgezeichnet, insbesondere war zweckmäßig, daß darin volkswirtschaftliche Dinge in faßlicher Art behandelt wurden, die dem kleinen Manne näher liegen, als die sooft mißbrauchte vaterländische Phrase. Ich habe gestaunt, daß mehr oder weniger alle Soldaten nach anschaulichem Vortrag das Wesen der englisch-deutschen Handels- und Industriekonkurrenz die Bedeutung der Kohlenförderung und der Stahlproduktion für das ganze deutsche Volk erfaßten.

Leider machten sich in der Heimat schon damals die Folgen der politischen Verhezung unangenehm bemerkbar. Man konnte schon ab und zu von den „Bluthunden Hindenburg und Ludendorff“ sprechen hören. An dieser Verhezung nahm, wenn auch in etwas zurückhaltender Form, die bürgerliche Demokratie teil. So erschien in Danzig der berühmte Reichstagsabgeordnete Naumann und hielt im überfüllten Saal der Sporthalle vor Zivil und Militär eine Rede, wie schon ihr Thema „Friede, Freiheit, Brot“ ergab. Unter anderem sagte er wörtlich, daß die Soldaten in den Schützengräben nicht mehr kämpfen würden, wenn die Regierung sich nicht der Friedenspolitik der Mehrheitsparteien anschloße. Ich trat ihm in Offiziersuniform in einer improvisierten Rede entgegen. Es war vielleicht die beste rednerische Leistung meines Lebens. Die verhezte Menge tobte. Ein kleinerer Teil spendete starken Beifall. Naumann half sich, indem er an der Tatsache, daß ein Offizier in Uniform geredet hatte, Anstoß nehmen wollte, und darin gewissermaßen eine Offenbarung des Militarismus sah. Am nächsten Tage ergänzte ich meine Ausführungen bei einer leider viel schlechter besuchten Versammlung der Vaterlandspartei. Zwei Tage später sollte ich im Werftspeisehaus vor den Korpshandwerkern einen Aufklärungsvortrag halten und danach als Redner die Provinzgarnisonen bereisen. Am letzten Moment wurde der Vortrag im Werftspeisehaus abge sagt, und ich wurde aufs Generalkommando bestellt. Dort wurde mir eröffnet, meine Vorträge seien ausgezeichnet und auch sehr taktvoll gewesen. Ich hätte aber durch mein Auftreten in der Sporthalle bewiesen, daß ich politisch einseitig eingestellt sei, und mich dadurch

bei der Linken und namentlich bei der Sozialdemokratie, mißliebig gemacht. Dem müsse das Generalkommando Rechnung tragen und mich von dem vaterländischen Unterricht ablösen; denn das Generalkommando könne sich mit jenen Herren nicht überwerfen. Ich sollte auch versprechen, künftig nicht mehr öffentlich zu reden. Auf meinen Einwand, daß überall sozialdemokratische Politiker sogar in Offiziersuniform in Versammlungen sogar gegen die Politik der Regierung sprächen und ich dasselbe Recht der freien Rede hätte, wurde gewünscht, daß ich wenigstens, wenn ich irgendwo reden wollte, vorher dies dem Generalkommando anzeigen solle. Übrigens äußerte man den Wunsch, ich solle von meiner Ablösung und der ganzen Geschichte meinen politischen Freunden nichts erzählen; denn auch mit denen wolle man es nicht verderben. Das war der Sinn der Unterredung. Es kam dabei zu einem kleinen Zusammenstoß, da es mir nicht möglich war, meine Bewunderung über solche Weichheit zu verbergen. Kurze Zeit später wurde ich, während sonst die Ersatzabteilung über Offiziere einschließlich der Batterieführer verfügt, direkt von Berlin aus nach dem Westen versetzt, und zwar als Batterieführer ins dritte Gardesfeldartillerieregiment. Die Versetzung zur Garde sollte mich wohl mit der überraschend schnellen Entsendung zur Front auslöhen.

Beim 3. Gardesfeldartillerieregiment, das bei Verdun stand, traf ich es gut an. Regimentskommandeur und Abteilungskommandeur wollten mir sehr wohl und behandelten mich auffallend gut. Wahrscheinlich hatte man mir eine besonders gute Conduite mitgegeben. Das Regiment hatte noch ein friedensmäßig gutes Offizierkorps. Ich fand überraschend gute und verständnisvolle Fürsorge für die Mannschaften und gute Pferdepflege vor. Weniger gut war die Zusammensetzung der Batterie. Drei meiner vier Geschüßführer waren von Hause aus Kavalleristen. Doch waren es gutwillige und feste Leute, die ihren Kram verstanden. Die Kanoniere dagegen waren meist kleine und schwächliche noch recht junge Leute. Übrigens hießen meine Geschüßführer Vogel, Fink, Stieglitz und Schulz. Letzterer war ein großer Sänger vor dem Herrn, so daß ich häufig sagte, ich hätte drei Vögel zu Geschüßführern, die aber alle nicht singen könnten, nur der eine könnte singen, der kein Vogel sei. Schulz war nämlich ein großer Sänger vor dem Herrn.

Mit meiner Gefundung ging es bei der dort vorhandenen guten Verpflegung rasch bergauf, und ich hatte mich bald völlig erholt.

Im Frühjahr 1918 wurde mir durch besonderes Wohlwollen meiner Vorgesetzten vor der Zeit Urlaub gegeben, da mein Kriegsvortreter, Justizrat Schulz, gestorben war und ich die neue Vertretung zu ordnen

hatte. Ich war gerade fünf Tage zu Hause, als ich durch Telegramm zurückgerufen wurde. Im Westen hatte nämlich die Frühjahrsoffensive begonnen. Ich traf das Regiment an seinem Standort nicht mehr an, wohl aber einen mich erwartenden Boten, der mir die Botschaft in ein anderes Regiment mitteilte, bei dem ein älterer zur stellvertretenden Abteilungsführung geeigneter Offizier fehlte. In zwei Tagen suchte ich nun mit meinem Valentin, den man mir in rücksichtsvoller Weise zurückgelassen hatte, das neue Regiment auf, das gerade im Gefecht war. Dort angetroffen, erhielt ich die Weiterleitung zu einem anderen Regiment. Wiederum waren wir zwei oder drei Tage unterwegs. Bald sahen wir auf der Eisenbahn, bald standen wir mit unserm Gepäck wartend auf der Landstraße, bald nahmen uns Lastautos mit, bald Munitions- oder Trainwagen. Einmal fuhren wir bei sehr kühler Nacht auf einem Auto sitzend, das auf offenem Eisenbahnwagen verladen war. Diese Tage waren überaus strapaziös. Als ich bei meinem neuen Regiment, Feldartillerieregiment Nr. 94 — es war wieder ein aktives Regiment wie die früheren Regimenter — eingetroffen war, hatte es gerade schwere Gefechtstage hinter sich. Es war die Infanteriebegleitbatterie, die ausgerechnet ich, ein Offizier im Alter von 48 Jahren, in die Hand gedrückt bekam. Ich kann von Glück sagen, daß sie als solche zu meiner Zeit nicht in Tätigkeit getreten ist, denn der Dienst bei einer Infanteriebegleitbatterie ist keineswegs eine Lebensversicherung. Der bisherige Führer war vor ein paar Tagen gefallen.

Die Frühjahrsoffensive 1918 war zum Stehen gekommen und der Stellungskrieg hub wieder an. Wir lagen in einer sehr nassen Stellung, und es mag wohl hieran, wie an den erlittenen Anstrengungen — Reise von Gegend Verdun nach Zoppot, nach fünf Tagen zurück nach Gegend Verdun, von dort vier Tage größtenteils auf der Landstraße — gelegen haben, wenn meine Malaria wiederum ausbrach. Ich mochte mich, wie krank ich war, nicht krank melden, da ich eben erst zum Regiment gekommen war, und lag in der Feuerstellung meiner Batterie etwa zwei und eine halbe Woche täglich viele Stunden fiebernd da. Als meine Ruhezeit bei den Proben kam, und ich mein Pferd bestiegen und einige Kilometer geritten hatte, mußte ich absteigen und mich auf den Wagen setzen, da das Fieber sich wieder einstellte. Der langsam folgende Gepäckwagen mit Burschen und Kutscher blieb etwas zurück und war auch nach einigen Stunden noch nicht eingetroffen. Eine Granate hatte das ganze Gefährt, den Kutscher und meinen neuen Burschen zerschlagen. Mehr Glück hatte mein Koffer gehabt, der war heil geblieben und auch nicht ausgeraubt. Ich bekam ihn am nächsten Morgen. Als ich mich abends ein

wenig in der Gegend unseres Lagers erging und mir die dort umherstehenden zerschossenen englischen Tanks ansah, hatte ich ein grauliches Erlebnis. Ich sah im Halbdunkel durch das Seitenfenster in einen Tank hinein, da schaute mir aus dem Tank das grinsende Gesicht eines toten Engländers entgegen.

Bei Abteilung und Regiment hatte man von meinem Fieber erfahren, vielleicht aber nicht recht daran geglaubt. Erst als ich nach einigen Tagen zur Führung einer Abteilung kommandiert wurde, im Unterstand mit dem Regimentsarzt zusammenwohnte und eines Morgens, vom Lager aufgestanden, im Fieberzustand nicht wieder das Bett fand, war man wirklich von meiner Krankheit überzeugt und sandte mich ins Lazarett und von da aus in ein dicht hinter der Front gelegenes Erholungsheim. Nachdem ich die Malaria überwunden hatte, sandte man mich aus Wohlwollen auf einen bequemen Posten zum Generalkommando, wo ich unter Leitung eines Generalstabsoffiziers die Munitionsversorgung des Armeekorps zu bearbeiten hatte. Außerordentlich tat mir wohl die vorzügliche Verpflegung und die billige Versorgung mit gutem Wein. Weniger gefiel mir der Dienst; ich war eigentlich völlig überflüssig, denn ein sehr tüchtiger Vizewachtmeister war da, der den Krempel viel besser verstand als ich. Ich ersuchte also um meine Rückversetzung zum Regiment und erhielt sie sofort.

Beinahe hätte sich mein Übermut aber schnell gerächt. Als ich abends bei den Proben der etatsmäßig noch immer von mir geführten Batterie ankam und mit einem Offizierstellvertreter an dem ruhigen und gänzlich schußfreiem Abend spazieren ging, sauste uns plötzlich mit Getöse eine englische Zwölfzentimeter-Ratschgranate zehn Schritt vor die Beine. Keiner bekam etwas ab. Ein seltener Glückszufall.

Von dieser Zeit an habe ich meine Batterie nur tageweise gesehen. Bald führte ich diese, bald jene Abteilung des Regiments.

Runmehr lernte ich den Krieg im Westen gründlich kennen, jedoch keineswegs lieben. Ich sah häufig Sprengstücke, mitunter ganze Geschosse in meiner unmittelbaren Nähe einschlagen.

Etwa im Juni 1918 kam meine Beförderung zum etatsmäßigen Abteilungsführer beim 9. Reserve-Feldartillerieregiment heraus. Als ich mich vom Divisionskommandeur abmeldete, überreichte mir dieser das E. K. 1. Dann meldete ich mich beim Artilleriekommandeur ab und wollte nun mein neues Regiment aussuchen. Doch der Mensch denkt, Gott lenkt. Der Artilleriekommandeur sandte mich nach vorn zurück, da in dieser Nacht ein Angriff erwartet wurde und da bei der ganzen Abteilung ein jüngerer Oberleutnant der älteste Offizier war. Wohl oder übel

mußte ich wieder nach vorne, und zwar bei lebhaftem Artilleriefener und bei völliger Dunkelheit, so daß man leicht in beschossene Stellen hineinflücht, weil man im Dunkeln die Entfernung bis zu den Feuererscheinungen der einschlagenden Geschosse nicht schätzen kann. In der Tat bin ich an jenem Abend, soweit ich es beurteilen kann, zweimal in Gefahr gewesen. Bei der Abtheilung empfing man mich freudig; es war gerade Schnaps gekommen, und alles, was da war, wurde ausgetrunken. Ob es in Wirklichkeit Schnaps war? Es schmeckte kaum danach, eher nach schlechter Eau de Cologne. Aber man trank schließlich alles, was im Halse fräste. Zwei Tage mußte ich nun noch bei dem Feldartillerieregiment Nr. 94 bleiben. Doch kamen immer dringendere Telegramme von meinem neuen Regiment, und so entschloß man sich allmählich, mich zu entlassen.

Beim neuen Regiment — es stand in Flandern vorwärts Lille — traf ich einen prächtigen Menschenschlag aus Schleswig-Holstein an, lauter große, blonde, blauäugige und treuherzige Menschenkinder. Bei dieser Armee waren Vorbereitungen zu einer Offensive getroffen, von der jedoch schon Abstand genommen war, was keinen günstigen Rückschluß zuließ. Wir lagen dort völlig ungedeckt und konnten uns auch nicht eingraben, da das Grundwasser zu hoch stand. Angenehm berührte mich, daß diese flandrische Ebene ganz und gar meinem Heimatland, dem Werder, gleich. Nach wenigen Tagen verließ ich die Stellung, denn meine Urlaubszeit war herangekommen. Ich ahnte nicht, daß dieser kurze Dienst in Flandern mein letzter Kriegsdienst — wenigstens im Weltkriege — sein sollte.

Dem Urlaub folgte ein Kommando zum Gastkursus in Berlin. Es war eine furchtbare Hitze und ich fühlte mich schlapp. Plötzlich setzte die Malaria wieder ein, und zwar ausgerechnet am letzten Tage des Gastkursus. Vom Berliner Garnisonarzt wurde ich, da ich bei der Untersuchung gerade fieberfrei war, recht mißtrauisch behandelt, doch zurück in die Heimat gesandt. Auch im Danziger Stadtlazarett empfing man mich — ich empfand das deutlich — mit einigem Mißtrauen. Natürlich verletzte das mein militärisches Ehrgefühl tief. Denn hier hätte man wissen müssen, wer ich war. Wie freute ich mich, als sich das Fieber wiederum meldete; und es war mir beinahe eine Genugtuung, daß die mikroskopische Blutuntersuchung nicht nur meine alte malaria tertiana, sondern daneben noch die alltägliche Malaria feststellte. Ich war doppelt rehabilitiert.

Die Malaria trat leicht auf. Dennoch gesundete ich nur langsam, und ich habe viele Jahre dazu gebraucht, um wieder der Alte zu werden. Die langsame Gesundung hing mit der schlechten Ernährung, wohl aber mehr noch mit der Gemütserschütterung durch die schlechten Nachrichten aus

dem Westen und dem Balkan und durch die Revolution zusammen. Dazu kam in jenen Tagen ein schwerer Schicksalsschlag in meiner Familie.

An seinem sechzehnten Geburtstage legte sich unser Richard, nachdem er eben noch im Garten mit seinen Geschwistern und Freunden herumgetobt hatte, mit schwerem Fieber nieder. Er war groß und breit, nicht mehr viel kleiner als ich, aber bei der jammervollen Kriegsernährung war alles nur Fassade. Schon am nächsten Tage war er todkrank, dabei konnte man ihn nicht richtig pflegen, es fehlte an geeigneten Nahrungsmitteln, nur sehr schwer gelang es uns, etwas Milch bewilligt zu bekommen. Es war etwas ganz besonderes, als uns einmal eine uns befreundete Dame für den kranken Jungen kleine Kuchen aus Weizenmehl schickte. Am 4. Dezember 1918 starb er. Es war in einer Zeit, in der die Grippe viele hinraffte, so meinen Zoppoter Kollegen, den Rechtsanwalt und Notar Skibowski, und meinen Regimentskameraden Hauptmann von Zydowiz, dessen Grab in der Nähe unseres Erbbegräbnisses auf dem Zoppoter Friedhof liegt.

Der Tod dieses Kindes ging uns furchtbar nahe. Er hatte alle Gaben, die ein Mensch haben kann. Er war wohlgewachsen und hatte ein schönes, regelmäßiges und dabei belebtes Gesicht, namentlich sehr schöne graue Augen. Er war begabt und geistig gewandt. Er hatte Schwung, Phantasie und Rednergabe. Er hatte einen starken Willen und die ausgesprochene Fähigkeit, zu führen und zu leiten. Er ging stets mit Klugheit zu Werke und nie unbedacht. Mit dem Gemüt eines Kindes verband er die Seele eines Mannes. Er war gütig und freundlich und der besondere Liebling seiner Eltern und Geschwister. Nicht nur die Familie hat an ihm verloren.

Die erste Nacht nach seinem Tode ruhte ich neben seinem Sterbelager. Ich wachte die ganze Nacht hindurch und las in der Spruchsammlung aus Carlyle „Arbeiten und nicht verzweifeln“. Ich kann nicht sagen, daß ich Trost fand, wie sehr ich hernach die Lehre dieses Buchtitels befolgt habe. Immer wieder sah ich in dieser Nacht auf den blonden Hinterkopf meines Jungen oder in sein müdes Duldergesicht. Am nächsten Tage zog ich mir — es war das letzte Mal — meine Felduniform mit Orden und Ehrenzeichen an und trug meinen Jungen auf Vaterarmen die Dielentreppe herab in den Sarg. Ich bedeckte ihn mit meinem alten Offiziersmantel, der mich so viele Nächte im Felde vor Frost und Kälte geschützt hatte. Das war der letzte Liebesdienst, den ich meinem toten Jungen erwies, und kein geringer. Denn unter diesem Mantel hatte ich selber im Grabe ruhen wollen. Nun habe ich, nachdem man mir meine Felduniform

gestohlen hat, nur noch eine alte Feldmütze, die mich dereinst im Sarg als getreuen Feldsoldaten kennzeichnen soll.

Auf dem Sterbelager hatte mein Junge von der Revolution gehört und mit seinem hellen Geiste ihre vernichtende Tragweite voll und ganz erfaßt. „Deutschland geht zugrunde, nun will ich auch nicht mehr leben“, rief er einmal schmerzlich aus. Aber wie gern hätte er noch gelebt. Als nach scheinbar einsetzender Besserung ein schwerer Unfall ihn erschüttert hatte, klagte er, daß er aus der schönsten Hoffnung ins tiefste Elend gestoßen sei.

Auch ich habe schon damals erkannt, daß die Revolution uns vollends den Rest geben würde. Angesichts meines Gesundheitszustandes und des schweren persönlichen Erlebens, war ich jedoch leider nicht frisch genug, um in jenen Tagen ein starker Hort der Ordnung zu werden, wie ich es unter anderen Umständen vielleicht hätte sein können. Immerhin habe ich, als es in Kiel losging, die Initiative gehabt, persönlich beim Generalkommando die Führung der Ersatzabteilung des Feldartillerieregiments Nr. 36 zu erbitten, da ich mich fähig fühlte, unter den drohenden Schwierigkeiten Ordnung zu halten. Man verschloß sich natürlich meinem Wunsch und schaute hilflos und tatenlos dem heranbrechenden Unfug zu.

Da sah ich ein, daß ich mich als Soldat nicht mehr nützlich machen könne und nahm den Abschied. Wie schwer wäre es mir unter anderen Umständen gewesen, den feldgrauen Rock, in dem ich mehr als vier Jahre Kriegsdienst getan und Kameradschaft gehalten hatte, ausziehen. Nun aber waren Heer und Kameradschaft nur noch Begriffe und ohne Ehrenbezeugung gingen die Feldgrauen an ihren Offizieren vorüber. Das tat weh, aber erleichterte den Abschied.

Und so saß ich dann eines Tages wieder in meinem Büro am Schreibtisch, wie es bis zum August 1914 gewesen war, nur daß unterdessen die Praxis so ziemlich zusammengebrochen war. Denn die Einnahmen meines während der Kriegszeit offengehaltenen Büros wurden so ziemlich durch das Honorar des Kriegsvertreeters und die Bürounkosten aufgezehrt. Ich stand also vor der Aufgabe, mir neu eine Existenz zu gründen, die Aufgabe schien für einen beinahe fünfzigjährigen Mann nicht leicht.

Die Praxis baute sich jedoch wider Erwarten schnell wieder auf. Ich war damals einziger Notar in Zoppot, und die massenhaften Hausverkäufe setzten ein. Jeder beeilte sich, sein Grundstück zu verschleudern, und listige Ausländer erwarben für Papiermark deutschen Grundbesitz. Ich hatte damals täglich Kaufverträge, einmal zehn an einem einzigen Tage, ohne das es eine Parzellierung gewesen wäre. Bei normalen Verhältnissen hätte ich in einem einzigen Jahre ein Vermögen verdienen müssen. Der Fehler war aber, daß ich nur Papiermark verdiente, also so ziemlich

umsonst arbeitete, und daß die Gebühren, ehe sie eingingen, oft durch weiteres Fallen der Mark — wir nannten das damals steigende Preise — noch mehr zusammenschmolzen. Die Einnahmen meiner damals riesigen Praxis brachten nicht viel mehr als das bloße Sattessen, und bei zunehmender Inflation reichten sie nicht einmal zum nackten Leben. Es gab Zeiten, wo es schwer fiel, für unsere Kinder die Stiefel besohlen zu lassen. Und das alles bei voller Beschäftigung meines Büros, das auch in dieser Zeit bei unzureichender Bezahlung — ein Lump kann mehr zahlen als er hat — treu und ohne Murren mit zur Seite stand. Ein Bürovorsteher, der schon von seinem ersten Lehrlingstage an bei mir in Stellung war und dem, als er von Zoppot fortzog, ein ebenfalls seit seiner Schulzeit bei mir tätiger, jetzt 32jähriger, Bürogehilfe im Amte des Vorstehers folgte, vor allem aber Fräulein Margarete Grünberg, die nunmehr mehr als 23 Jahre bei mir ist und mir die vielen langen Jahre mit nie versagendem Interesse und Eifer gedient haben, als ob es ihre eigenen Geschäfte gewesen wären. Sie führt meine Kasse und ich kann mich auf sie mehr verlassen wie auf mich selbst. Es war mir eine Freude, ihr zu ihrem zwanzigjährigen Dienstjubiläum eine Ehrengabe überreichen und ein kleines Fest ausrichten zu können, das wir an der Stätte unserer gemeinsamen Arbeit feierten, und an dem neben meinen Büroangestellten ihre Familie und die Meinigen teilnahmen.

Aber doch war die Arbeit ein Segen, obwohl sie keine goldenen Früchte trug. So konnte man wenigstens vergessen. Ich arbeitete damals vom frühen Morgen bis an den späten Abend und ließ mir kaum ein Viertelstündchen Zeit, das Mittagessen herunterzuschlucken. Mitunter kehrte ich noch, obwohl ich vom frühen Morgen bis zum späten Abend geschuftet hatte, noch nach dem Abendessen ins Büro zurück, um die halbe Nacht hindurch dort zu sitzen und alles aufzuarbeiten. Mitunter füllte ich sogar Formulare nach den abgeschlossenen Formularkaufverträgen aus. Was sollte ich zur Ruhe gehen? Ich hätte doch nicht schlafen können, die Arbeit aber betäubte.

Ich will nicht verschweigen, daß die Büroarbeit mir zuerst recht wenig behagte, und daß ich starke Hemmungen zu überwinden hatte. Ich war dieser Art von Arbeit, die vielleicht überhaupt nicht die mir von Gott bestimmte war, so ganz und gar entwöhnt, und ich fühlte noch mehr als früher, daß sie mich nicht ausschöpfte und vielleicht das Beste in mir ungenutzt ließ. Im Anwaltsbüro kann man ohne viel Mannestum auskommen oder gar ganz ohne solches, wie weibliche Rechtsanwälte beweisen. Anders im Felde. „Da ist noch der Mann was wert, da wird das Herz noch gewogen.“

Ich kann mir aber das Zeugnis ausstellen, daß ich trotz dieser Hemmungen treu und energisch gearbeitet habe. Schon im November 1918, noch unter den Nachfolgen der Malaria leidend, ging ich ins Geschirr und habe in den ganzen langen Jahren nach dem Kriege nur einen einzigen längeren Urlaub genommen, als es absolut nicht mehr mit der Arbeit vorwärts gehen wollte. Die Arbeit hatte Erfolg. Trotz der Konkurrenz kriegsgeschonter und meist auch jüngerer Kollegen ist es mir, als erst die Festwährung eingeführt war, gelungen, eine gleichmäßige und lohnende Praxis zu erwerben. Allmählich erlangte ich auch wieder die alte Frische, und ich glaube, daß ich sie noch heute haben würde, wenn mich das Leben später nicht so hart angefaßt hätte.

Viel schwerer als der Aufbau der Praxis gestaltete sich die Wiederherstellung des Anschlusses an die Heimat überhaupt. Schon beim Urlaub aus dem Felde spürte ich, daß ich ihr fremd geworden war. Doppelt wurde es mir fühlbar bei meiner endgültigen Rückkehr aus dem Felde. Hatten sich doch Frau und Kinder, während der Vater im Felde war, ohne ihn bescheiden müssen. Sie hatten sich daran gewöhnt und wohl oder übel daran gewöhnen müssen, ganz und gar ohne ihn zu leben; und es war am Ende auch ohne ihn ganz gut gegangen, so fand er, im Grunde genommen, in der Familie eine Lücke nicht mehr vor, die auszufüllen war. Er stand daneben. Er war ja auch ein anderer geworden als der, der damals ausgezogen und der Familie bekannt war. Natürlich war er jetzt strenger, härter und schärfer, auch wohl etwas Einspänner. Die Familie aber, der so lange allein die weichere Mutter vorgestanden hatte, war mehr auf deren zärtliche Art abgestimmt. Die Kinder hatten auch die ganze lange Kriegszeit über die treue Fürsorge ihrer Mutter handgreiflich vor Augen gesehen und konnten es nicht so sichtbar merken, daß auch ihr Vater für sie sorgte und sogar das nackte Leben einsetzte. So kam es und konnte nicht anders kommen, daß der Vorsprung, den eine treue und vorsorgliche Mutter ohnehin in der Liebe der Kinder vor dem Vater voraus hat, sich noch ins Ungemessene erweiterte. Welcher Vater könnte diesen Vorsprung auf ein gern getragenes Maß zurückführen? Auch hierin haben wir Frontsoldaten ein schweres und schmerzliches Kriegsoffer bringen müssen, für das uns niemand entschädigt.

Meinen Platz in der Stadtverordnetenversammlung hatte man mir während der Kriegszeit offen gehalten. Ich traf aber, als ich diesen Sitz nun wieder einnahm, völlig veränderte Verhältnisse und Persönlichkeiten an und war jetzt dort so fremd, als ich vorher mit allem und mit allen vertraut war. Auch fühlte ich es heraus, daß ich manchem, der sich inzwischen eine führende Stellung erworben hatte, als Konkurrent erschien.

Namentlich glaubte man wohl, daß ich mich wiederum vermessen würde, den Posten als Stadtverordnetenvorsteher anzustreben. Kurz, es war unverkennbar, daß ich keineswegs dankbar und freudig als heimkehrender Krieger empfangen, sondern als lästiger Eindringling, ja als Fremdkörper empfunden wurde. Das hat mich wenig angefochten. Denn ich hatte schon zur Friedenszeit den Geschmack an kommunalen Ehrenämtern verloren. Ich trug es daher leicht, als man mich bei der Neuwahl nach der Revolution nicht aufstellte.

Übrigens war in der Zwischenzeit der Zoppoter Spielklub gegründet worden. Ich war so ziemlich sein einziger Gegner.

Natürlich zeitigte der Spielklub eine gewisse Korruption. Davon handelt ein Gedicht, das folgenden Anlaß hatte. Die alten Inhaber des Spielklubs waren durch neue Inhaber abgelöst. Der frühere Syndikus hatte nun den neuen Spielklub im Gewerbeverein angegriffen und wurde darauf in einem gehässigen anonymen „Eingesandt“ mit einem Frosch verglichen, den ein Teichbesitzer aus einem fetten Sumpf herausgefischt hätte, und der nun neidisch quakte. Es folgten mehrere beistimmende auf dasselbe Motiv abgestimmte anonyme Eingesandts. Das von mir verfaßte Gedicht „Zum Froschkriege“ schloß diese Presseerörterung.

Zum Froschkriege!

Viel Frösche fett im Sumpf sich nähren,
manch Frosch dabei in Amt und Ehren.
Da fliegt „plumps“ in den Sumpf ein Stein,
die Frösche quaken, quäken, schrei'n.

Die Frösche schreien, quäken, quaken,
es brummeln Fliegen, Müden, Schnaken:
„Wer schüttet zu den fetten Tümpel!
O hielte er das Maul, der Gimpel!“

Und immer stärker klingt's Gezeter,
es zetert Hinz, Kunz, Paul und Peter,
und mancher zetert, der im Rat
der Stadt erkämpfte ein Mandat.

Es sind nun mal so nette Pfründen,
im Teich für Stadtverordnete zu finden,
da, wer ein städtisch Amt erhält,
leicht wird im Froschteich angestellt.

Als Oberfrosch, als Froschdirektor
und nun die fette Nahrung schleckt er.
Bekomm's ihm, ich verwehri's ihm nicht,
hätt' nicht die Sach ein zweit Gesicht.

Daß niemand kann zwei Herren dienen,
das wissen Linen selbst und Trinen,
und es ist auch ein altes Ding:
Weß Brot ich eß, deß Lied ich sing.

Zu gönnen jedem ist sein Brot
im Spielklub: aber eins ist not:
Hört es, ihr Bürger und Geschwister,
verlangt geschiedne Register

von Spielklub und von Stadtvertretern,
von Klubgehilfen und Stadtvätern:
Stadtväter, die auch Klubvertreter,
die werden leicht zum Stadtverräter.

Er rät und stimmt nicht, wie er wollte,
er rät und stimmt nicht, wie er sollte:
die Angst um's liebe täglich Brot
schafft Zwiespalt und Gewissensnot.

Ich sag das, weil die Stadt mir lieb,
doch sag ichs nicht nur aus Prinzip,
ich sag es, weil die Sache dringt,
und weil sie schon zum Himmel stinkt.

Wenn einer erst so wild wie Saulus
den Klub bekämpft, doch wird ein Paulus,
sobald der Klub ihn angestellt,
der melde sich, dem das gefällt.

Wenn Stadtvertreter ganz sans gêne
um Klubstellung scharwenzeln gehn,
um fette Pöstchen sich bewerben,
im Räte sprechen, selbst dann erben,

dann steht es faul im Stadtratshaus!
Warum schmeißt man die Kerls nicht raus?
Das ist des Liebes kurzer Sinn,
Ich unterschreibe, wer ich bin

Dr. Wannow.

Wenn meine Ausschaltung aus der Stadtverordnetenversammlung mich völlig kalt ließ, so verletzte und verstimmte es mich tief, daß auch die Deutschnationale Volkspartei, nachdem ich selbst bei ihrer Gründung tatkräftig mitgewirkt und sogar in der Provinz wiederholt als Redner hatte auftreten müssen, mich politisch fallen ließ. Dagegen wehrte ich mich, soviel mir meine Praxis Zeit ließ, und ging sogar meinerseits selbständig vor, ohne aber irgend eine Abspaltung zu propagieren. Bald hatte ich eine allein auf meine Persönlichkeit gegründete Stellung im öffentlichen Leben, ohne daß sie freilich parteipolitisch abgestempelt war. Dazu

trugen besonders zwei große Reden bei, die ich anfangs 1921 im großen Kurhausaal hielt, die eine hatte das Thema „Irrungen, Wirrungen, Wege“ zum Gegenstand, die andere hatte ich „Eine politische Fastenpredigt“ betitelt. Die Reden geschahen vor gut besetztem Saal, obwohl die Deutschnationalen den Besuch nicht propagierten, und fanden auch in der Presse Beachtung.

Die damalige Situation und überhaupt manches Wichtige über meine Person schildert das nachfolgende Schreiben, das ich — bis auf einige Auslassungen und Abmilderungen im Ausdruck — wörtlich bringe. Ich habe jedoch nicht deshalb abgemildert, weil ich etwa glaube, damals zu scharf gewesen zu sein, sondern um Verstimmungen zu vermeiden, die heute unnötig und schädlich wären. Damals war Schärfe geboten.

Zoppot, den 16. März 1922.

An den

Vorstand der Deutschnationalen Volkspartei
Ortsgruppe Zoppot.

Durch Schreiben vom 12. März 1922 bin ich wegen meiner Äußerungen vom 28. Januar 1922, welche ich bei der Festversammlung des Kriegervereins im großen Kurhausaal getan habe, zur Rechenschaft gezogen worden. Auch der Vorstand der Deutschnationalen Volkspartei, Ortsgruppe Zoppot, hat mich um eine Erklärung ersucht.

Dies kommt meinem eigenen Wunsche entgegen, mein Verhältnis zu vielen Mitgliedern unserer Partei zu klären, da dieses Verhältnis durch Mißverständnisse zum Schaden der Partei gestört ist. Ich habe übrigens gleich nach der Revolution, als die hiesige Ortsgruppe gegründet war, durch Herrn Dr. N. den Versuch der mir im Parteiinteresse und auch im vaterländischen Interesse notwendig erschienen und auch heute noch wünschenswert erscheinenden Verständigung gemacht, begegnete aber hochmütiger Ablehnung.

Zum Verständnis der Sachlage muß ich weiter ausholen.

Ich kam 1899 nach Zoppot. Von da ab bin ich in dem Grade und Umfang vaterländisch tätig gewesen, daß damals in mir eine Verkörperung des vaterländischen Gedankens in Zoppot gesehen wurde. Ich habe jährlich sechs bis acht große vaterländische Reden gehalten. Ich erinnere an den regelmäßigen Kaisersgeburtstag, der so große, sonst heterogene Bevölkerungsteile Zoppots zusammenführte. Daneben war ich politisch in der westpreussischen konservativen Partei, und ferner im Gesamtvorstand der freikonservativen Partei tätig. Trotz meiner konservativen Einstellung habe ich aber stets betont und durch meine Haltung

zum Ausdruck gebracht, daß die Pflege des nationalen Gedankens nicht im Rahmen der Partei, sondern auf breitester Grundlage erfolgen müsse.

Nichtsdestoweniger fand ich oft Ablehnung. Es lag das nicht allein an einer gewissen Schroffheit, die mir eigen ist. Es lag das unter anderem daran, daß mir in gewissen Kreisen meine enge Fühlung und mein Verkehr mit kleinen Leuten zum Vorwurf und gewissermaßen als Hang nach unten oder als demagogischer Kunstgriff zum Vorwurf gemacht wurde. Meine Kriegserfahrungen haben mich gelehrt, wie günstig diese Friedensschule, die mir tiefes Verständnis für den kleinen Mann beigebracht hat, gewesen ist. Bei vielen anderen Führern hat zum Schaden des Vaterlandes dies Verständnis gefehlt, und das ist einer der Gründe des Zusammenbruchs. Endlich hatte ich schon in Friedenszeiten zu leiden in meiner Eigenschaft als Terrainbesitzer unter der Gegnerschaft der Bodenreformer. Man übersah, daß meine Gründungen auf Kaiserhöhe in wirtschaftlicher und sozialer Wirkung mindestens ebenso günstig wirkten, wie die damals von der Stadt geförderte gemeinnützige Baugenossenschaft, die ja hernach mangels verständiger Führung, die nur durch private Initiative gewährleistet ist, zusammenbrach. Man übersah, daß ich einen Hauptgrundsatz der Bodenreformer, die Überführung des stadtumgebenden Geländes in den Stadtbefitz, persönlich in großem Maße durchgeführt hatte. Der Ankauf des Stadtgutes Zoppot ist in der Hauptsache mein Werk. Beim Ankauf des Gutes Carlkau war ich führend beteiligt. Ich hatte den Ankauf auch des dritten Zoppot begrenzenden Gutes Koliehlen vorbereitet, und die Vorlage war in Zoppot schon angenommen. Da hintertrieben einige Zoppoter beim Bezirksausschuß die Bewilligung der Gelder. Sonst läge die Grenze von Zoppot heute hinter Adlershorst.

Ich muß das alles anführen, um Mißverständnisse, die allen Differenzen zu Grunde liegen, zu beseitigen.

Da kam der Krieg. Ich war damals 45 Jahre alt, also beinahe sogar schon aus dem Landsturmdienstalter heraus. Man gab mir zunächst eine Garnisondienststellung, und ich hätte mich mit Fug und Recht damit bescheiden können, wenigstens eine Weile. Mein natürliches Temperament und mein vaterländisches Gefühl aber drängten mich nach vorne. Mußte ich doch den vaterländischen Geist, den ich sooft in Vereinen und Reden gepredigt hatte, nun durch Taten bekräftigen. Ich war dann auch sehr bald nach meinem Wunsche an der vordersten Front und habe die ganze Kriegszeit über an der vordersten Front Dienst getan, teils als Oberleutnant bei einer Batterie und als Batteriechef, teils als Kommandeur einer Leichten Munitionskolonnen und als Abteilungscommandeur.

Was es für einen Mann von 48 Jahren bedeutete, im Westen im Jahre 1918 während schwerer Gefechte eine Batterie zu führen — was eigentlich die Jugend und die Nerven eines unverbrauchten jungen Mannes erfordert — das mögen diejenigen, die zu Hause gewesen sind, sich erzählen lassen von denen, die dergleichen mitgemacht haben.

Und zwar war ich, die ganze Kriegszeit über, ununterbrochen im Felde, mit Ausnahme von einigen Monaten schwerer Malariaerkrankung und der Konvaleszenzzeit. Während letzterer Zeit fand ich im Herbst 1917 Gelegenheit, mit aller Schärfe einer geradezu aufreißerischen Rede des Reichstagsabgeordneten Naumann in der Sporthalle gegenüber zu treten. Ich fand dazu trotz meiner durch die Malaria geschwächten Nerven und Tatkraft den Mut und den Entschluß, vor den tausenden von johlenden Leuten gegen deren offenbare und durch Naumann aufgepeitschte Stimmung zu reden. Die vielen Herren, die gesund und dauernd zu Hause waren, fanden nicht den Mut und die Entschlußkraft. Ich will daraus ihnen keinen Vorwurf machen. Ich will nur nachweisen, daß ihnen die Berechtigung fehlt, hart zu urteilen, wenn sie glauben, daß jemand anders sich einmal schwach gezeigt habe.

So kam der Niederbruch und die Revolution. Ich war damals wegen Malaria krank und ziemlich zusammengebrochen in der Heimat.

Ich war in dem naiven Glauben, daß meine ehemaligen Gegner nunmehr erkannt haben würden, daß ich doch trotz meines Terrainbesitzes kein Volksausbeuter und wüster Materialist wäre, und daß ich die innere Wahrheit meiner vaterländischen und volkstümlichen Betätigung durch Taten dargetan hätte. Ich hoffte also, daß sie ihre Ansicht über mich korrigieren würden, denn mit 45 Jahren drängt sich doch wohl ein Mann mit Frau und vier jüngeren Kindern, bei verwickelten Vermögensverhältnissen und bei verwaistem Büro ohne Einnahmequellen nicht an die vorderste Front. Und die große Liebe und Verehrung, die ich überall bei meinen Untergebenen gefunden habe, und von der auch jedermann, der es hören wollte, in Zoppot erfahren hat, erreicht man doch wohl nur dann, wenn man die Liebe zum gemeinen Mann nicht nur im Munde, sondern auch im Herzen führt.

So glaubte ich denn, man würde mich mit offenen Armen als Mitkämpfer in vaterländischen Dingen empfangen, und ich hielt mich auch durchaus für vorgebildet und für fähig, wie vor dem Kriege in solchen Dingen zu führen und wenigstens mitzuführen.

Der Köbel hielt mich wenigstens für den führenden Vertreter des vaterländischen Gedankens, indem er mich einmal schwer verprügelte und beinahe tot schlug, nachdem ich mich nicht, trotz der erhebenden Beispiele

so vieler anderer, hatte freiwillig entwaffnen lassen, und indem ich später in einer deutschnationalen Versammlung einen Tritt ins Gesicht erntete, als die Herren vom Vorstand sich hatten von einigen Spartakisten schütteln lassen (oder doch wenigstens einige der Herren) und die ganze Horde auf mich eindrang, wobei ich natürlich denjenigen, der mich berührte, zu Boden streckte.

Solche Ehrungen sind nur mir zuteil geworden.

Aber leider fand ich nicht die Fühlung mit den Herren, mit denen ich gerne zusammengearbeitet hätte.

Die Ursache bildeten die oben geschilderten Verhältnisse. Den Anlaß bildete eine Rede, die ich in der ersten Versammlung der Sozialisten nach der Revolution gehalten habe. Dort zu reden, war damals nicht ungefährlich, denn Käthe Leu sprach von dampfendem Bürgerblut und rollenden Bürgerköpfen. Es fand denn auch keiner von unseren bewährten Rednern den Entschluß, in solcher Versammlung, in der die aufgeheizte Menge vorherrschte, sich zu Worte zu melden, außer mir und dem kleinen knalligen Uhrmacher M. Ich führte etwa folgendes aus, was ich in kurzen Worten, doch erschöpfend dem Gedanken nach hier anführe: Ich sei ein alter Offizier und hätte wie viele andere aufs Beste für meine Leute gesorgt und stets Anhänglichkeit gefunden. Da tue es weh, die Mißhandlung der Offiziere zu erleben. Ich selbst sei nicht geschlagen worden. Aber es gehe mir schon wie ein Stich durchs Herz, nicht begrüßt zu werden. Nicht aus irgend einer Offizierseitelkeit heraus, sondern weil ich mich mit dem Mann zusammengehörig fühlte. Nun hätten sie die stolze Armee, das kunstvolle Werk der Jahrhunderte zerschlagen, um eine sozialdemokratische Republik zu schaffen. Wozu das alles? Sozialismus hätten wir längst gehabt, Sozialgesetze wie nirgends auf der Welt. Verstaatlichte Eisenbahn und Post. Der große bürgerliche Nationalökonom Schmoller und andere sogenannte Kathedersozialisten hätten die Verstaatlichung des Bankwesens verlangt, und da die jüngere akademische Generation, in den Anschauungen dieser Lehrer erzogen wäre, so sei auch hier der Sozialismus auf dem Wege gewesen, wie nirgends auf der Welt. Auch was den demokratischen Gedanken anbetreffe, sei das deutsche Reich mit seinem allgemeinen Wahlrecht der führende Großstaat gewesen. Es bleibe die Frage der Republik. Der Kaiser wäre von uns gegangen und habe abgedankt. Damit sei die Frage zur Zeit erledigt. Überdies könne niemand zur Zeit in Deutschland mehr erhoffen als etwa eine Monarchie in englischem Sinne, d. h. eine Republik mit einem erblichen Präsidenten, einem bloßen Namenskönig, an der Spitze. In alle dem gingen also die bürgerlichen und die sozialistischen Meinungen gar nicht so sehr ausein-

ander, da sei eine Verständigung möglich. Aber von einem könnte nicht gelassen werden, von einer starken staatlichen Ordnung und einer starken Staatsmacht.

Ich glaube, daß die Worte dem Gebote der Stunde und der Sachlage entsprachen. Sie sind aber auch noch heute richtig, insbesondere das, was ich über Monarchie und Republik gesagt habe. Übrigens werden wir, wenn wir einmal wieder zu einem Kaiser kommen, vermutlich dies am besten erreichen auf dem Umwege des Präsidenten der Republik.

Die Deutschnationalen Volkspartei hatte denn auch von Anfang an den monarchistischen Gedanken nicht auf ihr Programm gesetzt, sondern war auch in ihrem ersten Reichsaufruf um die Frage herumgegangen wie die Katze um den heißen Brei. Hierauf machte ich in der ersten Begründungsversammlung der westpreußischen Deutschnationalen Volkspartei in Danzig aufmerksam. Ich äußerte, daß wir um die Stellungnahme zu dieser Frage nicht herumkämen. Die Monarchie sei nun einmal zusammengebrochen und die Republik eine geschichtliche Tatsache. Hieran könnten wir nichts ändern. Aber die Geschichte könne auch einmal andere Wege gehen. Und wenn wir auch die Geschichte nicht machen könnten, denn sogar ein großer Staatsmann wie Bismarck habe gesagt, er könne nicht Geschichte machen, sondern nur lauschen, wenn die Geschichte vorübergehe, und sich am Gewande der Geschichte eine Strecke mitschleppen lassen, so müßten wir doch warten, bis die Geschichte wiederum den Weg zur Monarchie gehe. Ich fand damals Beifassung und wurde sogar in den Jünferauschuß gewählt, der den westpreuß. Gründungsaufruf redigiert

Ich fuhr darauf im Auftrage des Provinzialvorstandes nach Culm, Schwes, Graudenz und Thorn, um dort Agitationsreden zu halten. Es war das nicht leicht für mich bei meinem Gesundheits- und Nervenzustande. Und auch mein Gemüt war nicht nur hierdurch und durch den Zusammenbruch von allem, was uns lieb und wert ist, und was sozusagen zum eisernen Bestand meiner Persönlichkeit gehört hatte, sondern auch durch den Tod meines begabtesten Jungen belastet. Ich hielt es aber trotzdem für meine Pflicht.

Auch diese Agitationsreisen waren nicht ungefährlich, und ich war wiederholt nahe daran, Prügel zu bekommen. Meist aber fühlten wohl die Arbeiter, daß ich auch bei politisch ihnen nicht zusagender Gesinnung Herz für sie hätte. Überall dankten mir die Deutschnationalen. Es hätte ihnen noch kein anderer Redner auch nur annähernd so genügt.

Ich kam nun nach Zoppot zurück und fand zu meinem Erstaunen, daß hier eine Ortsgruppe gegründet war, ich aber nicht einmal in den Vorstand oder auch nur zu irgend einem Ausschuß oder Vertrauensposten ge-

wählt war. Ich war naiv genug, zu glauben, daß man mich vergessen hätte. Denn vier Kriegsjahre, die man entfernt von der Heimat lebt, entfremden. Andere Männer, die als Ersatz eingetreten sind, beanspruchen für sich den Platz. So kehrt man als Störenfried heim und es kann nicht anders sein. Immerhin hat auch der heimkehrende Krieger das Recht, wiederum seinen Platz zu verlangen.

Ich hörte also in jenen Tagen, daß eine Vertrauensmännerversammlung bei Holzendorf stattfände. Harmlos ging ich hin, in der Meinung, daß man meine Mitwirkung, meine politischen Erfahrungen und meine alten Kenntnisse der örtlichen Verhältnisse freudig begrüßen würde. Da erhob sich der Vorsitzende und protestierte gegen meine Gegenwart. Ich hätte damals in der großen Versammlung nach der Revolution eine zweideutige Haltung angenommen. Meine Nerven waren damals überreizt. Ich hätte damals losheulen können. Aber ebenso hätten meine Nerven sich auf eine andere unangemessen heftige Art lösen können. Ich verließ daher schweigend das Zimmer und äußerte, daß ich bei Widerspruch gegen meine Teilnahme nicht bleiben könnte. Ich erwartete nun eigentlich, daß andere für mich eintreten würden. Das ist scheinbar nicht oder nur in sehr bescheidenem Maße geschehen.

Übrigens wurde mir allmählich klar, daß auch anderen meine Rede in der Revolutionsversammlung nicht gefallen hatte; da bildeten sich manche ein, daß etwa nächster Tage oder Wochen die alte Kaiserstandarte wieder errichtet werden könnte, und sie hätten gern dabei Hurra geschrien. Sie hatten lieber eine Rede hören wollen, die mehr ihren Sentimentalitäten genügt hätte.

Man kommt aber nicht weit mit solcher Gefühlspolitik, welche die Tatsachen nicht sehen will. Daran krankte das Zeitalter Wilhelms II., und daran krankten auch wir heute noch. Es lohnt sich nicht, die harten Tatsachen durch Redensarten zu verhüllen.

Von ernsteren Leuten wie Herrn . . . hätte ich jedoch eine tiefere Auffassung erwartet, mindestens glaubte ich, daß mein Charakter männiglich bekannt sei und mir niemand eine zweideutige Haltung zutrauen konnte. Ich empfand daher die gegen mich erhobenen Angriffe auch als nicht ganz ehrlich und als persönlich. Ich empfand sie auch als parteischädlich und wider das vaterländische Interesse, da man einen Mann wie mich nicht leicht entbehren kann.

Und selbst, wenn jemand mir einen Nervenunfall zugetraut hätte, so war derlei doch damals häufig. Ich erinnere mich, daß in jenen Tagen ein Herr, der hier unter den Deutschnationalen eine gewisse Rolle spielt, zusammen mit einem Oberlandesgerichtsrat zu mir kam. Beide waren

unter dem Druck der Ereignisse in ihrem nationalen Empfinden so sehr aus dem Gleise geraten, daß sie mir vorschlugen, ich solle mit ihnen zusammen in einer Vertrauensmännerversammlung die Verbreitung ihrer politischen Idee fördern. Diese Idee war, daß das deutsche Reich sich Amerika als Kolonie anbieten solle. Ich drohte den Herren mit dem „Kladderadatsch“. Ich habe es ihnen aber nicht übel genommen. Denn wie gesagt, eine überraschende Umwälzung wirft alles Denken um, und es ist in solchen Zeiten vielleicht weniger fehlerhaft, zu frei im Denken zu sein, als Gedanken und Ideen zu bewahren, für welche der Nährboden fehlt, und die daher unfruchtbar sein müssen.

Inzwischen verstimmte ich auch manche dadurch, daß ich mich über Wilhelm II. öffentlich absprechend äußerte. In der Sache gab man mir meist Recht. Man meinte aber, daß das nicht vor weiteren Kreisen zugänglich sei. Ich bin aber wohl niemals in der Urteilsäußerung härter gewesen als z. B. Bismarck in seinem dritten Band.

Natürlich erbitterte mich meine systematische Kaltstellung. Über Freistaatsehrgeiz bin ich zwar hinaus. Ich habe zu viel erlebt, und wenn ich jemals Ehrgeiz hatte, so war er auf eine größere Bühne gerichtet. Aber es widersprach meiner Männlichkeit, mich so einfach beiseite schieben zu lassen von Persönlichkeiten, die an Manneswert mich kaum übertreffen dürften und die dem deutschnationalen Gedanken und seiner Verbreitung kaum so förderlich sein können, als ich es konnte, dessen Fühlungen weit über diejenigen Kreise hinausgehen, die uns ohnehin anhängen.

Ich glaubte auch, daß man meine Kriegsdienstzeit mir hätte höher anrechnen müssen. Statt dessen bemäkelte man in unseren Kreisen, daß ich nicht bei Kriegervereinsaufzügen in Uniform erschien. Man legte mir das als Schlappheit und Abwendung vom Militarismus und vom Offizierium aus. Als ob jemand sein ehrliches Soldatentum hätte besser beweisen können wie ich. Es ist in der Tat traurig, daß ein Mann wie ich es noch nötig hatte, in einer öffentlichen Versammlung zu betonen, daß ich nicht aus irgend einer Rücksicht, sondern aus dem Grunde ohne Uniform erschiene, weil mir die Uniform gestohlen sei.

In dieser Stimmung und um mich gegen die andauernden Verdächtigungen zu wehren, hielt ich am 28. Januar im großen Kurhausaal im Anschluß an die Festrede etwa folgende Ansprache:

Jeder Parteiführer oder wer sonst im öffentlichen Leben eine Sache vertritt, ist für die Sache verantwortlich. Daher muß er sich auch im Interesse der Sache wehren, gegen Angriffe auf seine Person, da diese Angriffe auf die Sache zurückfallen. Worauf ich hinaus will, will ich Ihnen zeigen. Ich wurde heute mehrfach gefragt, warum ich nicht in

Uniform sei. Und gelegentlich bei einem Umzug machte mir eine Dame ziemlich unverblümt eine Andeutung, daß ich wohl nicht mehr gern als alter Offizier aufträte der Zeitverhältnisse halber. Nun, die Lösung der Frage ist einfach: Ich habe keine Uniform an, weil ich keine besitze. Meine Uniform, die feldgraue, die ich so geliebt habe wie kein anderes Kleid, ist mir gestohlen, auch der Feldrock in dem ich begraben sein wollte. Ich weiß aber nicht, ob die Zeit dazu da ist, daß ich mir zur Repräsentation sollte eine neue Uniform machen lassen. Vielleicht werde ich es tun.

Aber es handelt sich hier nicht um die harmlosen Leute, die mich fragten, und auch nicht um die hochgeschätzte Dame, die mich so anzüglich fragte. Der Hund liegt tiefer begraben, da stecken andere Leute dahinter. Ich bin ein alter Feldsoldat und die ganze Kriegszeit über an vorderster Front vor dem Feinde gewesen. Ich habe dann in der Revolutionszeit, so ziemlich als einziger, vom Föbel Prügel bekommen, weil ich mich nicht gutwillig entwaffnen ließ wie die vielen anderen Heimathelden, und ein andermal in einer politischen Versammlung bekam ich damals eins mit dem Fuß in die Zähne, weil ich mich von den Spartakisten nicht schütteln ließ, wie andere Herren; ich streckte damals sogar einen Angreifer zu Boden. Und doch finden sich Männer, die mir vorwerfen wollen, daß ich aus irgend einer Vorsicht, Ängstlichkeit und Schlappheit nicht Uniform anziehe. Dabei habe ich als einziger schon in der ersten Revolutionszeit, als die große Versammlung der Roten im Zoppoter Hof war, es gewagt, das Wort zu ergreifen und gegen zu reden. Alle anderen hielten das Maul. Hernach aber fanden manche Herren, daß ich nicht forsch genug geredet hatte. Wenn sie geredet hätten, hätten sie es ganz anders gemacht. Ich habe mich auch in jede gegnerische Versammlung getraut und das Wort ergriffen. Alle anderen aber schwiegen. Nun, wenn die Leute wenigstens, die so gegen mich reden, die Männer danach wären. Es sind aber unter denen, die den Mund so groß gegen mich aufstun, Persönlichkeiten, die den Weg ins Feld nicht gefunden und friedliche Tätigkeit in der Heimat dem Kriegsdienst am Feinde vorgezogen haben. Mag das den Herren durchgehen, aber sie sollen den Mund halten und sollen nicht einem Manne, wie ich es bin und wie ich es bewiesen habe, irgend welcherlei Schlappheit oder Ängstlichkeit vorwerfen.

Genau so oder jedenfalls nicht viel anders, keinesfalls dem Sinne nach anders, habe ich mich geäußert.

Ich habe meine Äußerung nicht als Angriffs-, sondern als Abwehraktion aufgefaßt.

Ich würde mich freuen, wenn durch diese ausführliche Erörterung die Verhältnisse einigermaßen geklärt würden.

Ich wäre nach wie vor bereit, trotz allen persönlichen Verstimmungen, die nun einmal zwischen uns vorherrschen, mit jenen Herren zum Besten der vaterländischen Sache zusammen zu arbeiten, da ich ihnen nicht mehr als menschliche Schwächen vorzuwerfen habe. Ich nehme aber an, daß die Herren zu einseitig visiert sind und über die sehr einseitige Visierung und über die persönliche Verstimmung nicht hinauskommen können.

W a n n o w,

Justizrat, Rechtsanwalt und Notar,
im Kriege zuletzt als Hauptmann und Abteilungscommandeur
im 9. Reserve-Feldartillerieregiment.

Dieses Schreiben — an einigen Stellen, namentlich in bezug auf die Heimat- und Maulhelden, war etwas deutlicher und drastischer — wanderte damals in den führenden Kreisen der Deutschnationalen Volkspartei von Hand zu Hand und erfüllte vollkommen seinen Zweck, indem es meine Stellung klärte und zeigte, wer ich war.

Auch heute noch ist die Bewunderung in mir lebendig, daß die damaligen deutschnationalen Führer, wenn sie mich auch schon an der Führung nicht beteiligen wollten, mich nicht wenigstens als Redner in erster Reihe herausgestellt haben. Denn darüber ließ sich wirklich nicht streiten, daß ich als solcher das beste Pferd in ihrem Stall war. Dazu war ich ein vollstümlicher Mann, dessen Name allein schon für die Partei Propaganda gemacht hätte. Denn ich galt allmählich unangefochten wieder als derjenige, der in Zoppot berufen war, der nationalen Stimmung Ausdruck zu geben und sie zu führen. Das konnten sich am Ende auf die Dauer auch meine vielen persönlichen Gegner in der Deutschnationalen Volkspartei nicht verhehlen, denn es trat immer wieder handgreiflich vor ihre Augen. Besonders handgreiflich sahen sie es bei der Enthüllung der zwölf eisernen Gedenktafeln, die der Kriegerverein den 432 im Weltkriege gefallenen Zoppotern an das Kriegerdenkmal heftete. Zu dieser Feier waren an 4000 Mann in geschlossenen Kolonnen erschienen, die von ihren vorher bestimmten Standorten aus auf dem Markte aufmarschierten. Von einem Balkon aus durfte ich das damals noch seltene herzerhebende Bild genießen, den Zoppoter Bürgern für die Denkmalspenden danken und der Stimmung des Tages Ausdruck geben. Aufmarsch und Aufstellung, sowie Marsch zum und vom Kriegerdenkmal, wo die eigentliche Feier erfolgte, waren bis ins Kleinste vorbereitet, und es wickelte sich alles mit militärischer Präzision wie am Schnürchen ab. Das erstente

mein Herz und hat überall Eindruck gemacht, weit über Zoppot und Danzig hinaus. Denn das war noch zu einer Zeit, wo das Bürgertum ängstlich und derlei etwas Besonderes war. Die Kommunisten hatten denn auch mit einer Störung gedroht, haben aber zum Heile ihrer Knochen eine solche unterlassen. Damals errichteten wir auch den auf dem Zoppoter Friedhof begrabenen fünf russischen Soldaten ein großes eichenes Kreuz in der uns Feldzugsteilnehmern so bekannten Form mit den zwei Querbalken und dazu eine Gedenktafel, auf die ich folgende Worte setzte:

Hier ruhen fünf russische Soldaten.

Sie starben fern ihrer Heimat im Weltkrieg.

Ihrem Andenken setzten alte deutsche Krieger diese Gedenktafel in Erinnerung an tapfere russische Gegnerschaft im Weltkriege, aber in Erinnerung auch an frühere gemeinsame Waffentaten und im Glauben an die Zukunft.

Anno 1924.

Zoppoter Kriegerverein.

Diese den gefallenem Russen erwiesene Ehrung und der Beistand, den ich einigen russischen Flüchtlingen leisten durfte, hat mir eine gewisse Volkstümlichkeit bei den Danziger russischen Emigranten und kameradschaftlich-freundschaftliche Beziehungen zu einigen russischen Offizieren eingetragen, mit denen ich gern verkehre. Sie sind häufig meine Gäste, wie ich der ihrige im russischen Klub, dem ich als Mitglied angehöre. Ich hoffe sie einmal in dem alten Rußland besuchen zu können, wenn es wiederhergestellt sein wird.

Nicht weniger und bedeutend weiter als die große Veranstaltung bei Enthüllung der Kriegergedenktafeln wirkte die Protestkundgebung, zu der ich in der Zeit des Ruhreinsalles als Vorsitzender des Kriegervereins die Zoppoter Einwohner auf dem Markt versammelt hatte. Ich sprach vom Portal der Kirche aus starke Worte, wie die Stunde sie gebot. Der ganze große Platz war von Zuhörern überfüllt. Es war mir eine Genugtuung, daß eine „Havas-Depesche“ darüber in großer Aufmachung und mit sensationeller Überschrift berichtete.

Den Wortlaut lasse ich folgen:

Manifestations contre la France et la Pologne dans le territoire de Dantzig.
Varsovie, 23 janvier (dép. Havas).

Les journaux annoncent que dimanche, de violentes manifestations ont été organisées à Zoppot, près de Dantzig, contre la France et la Pologne.

L'Einwohnerwehr, officiellement dissoute, les associations d'anciens

militaires, les fonctionnaires de la douane et de la municipalité, les boyscouts y ont pris part.

Le cortège a attaqué de nombreux Polonais, ainsi que des juifs. Le principal orateur, Vannow, a déclaré: „La France et la Pologne sont nos ennemis séculaires“.

La presse dantzicoise adresse, à la population un appel l'invitant à garder le calme. Des désordres nuiraient à la ville libre.

Gewaltig war auch die nationale Kundgebung, die unter meiner Leitung am 22. August 1924 bei der Anwesenheit des Generalfeldmarschalls von Hindenburg auf dem Zoppoter Stege und in dem angrenzenden Kurgarten stattfand. Erst am Tage zuvor war bekannt geworden, daß Hindenburg während des Aufenthalts des Dampfers am Zoppoter Stege auf eine halbe Stunde absteigen würde. Die Anordnung und Überwachung der zu improvisierenden Aufstellung auf dem Stege und im Kurgarten waren mir von der Polizei übertragen. Es waren viele Tausende erschienen, außer den schnell benachrichtigten Zoppoter Vereinen auch viele Danziger Vereine und mehrere Schulen. Am Zoppoter Stegkopf begrüßte ich Hindenburg namens der alten Krieger, indem ich auf das Band der Kameradschaft hinwies, das die Soldaten aller Chargen vom Gemeinen aufwärts bis zum höchsten General verbindet. Im Sinne dieser Kameradschaft bot ich dem Feldmarschall einen Ehrentrunf. Der dankte mit freundlichen Worten, nahm einen kräftigen Schluck und schritt weiter die Front ab. Indessen kreiste der Pokal unter den aufgestellten Kameraden; er wird vom Kriegerverein als ein heiliges Gedenkstück aufbewahrt; er hat folgende Inschrift erhalten:

Aus diesem Becher nahm am 22. August 1924
Feldmarschall von Hindenburg einen Ehrentrunf,
dargeboten vom Zoppoter Kriegerverein.

Allmählich kam es nicht nur zu einer äußeren, sondern auch zu einer inneren Versöhnung zwischen den Wortführern der Deutschnationalen und mir. Man bot mir sogar bald wieder die Wahl in den Magistrat oder in die Stadtverordnetenversammlung und für letzteren Fall mein altes Amt als Stadtverordnetenvorsteher an. Auch wollten sie mich in den Volkstag wählen. Ich aber lehnte ab. Dabei spielte mit, daß ich mich inzwischen mehr deutschvölkisch orientiert hatte und mir überhaupt von parlamentarischer Tätigkeit wenig versprach. Auch war die Bühne zu klein, meinen Ehrgeiz zu stacheln. Immerhin ist es mir eine Genugtuung, daß man auch bei der Volkstagswahl im Jahre 1927 mich an sicherem Platz als führenden Zoppoter Kandidaten und so ziemlich an

der Spitze der Wahlliste aufstellen wollte. Ich hätte die Wahl angenommen, wenn mein Beruf mir die nötige Zeit ließe.

Andere Kreise hatten nie an meiner Zuverlässigkeit gezweifelt. Zum Beweise dessen wiederhole ich hier ein Werturteil, das in der Zeit, als meine Persönlichkeit stark angefochten wurde, ein anderer angesehener Zoppoter Bürger über mich gefällt hatte, und das mir wohltat. Der Architekt und Leutnant a. D. Dandel, der den Krieg an vorderster Front mitgemacht hatte und sich hernach in einem Nervenzusammenbruch erschoss, hatte nach einer Mitteilung seiner Witwe, der ich als Kamerad ihres Mannes Beistand leisten durfte, nachfolgende Worte über mich im Munde geführt: „Der Dr. Wannow ist der einzige Mann in Zoppot, der nie zurückweicht“.

„Dr. Wannow“, so war meine übliche Anrede in Zoppot von Anfang an, und so ist sie es geblieben, da ich mir die Anrede „Justizrat“ verboten habe. Nach dem Kriege nennt man mich allerdings häufig „Herr Major“, obwohl ich es nicht über den Hauptmann gebracht habe; den Titel „Major“ verbitte ich mir nicht, da ich in der Tat lange Zeit nicht ohne Ehre Stabsoffiziersdienste versehen habe, und da ich von der Nachkriegsregierung diesen Titel auf ein Gesuch erhalten haben würde. Und ich verbitte mir diese Anrede auch deshalb nicht, weil dadurch etwas Militärisches wach- und hochgehalten wird. Wenn ich auf meinem stattlichen Dunkelfuchs mit Offizierssattelzeug daherreite und wohl das Bild eines alten Offiziers abgibt, so begrüßen mich selbst oft Unbekannte mit militärischem Gruß und sogar mit militärischer Anrede, und häufig salutieren die Jungen und sogar die Mädchen. Ab und zu nehme ich dann eine kleine blonde Range vor mich auf den Sattel und die Kinderchar folgt mit Jubelgeschrei, wie weiland dem Alten Frigen. Vielleicht ist diese meine Volkstümlichkeit die einzige auch nach höherem Maßstabe wertvolle Ernte meines Lebens, und ich würde vielleicht alles in allem doch noch ein leidlich glücklicher Mann geworden sein. Denn ich war älter geworden und hatte mich gegenüber dem weitgesteckten Ehrgeiz meiner strebenden und hoffenden Jugend zu bescheiden gelernt. Hatte ich doch meine Wirtschaft wieder aufgebaut und auch wie vor dem Kriege Ansehen unter meinen Mitbürgern aller Stände, was bei meinem fünfundzwanzigjährigen Amtsjubiläum, das ich zugleich mit unserer Silberhochzeit feierte, in wohlthuender Weise zum Ausdruck kam; und hatten wir doch nach dem schmerzlichen Verlust unseres unvergesslichen Richard noch immer drei Kinder, die uns Freude machten; dazu sahen wir der Geburt eines Enkelkindes entgegen. Unsere Rosemarie, die sich inzwischen, am 18. August 1922, mit dem Kaufmann Richard Gruner

in Hamburg-Lokstedt verheiratet hatte, erwartete gegen Weihnachten 1925 ihr erstes Kind. Noch am Heiligen Abend 1925 hatte uns unsere Rosemarie, wie es schon in den früheren Jahren nach ihrer Heirat gewesen war, durch Fernsprecher von Hamburg aus angerufen, um aus der Ferne die Stimmen ihrer Eltern und das Weihnachtslied „Stille Nacht, heilige Nacht“ aus unserem alten Grammophon zu hören. Es klingt mir ihr liebes Stimmchen von damals noch heute in den Ohren. Sie verschwieg uns, daß ihre schwere Stunde herannahte, und daß das Auto vor der Tür stand, um sie zum Entbindungsort zu bringen. Die Entbindung von einem Knaben — er wurde nach seinem Vater, mir und ihrem verstorbenen Bruder Richard getauft — ging gut und leicht vonstatten, und Rosemarie, die sehr tapfer gewesen war, schrieb einen glücklichen Brief. Kurz, es waren schöne Tage, und wir gedachten, in nicht allzulanger Zeit, während der Amerikareise ihres Mannes, unsere Rosemarie und ihren strammen Jungen bei uns zu sehen.

Da kam die Schicksalswende. Sie begann mit einer Depesche unseres Werner aus Kitzbühel bei München, die schonend darauf vorbereitete, daß er bei einer Sportfahrt einen Blutsturz gehabt hatte und totkrank darniederlag. Meine Frau fuhr sofort hin und brachte ihn zunächst nach München. Nachdem er sich etwas erholt hatte, fuhr sie mit ihm nach Arosa und brachte ihn in einem Sanatorium unter. Die Erkrankung Werners war der erste Schlag.

Als unser Werner dort noch krank im Sanatorium lag, und meine Frau noch zur Pflege bei ihm war, kam der zweite Schlag; er kündigte sich an durch einen Fernspruch meines Schwiegerohnes aus Hamburg, daß Rosemarie an einer Lungenerkrankung¹⁾, wohl entstanden durch einen

¹⁾ Da Werner an Tuberkulose erkrankt ist und da Rosemarie an einer Lungenerkrankung gestorben ist, haben manche vermutet, daß auch Rosemarie und vielleicht sogar unser 1918 an der Grippe gestorbener Richard tuberkulös gewesen sei. Dies ist nicht der Fall. Übrigens sind nicht nur meine Frau und ich, sondern auch unsere beiderseitigen Vorfahren nicht tuberkulös und beide Familien, sowohl die meinige als die meiner Frau, sind überdurchschnittlich kräftig. Ärztliche Atteste über die Ursache des Todes Rosemaries und über die Krankheit Richards lasse ich folgen.

Prof. Dr. F. Reiche, Hamburg, Moorweidenstr. 14.

26. Juni 1927.

Hierdurch bescheinige ich, daß Frau Rosemarie Gruner geborene Wannow, die ich während ihrer tödlichen Krankheit wiederholt in Konsultation mit dem Hausarzt und später dem Chirurgen (Herrn Prof. Dr. Schleder) gesehen und eingehend untersucht habe, von Haus aus gesund war und keine Zeichen von Tuberkulose oder vererbter Schwäche bot; sie litt an einer gangränös gewordenen akuten (Influenza) Lungenerkrankung und konnte auch durch die

in das Lungengewebe eingedrungenen Fremdkörper, schwer erkrankt sei, und daß ich sofort nach Hamburg kommen solle. Noch klingt mir das entsetzte „O Gott“ im Ohr, mit dem ich diese trübe Nachricht quittierte. Es war mir so, als ob ich die Worte „O Gott“ von den Lippen eines anderen gesprochen hörte. Mit dem nächsten Zuge fuhr ich ab und traf mittags darauf in Hamburg ein. Ich fand Rosemarie todkrank vor und zog neben dem behandelnden Arzt Professor Reiche zu, einen erstklassigen Facharzt. Der wünschte Überführung in ein Krankenhaus, da eine Röntgenaufnahme und wahrscheinlich auch eine Operation notwendig sei. Sie kam in das Krankenhaus Bethanien, dessen Chefarzt Professor Dohleker war. Das Röntgenbild zeigte eine große Verbreitung der Eiterung ohne einen besonderen Herd, und es wurde vorläufig von einer Operation abgesehen. Rosemarie fand die beste und liebevollste Aufnahme und wurde der viel bedauerte Liebling der Ärzte und Schwestern. Das tröstete mich ein wenig, als ich nach ein paar Tagen meinen „Tochterliebbling“ mit bitterem Schmerz verlassen mußte, um einen überaus wichtigen Termin in Zoppot nicht zu versäumen. Ich habe Rosemarie lebend nicht wieder-gesehen. Sie ist vierzehn Tage später, am 1. April 1926, in den Armen ihrer Mutter, die aus Arosa zu ihr geeilt war, nach einer noch im letzten Augenblick versuchten, aber von vornherein beinahe aussichtslosen Operation gestorben.

Es war uns ein Herzensbedürfnis, und es lag auch ganz und gar in Operation bei der raschen Ausbreitung der Entzündung nicht mehr gerettet werden.

Dr. F. Reiche, Professor an der Universität Hamburg,
Oberarzt und stellvertretender ärztlicher Direktor
am Allgemeinen Krankenhaus Hamburg-Barenbeck.

Hamburg, den 12. 12. 1926.

Ärztliches Zeugnis.

Bei Frau R. Gruner geborene Wannow waren keinerlei Anzeichen vorhanden, die irgendwie auf Tuberkulose hinwiesen. Bei der letzten zum Tode führenden Erkrankung hat es sich um eine Entzündung der einen Lungenhälfte gehandelt, die zur teilweisen eitrigen Einschmelzung (Abzößbildung) und Gangraen geführt hat. Ein kleines, bei der Operation gewonnenes Lungenstückchen ist genau mikroskopisch untersucht worden. Von Tuberkulose ist nichts gefunden worden.

Prof. Dohleker.

Dr. E. Buch, Arzt.

Ostseebad Zoppot, den 8. 7. 1927.

Ärztliches Zeugnis.

Ich bescheinige hiermit, daß Richard Wannow, geboren den 20. 10. 1902 und gestorben am 4. 12. 1918, Sohn des Herrn Justizrats Dr. Wannow, Zoppot, nicht an Tuberkulose gelitten hat, sondern an einer Grippe gestorben ist.

Dr. Buch, Arzt.

Rosemaries Sinne, sie aus Hamburg, wo sie noch nicht festgewachsen war, nach Zoppot in ihr Elternhaus zu bringen und sie vom Elternhaus aus, wo sie so glückliche Jugendjahre verlebt hatte, in unserem Erbbegräbnis neben ihrem ihr vorausgegangenen Lieblingsbruder Richard zu bestatten.

Wir hatten uns den nächsten Besuch unserer Rosemarie so anders vorgestellt. Als stolze junge Mutter, mit ihrem Weihnachtsjungen im Arme, sollte sie bei uns einziehen. Nun kam nur ihr toter Körper, das mutterlose Kind aber blieb in Hamburg zurück. Von Marienburg fuhr Rosemaries entseelte Hülle auf einem kleinen Lastauto, das mir ein Zoppoter Geschäftsfreund gestellt hatte, und das ein mir nahe bekannter Schlossermeister leitete. Mein Schwiegersohn und ich folgten im Fuhrwerk; das stellten meine Jugendfreunde Albert und Otto Klatt, die uns bis an die Weichsel begleiteten. Von der Weichsel bis Danzig fuhren wir in einem Wagen meines Neffen Kurt Wannow aus Wositz, von Danzig bis Zoppot fuhr uns ein Kutscher meines Freundes Bizer mit meinem Fuchs. So war Rosemarie diese Stunden nie unter Fremden und nie mit Fremdem; und sie durchfuhr das Werder, wo wohl in jedem der berührten Dörfer Vorfahren von ihr gewohnt haben; so wurde sie nochmals ihrer Heimat genähert, ehe ihr Leib der Erde ihrer engsten Heimat verbunden wurde. Als wir abends gegen $\frac{1}{2}$ 10 Uhr in Zoppot eintrafen, standen Hunderte vor unserem Hause und empfingen das heimkehrende Zoppoter Kind. Am nächsten Tage brachten wir sie zum Friedhofe. Eine ganze Völkerschär geleitete uns. Viele Neugierige waren dabei, aber auch viele Teilnehmende.

Nun noch einige Worte über die Eigenschaften unserer Rosemarie. Sie war ein liebes und treues Kind und hing mit großer Liebe an ihrem Elternhaus. Sie hat uns stets nur Freude gemacht. Sie hatte ein freundliches und offenes Wesen und eine ganz und gar unbefangene Art. Jedermann hatte sie gern. Ihre blonde Schönheit und ihr liebes Wesen eroberten ihr alle Herzen. Es gab wohl keinen im Gebiet des Freistaates, der *R o s e m a r i e W a n n o w* nicht gekannt oder nicht wenigstens von ihr gehört hätte. Ihrem Äußeren entsprach ihre Seele. Rosemarie war klar und wahr, echt und recht, rein und fein.

Der Junge unserer Rosemarie war die Sommermonate nach ihrem Tode bei uns, und so wurde er auch in unserem Hause, in dem seine Mutter eine so glückliche Jugend verlebt hatte, getauft. Lieb und tröstlich wäre es uns gewesen, wenn er bei uns hätte bleiben können. Denn unser Haus ist wie ein Sanatorium. Am Ende aber war es zu verstehen, daß mein Schwiegersohn sein Kind wieder zu sich nahm; und ich vertraue, daß seine Tilly ihm eine treue und verlässliche Pflegerin

bleiben wird, wie sie es seiner Mutter versprochen hat und es bisher gewesen ist. Freilich läßt sich die Fürsorge einer Mutter oder auch nur einer Großmutter nicht ersetzen.

In der Zwischenzeit war auch unser jüngster Sohn Hans-Andreas zunächst im Elternhaus und dann im deutschen Landerziehungsheim herangewachsen. Die Entfernung vom Elternhaus war für ihn in den letzten Jahren kein großer Verlust. Denn natürlich drückte das schwere Erleben auf unsere Stimmung. Selbst in den Ferien hat er nicht das sonnige Elternhaus gehabt, das er sonst gefunden hätte.

Hans-Andreas ist ein großer starker Junge von 176,5 Zentimeter Größe; er ist breiter und mir ähnlicher gestaltet als der etwas größere Werner, dem Hans-Andreas sehr anhängt. Er ist praktisch veranlagt und hätte das Zeug zu einem guten Landwirt. Gern sähe ich ihn als Forstmann. Damit würde ich zugleich dem Wunsche meines gefallenen ältesten Bruders genügen, der, da er selbst unverheiratet und kinderlos war, gern einen seiner Nissen bei seiner geliebten grünen Farbe gesehen hätte. Zur Zeit ist Hans-Andreas Oberprimaner. Ostern 1928 soll er sein Abitur machen.

Es bleibt noch einiges über Werner nachzuholen. Er ist etwas größer als ich, jedoch von feinerem und schlankerem Knochenbau. Im Jahre 1918 war er von der Prima aus als Fahnenjunger bei den Jägern zu Pferde in Graudenz eingetreten; an diese Zeit denkt er als an die glücklichste seines Lebens zurück; auch ich sah ihn gern in seiner schmucken grünen Uniform und als Anwärter eines Berufes, für den er sich ganz und gar eignete. Nach der Revolution nahm ich ihn leider von seiner Truppe weg, da mir und ihm die Offizierslaufbahn unter den neuen Verhältnissen wenig aussichtsvoll und auch nicht sehr erfreulich erschien. Werner machte nun sein Abitur nach, war aber, aus der Bahn geworfen, ziemlich ratlos, was er werden sollte. Da lernten meine Kinder einen jungen Mann kennen, der auf eigene Rechnung kleine kaufmännische Geschäfte selbständig betrieb, und Werner sagte für dessen Geschäfte Interesse. Eines Tages kam er zu mir und bat mich um Geld zu einem Einzelgeschäft, das er mit jenem jungen Mann gemeinsam machen wolle. Ich gab ihm das Geld. Schließlich erklärten mir beide, daß sie sich zu einem gemeinsamen Geschäft verbinden wollten, und baten mich, ein Haus mit geeigneten Geschäftsräumen zu kaufen, worin sie Zigaretten fabrizieren wollten. Werners Freund erschien uns und namentlich mir als ein strebsamer und entwicklungsfähiger junger Mann, aus dem, durch etwas Geld und durch den zuverlässigen Werner unterstützt, etwas Besonderes werden könnte. In seiner Fähigkeit habe ich mich nicht getäuscht,

wohl aber auf ganzer Linie in seinen anderen Eigenschaften. Mit diesem Herrn also tat sich Werner, von mir mit Geld und zwei Häusern in Danzig ausgestattet, zusammen. Die Geschäfte schienen ganz gut zu gehen und nahmen sogar einen ziemlich großen Umfang an. Die junge Firma kam schnell, sicherlich nicht zum mindesten durch die Beteiligung meines Namens, zu einigem Ansehen, brach dann aber plötzlich zusammen und geriet in Konkurs. Ich selbst habe durch eine für die Firma geleistete Bürgschaft mein halbes Vermögen verloren und namentlich meine Villa zur Unzeit und viel zu billig verkaufen müssen. Doch ist es mir gelungen, durch Erwerb der Forderungen der Konkursgläubiger Werner zu entschulden und ihm die Danziger Häuser zu retten.

Werner selbst war übrigens schon lange vor dem Zusammenbruch der Firma aus Danzig fort und hat diesen in keiner Weise verschuldet. Er war damals, da er unter der Nachwirkung der Kriegsernährung und unerfreulicher Schulverhältnisse litt, und namentlich sehr nervös war, nach Innsbruck und später nach München gegangen, mehr um sich zu erholen und vielleicht nebenbei den Doktor zu machen, als um zu studieren. Mit der Erholung wurde es nichts, da es in der Inflationszeit war, und ich ihm die Mittel zu auskömmlichem Leben nicht senden konnte; wenn er sie erhielt, waren sie schon, gegenüber dem Markfkurse bei der Absendung, entwertet, und sie entwerteten immer mehr bis zum Monatschluß.

Allmählich entschloß sich Werner, Jurist zu werden; als er sich gerade zum Referendar melden wollte, bekam er den Blutsturz und mußte in das Sanatorium nach Arosa, wozu ich Gott sei Dank nach eingeführter fester Währung die Mittel hatte. Zur Zeit ist Werner in München, um den Referendar zu machen.

So habe ich also zwei Söhne, die vor dem Examen stehen, Werner vor dem Referendar und Hans-Andreas vor dem Abitur. Wenn es beiden glückt, so sind sie ein gut Stück weiter; und auch ich werde froh sein. So entwöhnt ist niemand des Glücks, daß er nicht auch einmal eine glückliche Fügung des Schicksals ertragen könnte.

Damit bin ich in der Gegenwart angelangt.

Was nun die Zukunft angeht, so werde ich zufrieden sein, wenn mir noch eine Anzahl rüstiger Jahre verliehen sein wird, damit ich weiter für die Meinigen sorgen kann. Gern erlebte ich auch die Zeit, wo ich meinem kleinen Enkel etwas sein und mich um ihn kümmern könnte. Das habe ich Rosemarie versprochen, als ich sie ins Krankenhaus brachte; und das Versprechen will ich erfüllen wenn Gott mich nicht zu früh abruft.

Nachträglich füge ich hinzu, daß meine Söhne im März 1928 ihre Examen bestanden haben. Hans-Andreas ist jetzt bei uns und studiert auf der technischen Hochschule zu Danzig-Langfuhr Chemie. Werner ist in Arosa zur Erholung von den Strapazen des Examins.

Nachzutragen habe ich noch aus der Zeit, wo ich Stadtverordneten-Vorsteher war, die Schilderung eines Erlebnisses, die leider nicht mehr an der entsprechenden Stelle in den schon fertiggestellten Druck eingefügt werden konnte.

Bei einem von der Kurverwaltung in der Hauptsaison veranstalteten Blumenkorso fand ich Gelegenheit, vor Tausenden von Zuschauern durch eine entschlossene Tat hervorzutreten. Die Pferde eines Viererzuges wurden scheu und jagten auf eine Tribüne zu, vor der sich viele Zuschauer befanden. Alles flüchtete, teils seitwärts, teils auf die Tribüne, so auch die neben mir stehenden Herren. Ich aber warf mich den angaloppierenden Pferden entgegen, und es gelang mir, sie an den Zügeln zu packen und das Gespann aufzuhalten. Diese Tat wurde allgemein anerkannt und auch in der Presse gerühmt. Natürlich hoffte ich, die Rettungsmedaille zu erhalten, und wurde auch von Zoppot aus dazu eingegeben. Der neue Landrat jedoch, der übrigens unmittelbar neben mir, dem Stadtverordneten-Vorsteher, gestanden und sich beim Anlauf der Pferde auf die Tribüne zurückgezogen hatte, erklärte in seiner schriftlichen Äußerung: Ich hätte zwar eine Katastrophe verhütet; er hätte aber mit eigenen Augen gesehen, daß ich in der Handhabung von Pferden so gewandt sei, daß ich mich nicht in Lebensgefahr befunden hätte. Ich kam also um die Lebensrettungsmedaille und mußte mich mit dem Bewußtsein abfinden, eine männliche Tat getan zu haben. Ich habe auch noch heute den Eindruck, daß man diese Ordensfrage, ohne dem Recht Gewalt anzutun, etwas wohlwollender hätte behandeln können. Übrigens ging ich auch bei dem Fertigbau des Kriegerdenkmals gegen den sonstigen Brauch leer aus. Ich hatte eben mit Orden Pech, auch hernach im Kriege. Oder verstand ich es nur nicht, mich beliebt zu machen? Auch das mag der Fall sein.

Randbemerkungen des Verfassers.

Wer dies Buch durchblättert und feststellt, daß von rund 400 Seiten Buchinhalt nicht weniger als 110 Seiten unter dem Titel meiner Lebensbeschreibung laufen, der mag leicht zu dem Eindruck kommen, daß ich den allgemein beliebten Lehrsatz:

„Wer das Kreuz hat, segnet sich selbst zuerst“
über das Maß befolgt habe.

Es wird mir aber jeder zugeben müssen, daß ich über unsere älteren Vorfahren, sogar noch über die Väter meiner Generation, sehr eingehend berichtet habe, obwohl ich hier meist erst selbst mir die Quellen erschließen mußte. Das kostete einen Haufen Mühe und Arbeit.

Auch weiß jeder Träger unseres Namens, daß ich bei ihm selber über seine Lebensdaten und Lebensschicksale mich eingehend erkundigt habe, und die Antworten meist sehr kurz ausfielen. Sollte ich nun etwa noch über die Lebenden mit Aufwand an Zeit und Arbeit Nachforschungen anstellen? Das wäre über meine Kraft gewesen!

Auch konnte ich nicht immer wissen, ob es sich des Forschens lohnte. Denn nicht jeder, der lebt, erlebt etwas. Da lebt einer nur kurz, und doch ist sein Leben so voll des Erlebens, wie ein prall gefüllter Zweischeffelsack. Manch anderes Leben wiederum dauerte bis zum hohen Greisenalter, und es ist doch ein Tag nicht anders wie der andere verlaufen; darin war nicht viel Erleben, wenn es auch meist glücklich war.

Mein eigenes Leben war des Erlebens voll, und so kann ich davon mit Fug und Recht viel erzählen. Zieht man überdies von den 110 Seiten meiner Lebensbeschreibung die Seiten ab, die über mein Erleben in der Öffentlichkeit und im Kriege handeln und daher aus dem Familiengeschichtlichen in das Allgemeingeschichtliche und Allgemeininteressante hereinwachsen, so bleiben nur 40 Seiten übrig, die über mich selber im engeren Sinne handeln. Ist das zu viel? Über meinen Großvater Andreas Wannow schrieb ich — ohne Anhang — 35 Seiten!

Also ich war nicht vordringlich, oder wenigstens nicht sehr vordringlich mit meinem Lebenslauf von 110 Seiten. Ich bin freilich als Menschentener auf die gegenteilige Meinung und sogar auf gegenteilige Meinungsäußerungen gefaßt. Denn

„Wer da bauet an der Straßen,
Muß die Leute reden lassen.“

Ich hoffe jedoch, daß die etwa an mir von Zeitgenossen und Nachfahren geübte Kritik nicht etwa abschrecken wird, in meiner Spur zu gehen; mag vielmehr dieses Buch die Familienmitglieder anregen, meine Forschungen zu ergänzen und selbsttätig weiter zu forschen, ein jeder in seinem Kreise und nach seiner Weise. Wer demnächst etwas Neues beizutragen hat, der wende sich an mich, den

Justizrat Dr. Wannow in Zoppot.

VII. Die zur Zeit im großen Werder und in Steegen angesessenen Wannows.

Erst vor wenigen Monaten erfuhr ich, daß seit 1918 eine Familie Wannow in Steegen ansässig ist.

Dank der fleißigen Mithilfe des Herrn Johann Gründemann in Keitlau, der als Sohn einer Wannow, als Ehemann einer verwitweten Wannow und als Stiefvater mehrerer Wannows ein reges Interesse für unsere Familiengeschichte bewiesen hat, und durch Ermittlungen aus den Kirchenbüchern von Liegenort und Jungfer ist es mir gelungen, diese Wannows und ihre nahen Verwandten im Großen Werder an unsere Familie anzuschließen.

Ich verweise auf das, was im Anhang des Lebenslaufs meiner direkten Vorfahren Gottfried Wannow (* 1676, † 1729) und Erdmann Wannow (* 1706, † 1773) gesagt ist. Danach hatte Gottfried einen Sohn namens

Hilger Wannow (* 1710, † 1775), Mitnachbar zu Laschkentampe; Ehefrau: Catharina Elisabeth Störmer.

Aus dieser Ehe stammt, was ebenfalls schon oben nachgewiesen ist, Michael Wannow (* 1757), Mitnachbar zu Laschkentampe, der mit Erdmuth Wannow, der Tochter unseres Vorfahren Erdmann Wannow aus seiner zweiten Ehe mit Regina Prohl verheiratet war.

Ein Sohn dieser Ehe ist

Michael Gottlieb Wannow (* zu Laschkentampe am 25. April 1791, † zu Jenersvorderkampe am 18. April 1854, Nachbar zu Jenersvorderkampe.

Dieser „Junggeselle Michael Gottlieb Wannow, ehelicher ältester Sohn des verstorbenen Michael Wannow, gewesenen Mitnachbarn und Dorfschulzen auf Laschkentampe, wurde mit Jungfer Christine Elisabeth

Erdmann, einzigen Tochter des Johann Erdmann, Mitnachbarn auf Zenersch Vorder Campe . . ." am 30. Mai 1822 zu Jungfer getraut. Er übernahm den Hof des Schwiegervaters. Aus dieser Ehe stammen sechs Kinder:

1. Johann Gottlieb Wannow (* 1823),
2. Hilger (Hilarius) Wannow (* 1826).
3. Cornelius Wannow (* 1829),
4. Erdmann Wannow (* 1830),
5. Elisabeth Wannow (* 1834).
6. Salomon Wannow (* 1839).

1: Johann Gottlieb Wannow (* Zenersvorderkampe 9. März 1823, † 10. April 1894) war Hofbesitzer in Einlage an der Rogat und mit der Pächtertochter Christine Gutt verheiratet. Aus dieser Ehe ist eine Tochter, die am 19. April 1877 geborene Malwine Wannow, hervorgegangen. Malwine ist verheiratet mit dem Hofbesitzer Georg Grünbenau zu Einlage an der Rogat und hat vier Kinder namens Georg, Walter, Ella und Erwin. Georg und Walter sind in der elterlichen Wirtschaft tätig.

2: Hilger Wannow (* Zenersvorderkampe 19. Januar 1826, † . . . 1891) war Hofbesitzer in Zenersvorderkampe und mit Catharina Claassen, der Tochter eines Schiffbaumeisters, verheiratet. Außer dem im Jahre 1896 im Alter von 19 Jahren verstorbenen Sohn Hermann Wannow hat er 3 Kinder hinterlassen, namens Marie, Lisette und Johann.

Johann Wannow (* . . . 26. Juni 1866, † . . . 1921) war Hausbesitzer und Bahnbeamter in Ramen in Westfalen und verheiratet mit Justine geb. Hamm. Ein Sohn dieser Ehe namens Heinrich (* 1894, † 1921) war Lokomotivführer und unverheiratet, eine Tochter dieser Ehe namens Frida ist mit einem Rangierer Ernst Worm verheiratet und hat zwei Kinder namens Erwin und Heinz. Der jüngste Sohn Johanns namens Hans Wannow (* . . . 2. Januar 1896) ist Schlosser und unverheiratet.

Was die Töchter Hilgers angeht, so war Marie mit dem Fleischermeister und Viehhändler Wilhelm Neumann in Berlin und Lisette mit dem Landwirt Martin Schülke verheiratet. Beide haben Kinder, über die ich Näheres nicht ermittelt habe.

3: Cornelius Wannow war Hofbesitzer in Lafendorf und mit einer Witwe Klingenberg verheiratet. Er ist kinderlos 1913 verstorben und in Fürstenau begraben.

4: Erdmann Wannow, geboren am 21. November 1830 zu Zenersvorderkampe und verstorben 1893 zu Ellerwald, Kreis Elbing,

war Hofbesitzer in Ellerwald und mit Auguste Eggert, der Tochter des Hofbesizers Martin Eggert zu Ellerwald, verheiratet, die nach seinem Tode den Herrn Johann Gründemann, jetzt zu Keitlau, geheiratet hat. Aus der Ehe des Erdmann Wannow mit Auguste Eggert stammen vier Kinder, namens Otto, Arthur, Hedwig und Auguste (a, b, c, d).

a) Otto Wannow, geboren am 18. April 1878 zu Ellerwald, ist Bahnbeamter in Hamm und mit Emilie Steinfeld in kinderloser Ehe verheiratet.

b) Arthur Wannow ist am 13. September 1888 zu Lafendorf geboren und Landwirt in Neumünsterberg. Er ist mit der Hofbesizertochter Amanda Gründemann in Neumünsterberg verheiratet und hat vier Kinder namens Fritz (* 2. 1. 1921), Helmuth (* 2. 3. 1922), Gerda (* 26. 7. 1923) und Charlotte (* 14. 10. 1925), die alle in Neumünsterberg geboren sind.

c) Hedwig Wannow, geboren am 31. Mai 1893 zu Ellerwald, ist mit dem Hofbesitzer Erdmann Gründemann zu Jeyersvorderkampe — einem Bruder des Johann Gründemann — verheiratet, der von seinen Eltern Gottfried Gründemann und Elisabeth Gründemann geb. Wannow den Hof übernahm. Ihr vierundzwanzigjähriger Sohn Wilhelm Gründemann ist Ansiedler in Schlagenhaken, mit Ida Kiehl, der Tochter des Hofbesizers Martin Kiehl in Grenzdorf-A. verheiratet und hat einen 1926 geborenen Sohn namens Alfred Gründemann. Ihre neunzehnjährige Tochter Ella Gründemann ist mit dem Landwirt Erich Ahmann in noch kinderloser Ehe verheiratet. Hedwigs drittes Kind ist der erst zwölfjährige Arthur Gründemann.

d) Auguste Wannow, die am 2. Januar 1892 geboren ist, ist mit dem Mühlenbesitzer Julius Gründemann zu Barenhof in kinderloser Ehe verheiratet.

5: Elisabeth Wannow (* Jeyersvorderkampe 23. August 1834, † ebd. . . . 1896) war die Ehefrau des Hofbesizers Gottfried Gründemann zu Grenzdorf-A. Der Rentner Johann Gründemann zu Keitlau ist ihr Sohn, die Hofbesizerin Elisabeth Böhm geb. Gründemann zu Jeyersvorderkampe ist ihre Tochter. Von ihrem Sohn Erdmann ist später die Rede.

6: Salomon Wannow, der am 11. Dezember 1839 zu Jeyersvorderkampe geboren ist, war Hofbesitzer in Reinland bei Liegenhof, wo er 1882 verstorben ist. Er war in erster Ehe verheiratet mit Charlotte Gründemann, der Tochter des Hofbesizers Gründemann aus Grenzdorf B., in zweiter Ehe mit Marie Drener, der Tochter des Hofbesizers Heinrich Drener aus Jeyersvorderkampe.

Er hat folgende Kinder hinterlassen:

Gustav Wannow (* 1870, † 1927),

Julius Wannow (* 1878)

und zwar stammt Gustav aus seiner ersten und Julius aus seiner zweiten Ehe.

Gustav Wannow, der am 7. Dezember 1870 zu Grenzdorf B. geboren und am 4. April 1927 zu Danzig verstorben ist, erwarb 1896 durch Heirat mit der verwitweten Frau Luise Moch geborene Milbrodt einen Hof in Einlage. Nach deren Tode verheiratete er sich 1906 mit Emilie Benz, der Tochter des Hofbesizers Cornelius Benz aus Einlage an der Rogat. Im Jahre 1911 erwarb er, nachdem er seinen bisherigen Besitz verkauft hatte, einen Hof von vier Hufen in Halbstadt bei Marienburg. Im Jahre 1916 wurde er als ungedient zum Militär eingezogen und verkaufte alsbald den Hof in Halbstadt, während seine Familie nach Lindenau zog. Im Jahre 1917 kehrte er, schwer an Rheumatismus erkrankt, aus dem Felde zurück. Im Jahre 1918 kaufte er einen Hof von drei Hufen in Steegen. Im Jahre 1926 erkrankte er an einem schweren Herzleiden, an dem er 1927, ein nachträgliches Kriegsoffer, gestorben ist.

Er hat sieben Kinder hinterlassen, von denen die drei ersten aus erster, die übrigen aus zweiter Ehe stammen:

Lina Wannow, geboren zu Einlage an der Rogat am 15. Juli 1897,

Paula Wannow, geboren zu Einlage an der Rogat am 3. Oktober 1898,

Arthur Wannow, geboren zu Einlage an der Rogat am 14. Dezember 1899,

Hildegard Wannow, geboren zu Elbing am 23. März 1911,

Charlotte Wannow, geboren zu Halbstadt bei Marienburg am 21. April 1912,

Gustav Wannow, geboren zu Halbstadt bei Marienburg am 26. März 1915,

Christel Wannow, geboren zu Steegen am 12. Mai 1919.

Arthur Wannow ist Landwirt und noch unverheiratet; er bewirtschaftet den elterlichen Hof. Lina ist mit dem Landwirt Erich Goerk verheiratet und hat drei Kinder namens Bruno Goerk, geboren am 22. Januar 1921, Edith Goerk, geboren am 28. Januar 1922, und Heinz Goerk, geboren am 5. Februar 1923.

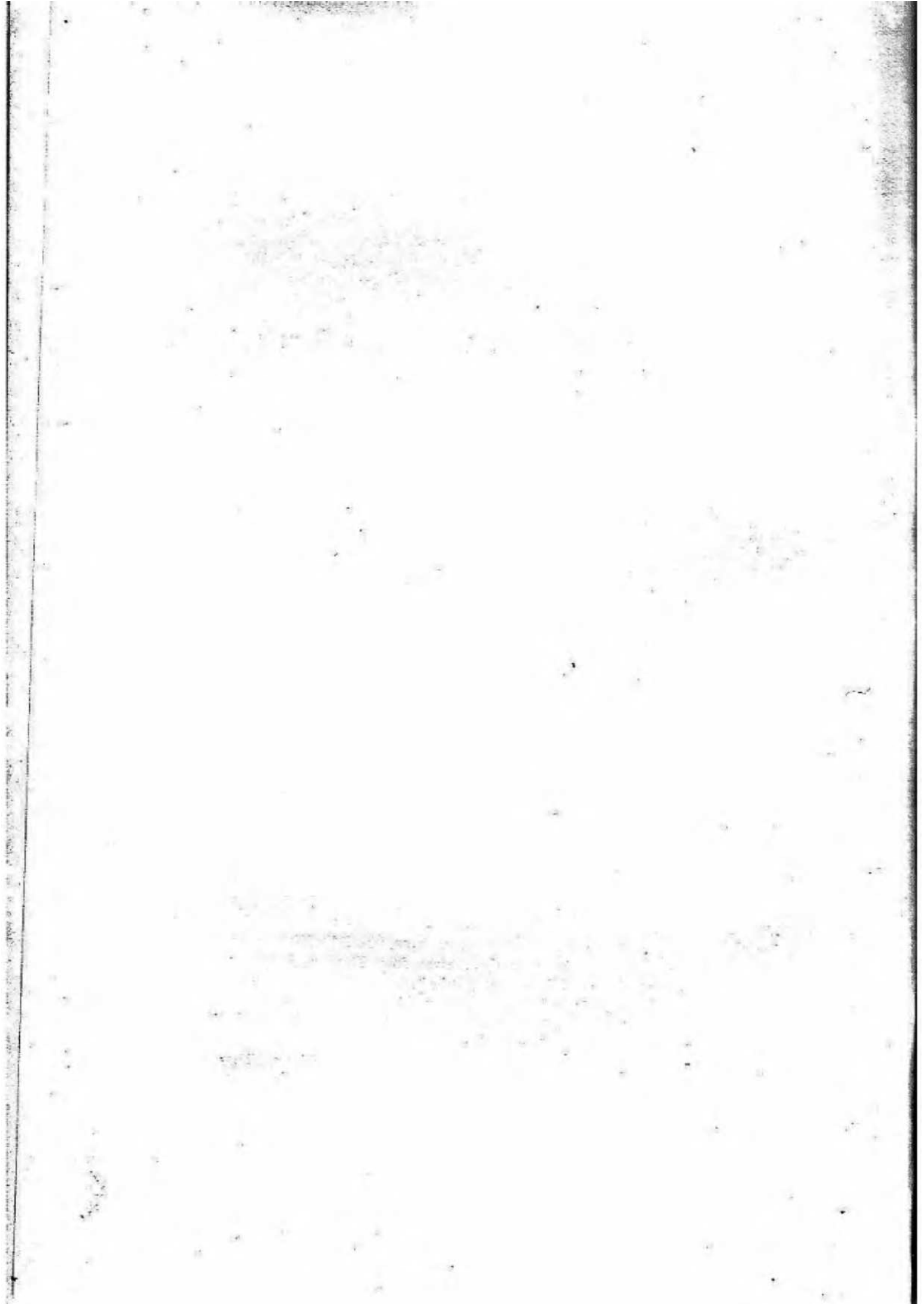
Paula ist mit dem Kaufmann Hermann Both zu Fichtthorst bei Elbing verheiratet und hat einen Sohn namens Horst, geboren am 21. März 1923.

Julius Wannow, der am 12. März 1878 zu Reinland bei Liegenhof geboren ist, ist Ansiedler in Schlangenhaken bei Zeyer und verheiratet mit Johanna Claagen, einer Tochter des Rentners Karl Claagen aus Steegen, der vordem Landwirt war. Aus dieser Ehe sind folgende Kinder hervorgegangen:

Arthur Wannow, geboren zu Kaiserau am 20. Januar 1909,

Adolf Wannow, geboren zu Duisburg am 12. April 1914,

Johanna Wannow, geboren zu Duisburg am 5. Oktober 1915.



VIII. Die Stüblauer Wannows.

Von Hilger Wannow¹⁾, Nachbar, Schulze und Kirchenvorsteher von Tiegenort, dort geboren als Sohn des Nachbarn, Schulzen und Kirchenvorstehers Isebrandt Wannow am 22. Juli 1753 war schon oben im Kapitel „Gottfried Wannow“ die Rede, dessen Sohn Isebrandt Wannow war. Hilger Wannow wird im Amtsbuch der Nehrung und Scharpau häufig als Großnachbar bezeichnet, und so wird er auch im Kaufvertrag vom 7. Mai 1798 bezeichnet, der sich bei den Grundakten Stüblau Bl. 17 befindet, und durch den er einen großen Hof in Stüblau kauft. Als Besitzer dieses Hofes ist er am 19. Februar 1813 in Stüblau verstorben. Es ist dies der Hof, den jetzt Herr Blasse besitzt, und den früher Ernst Wessel, der Sohn des Hofbesizers Eduard Wessel, besessen hat. Der Hof ging der Witwe Hilgers durch Zwangsversteigerung verloren und kam damals in den Besitz des Daniel Gottfried Wessel.

Was Hilgers Familienverhältnisse angeht, so verheiratete er sich am 3. August 1780 zu Tiegenort mit Anna Elisabeth Kohn, der Tochter des verstorbenen Mitnachbarn und Kirchenvorstehers zu Bohnsack. Nach deren Tode heiratete er am 1. März 1785 Constanzia Lovisa Philippsen, die Tochter des Salomon Philippsen, Bürgers und Kaufmanns zu Danzig und Nachbarn zu Osterwick. Aus seiner ersten Ehe stammen:

R e n a t a E l i s a b e t h, geb. am 10. September 1782.

C h r i s t i n a P h i l i p p i n a D o r o t h e a, geb. am 23. Februar 1784.

Aus seiner zweiten Ehe stammen:

C a r o l i n e C o n s t a n z i a, geboren am 30. August 1787,

¹⁾ Bei den Grundakten Stüblau, Blatt 17, ist der Kaufvertrag vom 7. Mai 1798, durch welchen Hilger Wannow I kauft, der Erbregel vom 27. Februar 1839 nach seiner zweiten Gattin, in welchem Karl, Wilhelmine, August, Rudolf, Heinrich und die Kinder der Justine Elisabeth als Erben aufgezeichnet werden, und der Absichtungsvertrag vom 22. September 1831, durch welchen die Witwe des Hilger Wannow II ihre Kinder absichtigt.

Regina Concordia, geboren am 9. Januar 1789,
Hiliger Gottfried Salomon, geboren am 15. Oktober 1790,
Justina Elisabeth, geboren am 15. Juli 1794,
Dorothea Adelgunde, geboren am 30. Oktober 1795.

Hilgers älteste Tochter Renata Elisabeth Wannow verheiratete sich mit dem Kornmüller Johann Jakob Teglass in Dirschau. Seine zweite Tochter Christine Philippine Dorothea wurde die Ehefrau des Absalon Theodor Mix; eine Tochter dieser Ehe namens Henriette Wilhelmine Mix heiratete den Hofbesitzer Karl Wessel zu Stüblau.

Was Hilgers Töchter zweiter Ehe angeht, so heiratete Constantia Renate den Schullehrer Michael Bienkowski, Justine Elisabeth den Materialschreiber Johann Karl Bernowski, Adelgunde den Brennermeister Ehrke, Regina Concordia den Hofbesitzer Michael Wilhelm Wessel zu Stüblau.

Regina Concordia Wessel geborene Wannow ist die Mutter des Hofbesitzers Eduard Wessel zu Stüblau (* 1818, † 1892) und dadurch die Stammutter der Stüblauer Familie Wessel geworden. Ihrem gütigen Charakter widmet ihr Enkel, der Polizeipräsident Wessel, in der Wesselschen Familienchronik anerkennende Worte.

Hilger Wannow II.: Hilgers Sohn, namens Hilger Gottfried Salomon Wannow, ebenfalls Hofbesitzer zu Stüblau, war verheiratet mit Adelgunde Karoline Elisabeth Wannow geborene Preuß. Dieser Ehe entstammen:

Karl Salomon Theodor Wannow, * Stüblau 15. Oktober 1817,
Karoline Wilhelmine Wannow, * Stüblau 30. September 1824,
August Gottfried Wannow, * Stüblau 17. März 1820,
Hilger Rudolf Wannow, * 2. Juni 1825,
Heinrich Maximilian Wannow, * Stüblau 9. Februar 1828.

Hilger Wannow II. starb am 20. August 1820 zu Stüblau. Seine Witwe schickte am 22. September 1831 ihre Kinder ab und heiratete alsdann den Inspektor Thomas.

Was die Kinder des Hilger Wannow II. angeht, so hatte Karl Salomon Theodor Wannow, der sonst ein fleißiger und aufrichtiger Mensch und in seiner Jugend mit Eduard Wessel, dem Vater des Polizeipräsidenten Max Wessel, sehr befreundet war, eine leichtsinnige Heirat gemacht; er hatte eine Tochter, die verschollen ist; er war zuletzt Gastwirt in Danzig und ist dort im Alter von etwa 30 Jahren verstorben.

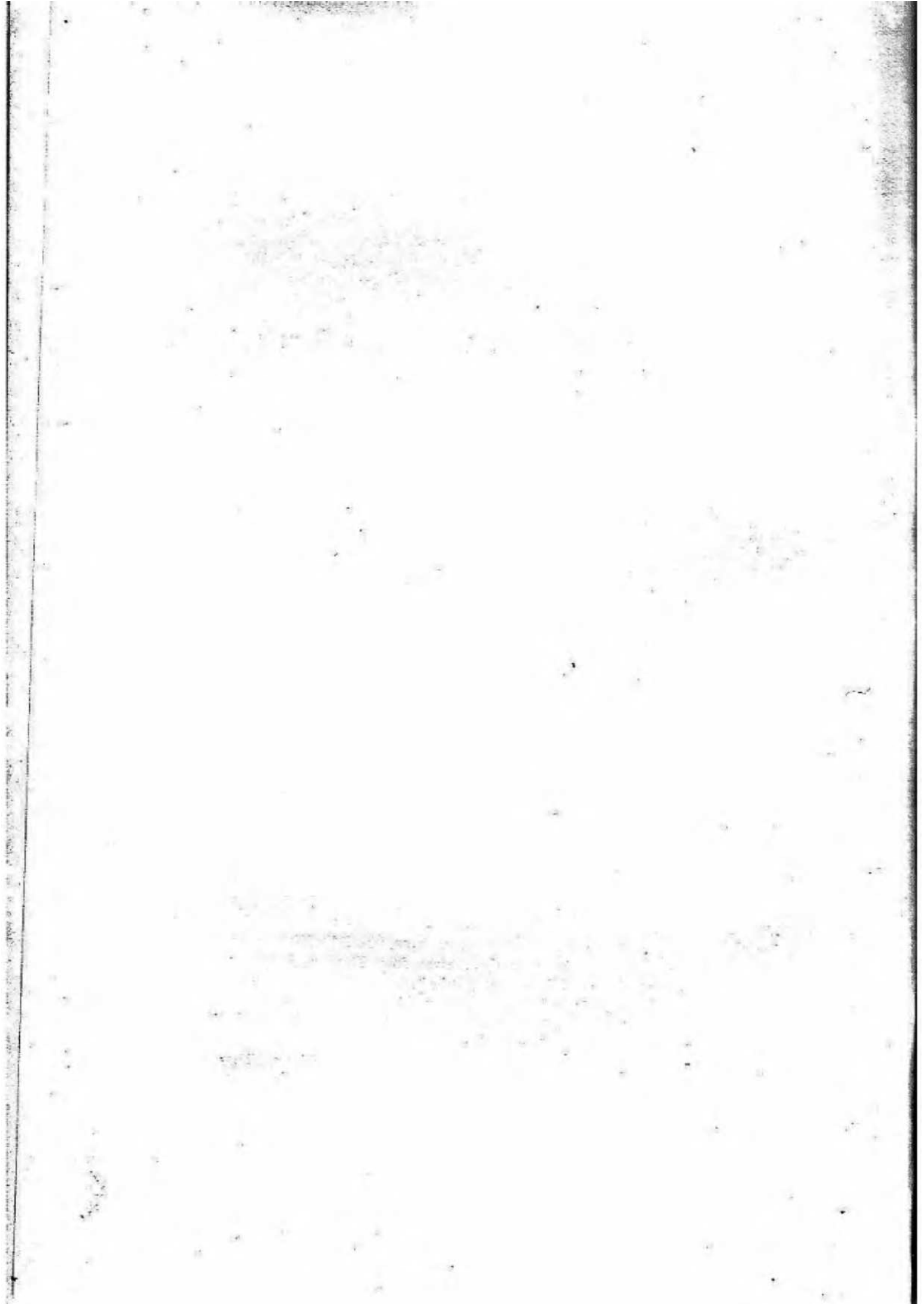
Karoline Wilhelmine Wannow heiratete den Hofbesitzer Robert Heinrich Preuß in Stüblau; sie ist dort am 25. August 1870 verstorben. Ihre Gedenkplatte hängt in der Stüblauer Kirche.

Ebenso ist eine Gedenkplatte für Hilger Rudolf Wannow in der Stübblauer Kirche angebracht. Er ist am 25. April 1870 verstorben. Er war unverheiratet und hatte einen Hof in Bliesnitz.

August Gottfried Wannow war zunächst in Dirschau und Danzig kaufmännisch tätig. Später lebte er viele Jahre als Rentner in Stüblau. Er war unverheiratet. Nach dem Tode seiner Mutter verwaltete er deren Hof namens der Erben. Er starb 1884 im Diakonissenhaus zu Danzig.

Heinrich Maximilian Wannow war kurze Zeit Hofbesitzer in Kunzendorf. Er war verheiratet mit Pauline Marie Gehlert aus Neuhöferfeld, Kreis Stuhm. Er war viele Jahre Rentner in Stüblau, wo er 1876 starb. Er hinterließ vier Kinder namens Emma, Selma, Hilger August und Cäsar Moritz. Letzterer war zuletzt Kellner und ist unverheiratet und kinderlos verstorben. Unverheiratet und kinderlos ist auch Hilger, der ebenfalls in bescheidenen Verhältnissen lebte und jetzt in einem Spital in Bochum ist. Emma ist 1922 als Ehefrau des Kaufmanns Milbrodt in Dirschau verstorben. Selma ist an den Bahnhofswirt Schröder in Rügenwalde verheiratet. Emma und Selma haben Nachkommen, über die ich näheres nicht ermittelt habe.

Heinrich Maximilian Wannow wurde übrigens wegen seiner vornehmen Mäxten in Stüblau „Der Graf“ genannt. Ein anderer Stübblauer Wannow wurde schon bei seinen Lebzeiten „Der selige Wannow“ genannt, weil er niemals in die Kirche ging, was ihm die in Stüblau herrschenden sehr kirchlichen Wessels sehr verdacht haben sollen.



IX. Einiges über die an die Stammfamilie nicht angeschlossenen Wannow's bzw. Wannhoff's.

A. Anno 1716 am 19. Oktober läßt sich nach Kirchenbuch Kobbelgrube dort trauen:

Jakob Wannhoff, ein Gesell, Müller in Stutthof, mit Jungf. Christina Eggerts, Jakob Eggerts, Gärtners in Stutthof ehelichl. Tochter, und am 12. September 1717 wird dort geboren

Jakob Wanhof, und als Vater Jakob Wanhof, als Mutter Christina bezeichnet. Es handelt sich also um den Sohn dieser Ehe.

Wer der Vater des älteren Jakob war, habe ich nicht festgestellt. Er stammt bestimmt nicht ab von unserem Vorfahren Gottfried Wannow und dessen Bruder Andreas Wannow, deren Söhne mir bekannt sind, er wird ein Sohn sein des Christian Wannow, des ältesten Sohnes unseres um 1650 in die Danziger Gegend eingewanderten Vorfahren Christian Wannow.

B. Im Jahre 1779 findet sich Anna Maria Wannhoff geborene Quartier, Witwe des Lohmüllers Jakob Wannow, mit ihren Kindern:

Anna Maria, Johann Jakob, Andreas, Anton, Gottfried, Joseph im Eigentum des Grundstücks Grenadiergasse 29 und in den Jahren 1787 bis 1793 Christina geborene Wannow mit ihrem Ehemann Valentin Woelke im Besitz des Grundstücks Langgarten 92.

Mit dem Lohmüller Jacob Wannhoff ist wohl Johann Wannhoff identisch, der sich 1751 als Ehemann der Anna Maria Quartier, Besitzerin des Grundstücks Danzig, Bischofsberg 7/8, findet. Der Gatte der Anna Maria Quartier wird beide Vornamen gehabt, d. h. Johann Jacob geheißten haben.

Am 31. Januar 1763 bzw. am 18. April 1764 wird vom Rat zu Danzig für Anton Wannhoff bzw. Andreas Wannhoff, die Söhne des Jakob Wannhoff, gewesenen Einwohners am Schwarzen Meer, früheren Müllers in Wechershoff, eine halbe Meile von Marienburg in polnisch

Preußen, und der Anna Maria Quartier, ein Geburtsbrief ausgestellt, ebenso am 23. Januar 1775 für den Sohn Gottfried Wannow, derselben Ehe, wobei der Vater als „anfangs Müllermeister in Neuteich, hernach Einwohner und Lohmüller am Schwarzen Meer“ bezeichnet wird.

C. Im Jahre 1738 findet sich als verstorben im Sterberegister zu Woklaff eine Anna Wannhoffin aus Quadendorf. Im Trauregister zu Kobbelgrube findet sich als Vater des Bräutigams am 17. Juli 1764 der verstorbene Jacob Wannhoff, gewesener Müller in Quadendorf. Der Bräutigam ist

Gottfried Wannhoff, ein Gesell und Müllergesell in Stutthofe, laut Kirchenbuch zu Kobbelgrube am 17. Juli 1764 getraut mit Jungfrau Anna Maria Löwen, des seligen Caspar Löwen, gewesenen Einwohners in Stutthofe nachgelassener ehelicher Jungfrau Tochter. Gottfried findet sich nach Muhl's „Geschichte von Stutthof“ 1768, 1778, 1780, 1788 und 1790 als Müller, einmal auch als Müllermeister.

Dieser Gottfried kauft laut Amtsbuch am 9. Januar 1780 ein Grundstück in Stutthof und wird 1790, da er kinderlos ist, beerbt von seiner Witwe Anna Maria Wannhoff geborene Löwe und seinem Bruder, dem Müller Martin Wannhoff auf dem Stolzenberge. Dieser Gottfried ist also ein anderer, als der oben zu II. Absatz 1 Genannte, und auch sein Vater, der Quadendorfer Müller Jacob Wannhoff, der 1764 schon tot ist, ist ein anderer, als der Lohmüller Jacob Wannhoff zu Danzig, der mit Anna Maria Quartier verheiratet ist und mit dieser andere Kinder, namentlich keinen Sohn Martin hat.

Dagegen wird der Wassermüller Johann Jacob Wannhoff, der 1786 in Woklaff mit seiner Gattin Anna Maria Epp, einer Mennonitin, eine Tochter Anna Maria taufen läßt, der Sohn des Lohmüllers Jacob Wannhoff und der Anna Maria Quartier sein.

D. Es lebt eine angesehene Familie Wannhoff in Kottbus. Diese stammt ab von dem Schneidermeister Josef Wannhoff aus Sommerfeld bei Frankfurt a. O., dessen Sohn, der Tischlermeister Julius Ferdinand Wannhoff in Kottbus als Tischlergeselle einwanderte.

Des letzteren Sohn, der Tischlermeister Heinrich Wannhoff, ist der Inhaber der bekannten Wannhoff'schen Jalousien- und Rollwandsabrik zu Kottbus, dem in der Leitung sein 1880 geborener, leider unverheirateter Sohn Heinrich zur Seite steht.

In Kottbus lebt auch noch als Rentner der jüngste Sohn des Julius Ferdinand Wannhoff, der Uhrmacher Johann Wannhoff; er ist kinderlos.

Ein anderer Sohn des Julius Ferdinand war der Schlossermeister Paul Wannhoff zu Keula bei Muskau; dieser hat einen Sohn namens

Max hinterlassen, der Kaufmann in Berlin war und am 28. Juni 1916 verstorben ist; seine Witwe Bertha geborene Ziegler wohnt mit ihren Töchtern Gertrud und Katharina in Berlin.

E. Was sonstige Träger der Namensform Wannhoff angeht, so gab es in Danzig noch 1913 einen sehr angesehenen Buchbindermeister August Wannhoff, der mir aber nur sehr unzulängliche Nachrichten über seine Abstammung vermittelt hat.

F. Ich lasse noch einige Daten über Angehörige der Familie Wannow folgen, die ich nicht angeschlossen habe.

Im Jahre 1774 am 13. Mai kauft Gottfried Wannow den Hof in Kalteherberge, fol. 85 von einer Hube nebst Grügsmühle.

Am 29. Februar 1776 tauft Erdmann Wannow, Einwohner auf den Tiegenorter Wiesen, mit seiner Ehefrau Katharina Elisabeth den Knaben Johann Gottlieb. Als Pate tritt ein anderer Erdmann Wannow auf.

Am 18. Mai 1803 läßt Erdmann Wannow zu Hornkampe mit seiner Gattin Christina Esther geborene Kanzler eine Tochter auf den Namen Maria Wilhelmine Julianna Justine taufen.

Laut Totenregister des Jahres 1803 Nr. 7 stirbt Isebrandt Wannow, früher Nachbar zu Hornkampe, und hinterläßt einen Sohn.

Am 16. Januar 1806 verheiratet sich der Junggeselle Erdmann Wannow, Pächter eines Gutes in Steegen und neuer Mitnachbar auf Freienhuben, des verstorbenen Erdmann Wannow, Eigentümers des Mittel- und Rabenwerder Kampe nachgelassener ehelicher einziger Sohn mit Frau Regina Esther geborene Alomhuß, des seligen Heinrich Gniffka, Mitnachbars auf Freienhuben nachgelassener Witwe.

G. In Danzig-Schidlik gibt es eine Familie Wannhoff. Mit einem Mitgliede dieser Familie, der Buchhalterin Erna Charlotte Wannhoff, geboren am 4. März 1904, habe ich korrespondiert, jedoch irgendwelcherlei urkundliche Unterlagen nicht erhalten können. Sie hat mir als ihre Geschwister angegeben:

Arnold Ernst Lorenz Wannhoff, geboren am 29. April 1905,

Herbert Werner Wannhoff, geboren am 3. Mai 1906,

Heinz Georg Wannhoff, geboren am 8. August 1907.

Ihr Vater, der Bernsteindrechlermeister Richard Ferdinand Wannhoff, soll am 21. April 1871 geboren und am 28. November 1922 verstorben sein, ein Bruder ihres Vaters, Ernst Emil Max Wannhoff, soll am 13. April 1873 geboren sein und in Leipzig als Eisenbahnassistent leben. Er soll vier Söhne haben namens Erich, Richard, Kurt und Heinz sowie eine Tochter namens Hildegard.

Als Großvater im Mannesstamm gibt Erna Wannow an den Bern-

steindreher Ferdinand Wannhoff, der am 19. Mai 1842 geboren und am 11. März 1893 verstorben sein und außer den beiden schon genannten Söhnen drei Töchter, Amanda, Elise und Klara (†) hinterlassen haben soll.

Der Vater des Bernsteindrehers Ferdinand Wannhoff soll Johann Jakob Wannhoff geheißten haben, Kornwerfer in Danzig gewesen, im Jahre 1800 geboren und im Jahre 1852 gestorben sein.

Der Kornwerfer Johann Jakob Wannhoff hatte noch einen weiteren Sohn namens Johann Wannhoff, der Bernsteindrechler war und 1904 zu Pelonken verstorben ist. Der Sohn dieses Johann Wannhoff ist Bruno Wannhoff, Gewerkschaftsbeamter im Deutschen Verkehrsbund in Berlin, Michaelkirchplatz 5.

Johann Jakob Wannhoff soll einen Bruder namens Cornelius gehabt haben, der ohne männliche Nachkommen verstorben sein soll.

Wahrscheinlich werden diese Wannhoffs identisch sein mit den oben zu A, B oder C erörterten Wannhoffs.

X. Einiges über die Wannowstis.

Was die Wannowstis angeht, so ist der erste Wannowsti, von dem ich erfahren habe,

Wladislaus Wannowsti,

der etwa in der Mitte des 17. Jahrhunderts gelebt haben muß; von ihm ist in einem vom Adelsmarschall zu Minst am 7. August 1805 dem „hochwohlgeborenen Michael, Sohne des Michael, mit dem Wappen-Unter (= Kotwica), Wannowsti, Rector der Schule von Slud“ erteilten Patent die Rede. Michael hat laut diesem Patent seine Abstammung aus fünf Geschlechtern vom Ahnherrn Wladislaus nachgewiesen, und ihm wird in diesem Patent die adlige Abstammung bestätigt. Vexterer

Michael Wannowsti

1805 Rector in Slud,

wird wahrscheinlich ein Sohn sein des Michael Wannowsti, der im Jahre 1754 reformierter Geistlicher in jener Gegend war.

Lukaszewicz erwähnt nämlich in seiner Geschichte der reformierten Kirchen in Litauen auf Seite 252 als reformierten Geistlichen zu Kon-danow in Weißrußland im Jahre 1733 Jan Wannowsti und Seite 270 als reformierte Geistliche im Jahre 1754

Karl Wannowsti

(1754 reformierter Geistlicher in Weißrußland)

Jan Wannowsti

(1754 reformierter Geistlicher in Weißrußland)

Michael Wannowsti

(1754 reformierter Geistlicher in Weißrußland)

Zu derselben Familie gehört ganz offenbar auch der von Dr. Rhese in seiner Fortsetzung der Arnoldtschen Presbyterologie erwähnte reformierte Geistliche

Stephan Wannowsti.

Dieser ist nach Dr. Rhese geboren am „20. Februar 1749 zu Ostaszyn in der Wojewodschaft Nowogrodek, war seit 1772 Prediger im hiesigen (d. h. Königsberger) königl. Waisenhaus, wurde 1775 an die polnische Kirche versetzt, 1779 zugleich Rektor der Reformierten lateinischen Schule, erhielt 1806 von der theologischen Fakultät zu Frankfurt an der Oder die Doktorwürde und starb den 16. Januar 1812“.

Über denselben Stephan Wannowski berichtet Johannes Sembrzydki in der Altpreussischen Monatschrift in seinem Aufsatz „Die polnischen Reformierten und Unitarier in Preußen“. Dort heißt es:

„Stephan Wannowski. Er war am 20. Februar 1749 zu Ostaszyn im reform. Kirchenbezirke von Nowogrodek geboren, wo sein Vater Prediger war (es gab im Jahre 1754 in Litauen drei reformirte Prediger des Namens: Karl Wannowski, Johann Wannowski und Michael Wannowski), besuchte zuerst das reformirte Gymnasium zu Sluck, dann seit 1766 zwei Jahre lang das joachimsthalsche Gymnasium zu Berlin als Alumnus, und studirte seit dem 19. April 1768 drei Jahre zu Frankfurt, worauf er die Heimreise antrat. Diese mußte er der in seinem Vaterlande damals herrschenden Verhältnisse wegen in Königsberg 1772 unterbrechen, und da hier gerade die Stelle des reformirten Predigers (und Lehrers) am königlichen Waisenhaus frei geworden war, nahm er dieselbe an, um dann 1775 zur polnisch-reformirten Gemeinde zu gehen. Im Jahre 1779 wurde er zugleich Rektor der reformirten Burgschule, erhielt 1806 von der theologischen Fakultät zu Frankfurt die Doctorwürde und starb am 16. Januar 1812. Er hatte zwei Söhne, Auditeur Carl Wannowski und Registratur-Assistent Wilhelm Wannowski, und eine Tochter, welche den Hofprediger, späteren Konsistorialrat und Dr. theol. Johann Theodor Woide heirathete“.

Stephan Wannowski war ein gebildeter und gelehrter Mann. Er versuchte sich als Übersetzer deutscher Kirchenlieder in die polnische Sprache. Dieses polnische Gesangbuch hat wenig Eingang gefunden und gehört heute zu den Seltenheiten.

Wannowski war der letzte polnisch-reformirte Prediger zu Königsberg und hat offenbar selbst schon in seinen letzten Lebensjahren aus Mangel an Zuhörern keinen polnischen Gottesdienst mehr gehalten.

Auch der von Dalton, Jablonki 1903 und Dalton Lasciana 1899 erwähnte

Felician Wanoffski,

Senior der evangelisch-reformirten Kirche in Weißrußland,
und zwar 1873 in Sluck,
gehört offenbar zu derselben Familie.

Ebenso gehört zu dieser Familie der weiland weltbekannte

Peter Semenowitsch Wannowskij

(* 1822, † 1904)

Russischer Kriegsminister und General,

über den Brockhaus Konversationslexikon folgendes berichtet:

„Wannowskij, Peter Semenowitsch, russischer General, geboren 24. November 1822 aus einer adligen Familie im Gouvernement Minsk, gestorben 29. Februar 1904 in St. Petersburg, trat 1840 in das finnländische Leibgarderegiment, nahm 1849 am Feldzug in Ungarn und 1853 bis 1854 am Donaufeldzug teil, ward 1857 Chef der Offizierschießschule in Petersburg, 1861 Kommandant des Pawlowischen Kadettenkorps, 1868 Generalleutnant und Kommandeur der 12., 1871 der 33. Infanteriedivision und 1876 kommandierender General des 12. Armeekorps. Im türkischen Kriege 1877 bis 1878 war er Generalstabschef der Lomarmee unter dem Großfürstenthronfolger und nach dessen Abreise Befehlshaber derselben. 1881 bis 1898 war er Kriegsminister und vollendete die unter Miljutin begonnene Militärorganisation; 1901 bis 1902 war er Kultusminister.“

Diesen russischen Kriegsminister und obigen Felician Wannowskij bezeichnete der

Felician Konstantin Wannowskij

(* 1835)

Justizrat, Rechtsanwalt und Notar zu Danzig,

in dessen Hause ich als Schüler verkehrte, als seine Verwandten. Der Justizrat Wannowskij ist, wie ich festgestellt habe, als Sohn des

August Michael Neoptolemus Wannowskij

(* 1801)

Professor am Mariengymnasium zu Posen,

zu Posen am 1. November 1835 geboren. Der bekannte inzwischen verstorbene Kriminalkommissar Max Wannowskij war ein Sohn des Justizrat Wannowskij.

Der Professor August Wannowskij ist, wie mir das Staatsarchiv in Posen am 22. Oktober 1927 mitgeteilt hat, am 18. Mai 1801 in Dabrowa in Litauen geboren und zwar als Sohn eines Arztes; er hat eine höhere Schule in Bialystok besucht.

Übrigens gab der Justizrat Wannowskij — wie ich schon oben erwähnt habe — an, daß das in dem eingangs erwähnten Adelsdiplom dargestellte Unterwappen das Wappen seiner Familie sei.

Der oben genannte Kriegsminister Wannowskij hat, wie mir der kaiserlich-russische Generalkonsul a. D. v. Ostrowskij zu Zoppot mitgeteilt

hat, zwei Söhne hinterlassen, die als russische Kavalleriegeneräle am Weltkriege teilgenommen haben und von denen einer gefallen ist; ferner einen Neffen, namens Gleb Michailowitsch Wannowstj, der ebenfalls im Weltkriege russischer Kavalleriegeneral war und jetzt Professor an der Kriegsakademie in Reval ist.

Vielleicht gelingt es mir, von Letzterem, an den ich geschrieben habe, nähere Auskunft über die Wannowstjis zu erhalten. Nach Auskunft des Staatsarchivs zu Posen soll der Kriegsminister Wannowstj der Sohn eines Pastors in Sluck sein.

Es ist nicht zweifelhaft, daß alle hier aufgezählten Wannowstjis derselben Familie angehören.

Auffällig ist, daß ein und dieselbe Familie so viele Geistliche aufweist. Da dasselbe bei der Familie Wannovius der Fall ist, ist wohl eine gemeinsame Richtung beider Linien einer Familie anzunehmen. Es werden alle Mitglieder der Familie, wie überhaupt der Adel jener Gegend kalvinistisch gewesen sein; diejenigen, die in das lutherische Herzogtum Preußen abwanderten, wurden dann lutherisch, um dort Pfarrstellen zu erhalten.

Übrigens findet sich im Taufbuch zu Trinitatis in Danzig, wie ich zufällig erfahre, im Jahre 1717 am 25. April ein Taufvater Marten Wanoffstj und eine Patin „Anna Wanoffsche“; es ist nicht anzunehmen, daß dies eine Abkürzung von „Wanoffstjische“ ist; vielmehr wird wirklich eine Wannow Patin gestanden haben; dies mag im Gefühl der Verwandtschaft beider Familien und nicht zufällig geschehen sein.

Ich habe eine Anzahl Wannowstjis in Adreßkalendern ermittelt und an viele von ihnen geschrieben. Alle Beantworter teilten mir mit, daß ihre Familie aus Ostpreußen stamme; und einer schrieb, daß, je weiter man in Ostpreußen nach der russischen Grenze komme, um so mehr dieser Name auftrete. So schrieben mir auch Robert Wannowsti, der Obermeister der Tapezierer-Zwangsinnung zu Berlin, und ein Ingenieur Fr. E. Wanowstj zu Berlin-Adlershof, Radicestraße 30.

XI. Kurze Nachrichten und Stammtafeln betr. die Stammütter und einige andere weibliche Vorfahren der Familie Wannow.

1.

Ehefrau des Mathias Wannovius (von 1547—1589 Pfarrer zu Sorquitten) ist unbekannt.

2.

Ehefrau seines Sohnes, des Andreas Wannovius, um 1627 Pfarrer zu Czynchen, ist

Barbara Stancovius

„des seeligen Herrn Fabiani Stancovii, eines Freyen (d. h. eines freien köllmischen Gutsbesizers (Tochter von Fußniden außem Sehest'schen Amte“.

Weiteres nicht bekannt. Um dieselbe Zeit ist ein Stancovius in Fußniden Lehrer und ein anderer in Rosinsto Pfarrer.

Quelle: Geburtsbrief ihres Sohnes Christian Wannovius.

3.

Ehefrau des Nachbarn und Kirchenvorstehers Christian Wannovius (Wannow) zu Tiegenort (* 1627, † 1682) ist Katharina Maaf, „des Michel Maaf seeligen Weilandt Nachbar und Kirchenpatron alhier zu Tiegenorth, eheleibliche hinterlassene Tochter“.

Ihre Mutter ist eine geborene Maria Lambert; Vorfahren der Katharina stammen wohl aus Holland, wie Prozesse um holländische Erbschaften zu ergeben scheinen. Es gab damals viele Nachbarn Maaf im Weichselgebiete.

Quelle: Trauschein vom 10. Oktober 1651, Trauregister Tiegenort, Amtsbuch der Mehrung und Scharpau.

4.

Stammtafel

der **Dorothea Wannow**, geb. **Sittkeman**, Ehefrau des Nachbarn und ersten Kirchenvorstehers **Gottfried Wannow** zu Liegenort, * 1676, † 1729

Stephan Sittkeman, Mitnachbar in Koppelgrube (Steegen); < mit **Anna Andreas**

Hilger Sittkeman (Sittkemann)

* Liegenort 11. 10. 1644, † Liegenort 24. 12. 1714, Mitnachbar und Kirchenvorsteher zu Liegenort; < 1668 mit Jungfer **Anna Gohrtsen**, † 1696, E. d. **Martin Gohrsen**, Mitnachbar zu Schmerblof

Dorothea Sittkemann

† Liegenort 1. 1. 1671, † Liegenort 12. 6. 1729; < Liegenort 26. 7. 1695 mit **Gottfried Wannow**, Mitnachbar und Kirchenvorsteher zu Liegenort

Beim Tode des Hilger Sittkemann hinterließ er außer Dorothea und Stephan Sittkeman, der kinderlos verstorben ist, zwei minderjährige Kinder, namens **Maria** und **Abfalon**, denen ich nicht nachgeforscht habe; Quelle: Kirchenbuch Liegenort, insbesondere Sterbeeintragung 1715 Nr. 2 mit ausführlichem Lebenslauf Hilgers, ausführliche Traueintragung Dorotheas mit Gottfried; Erbzeugiß vom 22. Januar 1720 im Amtsbuch der Rehrung und Scharpan

Erdmann Wannow, * 1716, † 1773, Mitnachbar auf dem Mittel- und Rabenwerder

Johann Gottlieb Wannow, * 1736, † 1797, Mitnachbar und Eigener der Wedhornstampe

Andreas Wannow, * 1783, † 1852, Hofbesitzer zu Gütlland

5.

Stammtafel

der **Elisabeth Renate Wannow**, geb. **Hartsch**, Ehefrau des **Erdmann Wannow**, * 1716, † 1773, Nachbar auf dem Mittel- und Rabenwerder und Bürger und Kaufmann zu Danzig

. . . **Hartsch**, Buchner

Adam Hartsch, von 1663 bis 1664 als Kandidat am Zuchtshaus predigend, von 1664 bis 1685 Prediger zu Allereugel zu Danzig

Salomon Hartsch

* Danzig 1678, † Liegenort 26. 1. 1736, Pfarrer zu Liegenort; von 1704 Kandidat, von 1708 Katechet zu Herengrebin, von 1709 Pfarrer zu Pröbbernau, von 1710 Pfarrer zu Liegenort

Elisabeth Renate Hartsch

† Liegenort 20. 7. 1711, † spätestens 1750; < Liegenort 13. 2. 1731 mit **Erdmann Wannow**, Nachbar auf dem Mittel- und Rabenwerder (eine Schwester dieser Vorfahrin, namens **Juliana Ursula Hartsch**, welche am 22. 10. 1713 geboren ist, heiratet am 26. 6. 1736 den Nachbarn **Johann Gottlieb Wittenberg** zu Liegenort; außerdem läßt **Salomon Hartsch** am 14. 6. 1717 eine Tochter **Johanna Dorothea** taufen, der ich nicht weiter nachgeforscht habe)

Johann Gottlieb Wannow, * 1736, † 1797, Mitnachbar und Eigener der Wedhornstampe

Andreas Wannow, * 1783, † 1852, Hofbesitzer zu Gütlland

Quelle: Kirchenbuch zu Liegenort, Dr. Rhesse, Notizen des Pfarrers Freytag, Praetorius, betr. den Vater von **Adam Hartsch**, eine Bleiisfnotiz am Hande bei Praetorius im Staatsarchiv Danzig

6.

Stammtafel

der **Catharina Wannow**, geb. **Stande**, Ehefrau des **Johann Gottlieb Wannow**,
Nachbar zu **Wedhornskampe**

Andreas Stande

† vor Mitte Juli 1739, Nachbar zu Steegen und Kirchenvater zu Kobbelgrube (= Steegen); im Kirchenbuch Großzün- der steht: „1739 Julius d. 14. ist Gesel Bartel Wessel, neuangehender Nachbar in Kl. Zinder, des seel. Jakob Wessels, weyl. Nachbarn und Schöp- pen in Kl. Zind. nachgelassener ältester Sohn; mit Fr. Elisabeth Standin, des seel. Andres Standen weyl. Nachbarn in Steegen, und Kirchvaters in Kobbelgrube nachgelassenen jüngsten Tochter, alhier öffentlich kopuliret worden.“ Nach der Wesselschen Familienchronik vom Polizeipräsidenten Wessel ist Sohn des Andreas Stande

Ephraim Stande

† Steegen vor 1761, Mitnachbar zu Steegen und Nehrung'scher Waldreuter; × mit Maria Elisabeth Langnau, später Gattin des Gregorius Sellde
Erbrecht vom 15. März 1769 nach Ephraim im Amtsbuch ergibt, daß aus der Ehe mit Maria Elisabeth Langnau folgende Kinder vorhanden sind:

Ephraim Stande

Andreas Stande (heißt Johann Andreas)

Maria Stande

Catharina Stande (* 15. 9. 1766).

Ephraim Stande II. wird Nachbar zu Steegen und Waldreuter wie sein Vater und heiratet um 1774 Ursula Elisabeth, die Witwe des Martin Tuschel zu Guben- und Kädingskampe, die ihm den Hof Gruben- und Kädingskampe fol. 195 b verschreiben läßt; Kinder dieser Ehe sind hinterblieben: Johann Gottlieb, Ephraim, Renate Elisabeth und Gottfried Salomon.

Johann Andreas Stande wurde Mitnachbar in Gütlland, seine Witwe heiratete hernach meinen Großvater Andreas Wannow; von Andreas Stande stammen die Standes aus Groß- zün- der ab.

Maria Stande war Ehefrau des Christian Hildebrandt.

Catharina Stande

* Steegen 1752, † Wedhornskampe 23. 2. 1826 im Alter von 69 $\frac{1}{2}$ Jahren; I. × Steegen 6. 2. 1781 mit Johann Gottlieb Wannow, Nachbar zu Wedhornskampe; II. × 4. 6. 1794 mit Daniel Goerz

Quelle: Tagebuch ihres Sohnes Andreas Wannow

Andreas Wannow

* 1783, † 1852, Hofbesitzer zu Gütlland

Die Standes werden sich ohne große Mühe weit zurück verfolgen lassen

Stammtafel

der Friederike Wilhelmine Wannow, geb. Neumann, Ehefrau des Hofbesizers Andreas Wannow zu Gütlland, und ihrer Mutter Beata Constantia Friederike Neumann, geb. Hader, zu Gütlland

Valentin Hader aus Wositz

† Kriestohl 1629, Mitnachbar zu Kriestohl und Stüblau, Deichgraf, Schulze und Kirchenvorsteher; × 1593 mit Gertrud Dobberan, T. d. George Dobberan, Nachbar zu Kriestohl, erwirbt dadurch den Hof

Valentin Hader

† um 1652, Nachbar zu Kriestohl; × mit Anna . . ., kauft den Hof zu Kriestohl um 1642 von Andreas Hellwig

Valentin Hader

* etwa 1636, † Kriestohl 6. 4. 1695 im Alter von 59 Jahren laut Inschrift, Nachbar zu Kriestohl; × mit Florentine Kloth, T. d. Kloth, Nachbar zu Gütlland

Valentin Hader der Jüngere

* Stüblau 13. 12. 1672, Mitnachbar, Kirchenvorsteher und Ortschulze zu Stüblau; × 3. 7. 1708 mit Florentine Schaplan, Witwe des Salomon Schwarzwald

Valentin Hader

* Marienburg 6. 3. 1710, † Stutthof 3. 1. 1768, Aрендator zu Stutthof; × Stüblau 25. 2. 1738 mit Anna Elisabeth Hader, Witwe des Deichgrafen George Bieberstein

Johann Traugott Hader

† Stüblau 6. 1. 1744, † Stüblau 7. 6. 1803, Nachbar zu Stüblau; × mit Anna Elisabeth Schumacher, T. d. George Schumacher, Mitnachbar zu Stüblau

Beata Constantia Friederike Hader

* Stüblau 1774, † Gütlland 22. 12. 1837; × mit George Gabriel Neumann, Hofbesizer zu Gütlland

Johann Neumann

† Osterwid 27. 4. 1734, Nachbar zu Zugdam

Johann Gottfried Neumann

† Osterwid 3. 7. 1727, † Osterwid 6. 4. 1780, Nachbar und Kirchenvorsteher zu Zugdam und Osterwid; × 30. 7. 1767 mit Anna Elisabeth Schulz, T. d. George Schulz, Nachbar zu Zugdam und Osterwid

George Gabriel Neumann

† Osterwid 26. 12. 1768, † Gütlland 15. 3. 1800, Nachbar, Schulz und Kirchenvorsteher zu Gütlland; × mit Beata Constantia Friederike Hader

Friederike Wilhelmine Neumann

* Gütlland 26. 3. 1800, † Gütlland 13. 9. 1836
× Gütlland 6. 1. 1820 mit Andreas Wannow, Hofbesizer zu Gütlland

Die Neumann'schen Daten sind den betreffenden Kirchenbüchern entnommen. Sie werden sich vervollständigen lassen. Die Neumann's werden sich ohne viele Mühe sehr viel weiter zurückführen lassen.

Die bei den ersten drei Valentin Hader befindlichen Daten habe ich entnommen den Aufzeichnungen im Archiv des Jugendens Eugen Janzen, Vorsitzenden des familien-geschichtlichen Vereins in Danzig, der sie aus der Kirchenchronik des Superintendenten Pohl zu Stüblau übernommen hat. Die weiteren Daten entstammen den betreffenden Kirchenbüchern und werden sich vervollständigen lassen.

Stammtafel

einer Stammutter der Familie Wannow und zwar meiner Mutter Luise Bulcke,
 Ehefrau meines Vaters Heinrich Wannow in Gütlland

David Bulcke

Schlächtermeister und Ältermann der Schlächterinnung zu Gütstrow um das Jahr 1655, dort-
 hin gekommen aus Quercfurt in Thüringen; × mit Elisabeth Karnah

Christian Bulcke

* Gütstrow 1655, † Danzig 6. 4. 1739, Fleischermeister und Ältermann der Fleischerinnung zu
 Danzig; × mit Barbara . . .

Gottfried Bulcke

* Danzig im September 1709, † Danzig 1773, Vollmeister und Ältermann der Fleischerinnung
 zu Danzig; × mit Florentine Schult

Johann Gottfried Bulcke

* Danzig 1743, † Danzig 1820, Ältermann der Fleischerinnung und Großkaufmann zu Danzig
 × mit Constantia Beate Hollfeldt

Johann Gottfried Bulcke II.

* Danzig 1775, † Danzig 1850, Fleischermeister und Großkaufmann zu Danzig, später Hof-
 besitzer zu Gütlland; × mit Pauline Kemmling, T. d. Jakob Kemmling, Färbermeister zu
 Danzig

Karl Richard Bulcke

* 15. 8. 1816, † Danzig 2. 9. 1893, Hofbesitzer zu Gütlland; × mit Emilie Deschner,
 T. d. Deschner, Ortspfarrer und Superintendent zu Gütlland

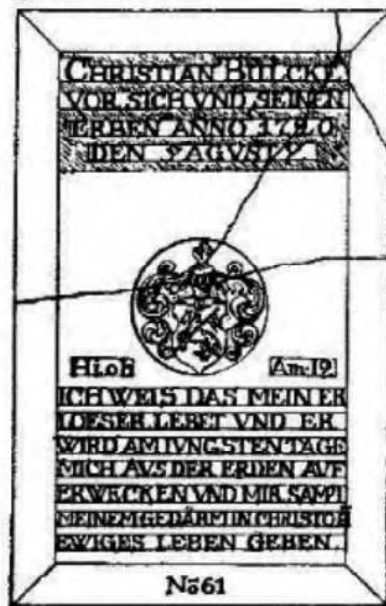
Luise Emilie Bulcke

* Gerbin 14. 6. 1840, † Danzig 12. 11. 1914; × mit Heinrich Wannow, Hofbesitzer zu
 Gütlland; ihr Bruder war der weiland bekannte 1925 verstorbene fgl. Landschaftsrat und
 Ökonomierat Fritz Bulcke zu Gütlland

Der Name Bulcke findet sich schon früh in Danzig auch
 in der Namensform Bölcke und in der Namensform
 Böld. Im Jahre 1437 war ein Stephan Bölcke (Bulcke)
 Rathsherr in Danzig. Ich nehme an, daß Christian
 Bulcke, Sohn des David Bulcke, nicht zufällig nach
 Danzig gekommen, sondern dort schon Verwandte gehabt
 haben wird. Jedenfalls wird der Ursprung der Familie
 in Norddeutschland oder Holland sein.

Diese Stammtafel habe ich zusammengestellt aus der
 ungedruckten Bulckeschen Familienchronik, welche eine
 Schwester meiner Mutter, die als Heimatschriftstellerin
 bekannte Frau Jenny Wülf, geb. Bulcke, zu Danzig
 verfaßt hat.

Nebenstehender Grabstein befindet sich in der Johannes-
 kirche zu Danzig.



Stammtafel

einer Stammutter der Familie Wannow und zwar der Johanna Wessel,
Ehefrau des Deichhauptmanns Otto Wannow zu Trutenau

Jochim Wessel

* um 1575, † Sperlingsdorf spätestens 1630, Mitnachbar und Entwässerungsmüller zu Sperlingsdorf

Andreas Wessel

* etwa 1600 bis 1610, † Sperlingsdorf 1646, Mitnachbar zu Sperlingsdorf;
× Scharfenberg mit Anna Newes

Henrich Wessel

* Sperlingsdorf 18. 4. 1638, † Sperlingsdorf 13. 6. 1715, Hofbesitzer zu Kleinzünder;
× mit Anna Klatte, E. d. Gregor Klatte, Mitnachbar und Schulze zu Gottswalde

Jakob Wessel

* Kleinzünder 30. 12. 1668, † Kleinzünder 26. 11. 1722, Mitnachbar zu Kleinzünder;
× mit Anna Henrichs, E. d. Cornelius Henrichs, Mitnachbar zu Schönrohr, u. f. W. Anna

Barthel Wessel

* Kleinzünder 5. 4. 1707, † Großzünder 3. 9. 1778, Mitnachbar zu Kleinzünder, seit 1762
zu Großzünder; × mit Elisabeth Stande, E. d. Andreas Stande, Nachbar und Kirchen-
vorsteher zu Steegen

Sphraim Wessel

* Kleinzünder 13. 2. 1750, † Großzünder 10. 9. 1807, Mitnachbar zu Großzünder;
× 30. 10. 1781 mit Dorothea Konfordia Arend, E. d. Gottlieb Arend, Deichgeschworener
zu Lepkau, Schwester der Frau seines Bruders Barthel Wessel zu Stübblau

Michael Gregott Wessel

* Großzünder 29. 9. 1793, † Großzünder 17. 3. 1836, Mitnachbar zu Großzünder;
× 21. 7. 1814 mit Karolina Eleonore Philipfen, E. d. Karl Wilhelm Philipfen, Nachbar zu
Stübblau, u. f. W. der Nachbarstochter Dorothea Elisabeth Kleinau (= Klenau) zu Groß-Wansdorf

Johanna Dorothea Wessel

* Großzünder 4. 8. 1828, † Trutenau 24. 2. 1886; × mit Otto Wannow, Deichhauptmann
zu Trutenau

Diese Stammtafel habe ich zusammengestellt aus dem Gedebuch der Familie Wessel, verfaßt vom Polizeipräsidenten Wessel in Danzig. Ich verweise auf Seite 10, 13, 16, 17, 30, 74, 81, 98, 110, 142, 143, 189, 218, 220, 231, 233 des Buches.

Polizeipräsident Wessel nimmt an, daß Jochim Wessel abstammt von Albrecht Wessel, der 1567 sich schon als Nachbar in Sperlingsdorf findet, und meint, daß Jochim dessen Enkel sein werde. Meiner Meinung nach kann Jochim Wessel auch aus der Gegend von Liegenort stammen, wo sich im 16. Jahrhundert Wessels finden. Denn aus dieser Gegend sind wie die Wannows auch die Philipfens in das obere Werder gekommen. Warum nicht auch als Dritte im Bunde die Wessels.

Stammtafeln

- a) der Frau Gutsbesitzer Olga Wannow, geb. Philipsen, zu Hansfelde
 b) der Frau Rittergutsbesitzer Emilie Vorchmann, geb. Philipsen, zu Lindhof,
 der Mutter der Frau Justizrat Toni Wannow, geb. Vorchmann, zu Zoppot
 c) der Frau Hofbesitzer Karoline Eleonore Wessel, geb. Philipsen, zu Großzänder, Mutter
 der Frau Deichhauptmann Johanna Dorothea Wannow, geb. Wessel, zu Trutenau

Simon Philips

Nachbar im Kirchenbezirk Woplaff, wohl in Sperlingsdorf; × mit . . . , † 1694

Albrecht Philips (Philipsen)

* Woplaff 23. 3. 1629, Nachbar im Kirchenbezirk Woplaff, wohl in Sperlingsdorf

Peter Philipsen

* Woplaff 20. 1. 1669, † Sperlingsdorf 9. 1. 1739, Nachbar zu Sperlingsdorf;
 × 29. 4. 1703 mit Dorothea Ridel, † 14. 4. 1739

Salomon Philipsen

* Sperlingsdorf 16. 7. 1706, † Grebin 6. 6. 1771, Arrendator (Pächter) und Schulze zu
 Müschengrebin, später Arrendator zu Herrengrebin; × in erster Ehe mit Katharina Elisabeth
 Strauß; × in zweiter Ehe mit Anna Maria Ridel

Salomon Philipsen

* Woplaff 14. 12. 1741, † Stüblau 9. 1. 1794, Nachbar zu Osterwick und seit 1794 zu Stüblau,
 Bürger und Kaufmann zu Danzig; × in erster Ehe Neukrügerslampe 12. 6. 1766 mit Louisa
 Weiß, T. d. Jakob Weiß, Arrendator zu Neukrügerslampe; × in zweiter Ehe mit Catharina Klinge
 Kinder erster Ehe sind: Salomon, der Nachbar zu Scharpau wird, Karl Wilhelm, Karoline
 Renate und Dorothea, welche Kuntmann Bosche zu Sobbowitz heiratet

Karl Wilhelm Philipsen

* etwa 1775, † Stüblau 23. 8. 1820 im 45. Lebensjahre, Nachbar zu Stüblau; × in erster
 Ehe Stüblau 11. 5. 1794 mit Jungfer Dorothea Elisabeth Kleinau, † Stüblau 21. 1. 1814,
 älteste T. d. Gottlieb Kleinau, Mitnachbar zu Groß-Mausdorf und Deichgeschworener des
 Elbingschen Territorii; × in zweiter Ehe mit Regina Barbara Krüger
 Kinder erster Ehe sind: Elisabeth, Karoline Eleonore, Salomon Gottlieb, Johann Jakob,
 Dorothea Adalgunde, Karl Wilhelm Ferdinand

Caroline Eleonore Philipsen

* Stüblau 18. 7. 1795, † Großzänder
 21. 6. 1860; × 21. 7. 1814 mit Michael
 Ehregott Wessel, * 29. 9. 1793, † 17. 3.
 1836, Hofbesitzer zu Großzänder

Salomon Gottlieb Philipsen

* Stüblau 6. 2. 1797, † Stüblau 7. 4. 1850, Nachbar
 und Kirchenvorsteher zu Stüblau; × mit Luise Friederike
 Fehla uer, * Groß-Garts 9. 11. 1802, † Stüblau
 14. 6. 1871, T. d. Fehla uer, Gutsbesitzer zu Groß-Gart

Johanna Dorothea Wessel

* Großzänder 4. 8. 1828,
 † Trutenau 24. 2. 1886;
 × mit Otto Wannow, Hof
 besitzer und Deichhauptmann
 zu Trutenau

Emilie Philipsen

* Stüblau 6. 5. 1838,
 † Zoppot 27. 10. 1915;
 × mit Georg Vorchmann,
 Rittergutsbesitzer auf Lindhof

Smit Philipsen

* Stüblau 11. 10. 1828,
 † Krieskohl 23. 7. 1894,
 Hofbesitzer und Kreisdeputierter
 zu Stüblau; × mit Laura
 Randt, T. d. Karl Eduard
 Randt, Hofbesitzer zu Krieskohl

Antonie (Toni) Vorchmann

* Lindhof 27. 4. 1868;
 × mit Dr. Wannow,
 Justizrat zu Zoppot

Olga Philipsen

* Krieskohl 26. 5. 1856,
 † Hansfelde; × mit Otto
 Wannow, Gutsbesitzer

Quellen: Die Daten, einschließlich der des Carl Wilhelm Philipsen, habe ich den Kirchenbüchern
 entnommen, ebenso diejenigen seiner oben genannten Kinder, die späteren Daten habe ich durch
 Anfrage bei Verwandten ermittelt

Stammtafeln

der Eltern der Mutter der Luise Wannow, geb. Bulcke

Gottfried Göß

* Schidlig 15. 12. 1694, Bürger und Zinn-
gießer zu Danzig, sehr wahrscheinlich Sohn
des Heinrich Göß, Kleinschmied zu Schidlig,
u. f. G. Marie; × mit Elisabeth Heyde-
mann, sie × in erster Ehe mit Jacob
Brajcke, Zinngießer

Friedrich Christian Göß

* Danzig 25. 9. 1731, † Danzig 18. 5. 1796,
Magister, erster Pfarrer in St. Barbara zu
Danzig; × 29. 6. 1762 mit Susanna Dorothea
Wittwerd, * 3. 6. 1707, † 31. 7. 1781,
E. v. Jacob Friedrich Wittwerd u. f. G.

Dorothea Ruhl, verw. Richmann

Magister Göß hatte einen Sohn, von dem
der unlängst verstorbene Sanitätsrat Dr. Göß,
gleich seinem Vater Oberarzt am Danziger
Stadtlazarett, ferner Frau Luise v. Franzins
und Frau Großlaufmann Steffens abstammen,
sowie zwei Töchter, von denen Dorothea
Constantia den Pfarrer Daniel Theodor
Grabe heiratete. Seine andere Tochter ist:

Christiane Elisabeth Göß

* Danzig 16. 10. 1772, † Gütlland 7. 8. 1842;
× 18. 10. 1796 mit Friedrich Deschner,
Oberlehrer

Quelle: Die Angaben über die Eltern des
Magister Göß und seiner Ehefrau verdanke
ich dem Sanitätsrat Dr. Göß

Friedrich Deschner

* Halle 1735, Privatlehrer der französischen
Sprache zu Danzig, von 1772 Kantor zu
St. Katharin, von 1778 Oberlehrer an der
Oberpfarrschule zu St. Marien, von 1780
Kantor daselbst, 27. 3. 1806 pensioniert
(diese Angaben sind entnommen den Notizen
des Lic. Freytag aus Stübkau im Staats-
archiv zu Danzig und aus Akten des Staats-
archivs Danzig 300 R. S. Nr. 391);

Friedrich Deschner

* Danzig 30. 10. 1766, † Gütlland 18. 2. 1850,
Pfarrer zu Gütlland, Superintendent und
Schulinspektor über das Danziger Werder,
Ritter des Roten Adler-Ordens III. und
IV. Klasse, vorher Oberlehrer an der St. Bar-
bara-Schule und Pfarrer zu Rößmark, wo
sein Bild in der Kirche hängt, und zu Trutenau;
× 18. 10. 1796 mit Christiane Elisabeth Göß
(zu bemerken ist, daß der Superintendent
Deschner einen Bruder hatte, der Rechtsanwalt
in Stade war, sowie drei Töchter, von denen
die eine Agathe [„Tante Gatsch“] ledig blieb,
während Mathilde den Pfarrer Eduard Gont-
kowski und Friederike den Brauereibesitzer Weß
zu Danzig heiratete; Enkel des Superinten-
denten Deschner ist übrigens der bekannte
Bibliothekar Dr. Paul Ladewig)

Henriette Karoline Emilie Deschner

* Rößmark 29. 9. 1809, † Gütlland 10. 5. 1866; × mit Richard Bulcke, Hofbesitzer zu Gütlland

Luise Emilie Bulcke

* Gerdin 14. 6. 1840, † Danzig 12. 11. 1914; × in erster Ehe mit Heinrich Wannow,
Hofbesitzer; × in zweiter Ehe mit Carl Wüß

11.

Stammtafel

der Frau Justizrat Toni Wannow, geb. Vorchmann, zu Zoppot

Heinrich Vorchmann

† Lenzke 21. 4. 1685, Lehnsschulze zu Lenzke; × mit Maria Jacobs, Witwe des vorigen
Lehnsschulzen Jakob Brogen

Johann Kaspar Vorchmann

* Lenzke 22. 6. 1692, † Lenzke 26. 8. 1797, Lehnsschulze zu Lenzke; × Bepin 1750 mit
Christina Vorchmann, L. d. Peter Vorchmann, Krüger und Schulze zu Bepin

Johann Friedrich Sigismund Vorchmann (Vorchmann)

* Lenzke 7. 2. 1736, † Lenzke 14. 3. 1798, Lehnsschulze zu Lenzke; × mit Maria Elisabeth
Peters, † etwa 1808, aus V. W. Damm

George Friedrich Ludwig Vorchmann

* Lenzke 17. 5. 1795, † Dreilinden 3. 6. 1884, Rittergutsbesitzer zu Dreilinden; × Dreilinden
27. 5. 1827 mit Auguste Red, * Dreilinden 17. 7. 1807, † Dreilinden 28. 8. 1873, L. d.
Johann Red, † Gollub 1840, Rittergutsbesitzer zu Dreilinden, u. f. G. Marie Hube aus
Neue, † im Kirchspiel Kulmssee 25. 5. 1819 im Alter von 32 Jahren

Georg Vorchmann

* Dreilinden 13. 5. 1836, † Zoppot 25. 10. 1904, Rittergutsbesitzer zu Lindhof; × Stüblau
2. 10. 1862 mit Emilie Philippen, L. d. Salomon Gottlieb Philippen, Hofbesitzer zu Stüblau,
u. f. G. Luise Friederike Fehlaue, L. d. Fehlaue, Gutsbesitzer zu Groß-Garß

Antonie (Toni) Vorchmann

* Lindhof 27. 4. 1868; × Lindhof 2. 10. 1899 mit Dr. Richard Wannow, Rechtsanwalt
und Justizrat zu Zoppot

Quellen: Die Kirchenbücher

Die Stammtafel der Mutter der Toni Wannow, geb. Vorchmann, siehe Tafel 9.

Stammtafeln

der Eltern der Charlotte Wannow, geb. Schulz-Fademrecht
 Ehefrau des Heinrich Wannow, Rittergutsbesitzer auf Annaberg

Michael Schulz

um 1640 Bauersmann zu Blumstein

Nikolaus Schulz

* 1635, † 3. 2. 1694, Hofbesitzer zu Blumstein; × mit Elisabeth Verlach

David Schulz

* 10. 10. 1658, † 3. 3. 1737, Hofbesitzer zu Blumstein; × mit Anna Seetan aus Tragheim

Ignatius Schulz

* 27. 11. 1698, † 26. 12. 1754, Hofbesitzer zu Niedau, hernach zu Simonsdorf; × mit Eva Delrich, aus Klein-Lesewitz

David Schulz

* 16. 5. 1732, † 21. 6. 1800, Hofbesitzer zu Altweichsel; × mit Esther Elisabeth Flindt aus Altweichsel

Michael Schulz

* 22. 9. 1782, † 2. 10. 1849, Hofbesitzer zu Altweichsel; × mit Elisabeth Regine Flindt aus Altweichsel

Edward Schulz

* 26. 11. 1819, † 31. 12. 1889, Hofbesitzer zu Altweichsel; × mit Emilie Fademrecht aus Kunzendorf

Richard Schulz (Schulz-Fademrecht)

* 16. 1. 1850, † 13. 11. 1919, Sanitätsrat zu Dirschau; × mit Helene Enß

Enß

× mit . . . * 1689, † 9. 7. 1761

David Enß

* 14. 4. 1728, † 14. 11. 1794, Hofbesitzer zu Altebabe; × mit Anna Claassen

David Enß

* 25. 5. 1766, † 4. 3. 1846, Hofbesitzer zu Groß-Zünder, später zu Reichenberg; × mit Helena Reimer aus Altebabe

Johann Enß

* 12. 8. 1798, † 29. 8. 1831, Hofbesitzer zu Groß-Zünder, später zu Czattkau; × mit Gertrud Claassen aus Zeisgendorf

Johann Enß

* 2. 3. 1828, † 4. 4. 1897, Kaufmann und Landwirt zu Dirschau; × mit Johanna Stobbe aus Liegenhof

Helene Enß

* 4. 10. 1854; × mit Richard Schulz (Schulz-Fademrecht)

Charlotte Schulz (Schulz-Fademrecht)

* 9. 4. 1880; × mit Heinrich Wannow, Rittergutsbesitzer zu Annaberg

Quellen: Vorstehende Daten habe ich entnommen einer mir vom Amtsanwalt Hugo Schulz-Fademrecht zu Poppot, einem Bruder des verstorbenen Sanitätsrats Richard Schulz-Fademrecht, überreichten Aufstellung, die nach der Angabe des Ersteren der Oberregierungsrat Hans Schulz-Fademrecht zu Osterode in Ostpreußen nach den Kirchenbüchern verfaßt hat

XII. Bemerkenswerte Einzelheiten.

Militärstand der Nachkommen des Hofbesizers Andreas Wannow zu Gütlland.

| | Kopzahl | Soldat | Offizier |
|---|---------|--------|----------|
| Söhne des Andreas Wannow | 4 | 2 | — |
| Enkel des Andreas Wannow | | | |
| 1. Söhne des Deichhauptmanns Otto Wannow zu Trutenau | 6 | 6 | 5 |
| 2. Söhne des Hofbesizers Heinrich Wannow zu Gütlland | 3 | 3 | 3 |
| 3. Sohn des Hofbesizers Eduard Wannow zu Gütlland | 1 | 1 | 1 |
| 4. Söhne der Mathilde Wannow, Ehefrau des Guts- besizers Hugo Philipsen zu Barlewiz | 4 | 4 | 4 |
| 5. Söhne der Friederike Wannow, Ehefrau des Hofbesizers Bahrendt zu Rohling | 3 | 1 | — |
| 6. Sohn der Charlotte Wannow, Ehefrau des Hof- besizers Nieß zu Damerau | 1 | 1 | — |
| 7. Söhne der Laura Sophie Wannow, Ehefrau des Hofbesizers Doering zu Klein-Lichtenau | 2 | 2 | — |
| | 20 | 18 | 13 |
| Urenkel des Andreas Wannow | | | |
| 1. Sohn des Hofbesizers Max Wannow zu Fischau | 1 | 1 | — |
| 2. Söhne des Hofbesizers Richard Wannow zu Trappensfelde | 4 | 4 | 3 |
| 3. Sohn des Rittergutsbesizers Paul Wannow zu Kokoschen | 1 | 1 | 1 |
| 4. Sohn des Gutsbesizers Otto Wannow zu Hans- felde | 1 | 1 | 1 |
| 5. Sohn des Justizrats Dr. Richard Wannow zu Zoppot | 1 | 1 | — |
| | 8 | 8 | 5 |
| übertrag | 8 | 8 | 5 |

| | Kopffzahl | Soldat | Offizier |
|--|-----------|-----------|-----------|
| Übertrag | 8 | 8 | 5 |
| 6. Sohn der Therese Wannow, Ehefrau des Hofbesitzers Louis Wessel zu Groß-Zünder | 1 | 1 | 1 |
| 7. Sohn der Toni Wannow, Ehefrau des Hofbesitzers Doerksen zu Groß-Zünder | 1 | 1 | 1 |
| 8. Söhne der Anna Hardt, geb. Philipsen | 2 | 2 | 2 |
| 9. Söhne der Selma Witt, geb. Philipsen | 2 | 2 | 2 |
| 10. Sohn der Berta Kohbieter, geb. Bahrendt | 1 | 1 | 1 |
| 11. Söhne der Ida Ziehm, geb. Nieß | 5 | 3 | 3 |
| 12. Söhne des Bernhard Nieß | 2 | — | — |
| 13. Söhne der Laura Johst, geb. Döhring | 2 | 1 | — |
| 14. Söhne des Rudolf Doering | 3 | 3 | 1 |
| 15. Söhne des Hugo Doering | 2 | 2 | — |
| Ururenkel des Andreas Wannow | 29 | 24 | 16 |
| 1. Urenkel der Charlotte Nieß, geb. Wannow | | | |
| a) Enkel der Ida Ziehm, geb. Nieß | | | |
| 1. Sohn der Klara Frost, geb. Ziehm | 1 | 1 | 1 |
| 2. Sohn des Felix Ziehm | 1 | 1 | — |
| b) Enkel der Emma Ziehm, geb. Nieß (als Söhne ihrer Tochter Helene Krüger, geb. Ziehm) | 3 | 3 | 2 |
| c) Enkel der Mathilde Ziehm, geb. Nieß (als Söhne ihrer Tochter Margarete Neumann, geb. Ziehm) | 3 | 3 | 3 |
| 2. Urenkel der Laura Sophie Wannow, verheirateten Doering, (als Enkel ihrer Tochter Laura Johst, geb. Doering, und als Sohn der Tochter der Letzteren Alma Schult, geb. Johst) | 1 | 1 | 1 |
| | 9 | 9 | 7 |
| Zusammenstellung | | | |
| Söhne des Andreas Wannow | 4 | 2 | — |
| Enkel des Andreas Wannow | 20 | 18 | 13 |
| Urenkel des Andreas Wannow | 29 | 24 | 16 |
| Ururenkel des Andreas Wannow | 9 | 9 | 7 |
| | 62 | 53 | 36 |

Ich berichtige hier zugleich eine Angabe im Lebenslauf des Andreas Wannow, Seite 172. Dort erwähnte ich, daß die Zahl der Urenkel und Ururenkel des Andreas Wannow 33 betrage, wenn man nur diejenigen mitzähle, die zu der Zeit, als wir noch unser Heer hatten, schon zu dem nötigen Alter herangewachsen waren, und daß davon 23 Soldat und 23 Offizier gewesen seien. In der Tat betrug die Anzahl der in jener Zeit schon im militärpflichtigen Alter stehenden Urenkel und Ururenkel des Andreas Wannow 49, wovon 42 Soldat und 29 Offizier gewesen sind. Das Bild ist also noch erfreulicher, als es im Lebenslauf gemalt ist.

Gemeinschaftliche Abstammung

- a) des Senators Franz Ziehm zu Plessau
 b) seiner Ehefrau Wanda Ziehm, geb. Jöbst
 c) des Staatsrates Ernst Ziehm zu Danzig
 d) seiner Ehefrau Olga Ziehm, geb. Hardt, zu Danzig
 von dem Hofbesitzer Andreas Wannow zu Stittland

Andreas Wannow

* 1783, † 1852; × in erster Ehe mit Luise Renate Praezing, verm. Stande, † 1819;
 × in zweiter Ehe mit Friederike Wilhelmine Neumann, * 1800, † 1836

| e r s t e r E h e | | z w e i t e r E h e | |
|--|---|---|--|
| <p>Saura Sophie Wannow * 1811, † 1842; × mit Wilhelm Doering, Hofbesitzer zu Klein-Lichtenau</p> | <p>Luise Charlotte Wannow * 1810, † 1854; × mit Johann David Nieß, Hofbesitzer zu Damerau</p> | <p>Mathilde Wannow * 1831, † 1873; × mit Hugo Philippen, Gutsbesitzer zu Barlewig</p> | |
| <p>Saura Doering * 1842, † 1921; × mit Adolf Jöbst, Hofbesitzer zu Barendt</p> | <p>Sda Nieß * 1836, † 1928; × mit Gustav Ziehm, Hofbesitzer zu Damerau</p> | <p>Anna Philippen * 1856; × mit Otto Hardt, Leutnant zu Danzig</p> | |
| <p>Wanda Jöbst * 1868, † 1926; × mit Franz Ziehm</p> | <p>Franz Ziehm * 1866, Hofbesitzer zu Plessau; × mit Wanda Jöbst</p> | <p>Ernst Ziehm * 1867, Staatsrat zu Danzig; × mit Olga Hardt</p> | <p>Olga Hardt * 1875; × mit Ernst Ziehm</p> |
| <p>Herta Ziehm * 1893; × mit Habrecht, Major zu Plessau</p> | | <p>Günther Ziehm * 1902</p> | <p>Wilfried Ziehm * 1910</p> |

Genauere Daten sind im Text.

Abstammung

der Stäbblauer Familie Wessel und der in Stäbblau und Brieskowenäsässig gew

Gottfried Wannow

* Liegenort 10. 5. 1676, Liegenort 22
Mitnachbar auf dem Mittel-Rabenwerder, wie auch Nachbar auf 2
Liegenort, ältester Vorsteher der Kirche zu
× mit Dorothea Wittmann, Witwe des Hans Johann, Nachbar
Nachbar und Eheg zu Liegenort

Erdmann Wannow

* Liegenort 1716, † Liegenort 1773, Mitnachbar auf dem Mittel- und
Rabenwerder, Bürger und Kaufmann zu Danzig;
× mit Elisabeth Renate Gartsch, T. d. Salomon Gartsch, Pfarrer zu
Liegenort

Erdner Wannow

* Liegenort 29. 12. 1697, † Groß-Mausdorf
× mit Salomon Kleinau, * Groß-Mausdorf 2
Mausdorf 30. 11. 1736, Nachbar zu Groß-Mausdorf
† Groß-Mausdorf 1. 6. 1719, Na

Johann Gottlieb Wannow

* Liegenort 1736, † Webhornschanze 1797, Mitnachbar und Eigener der
Webhornschanze;
× mit Catharina Stande, T. d. Ephraim Stande, Mitnachbar und
Waldreiter zu Steegen

Gottlieb Kleinau

* Groß-Mausdorf 29. 11. 1736, † Groß-Mausdorf
und Deichgeschworener zu Groß-Ma
× mit Dorothea Elisabeth Sielman, T. d. Michas
zu Jhen

Andreas Wannow

* Webhornschanze 1783, † Gütlland 1862, Hofbesitzer zu Gütlland;
× mit Friederike Wilhelmine Neumann, T. d. George Gabriel Neumann,
Mitnachbar zu Gütlland

Dorothea Elisabeth Kleinau

* Groß-Mausdorf 28. 8. 1727, † Stäbblau
× mit Karl Wilhelm Philipsen, Nachbar

Salomon Jacob Philipsen

* Stäbblau 6. 2. 1797, † Stäbblau 4. 1850, 9
vorsteher zu Stäbblau:
× mit Luise Friederike Fehlauner, T. d. Fehlauner,
Garz h. . .

Mathilde Wannow

* Gütlland 2. 5. 1831, † Barlewitz 18. 9. 1873;
× mit Hugo Philipsen

Hugo Philipsen

* Stäbblau 14. 5. 1827, † Barlewitz 15. 7. 1906,
Gutsbesitzer auf Barlewitz; × mit Mathilde Wannow

* Stäbblau
×

Hugo Philipsen

* Barlewitz 20. 3. 1868, Amtsgerichtsrat zu Danzig und Gutsbesitzer auf Barlewitz

* Stäb

Unter den vielen Nachkommen des Hofbesizers Eduard Wessel zu Stäbblau aus der Ehe mit Alvine Philipsen und ihres
Gutsbesizers Hugo Philipsen zu Barlewitz aus der Ehe mit Mathilde Wannow habe ich als Exponenten der Familie Wessel
gewählt den Polizeipräsidenten Wessel und meinen Vetter Hugo Philipsen als die hierorts bekanntesten Persönlichkeiten.

Übrigens glaube ich, daß sich noch mehr Verbindungen der Familien Wessel und Philipsen mit der Familie Wannow da
Vorfahren des Namens Wannow feststellen lassen werden, sicherlich aber sehr viele Fälle von Blutsverwandtschaft durch andere gemeinj

Lieber Richard Wannon!

Soeben habe ich die vorstehenden Blätter zu Ende gelesen. Lassen Sie mich jetzt, wie ich es Ihnen versprochen habe, meinen Eindruck kurz in Worte fassen.

Also zunächst . . . Was längst mein stiller Argwohn war, wessen ich Sie immer im Verdacht hatte, das hat sich jetzt vollauf bestätigt: Sie sind Ihr Leben lang ein Schriftsteller gewesen! Allerdings ein heimlicher! Aber vielleicht haben die es erst recht in sich. (Denken Sie an die Memoiren des Herzogs von Saint Simon!) Gewiß! Sie haben sich gut zu verstellen gewußt! Sie haben nie dergleichen getan! Und doch habe ich es geahnt, seitdem Sie in unsern Berliner Kreis eintraten, damals in Ihrer Frühzeit. Es ist mehr als ein Menschenalter. Was hätten Sie auch bei uns suchen und finden wollen? Nun ja! Die schönen Marschallschen Töchter, denen Sie in diesem Buch ein verdientes Denkmal setzen. Aber daneben doch auch die Literatur, die Sie da ringsum spritzen sahen wie unsere fetten Güttländer Wiesen im Mai-regen. Kein Zweifel für mich von jenen Anfängen an: es war das Güttländer Blut in Ihnen, was Sie zu uns und zur Literatur zog, dieses merkwürdige Güttländer Blut, dem in all seiner ländlichen Urkraft doch auch irgend ein ganz heterogener Tropfen von Geistigkeit, Phantasie, Spleen, gelinder Verrücktheit, kurz von allem dem, was man so gemeinhin Kunst und Literatur nennt, beigemischt zu sein scheint.

Und jetzt ist es auch für die Andern, für die Nicht-wissenden am Tag. Ein Buch von rund 400 Seiten! Frisch, flott, unbekümmert von der Seele heruntergeschrieben, nicht allzusehr komponiert, mehr Leben als Kunst, aber stilistisch nicht nur einwandfrei, sondern auch von ansehnlichem Niveau. Eine Familiengeschichte der Wannows und der Wannovius? Eine Familiengeschichte? Ja wie wird mir? Leben wir denn nicht im Zeitalter der Entwurzeltheit, der Traditionslosigkeit, des Internationalismus? Und da setzen Sie sich hin — manches Jahr.

wie man wohl annehmen muß — und schreiben, aus dem absoluten Gegensatz heraus, eine Entwicklungsgeschichte des Engsten, Kleinsten, Erdgebundensten, der Urzelle sozusagen — nämlich einer Familie, einer Pfarrer- und Bauernfamilie. Wieder einmal betätigt und bestätigt sich das Gesetz der Polarität. Wäre es nicht, so hörte die Umdrehung unserer Welt auf.

Ein Buch von der Familie. Von der Rasse. Vom Blut. Ja, so recht ein Buch vom Blut ist Ihre Familiengeschichte geworden. Dieses heiße, herrische, zornige, rücksichtslose, erobernde, hundertprozentige Lebensblut — man glaubt es geradezu körperlich greifbar kreisen zu sehen in diesen 23 würdigen und streitbaren Pfarrherren Wannovius, in diesen sieben aufeinanderfolgenden Generationen von Gottesgelehrten mit ihren Kinder- und Enkelcharen, in diesen vier Generationen von Jubelpredigern, von denen jede länger als fünfzig Jahre ihre Schäfchen betreute. Und dann das nicht minder heiße und nicht minder herrische Blut der Bauern- und Besitzerfamilie Wannow, von jenem drausgängerischen Schneidergesellen an, der als erster Ihrer Väter die schwere schwarze Werdererde betrat, bis zu Ihrem Großvater Andreas, der im grauen Frack und rotem Zylinder auf seinem Apfelschimmel an der Spitze seiner Viehherden durch die Weichsel ritt und mit meinem — der Dickköpfigkeit gleichfalls nicht ermangelnden — Großvater Halbe wegen unseres Gartenzauns aneinandergeriet. Gott habe sie selig, die beiden hartschädlichen Nachbarn! Auf dem Kirchhof zu Güttland schlafen sie friedlich nebeneinander und harren der ewigen Urständ.

So ist Ihnen Ihr Buch von den Wannows unversehens zu einem Buch von „denen Werbern“ geraten. Vom Danziger Werder und vom Großen Werder. Da finde ich sie alle wieder, die Namen, die Familien, von denen ich in meiner Kindheit hörte und von deren Mitgliedern ich manche, viele gekannt habe. Mit ihnen allen sind Sie verwandt. Überall kreist Wannowsches Blut. Nur nicht in unserer Familie, die sich ja auch mit Stolz eine alte Werder-Familie nennt. Das lag an der Konfession, an der Religion, daß wir nicht zusammengekommen sind. Aber solche Unterschiede kam man damals noch nicht hinweg. Aber gerade weil auch ich stolz bin auf meine Abkunft aus altem Werderblut, so frage ich Sie: Was kann Ihnen daran liegen, ein Adelswappen zu besitzen? Brauchen Sie und ich das? Sind unsere Väter und Vorväter nicht immer stolz gewesen, als freie Männer auf ihrer Scholle zu hausen, und haben sie sich den adeligen Herren von der Höhe in ihrem Innern nicht mindestens gleich gefühlt? Also wozu die Wappengeschichte? Unsere Güttländer Hofmarke ist gerade soviel wert.

Zum Schluß das Beste, was mir aus den Blättern Ihres Buches entgegenatmet: Alt-Güttland! Die Gestalten des alten Haselau, des alten Bulke, Ihres Vaters und Ihres Ohms, und meines eigenen Vaters. Lauter Charakterköpfe. Lauter scharfgeschnittene unvergeßliche Profile. Meine Jugendzeit! Sie grüßt mich viele Male aus Ihrem Buch! Und ich grüße sie wieder viele Male! Leben Sie wohl!

Ihr

München, am 15. Juni 1928

Max Halbe

Lieber Max Halbe!

Mit hundertprozentiger Stärke des Gefühls danke ich Ihnen für Ihren warmherzigen Brief und für die Erlaubnis, ihn als schmückendes und ehrendes Begleitwort der Familiengeschichte anfügen zu dürfen. Ich freue mich auch der freundlich anerkennenden Worte aus so berühmtem Munde, vor allen Dingen aber darüber, daß Ihre bewährte Anhänglichkeit an unsere Heimat, namentlich an unser Güttland und seine Bewohner, nun auch durch dies Begleitwort in dem Wannow-Buche so wasch- und wurzelecht zum Ausdruck kommt.

Nur in der Wappenfrage möchte ich Ihnen widersprechen, und diesmal bin ich der Kundige. Wo die Bedeutung der Familie, und der Sippe aufzudämmern beginnt, da gräbt man überall alte Familienwappen aus; und sind solche nicht zu finden, so stellt man neue Wappen her, um auf diesem Wege den Zusammenhang der Familie kennzuzeichnen und zu fördern. Warum soll es mir nun verwehrt sein, ein altes Familienwappen den Mitgliedern der Familie zur Führung vorzuschlagen? Es wäre ja auch eine Hofmarke im Wappenschild ganz schön. Welche Hofmarke aber soll man wählen, die des väterlichen Hofes, die des großväterlichen oder die des Hofes eines sonstigen Vorfahren oder Namenträgers? Die Hofmarke klebt nämlich am Hofe und hängt nicht der Familie an. Der Hofbesitzer des Hofes, dessen Marke man übernommen hätte, könnte kommen und mit Fug und Recht widersprechen! Denken Sie, wenn Ihr Großvater oder mein Großvater die Marke seines Hofes in fremdem Wappenschild gefunden hätte, gleich wäre ein Krieg entbrannt. Da liegt doch die Übernahme eines alten tatsächlich und sicherlich mit Recht in unserer Familie geführten Wap-

pens näher, das sich schon in einem Wannovius'schen Siegelabdruck aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts findet und in seiner Grundform in dem Wappen der weißrussischen Familie Wannowski enthalten ist.

Auch der Stolz auf das Blut meiner vielen Werder'schen Vorfahren und die Tatsache, daß das fragliche Wappen, dessen Führung ich der heutigen Familie Wannow-Wannovius empfehlen will, offenbar wie die Familie selber adligen Ursprungs ist, kann mich zur Zurücknahme des so ganz und gar den geschichtlichen Verhältnissen angemessenen Wappenvorschlages nicht bestimmen.

Wohl aber, lieber Max Halbe, will ich eine Konzession machen. Ich will das Wappenbild nicht, wie ich es eigentlich plante, an den Eingang des Buches stellen, wo es wie eine Prätention wirken könnte, sondern an den Schluß des Buches. Ich hoffe wenigstens, daß der Drucker des Buches diese Umstellung noch machen kann. Damit hoffe ich, auch Ihnen genug zu tun.

Mit herzlichem Gruß bin ich

Ihr getreuer

Zoppot, den 26. Juni 1928.

Richard Wannow.

Ortsverzeichnis

A.
 Adamsheide 19, 32, 38,
 106, 148
 Adlershof 378
 Adlershorst 342
 Adlig-Gremblin 180
 Adlig-Jellen 180
 Adlig-Liebenau 3, 178
 Adlig-Ottenhagen 145
 Ahrensburg 174
 Allenstein 216, 217
 Altbabe 126
 Altebabe 388
 Altenberge 80
 Altendorf 114
 Altfelde 196
 Altmarkt 173, 174
 Altweichsel 183, 388
 Amsterdam 107, 108, 109
 Angerburg 92, 145
 Annaberg 37, 49, 243,
 244, 245, 388
 Annowo 35, 245
 Antonienhof 36, 187, 191,
 192, 202
 Applinten 37, 143
 Ardappen 99
 Arosa 93, 353, 354, 357,
 358
 Arys 2, 8, 12, 13, 14, 39,
 51, 53, 55, 58, 59, 63,
 64, 66, 67, 68, 70, 71,
 72, 73, 74, 78, 79, 82,
 83, 85, 87, 88, 90, 209
 Außig 22

Awenden 13, 39, 51, 67,
 68, 69, 70, 72, 78, 79,
 82, 85, 87, 88

B.

Babten 8
 Bahrendt 3, 179
 Ballgarden 80, 88, 92,
 94
 Barenhof 363
 Barendt 183, 391
 Barlewitz 3, 125, 135,
 164, 168, 174, 175, 177,
 389, 391
 Barten 51, 66, 67, 69
 Bartenstein 99
 Barthén 39, 82
 Bartin 178
 Beaucourt 193
 Berthof 241, 243
 Berlin 21, 38, 74, 81, 84,
 87, 89, 93, 97, 102, 141,
 143, 148, 174, 175, 176,
 178, 180, 182, 202, 209,
 210, 235, 237, 239, 255,
 256, 257, 258, 260, 261,
 264, 265, 282, 283, 287,
 312, 334, 362, 373, 374,
 376, 378, 393
 Berlin-Adlershof 378
 Berlin-Friedenau 81, 87,
 89
 Berlin-Nieder Schönhäufen
 235
 Berlin-Schöneberg 93

Begin 387
 Bialystok 90, 377
 Bielefeld 174
 Bliefnitz 369
 Bliewnitz 43
 Blumenau 23, 26, 40, 51,
 62, 63
 Blumstein 388
 Bochum 369
 Bohnsack 131, 367
 Bolimow 301
 Borczimow 301
 Bortkischki 240, 241, 243
 Bostowitz 22
 Boyen 101
 Brandenburg 235
 Braunsberg 103
 Bremen 216
 Breslau 89, 193, 201
 Breßlitowitz 311
 Brieg 236
 Briß 141
 Brodjack 145
 Bromberg 232, 233, 236,
 243, 245
 Bröske 19, 142
 Brück 183
 Brunau 32, 125, 127, 138,
 139
 Buched 181
 Buenos Aires 144
 Burg 176

C.

Carliskau 267, 342

Carnin 209
 Carwinden 13, 52, 71, 78
 Cassaben 91
 Charlottenburg 14, 183
 202, 235
 Château-Thierry 178
 Chmielewen 79
 Cielenta 77
 Concepcion 177
 Coffakau 183
 Croffen 180
 Culm 262, 287, 289, 345
 Czypchen 1, 2, 7, 8, 9, 10,
 15, 17, 39, 40, 51, 53,
 59, 60, 70, 71, 76, 77,
 82, 105, 379
 Czabinen 88, 92
 Czattkau 388
 Czerwinft 173
 Czuppen 96

D.

Dabrova 377
 Sadkau 57
 Damerau 3, 164, 174, 179,
 389, 391
 Danzig 2, 5, 7, 11, 17,
 18, 19, 21, 24, 31, 32,
 33, 36, 37, 40, 43, 44,
 45, 46, 48, 49, 57, 81,
 83, 87, 106, 107, 109,
 110, 113, 119, 121, 123,
 129, 130, 131, 132, 135,
 136, 139, 141, 142, 144,
 147, 148, 149, 150, 152,
 153, 154, 161, 165, 169,
 173, 174, 175, 176, 177,
 178, 179, 180, 181, 182,
 184, 186, 187, 189, 190,
 191, 192, 193, 194, 195,
 197, 198, 199, 200, 201,
 202, 203, 206, 207, 210,
 211, 212, 218, 215, 225,
 230, 231, 232, 233, 236,
 237, 238, 239, 243, 244,
 246, 247, 260, 264, 266,
 268, 273, 275, 281, 282,
 287, 288, 291, 297, 300

Danzig 302, 310, 320, 330,
 334, 345, 350, 351, 355, 357,
 358, 364, 367, 368, 369,
 371, 372, 373, 374, 377,
 378, 380, 382, 383, 384,
 385, 386, 391, 394
 Danzig-Langfuhr 174, 180,
 203, 358
 Danzig-Schildig 373
 Dargau 195
 Dargeröse 144
 Deutsch-Eylau 74, 78, 89
 Dirschau 44, 154, 206, 226,
 229, 238, 243, 368, 369,
 388
 Draußenhof 234, 236
 Dreilinden 262, 387
 Dresden 146
 Driesen 235, 236, 239
 Duisburg 365
 Dünaburg 34, 239, 240,
 241, 243
 Dunadombo 315
 Dürkheim 284
 Düsselndorf 235, 236

E.

Eckersberg 13, 23, 25, 39,
 51, 52, 64, 65, 68, 70,
 71, 72, 73, 74, 78, 79, 82, 87
 Eiche 176
 Eichmedien 15, 72, 102
 Einlage 362, 364
 Ebing 23, 31, 40, 51, 53,
 57, 58, 59, 61, 62, 64,
 70, 72, 81, 82, 83, 87,
 106, 144, 177, 194, 283,
 362, 364, 385
 Eilerwald 362, 363

F.

Fedderau 182
 Fehrbellin 262
 Fichtthorst 364
 Fijchau 36, 37, 48, 186,
 187, 193, 194, 195, 196, 389
 Fijcherbafte 3, 32, 139,
 140, 141, 142, 147, 159

Fijchhausen 181
 Frankfurt a. D. 30, 62,
 372, 376
 Fredenau 75
 Fredersdorf 174
 Frednau 74
 Freiburg i. B. 180, 181
 Freienhuben 141, 373
 Freiwalde 99
 Freyenhuben 139
 Friedenau 81, 87, 89
 Friedland 73
 Frödenau 74
 Fürstenau 135, 362
 Fürnenwerder 125

G.

Gallengin 178
 Gerdauen 148
 Gerom 383, 386
 Gerswalde 145
 Gilgenburg 233, 234
 Gjawato 326
 Glodowo 54, 55
 Gnewau 239
 Gniem 180
 Gollub 12, 52, 79, 387
 Görbersdorf 147
 Gorlice 308
 Gottsbüren 239
 Gottswalde 384
 Grabow 238
 Graudenz 33, 35, 37, 49,
 190, 209, 215, 216, 243,
 244, 245, 289, 345, 356
 Grebin 385
 Greifswald 203, 211
 Grenzdorf-A 363
 Grenzdorf-B 363, 364
 Großentampe 138, 139,
 141
 Groß-Brunau 138
 Groß-Gark 385, 387
 Groß-Gluschen 180
 Groß-Kleischkau 148
 Groß-Lichtenau 139, 178,
 193
 Groß-Lüdenau 145

Groß-Mausdorf 125, 384, 385
 Groß-Siltow 178, 179
 Groß-Stürlad 66
 Groß-Trampfen 143, 145, 203
 Groß-Weide 148
 Groß-Werder 181
 Groß-Zünder 4, 159, 162, 164, 183, 184, 185, 187, 190, 191, 192, 193, 195, 198, 200, 202, 203, 236, 381, 385, 388, 390
 Gruben - Rädingskampe 137, 138, 141
 Grubenkampe 115, 134, 149, 150, 381
 Grünhagen 174
 Grünheide 80, 92
 Grünwalde 101
 Grutta 244
 Gumbinnen 91
 Gunzenhausen 69
 Güstrow 18, 283
 Guteherberge 184
 Gutisch 148
 Gütfland 3, 6, 7, 17, 18, 32, 33, 34, 36, 37, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 140, 148, 150, 151, 152, 153, 154, 155, 156, 158, 160, 161, 163, 167, 168, 170, 173, 174, 177, 181, 183, 184, 187, 198, 199, 200, 203, 204, 205, 207, 211, 212, 214, 215, 216, 217, 218, 219, 220, 223, 225, 230, 231, 232, 233, 234, 236, 237, 238, 239, 243, 245, 246, 247, 248, 255, 258, 325, 328, 380, 381, 382, 386, 389, 391

H.

Halbstadt 364
 Halle 386
 Hamburg 174, 175, 177

Hamburg 297, 288, 316, 353, 354, 355
 Hamburg-Loftedt 353
 Hamm 363
 Hann.-Münden 239
 Hansfelde 20, 33, 37, 49, 206, 215, 216, 385, 389
 Hasselbusch 99
 Haste 239
 Haubinda 245
 Haus Kampe 7
 Heidelberg 208, 209
 Heiligenbeil 99, 182
 Heinen 236
 Heinrichshof 182
 Heinrichsrub 211
 Helenenhof 141
 Heringshöft 143
 Herrengrebin 131, 380, 385
 Herrenwyf 146
 Herzberg 143
 Hendekrug 88, 92,
 Hinterthur 115, 135
 Höhenfürst 99
 Hohenheim 216
 Hohenmauth 22
 Hohensalza 243
 Hohenstein 32, 147, 148
 Hornkampe 124, 127, 130, 132, 133, 373

I.

Innsbrud 357
 Inselküche 179
 Insterburg 12, 52, 80, 81, 88, 92, 93, 94, 95, 97, 103, 182
 Irrgang 145

J.

Jägersheim 182
 Jakobshagen 239
 Jegodnen 101
 Jena 144, 258
 Jestorfen 144
 Johannisburg 72
 Jonasdorf 194

Juvar 306
 Julienhöhe 181
 Jungfer 361
 Junkertrog 116
 Juerbog 293, 293

K.

Rädingskampe 134, 149, 150, 381
 Kaiserau 365
 Kalteherberge 107, 108, 126, 127, 135, 373
 Kamen 362
 Kampe 149
 Kampen 31
 Karwinden 39
 Käsemark 147, 386
 Kattowiz 102
 Kagargen 101
 Kagke 143
 Kedingkampe 115
 Keitlau 361, 363
 Keula 372
 Kiel 336
 Kirchheim 93
 Kiffingen 237
 Klein-Gröben 78
 Klein-Kelpin 180
 Klein-Defewig 388
 Klein-Dichtenau 3, 164, 181, 183, 389, 391
 Klein-Mausdorf 129, 162
 Klein-Nebrau 4, 176, 177
 Klein-Wiffed 224
 Klein-Zünder 381, 384
 Knyszyn 90, 91
 Kobbelgrube 148, 149, 151, 371, 372, 380, 381
 Kohling 3, 167, 173, 389
 Kotoschten 10, 36, 37, 45, 48, 167, 189, 198, 199, 200, 203, 208, 210, 211, 301, 389
 Kolberg 238
 Kolliefken 267, 268, 277, 342
 Köln 11, 91
 Königsberg i. Pr. 1, 5

Königsberg i. Pr. 10, 27, 28,
29, 36, 53, 59, 60, 61, 62, 65,
69, 71, 72, 76, 78, 81, 83,
85, 89, 90, 94, 96, 98,
99, 102, 103, 148, 176,
179, 182, 197, 202, 208,
216, 217, 237, 260, 301,
376
Königsdorf 164, 184
Königshof 180, 213
König 144, 215
Köslin 202
Kottbus 372
Kopdanow 375
Krafau 26
Kraonischken 88, 97
Krasnostaw 287, 309
Krausenhof 239
Kriestohl 36, 37, 44, 125,
135, 159, 201, 204, 214,
215, 216, 382, 385
Kriewitz 238
Küschwerder 140, 141, 142,
143, 147
Kulm 289, 290
Kulmsee 387
Kunzendorf 183, 369, 388
Kuffen 91

L.

Laubiau 99, 181, 237
Lachmirowitz 243
Ladefopp 31, 51, 57, 82
Laental 239
Langfuhr 144, 145, 174,
180, 185, 190, 192, 197,
203, 208, 358
Lafendorf 362, 363
Lafenwalde 115, 130, 134,
136
Lampönen 97
Laskenkampe 19, 124,
128, 129, 130, 134, 135,
147, 148, 150, 361
Leibitzsch 202
Leipe 39, 68, 73, 74, 82
Leipp 70
Leipzig 53, 146, 253, 255,

Leipzig 257, 373
Lengte 387
Leobschütz 22
Lesgewarminen 91
Lefkau 384
Leutershausen 69
Leppe 51
Liebenwalde 239
Liebstadt 81, 87, 90
Lieskau 159, 179, 180, 183,
391
Lisse 334
Lindenau 364
Lindenberg 180
Lindhof 262, 265, 385,
387
Lipiagora 180
Lisewen 66
Löbau 81
Lobellen 91
Loffstedt 353
London 193
Lögen 66, 101
Lübeck 146
Lyd 2, 12, 14, 23, 51, 65,
69, 87, 88

M.

Mannheim 283
Marrgrabowa 8, 9, 30,
51, 59, 102, 105
Marienburg 44, 48, 111,
145, 148, 164, 180, 184,
189, 192, 194, 196, 202,
236, 287, 289, 291, 301,
306, 364, 371, 382
Mariendorf 164
Marienfelde 39, 51, 68,
73, 74, 82
Marienwerder 74, 176,
177
Mehlkehmen 88, 97, 98,
99
Memel 77, 78, 96
Mewe 13, 27, 37, 51, 53,
57, 70, 71, 81, 82, 87,
117, 178, 180, 387
Minske 11, 22, 24, 375, 377

Miodunfen 15, 102, 103
Miswalde 88, 94
Mittellampe 124, 130,
132
Mittel-Rabenwerder 116,
117, 118, 129
Mittelwerder 7, 10, 130,
131, 136, 149, 380
Mittelwerder Kampe 373
Mlawa 233, 244, 286,
291, 292, 293, 317
Mniodunfen 15
Möhrungen 99, 235
Möndhengrebin 365
Montevideo 91
Moritzkehmen 80, 88, 92
Mösland 183
Mothalen 201
Müggau 36, 37, 48, 200,
201
Mühshausen 81, 87
München 46, 239, 245,
353, 357, 395
Münster 80
Mustau 372
Myszyniec 244

N.

Naugard 238
Naumburg a. S. 177
Neidenburg 39, 67, 70, 82
Neiße 176
Nieder-Kampe 137, 149
Nizza 144
Neuendorf 124
Neufähr 121
Neufährwasser 181
Neuhausen 179
Neuhäuser 181
Neuhöferfeld 369
Neuhoff 91
Neufirch 176
Neutrügerskampe 128, 132,
142, 385
Neumark 12, 13, 39, 52,
71, 78, 81, 87, 89
Neumünsterberg 142, 363
Neusalz 305

Neustadt 145, 218, 284,
287, 288
Neuteich 124, 143, 146,
372
Neuyork 176
Nidelswalde 132
Niedau 181, 182, 388
Niederhof 295
Nieder Schönhäusen 235, 237
Nozendorf 231, 232
Nowogrodok 376

D.

Oberfrohnä 145
Odoggen 67
Oldendorf 116
Dießto 8, 9, 10, 51, 53,
58, 59, 61, 62, 70
Oliva 148
Onolzbach 69
Oppeln 176
Orle 243, 244
Ortelsburg 70, 76
Ostajyn 376
Osterode 70, 74, 76, 78,
80, 148, 235, 264, 388
Osterwein 39, 52, 71, 78,
81, 82, 87
Osterwid 18, 135, 161, 215,
367, 382, 385

P.

Parßchau 193
Parwarß 36, 37, 48, 187,
189, 194
Pasewalk 211
Paulshof 179
Paunangen 99
Pelonken 374
Pelpin 183
Péron 193
Perronne 210
St. Petersburg 377
Petershagen 174
Pictupönen 14, 88, 94,
95, 96, 97, 98
Piedel 36, 37, 201
Pillfallen 91, 99

Pillwarren 88, 94
Pinnau 195
Platenhof 114, 141
Podebrad 22
Pogegen 96
Polko 102
Pommerellen 35, 36, 49,
183
Pontrésina 93
Posen 377, 378
Pösselfen 237
Potsdam 141, 180, 182
Prag 22
Prauß 147
Preuß. - Holland 31, 57,
81, 87, 99, 182
Pröbbernau 131, 380
Proekuls 51, 70, 77
Pulko 181
Puschnacten 90
Puschniten 9, 17, 59, 379
Puschig 5, 12, 13, 14, 21,
52, 71, 81, 82, 87, 89,
183
Pyrmont 93

Q.

Quadendorf 372
St. Quentin 177
Querfurt 383

R.

Rabenwerder 7, 10, 110,
118, 124, 130, 131, 132,
136, 149, 380
Rabenwerder Rampe 373
Radom 216
Ragnit 12, 14, 52, 80, 88,
89, 91, 92, 95, 96
Rammitzen 244
Ramutten 245
Ramutti 245
Rapendorf 88, 99
Rastenburg 51, 67, 70, 72,
76, 77, 88, 92, 93, 94
Raudnig 11, 39, 51, 68,
72, 73, 74, 75, 80, 82,
88, 89

Rauttersfelde 148
Rehwalde 128
Rehhorst 34, 239, 241, 242
Reichenbach 40, 51, 62
Reichenberg 388
Reichfelde 145
Reifenstein 239
Reinland 363, 365
Reinswein 51
Reval 378
Rehuden 27
Rhein 51, 70, 76, 79, 102,
103
Rheinswein 55, 64, 65,
68, 70, 71, 72, 82, 87
Ridzemen 51
Rieben 183
Riefenburg 1, 30, 51, 52,
56, 57, 209
Riefenwalde 177
Robitten 72, 88, 97, 98,
99
Rosenberg 60, 209
Rosenfeld 91
Rosinsko 60, 105, 379
Rößel 81
Rostof 62
Rothenzier 238
Ruben 27, 117
Rudolfshof 173
Rügenwalde 369
Ruma 305, 306, 308, 314,
329
Rummelsburg 178
Rufß 92
Rydzemen 39, 66, 67, 87,
88
Rygeburg 30

S.

Saalfeld 64, 67, 76, 78,
90, 145
Saloniki 324
San Franzisko 146, 147
Sassen 36, 201
Schnopau 10, 115, 385
Schlewenhorst 6, 156, 167,
168, 212

- Schilder 78
 Schildis 373, 386
 Schimleiten 72, 88, 96, 97
 Schlangenhafen 363, 365
 Schmerblock 118, 129, 380
 Schneigwalde 65, 71
 Schönbaum 135, 139
 Schöneberg 93, 101
 Schönrohr 384
 Schönwiese 36, 37, 48,
 181, 187, 194, 195, 196
 Schweß 181, 216, 345
 Segenthin 179
 Sehesten 63, 68, 105
 Sensburg 15, 57, 72, 74,
 85, 105, 176
 Simonsdorf 388
 Sluf 11, 22, 375, 376,
 378
 Sobbowitz 81, 205, 239,
 385
 Sokal 22
 Soldau 226, 233, 286, 293,
 295, 296
 Sommerfeld 183, 372
 Sorquitten 1, 2, 10, 12,
 15, 16, 17, 22, 23, 26,
 28, 29, 30, 39, 40, 51,
 52, 53, 54, 55, 56, 57,
 58, 59, 60, 61, 62, 63,
 64, 65, 66, 70, 71, 72,
 82, 87, 105, 106, 107,
 379
 Spa 210
 Spandau 147
 Sperlingsdorf 384, 385
 Stade 386
 Stallupönen 97, 98, 99
 Stangenwalde 239
 Steegen 17, 135, 137, 138,
 140, 146, 148, 149, 361,
 364, 365, 373, 380, 381,
 384
 Steegener = Werder 127,
 140, 141, 142, 143, 144,
 147
 Steen 82
 Stettin 36, 201, 211, 236
 Stettin 238, 239, 285
 Stolp 178, 180, 238, 287,
 288
 Stolzenberg 372
 Storman 174
 Stralsund 164, 239
 Strasburg 12, 39, 51, 53,
 59, 66, 69, 74, 75, 77,
 82, 90, 176
 Strauden 178
 Strausburg 68
 Ströj 308
 Stübblau 43, 44, 125, 128,
 135, 137, 160, 163, 184,
 204, 215, 217, 220, 236,
 262, 367, 368, 369, 382,
 384, 385, 386, 387
 Stuhm 173, 174, 179, 191,
 192, 202, 236, 369
 Stürlach 2, 12, 13, 14, 23,
 26, 39, 51, 65, 66, 67,
 68, 69, 70, 72, 82, 87,
 88
 Stuttgart 219
 Stuthof 44, 133, 371, 372,
 382
 Scimonken 55
 Sjonken 51, 64, 65, 70,
 82
- I.**
- Tactau 181
 Talpitten 195
 Tannenberg 39, 231, 233,
 244, 326
 Thörichthof 145
 Thorn 180, 202, 263, 287,
 306, 345
 Thurau 244
 Tiege 248
 Tiegenhagen 116, 127, 128
 Tiegenhof 142, 143, 146,
 259, 260, 301, 363, 388
 Tiegenort 2, 7, 9, 10, 17,
 27, 30, 31, 40, 41, 51,
 57, 82, 105, 106, 107,
 108, 109, 110, 112, 113,
 114, 115, 116, 117, 119
- Tiegenort 121, 123, 124, 125,
 126, 127, 128, 129, 130, 131,
 132, 133, 134, 135, 136,
 149, 361, 365, 367, 373,
 379, 380, 384
 Tiegenorterfelde 130
 Tiegenorter Wiesen 135
 Tilfit 80, 81, 83, 88, 92,
 95, 97, 98, 237
 Tragheim 388
 Trafeningfen 88, 98
 Tralau 179
 Trappenfelde 36, 37, 48,
 191, 192, 202, 389
 Tropp 172, 179
 Trutenau 33, 35, 36, 37,
 48, 141, 167, 183, 184,
 185, 186, 187, 191, 193,
 195, 196, 198, 200, 201,
 384, 385, 386, 389
- U.**
- Ujidel 305
 Ujdau 244
- V.**
- Veles 324, 325
 Verdun 331, 332
 Versailles 39, 245
- W.**
- Walbau 99
 Waldowken 174
 Wanow 22
 Waniow 22
 Waniowice 22
 Wannow 22
 Wannowitz 22
 Wannowstampe 110
 Wannowstrug 110
 Wannowsmühle 110
 Wanowitz 22
 Wanzenkampe 19, 140, 142
 Warschau 315
 Webershoff 371
 Wedenkampe 10
 Wedhornskampe 6, 7, 8,
 17, 31, 43, 106, 110,

| | | |
|---|--|--|
| Wedhornskampe 136, 137, 138, 139, 148, 149, 151, 154, 159, 162, 163, 167, 168, 212, 380, 381 | Woffig 36, 37, 144, 145, 202, 203, 355 | Zoppot 266, 267, 268, 271, 273, 274, 275, 276, 277, 278, 279, 280, 281, 282, 284, 286, 290, 292, 293, 315, 327, 330, 332, 335, 336, 337, 339, 341, 342, 343, 345, 348, 349, 350, 351, 352, 354, 355, 358, 360, 377, 385, 387, 388, 389, 396 |
| Wenjüwen 102 | 3. | Jugdam 18, 161, 184, 198, 203, 382 |
| Werdersdorf 118 | Zehland 77 | Zufewald 118, 125, 126 |
| Westerplatte 207 | Zehendorf 141 | |
| Widdem 62 | Zeisgendorf 388 | |
| Wiedutaten 88, 96 | Zeyer 129, 365 | |
| Wien 175 | Zeyersvorderkampe 361, 362, 363 | |
| Wiesbaden 273 | Zippau 183 | |
| Wilhelmshaven 216 | Zoppot 21, 35, 36, 145, 173, 184, 196, 197, 198, 203, 245, 258, 264, 265 | |
| Wittenberg 62 | | |
| Wobeser 178 | | |
| Wobes 239 | | |

Personenverzeichnis^{*)}

| | | |
|---|--|---|
| A. | Bedder 146, 178 | Boschke 139, 385 |
| Abramowski 237 | Bedmann 88, 95, 97 | Both 364 |
| Abami 65 | Behrend 159 | Brandt 107, 108 |
| Abrowski 75, 77 | Behrendt 182 | Braschke 386 |
| Anderßen 237 | Belina 25 | Bretschneider 95 |
| Andreas 380 | Berlach 88 | Brodhaus 376 |
| Andres 144 | Bernhold 69 | Bruchmüller 290 |
| Arend 236, 384 | Bernholdt 69 | Buch 354 |
| Arelius 64 | Berekowski 368 | Buchsteiner 91 |
| Arnoldt 10, 28, 59, 60, 64, 375 | von Bethmann-Holweg 324, 325 | Bulde 3, 18, 19, 34, 45, 46, 47, 48, 167, 198, 200, 204, 220, 222, 223, 224, 225, 226, 227, 229, 230, 233, 234, 235, 238, 239, 241, 243, 245, 246, 247, 259, 325, 383, 386, 395 |
| Artchwager 125 | Bieberstein 382 | Bütner 76, 224 |
| Aßmann 363 | Bielefeldt 274, 275 | |
| Azt 88, 94 | Bienkowski 368 | C. |
| B. | von Bismard 345, 347 | Cangler 128 |
| Bahrendt 3, 163, 167, 173, 174, 189, 390 | Bißer 355 | Carlisle 335 |
| Balduinum 62 | Bohrßen 116 | Chomse 243 |
| Bär 327 | Bolde 383 | Christ 150 |
| Barend 132 | Boelde 192, 202, 203 | Claassen 3, 147, 362 |
| Barnbed 180 | Böide 383 | Claassen 388 |
| Baroffkovic 76 | Bollin 87, 89 | Claassen 144, 145, 203, 365 |
| Bartel 129 | Borchmann 19, 125, 174, 262, 385, 387 | |
| Bartisch 135 | Boretius 63 | |
| Bauer 182 | Borgmann 387 | |
| | Borowski 67 | |

*) Träger des Namens Wannow siehe besonderes Verzeichnis.

Collin 4, 46, 221, 234,
235, 237, 264
Cretius 75, 80, 88, 90
Crohn 274, 275
Cjernigki 102

D.

Dalton 376
Dandel 352
Darshauer 115
Dathe 148
Dau 147, 148
Dauter 88, 99
Dellbrück 282, 283
Dembeck 81, 87, 89
Demouth 78, 87
Derflinger 113
Deschner 18, 19, 46, 47,
220, 222, 297, 383, 386
Dierdsen 108
Diercke 103
v. Dießeldorf 118
Diesterbeck 111
Dirksen 107
Dirks 138
Dobberan 382
Döhning 390
Doerdsen 3, 4
Doering 3, 164, 181, 182,
389, 390, 391
Dörksen 206, 207
Doerdsen 19, 187, 190, 191,
201, 390
Drescher 174
Dreyer 363
Dufte 207
Duwensee 206
Dyd 139, 141, 184

E.

Ebler 135
Eggert 10, 100, 183, 363
Eggerts 108, 371
von Egloffstein 63
Ehrle 368
Emlandt 119
Engelke 117
Engels 133

Enß 19, 388
Epp 372
Erdmann 362

F.

Fademrecht 19, 231, 232,
235, 388
Fala 4, 232, 233, 236, 238
Falk 296
Fehlauer 385, 387
Fiebranz 199, 200, 301,
302
Findenstein 103
Fink 331
von Fink 63
von Finkenstein 74
Fischer 279
Flander 120
Flindt 388
Foth 141
Franz 77
von Franzius 19
v. Franzius 386
Freyman 76
Freytag 380, 386
Friedrich 3, 19, 142, 143,
147
Frik 88, 92
Froese 114
Frost 179, 180, 204, 390
Fuchs 275
Fuhrmann 247
Fuß 252

G.

Gehlert 369
Gerken 184
Gettke 124
Giesede 177
Gleisner 177
Glabbe 3, 129, 140
Glogau 237
Gniffa 373
Gnopke 3, 128, 140, 142
Gnopke 19
Gohrten 115
Gohrtsen 118, 380
Goldbeck 83

Gomperß 83
Gontkowski 386
Görth 183
Goerß 137, 138, 140, 172,
183, 364
Goerz 150, 381
Goethe 247, 249
Gotjahr 115
Göy 18, 19, 297, 386
Gowert 175
Graeber 139
Grade 386
Graubenz 235
Grczynacz 259, 260
Gregorewicz 65
Grigowski 101
Grimm 58, 64
Grimov 58, 62, 64
Großnich 127
Grunau 179
Grünbenau 362
Grünberg 337
Gründemann 361, 363
Gruner 352, 354
Grünwald 190
Gundlach 300
Günther 174
Gutt 362

H.

Haberstein 129
Habrecht 179, 391
Hachenburg 283
Hafer 17, 19, 44, 46, 160,
161, 184, 217, 382
Halbe 42, 45, 46, 170, 171,
225, 255, 394, 395, 396
Hamm 362
Hamman 138
Hannemann 3, 126
Hansen 315, 316
Harder 141
Hardt 4, 175, 176, 207,
390, 391
Hartsh 7, 17, 19, 41, 131,
132, 133, 136, 149, 380
Hartung 81, 87
Haselau 45, 46, 47, 48

Hafelau 204, 222, 395
 Haueisen 280
 Hauptmann 219, 255, 256,
 322
 Heimann 219, 255, 256, 287
 Heming 209
 Heinrichs 384
 Herold 103
 Herwig 90
 Heydemann 386
 Hegn 3, 115, 134, 136
 Heyse 198, 203
 Hicketier 195
 Hildebrandt 381
 von Hindenburg 351, 330
 Hinrichsen 44
 Hinz 3, 140, 141
 Hinz 145
 Hoffmann 3, 64, 68, 71,
 111, 114, 116, 118, 125,
 127, 138, 327
 Hofmann 117
 Hoinof 13
 Hold 81, 88, 93, 94
 Hollfeldt 383
 Holzendorff 346
 Holzrichter 255
 Homperz 83
 Höpner 128
 Hube 387
 Hupfeld 174
 Hutterum 62

I.

Ick 182

J.

Jablonski 376
 Jabs 135
 Jacobs 387
 Janzen 24, 25, 27, 382
 Janzen 107, 108
 Jastrzebiec 25
 Jesiotrowski 23
 Jöbst 3, 159, 179, 183,
 390, 391
 Jonas 45
 Jürst 216

K.

Kaleski 177
 Kallenbach 239
 Kanzler 373
 v. Kardorf 176
 Karnag 18, 383
 Karneki 18
 Kassubski 92
 Kest 387
 Kesch 65, 71
 Kesseler 257
 Kiehl 363
 Klaaßen 116
 Klatt 204, 231, 248, 355
 Klatte 384
 Kleinau 3, 125, 385
 Klemnauer 3, 126
 Klenau 125
 Kling 141
 Klinge 385
 Klingenberg 362
 Klomhus 185
 Klomhuß 373
 Kloth 382
 Knebel 285, 286
 von Knoblauch 90
 Knöpfler 244
 Koch 116
 Kohbieter 173, 174, 390
 Kohlstoß 261
 Kohn 367
 Kollath 270, 271, 272,
 273, 274
 Kopp 96
 Kosack 177
 Koschken 116
 Koschnick 310, 311
 Kosmack 206
 Koszieska 24
 Kotwica 23
 Kowonagki 237
 Kownia 25
 Kräging 140, 177
 Kraeging 3, 17, 150, 152,
 156, 159, 184, 214, 391
 Kreß 238
 Krieh 238
 Kröhling 183

Kroll 130
 Kropp 128
 Krüger 28, 29, 52, 178,
 385, 390
 Kruse 251, 252
 Kulbe 201
 Kummer 190
 Kurz 174

L.

Ladewig 386
 Lambert 107, 108, 379
 Lampe 252
 Landmann 85
 Langnau 137, 147, 148,
 149, 381
 Lau 88, 98, 99
 Leibitsch 202
 Leislow 255, 256
 Lenz 239
 Leste 99
 Leu 344
 Lewandowski 156
 v. Leyjer 177
 Licht 91
 Liedke 284
 Liedtke 236
 Lieh 125
 Lingenberg 168
 Lippke 278, 279
 Littemann 3, 7, 17, 19,
 118, 121, 122, 130, 141,
 149, 380
 Lopacinski 23
 Lopacki 23
 Löwen 372
 Lubicz 24
 Luchau 176
 Lucht 127, 133
 Ludendorff 330
 Ludwig 139
 Lukasiewicz 375
 Luther 39

M.

Maassen 17
 Maag 17, 41, 107, 108,
 109, 111, 112, 114, 116, 379

von Madenfen 266, 285,
 286
 Maczß 238
 Madjad 194, 196
 Mallonet 205
 Maloned 48
 Mangold 207
 Marian 22
 Marschalck 219
 Marschalck 168, 255, 256,
 322, 393
 Maslo 79
 Massen 10
 v. Massow 179
 Meier 306
 Mendthal 301, 302
 Menna 180
 Meske 3, 145
 Mewes 384
 Menzhöfer 88, 96, 97
 Mielke 205
 Mierau 3, 19, 41, 147, 148
 Milbradt 139
 Milbrodt 364, 369
 Milde 130
 Miljutin 376
 Mischke 161
 Mix 3, 368
 Mod 364
 Möller 66, 127, 129, 134,
 205
 Moltke 47
 von Morstein 202
 Muhlinski 148
 Muhl 372
 Müller 202, 247
 Mursch 145

N.

Naumann 330, 343
 Neuenfeld 236, 238
 Neufirch 150
 Neumann 3, 17, 18, 19,
 44, 46, 160, 161, 162, 164,
 173, 178, 179, 181, 182,
 184, 199, 211, 212, 217,
 362, 382, 390, 391
 Neumann-Silkow 179

Nidel 3, 143, 385
 Nieß 3, 164, 177, 178, 179,
 180, 389, 390, 391
 Nöldecke 144
 Nollendorf 93
 Novina 25

O.

Ohleder 353, 354
 Ohlert 81
 von Oldenburg-Januschau
 283
 Oelrich 388
 Ossa 8
 v. d. Osten 164
 Ostrowsky 377

P.

Pappendick 96
 Benz 364
 Peters 387
 Pelz 180
 Pfahl 236
 Philips 385
 Philipsen 3, 4, 19, 20, 125,
 135, 159, 164, 168, 174,
 175, 176, 185, 191, 193,
 195, 198, 200, 204, 214,
 215, 216, 220, 221, 262,
 367, 384, 387, 389, 390,
 391
 Pilawa 25
 Piffanski 77
 Plasse 367
 Pobog 24
 Pohl 68, 72, 73, 74, 78,
 87, 88, 382
 Polknau 180, 258
 Poritius 63
 Praetorius 380
 Pretorius 131
 Preuß 43, 142, 229, 368
 Prohl 3, 130, 132, 133,
 134, 361
 Progen 387
 Pruß 25
 Pusch 97, 98

Q.

Quandt 28, 29, 53, 59,
 67, 77
 Quartier 371, 372

R.

Radtke 238
 Radun 238
 Randt 3, 18, 159, 214,
 216, 385
 Rascher 77
 Rathke 171
 Ratuld 25
 Reiche 353, 354
 Reichel 144, 145
 Reimer 388
 Reiß 266
 Remmling 383
 Rettelsti 48, 198, 203, 205
 Regin 150, 204, 222
 Rhefe 31, 57, 58, 78, 79,
 131, 375, 376, 380
 Richmann 386
 v. Richthofen 210
 Riedel 28
 Ring 3, 138
 Rogatzki 74
 Rosenhagen 171, 236
 Rothenburg 182
 Ruhl 386
 von Rümker 208
 Ruß 25
 Rüdler 23

S.

Salomon 279
 Sas 25
 Sauer 174, 179
 Sceliga 23
 Schader 174
 Schaplau 382
 Schauer 217
 Scheele 248
 von Schendendorff 14, 83
 Schenk 55
 Schiemann 48, 205, 215
 v. Schlieben 52, 53, 54

- Schlubach 45, 225
 Schmidt 125, 140
 Schmidt v. Altenstadt 208
 Schmoller 344
 Schnee 262
 von Scholl 7, 17, 131, 136, 149
 Schramm 234
 Schröder 283, 369
 Schudert 190
 Schudi 83
 Schülke 362
 Schult 383
 Schulz 19, 161, 183, 231, 232, 235, 331, 382, 388, 390
 Schulz-Ademrecht 19, 231, 232, 235, 243, 388
 Schulz 77, 253, 331
 Schulze 141
 Schumacher 160, 201, 382
 Schwabe 194, 327
 Schwarzenberger 286
 Schwarzkopf 182
 Schweinberger 88, 95, 96
 Schwichtenberg 41, 126
 Seetau 388
 Selde 154
 Selke 119, 129
 Sellke 3, 115, 137, 140, 381
 Sembrzydki 376
 Siemens 190
 Siemund 195
 von Saint Simon, Herzog 393
 Sinneder 96
 Skibowski 335
 von Skoropiadsky 126
 Skuja 149
 v. Skwienjki 53
 Smith 147
 Sohm 257
 Sperato 52
 Stamer 124
 Stanke 3, 9, 10, 17, 19, 32, 42, 59, 60, 105, 134, 136, 137, 138, 139, 140, 149, 150, 151, 152, 153, 158, 159, 160, 162, 184, 214, 379, 381, 384, 391
 Stanke 191
 Steffens 19, 386
 Stein 92
 Steinfeld 363
 Steiniger 126, 182, 202, 203
 Steininger 126
 von Stephan 143
 Stieglitz 331
 Stobbe 259, 301, 388
 Stolz 175, 235
 Störmer 3, 41, 128, 129, 361
 von Strachwitz, Grafen 213
 Strauß 219, 255, 256, 385
 Strelow 183
 Strich 193
 Strimefius 76
 Struß 238
 Strumberg 23
 Stürmer 74
 Stüve 238
 Syhowski 23
 Szeliga 24, 25

I.

 Taube 179
 Technau 135
 Teglass 368
 Thiel 3, 145, 146
 Thomas 368
 Toldemir 40, 62, 63
 Turnier 193
 Tromm 92
 Trudrung 80, 88, 92, 94
 Trzywdor 25
 Tuschel 134, 381

II.

 Unruh 312

III.

 Wächter 206, 207
 Wagner 270
 Waldmüller 57
 Wandersleben 99
 Waniedius 53
 Wanjel 107, 108
 Weber 276
 Wedeke 66
 Wedel 83
 Wedler 88, 97
 Weinlig 207, 247
 Weiß 385, 386
 Weniger 201
 Werminghoff 279
 Wessel 3, 4, 18, 20, 43, 77, 125, 135, 137, 161, 169, 170, 185, 187, 189, 190, 191, 193, 195, 198, 200, 206, 207, 214, 233, 234, 235, 236, 367, 368, 369, 381, 384, 385, 390
 Westphal 238
 Wichmann 146
 Wiebe 3, 139, 141
 Wieniawe 11
 Wienj 162
 Wigand 54
 Wolfgangus 30, 52
 Wilde 238
 Wilke 238
 Wirszbinjki 8
 Witt 4, 176, 177, 205, 390
 Wittenberg 131, 135
 Wittwerck 386
 Wohler 278, 279
 Wohlgemuth 77, 79, 235, 237
 Woide 376
 Woinowjki 30
 Wolff 78, 148
 Woelke 371
 Wölm 363
 Wolowjki 306
 Worm 362
 Wunderlich 3, 4, 114, 204, 206, 215, 216
 Wüst 34, 46, 230, 231, 232, 233, 234, 246, 247, 326, 383, 386

IV.

 Banjelom 178
 Vogel 331
 Voigt 190

3.
v. Jedlich-Neufirch, Frei-
herren 176
Zernicki 23, 24
Zernicki-Sceliga 23

Zernicki-Sceliga 24
Ziegler 373
Ziehm 3, 172, 176, 178,
179, 183, 390, 391
Ziefener 238

Zobel 202
Zuters 108
Zydowik 335

Träger des Namens Wannow

Wanhof, Jakob 371
Wannhoff 371, 372, 373,
374
— Amanda 374
— Andreas 371
— Anna Maria 372
— Anton 371
— Arnold Ernst Lorenz,
* 1905, 373
— August 373
— Bruno 374
— Cornelius 374
— Elise 374
— Ernst Emil Max, *
1873, 373
— Erich 373
— Erna Charlotte, *
1904, 373
— Ferdinand, * 1842,
374
— Gertrud 373
— Gottfried 372
— Heinrich 372
— Heinz 373
— Heinz Georg, * 1907,
373
— Herbert Werner, *
1906, 373
— Hildegard 373
— Jacob 371, 372
— Jakob 371
— Johann 371, 374
— — Jacob 371, 372
— — Jakob, * 1800, 374,
— Josef 372
— Julius Ferdinand 372
— Katharina 373
— Klara 374

Wannhoff, Kurt 373
— Maria 371
— Martin 372
— Max 373
— Paul 372
— Richard 373
— — Ferdinand, * 1871,
373
Wannhoffin, Anna 372
Wannovius, Adolf, * 1876,
96
— — * 1893, 88
— — Friedrich * 1842,
95
— — Johannes, * 1893,
98, 99
— — Werner, * 1920,
88, 97
— Albert Wilhelm, *
1772, 14, 89, 90, 91, 92
— Andreas, * . . . , 51,
59, 82
— — Christian, * 1774,
102
— Anna, * 1875, 96
— — Louisa, * 1772, 102
— Antoniette Flora Ma-
thilde, * 1803, 90
— August Benjamin *
1728, 51, 77, 78
— Augustinus Benjamin,
* 1728, 77
— Bernhard Eduard Otto,
* 1814, 90
— Christian, * . . . , 51,
63, 64, 82, 87
— — * 1627, 105, 106
— — * 1704, 76, 77

Wannovius, Christian,
* 1711, 13, 68, 70, 72, 73,
82, 87
— — * 1785, 78, 79
— — Augustinus, * 1736,
77
— — Ludwig Adolf Mo-
rik, * 1804, 90
— Christoph August, *
1769, 13, 78, 81, 82, 87
— — Martin, * 1735, 73,
78, 82, 87
— — * 1736, 13
— Constantin, * 1813,
13, 14, 52, 82
— Elisabeth, * 1727, 87
— Emma, * 1874, 95
— Ephraim, * 1784, 102
— Erich, * 1882, 88
— Erna, * 1911, 99
— Eugen Emil Max, *
1907, 88, 97
— Felix, * . . . , 65, 82
— Frieda Gertrud, * 1892,
93
— Friedrich Wilhelm, *
1853, 102
— — — * 1878, 96
— — — Alexander Con-
stantin, * 1813, 81, 87
— — — Christian, * 1803,
14, 80, 88, 94, 95
— — — — * 1848, 88,
95, 96
— — — — * 1878, 88,
96, 97
— — — — * 1915, 88,
97

9 W., 7. u. (Sept.), 1753-1814 S. 83

- Wannovius, Frig Alex-
ander Erich, * 1882,
93, 94
— Gotthelf Abrecht Wil-
helm, * 1772, 75
— Hans-Georg, * 1922,
88
— Hans-Gregor, * 1922,
99
— Hermann, * 1911, 81
— Ida, * 1816, 81
— — Friederike, * 1880,
96
— — Johanne Käte, *
1883, 93
— Iwan, * 1810, 14, 80,
88, 92
— — Johannes Bernhard,
* 1881, 93
— Johann, * 1590, 23
— — * 1595, 2, 12, 14,
51, 65, 66, 69, 82, 87, 88
— — * 1844, 101
— — * 1855, 87
— — Benjamin, * 1778,
102
— — Christoph, * 1684,
2, 13, 51, 67, 68, 69, 70,
71, 72, 82, 87, 88
— — — * 1753, 83, 84,
85
— — Ernst, * 1756, 79
— — Gottfried, * 1738,
77
— — Julianna, * 1787,
102
— — Karl, * 1815, 101
— — Samuel Christian,
* 1767, 78
— Johannes, * 1855, 14,
81, 89
— — Friedrich, * 1855,
88, 97, 98
— Karl, * 1776, 101
— — * 1850, 102
— — * 1883, 98, 99
— — Leopold Alexander,
* 1811, 90
- Wannovius, Karl-Ludwig
Johannes, * 1918, 88, 94
— Laura Friederike, 1849,
95
— — Julie Anna, *
1887, 93
— Louis Iwan, * 1843,
88, 92, 93, 94
— Louisa Dorothea, *
1763, 75
— Ludwig Reinhold Ben-
jamin, * 1774, 14, 75,
80, 81, 88
— Luise, * 1883, 95
— — Friederike Emilie,
* 1801, 90
— Marie Julie Liesbeth,
* 1885, 93
— Mathäus Christian
Samuel, * 1766, 75
— Mathias, * . . . , 51,
57, 82, 87
— — 1547, 26
— Michael, * . . . , 1, 57, 82, 87
— — * 1590, 23, 62, 63,
64, 82
— — * 1700, 70, 76
— — * 1709, 51, 64, 65
— — * 1822, 102
— Rudolf Georg Richard,
* 1882, 93
— Salomon, * . . . , 51,
58, 61, 82, 87
— Samuel Stanislaus,
* 1783, 102
— Siegfried, * 1917, 88,
94
— — Günther, * 1920,
88, 99
— Stanislaus, * 1629,
13, 51, 66, 67, 69, 82,
87, 88
— — * 1733, 88
— — Martin, * 1733, 14,
51, 68, 70, 73, 74, 75, 82, 90
— Theodor Wilhelm Ru-
dolf, * 1808, 90
— Toni, * 1873, 95
- Wannow 361, 378
— Adele Franziska, *
1870, 142
— Adalgunda, * 1785,
149
— — Helene, * 1773, 128
— Adalgunde, * 1670, 114
— — * 1696, 123
— — * 1751, 131
— — * 1785, 137, 138
— Adolf, * 1914, 365
— Adolphine Mathilde,
* 1831, 164
— Adolph Ferdinand, *
1820, 162
— Albert Theodor, * 1858,
142, 147
— Andreas 371, 389, 390,
391
— — * 1664, 114, 115
— — * 1750, 126
— — * 1756, 129
— — * 1769, 127
— — * 1783, 3, 7, 82,
137, 148, 380, 381, 382
— — Richard, * 1854, 191
— — Theodor, * 1807,
154, 183
— Anna Christina Eli-
sabeth, * 1765, 127
— — Dorothea, * 1770,
128
— — — Adalgunde Eli-
sabeth, * 1791, 128
— — Elisabeth, * 1868,
221
— — Maria 371
— — — * 1731, 115
— — — * 1777, 127
— Anton 371
— Antonie Johanna, *
1868, 186
— Arthur, * 1888, 363
— — * 1899, 364
— — * 1909, 365
— August 367
— — Gottfried, * 1820,
368, 369

Wannow, Auguste, * 1892, 363
 — Barbara, * . . ., 114
 — — * 1702, 123
 — Caroline Constanzia, * 1787, 367
 — Caroline Philippine Florentine Renate, * 1792, 128
 — Cäsar Moritz 369
 — Catharina, * 1751, 132
 — Charlotte 245, 389, 390
 — Charlotte, * 1887, 192
 — — * 1912, 364
 — — * 1925, 363
 — — Johanna Auguste, * 1892, 201
 — Chatrina, * 1667, 114
 — Christel, * 1919, 364
 — Christian 371
 — — * 1627, 379
 — — * 1627, 3, 31, 105
 — — * 1656, 114
 — — * 1704, 123
 — Christina 371
 — — * 1699, 115
 — — * 1699, 123
 — — Concordia, * 1768, 128
 — — Elisabeth, * 1736, 126
 — — — * 1741, 126
 — — Philippina Dorothea, * 1784, 367, 368
 — Christine Concordia, * 1746, 129
 — — Elisabeth, * 1737, 115, 129
 — — — * 1772, 127
 — Concordia, * 1746, 132
 — — Erdmuth, * 1784, 135
 — Constantia Renate 368
 — Constanzia Renate, * 1792, 135
 — Cornelius, * 1750, 129

Wannow, Cornelius, * 1757, 133
 — — * 1829, 362
 — Curt, * 1886, 36
 — Dorothea, * 1768, 127
 — — Adelgunde, * 1795, 368
 — — Elisabeth, * 1740, 129
 — — — * 1785, 135
 — — Maria Berta, * 1908, 201
 — — Renate, * 1733, 131
 — — — * 1776, 134
 — — Eduard 389
 — — * 1828, 36
 — — Emil Arnold, * 1886, 216
 — — Elja, * 1883, 192
 — — Elisabeth, * 1834, 362, 363
 — — * 1868, 237
 — — Emil, * 1867, 36
 — — Otto, * 1867, 186, 200
 — — Emma 369
 — — Auguste, * 1861, 142
 — — Erdmann 361, 373
 — — * 1706, 31, 123, 361
 — — * 1716, 130, 380
 — — * 1738, 129
 — — * 1744, 129, 131, 135
 — — * 1747, 115
 — — * 1748, 126, 129, 134
 — — * 1756, 126
 — — * 1776, 127
 — — * 1778, 134
 — — * 1794, 136
 — — * 1830, 362, 363
 — — Erdmuth 361
 — — * 1762, 133
 — — Erich, * 1880, 36, 192
 — — Erna, * 1886, 194
 — — Ernst, * 1906, 36

Wannow, Ernst Otto, * 1905, 196
 — — Esther, * 1697, 123
 — — * 1742, 129
 — — * 1787, 128
 — — Christine Concordia Constanzia, * 1790, 128
 — — Concordia, * 1779, 135
 — — Erdmuth, * 1770, 127
 — — Euphrosina, * 1712, 123
 — — Frida 362
 — — Frieda, * 1887, 194
 — — Friederike 389
 — — Friedrich Gottlieb, * 1735, 132
 — — — Otto, * 1865, 185
 — — Frig, * 1865, 36, 189
 — — — * 1921, 363
 — — Gerda, * 1923, 363
 — — George Richard Erich, * 1880, 202
 — — Gertrud 245
 — — — Johanna, * 1888, 198
 — — Gottfried 123, 367, 371, 372, 373
 — — — * 1676, 31, 114, 116, 361, 380
 — — — * 1733, 115
 — — — * 1746, 126
 — — — * 1755, 126
 — — — * 1760, 133
 — — — * 1766, 127
 — — — * 1782, 128
 — — Günther, * 1890, 194
 — — Gustav, * 1870, 364
 — — — * 1915, 364
 — — — Emil, * 1863, 142
 — — — Ferdinand, * 1812, 155
 — — — Hans 245
 — — — * 1896, 362
 — — — * 1923, 211
 — — — Hans-Andreas, * 1907, 35, 286, 357, 358

- Wannow, Hans Joachim
Richard, * 1910, 202
— Hedwig, * 1893, 368
— Heinrich 367, 383, 386,
388, 389
— — * 1871, 35
— — * 1894, 33, 362
— — Egon, * 1864, 221,
239
— — Maximilian, * 1828,
368, 369
— — Richard, * 1870,
221, 245
— — — * 1902, 286, 335
— — Helene, * 1890, 216
— — Henriette, * 1856,
214
— — Helmuth, * 1922, 363
— — Hermann, * 1877, 362
— — Hildegard, * 1911, 364
— — Hilger 367, 368
— — * 1710, 361
— — * 1751, 126
— — (Hilarius), * 1826,
362
— — August 369
— — Rudolf, * 1825, 43,
368, 369
— — Hiliger, * 1710, 123
— — * 1753
— — * 1794, 136
— — Gottfried, * 1783,
135
— — — Salomon, * 1790,
368
— — Gottlieb, * 1747, 129
— — Irmgard 245
— — Isbrandt, * 1708, 123
— — Isbrandt 367, 373
— — * 1708, 126
— — * 1740, 126
— — * 1758, 129
— — * 1771, 127
— — Jakob 371
— — Jenny, * 1873, 235,
236
— — Mathilde * 1873,
221, 238
- Wannow, Johann, * 1729
115
— — * 1749, 129
— — * 1771, 127
— — * 1778, 127
— — * 1866, 362
— — George, * . . ., 126
— — — * 1779, 128
— — Gottlieb 381
— — — * 1706, 115
— — — * 1725, 129
— — — * 1736, 7, 31,
131, 136, 149, 380
— — — * 1776, 373
— — — * 1782, 137, 138,
149
— — — * 1805, 138
— — — * 1823, 362
— — Jakob 371
— — Johanna, * 1915, 365
— — Johanna Wilhelmine,
* 1823, 162
— — Johannes Otto, * 1858,
185, 195
— — Joseph 371
— — Julius, * 1878, 364,
365
— — Justina Elisabeth, *
1794, 368
— — Karl 367
— — Heinrich, * 1824,
162, 217
— — — * 1871, 221, 243
— — — Salomon Theodor,
* 1817, 368
— — Karoline Johanna Do-
rothea, * 1760, 126
— — Renate, * 1796, 136
— — Wilhelmine, * 1824,
43, 368
— — Klara Jeannete, *
1864, 185
— — Kurt, * 1886, 36, 192
— — * 1916, 211
— — Otto Heinrich, *
1886, 198, 203
— — Richard, * 1886,
202
- Wannow, Kurt Werner,
* 1889, 147, 148
— — Laura Sophie 389, 390
— — — * 1811, 155, 181
— — — Lina, * 1897, 364
— — Liselotte Maria, *
1919, 203
— — Lisette 362
— — Luise, * 1850, 184
— — Charlotte, * 1810,
155, 177
— — Therese, * 1861, 221
— — — * 1862, 185
— — Magdalene, * 1900,
201
— — Malwine, * 1877, 362
— — Margarete 245
— — * 1881, 192
— — Martha Clara, *
1834, 201
— — Maria, * 1696, 115
— — * 1848, 139
— — Constanzia, * 1743,
131
— — Katharina, * 1825,
140
— — Regina Karolina,
* 1856, 142
— — Wilhelmine Julis-
anna Justine, * 1803,
373
— — Marianne, * 1652, 114
— — Marie 362
— — * 1848, 184
— — Mathilde 339
— — * 1831, 174
— — Max 389
— — Michael, * 1734, 129
— — * 1757, 129, 361
— — * 1788, 135
— — Gottlieb, * 1791,
135, 361
— — Otto 384, 385, 389
— — * 1822, 35
— — * 1854, 33
— — * 1858, 36
— — * 1878, 363
— — * 1899, 192

- Wannow, Otto Emil,
 * 1854, 214, 216
 — — Friedrich, * 1822,
 162, 184
 — — Maximilian, * 1853,
 185, 193
 — — Richard, * 1862,
 142
 — Paul 389
 — — * 1860, 36
 — — Otto, * 1860, 185,
 198
 — Paula, * 1898, 364
 — Peter Cornelius, *
 1760, 125
 — — Erdmann, * 1783,
 128
 — Philippina Renate,
 * 1769, 133
 — Regina Concordia, *
 . . . , 125
 — — — * 1758, 133
 — — — * 1789, 368
 — — — Dorothea, * 1753,
 128
 — Renata Elisabeth, *
 1782, 367, 368
 — Richard 385, 387, 389,
 393, 396
 — — * 1854, 36
 — — * 1870, 35
 — — Eduard, * 1828, 164,
 211
 — Rosalie Friederike, *
 1826, 173
 — Rosemarie, * 1901,
 286, 352, 353
 — Rudolf 367
 — — Richard, * 1916,
 203
- Wannow, Salomon,
 1786—1839, 4
 — — * 1839, 362, 363
 — — Gottfried, * 1731,
 131
 — — — * 1786, 32, 137,
 139, 149
 — — — * 1827, 32, 140,
 141
 — — Gustav Gottfried,
 * 1855, 142
 — Selma 369
 — Therese 390
 — — Luise, * 1861, 236
 — Toni 390
 — Ulrich, * 1906, 36
 — — Karl Otto, * 1906,
 ?01
 — Ursula Elisabeth, *
 1740, 131
 — — Ruth, * 1925, 148
 — Werner, * 1900, 35
 — — Wolfgang, * 1900
 286, 353, 356, 357, 358
 — Wilhelmine 367
 — Willy, * 1891, 36, 192
 — Wolfgang Günther, *
 1920, 203
- Wannowius 378
 — Andreas 379
 — Christian August, *
 1736, 52
 — — * 1627, 1, 379
 — — * 1704, 51
 — — * 1711, 51
 — Christoph Martin, *
 1735, 52
 — Felix, * . . . , 51, 65
 — Johann, * 1595, 13
 — — Ernst, * 1756, 52
- Wannowius, Ludwig
 Reinhold Benjamin,
 * 1774, 52
 — Mathias, * . . . , 1,
 51, 52, 53, 54, 55, 56,
 57
 — — 379
 — Michael, * 1590, 51
 — — * 1700, 51
 — Stanislaus Martin,
 1733—1801, 11
 — v. Gerstzin 103
 Wannowski 375, 376, 377,
 378
 — August 377
 — — Michael Neopto-
 lemus, * 1801, 377
 — Carl 376
 — Felician Konstantin,
 * 1835, 377
 — Jan 375
 — Johann 376
 — Karl 375, 376
 — Max 377
 — Michael 375, 376
 — Robert 378
 — Stephan, * 1749, 375,
 376 * 1812
 — Wilhelm 376
 — Wladislaus 375
 Wannowski, Peter Seme-
 nowitsch, * 1822, 377
 Wannowsky 378
 — Gleb Michailowitsch
 378
 Wanoffsche, Anna 378
 Wanoffski Felician 376,
 377
 Wanoffsky, Nerten 378
 Wanowsky, Fr. G. 378

Verichtigungen:

Bei Bildtafel nach Seite 54 muß es heißen: * 21. 9. 1888.

Bei Bildtafel vor Seite 161 muß es heißen: * 1824, * 1873.

Bei Bildtafel vor Seite 221 letzte Zeile unten muß es heißen:
„hinter Seite 248“.

Bei Bildtafel vor Seite 231 unten links muß es heißen: „Hof-
besitzer Rogendorf“.

Die auf der Doppeltafel vor Seite 265 gezeigten beiden Frauen-
bildnisse sind zu tauschen, während die Überschriften richtig stehen;
es ist also die Frau mit der langen weißen Schleife: Luise Friederike
Philippson und die mit der kurzen Schleife: Auguste Borchmann.